Friedrich Theod. Vischer

Kritische Gänge

Dritter Band

Herausgegeben
von
Robert Vischer

Zweite, vermehrte Auflage

Berlin und Wien bei Meyer & Jessen
1920

Druck von Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg (Bez. Halle).

Einführende Bemerkungen.

Da liegt er endlich vor mir, fertig zur Ausfahrt und zur Anmeldung, der dritte Band. — —

Er kann als eine beinahe vollständige Sammlung der politischen und publizistischen Schriften Fr. Vischers bezeichnet werden. Das Übrige findet man teils im ersten Bande dieser zweiten, vermehrten Auflage seiner „Kritischen Gänge",*) teils wird man es im sechsten finden und in einer noch zu verfassenden Schilderung seiner Frankfurter Zeit. — Auch einige Reden solcher Art sind hier beigefügt. Vor allem waren hier von seiner Tätigkeit in der Reichsstadt am Main, wohin ihn die Reutlinger als Parlamentsabgeordneten gesandt hatten, wenigstens Proben zu geben. Der Entschluß dazu wurde mir freilich schwer, und zwar nicht nur, weil seine dort gehaltenen Reden meist an Vorausgegangenes anknüpfen und weil einige mit systematischen Formulierungen verbunden sind, sondern auch, weil ihr Wortlaut vielfach nicht ganz echt und vollständig überliefert ist. In einem Brief, den er am 16. Juli 1848 an seinen Freund Schnitzer, den Rektor des Lyzeums in Reutlingen, richtet, schreibt er mit Bezug auf eine beigelegte, hier S. 4—7 abgedruckte, Rede, womit er militärische Organisation einer Volkswehr verlangt:

„Ich muß nur bemerken, daß in diesen Darstellungen der Stenographen alles furchtbar stumpf und tertianermäßig wird."

Bedenken gegen den Abdruck der für die Auswahl in Betracht kommenden Reden erweckte zudem die Tatsache, daß er in zwei derselben gestört wurde. In seiner ersten Rede, welche hier am Anfang, S. 1—4, steht, unterbrach ihn der Präsident, gerade da er „im besten, wärmsten Zuge" war, sichtlich aufgeregt mit der Forderung, er solle bei der Sache bleiben (S. 3). Darüber schreibt Fr. Vischer am nächsten Tag dem Genannten:

„Ich war eigentlich nicht abgeschweift, denn um die Dringlichkeit zu beweisen, muß ich doch zuerst die Einwendung widerlegen, die Volkswehr bestehe ja schon; ich hatte kein unpassendes Wort gesprochen, und dennoch! Es war ungerecht, höchst ungerecht. Ich kann nicht anders glauben, als daß der Präsident meinte, meine Rede enthalte Hiebe auf hessische Zustände, daß er persönlich empfindlich war. Es war wie ein Kübel kalt Wasser auf den Kopf. Alles gibt mir recht und begreift das Benehmen Gagerns nicht. Der alte Jahn begrüßt mich seit meiner Rede jedesmal mit einem derben Patsch. Ich behielt zwar die feste Haltung, bewies, daß ich nicht

*) Es ist in den schließlichen Anmerkungen auf den Seiten 516 (zu S. 161), 522 (zu S. 186), 526 (zu S. 289) und 527 (zu S. 381) näher nachgewiesen.

abgeschweift, aber die weiteren schlagenden Worte waren verloren; ich mußte zu Ende eilen."*)

Am 19. September 1848, dem Tag nach seiner zweiten Rede über Kirche und Schule (hier unten S. 11—15), schreibt er an seinen Freund Wilhelm Kapff:

„Gestern Vormittag debattierten wir noch, während man Barrikaden baute, und Ihr dürft es nicht für Fühllosigkeit halten, daß ich in diesem Augenblick für die Schule sprach, der Moment kam nicht wieder, und ich muß dem seufzenden Lehrerstand mein Wort lösen. Doch wenn Ihr die Rede im stenographischen Bericht leset, werdet Ihr finden, daß der Schluß in rascher Eile nur von der Volksschule Einiges flüchtig sagte, von dem höheren Lehramt aber nichts. Dies kommt daher, daß ich viel Mühe hatte, während schon an die Türen der Paulskirche gestoßen wurde, die Aufmerksamkeit noch zu fesseln."

Am 4. Oktober nimmt er dies in einem Brief an Kapff noch einmal auf mit einem Ausspruch, der schon den Kern seiner späteren Schrift: „Die Religion und die Revolution" enthält.**) Nach der Schlußfolgerung, man müsse

„den Schullehrer mehr und mehr heben, bis er auf gleicher Stufe mit dem Geistlichen steht, bis endlich der Augenblick kommen wird, wo beide ineinander übergehen", schreibt er: „Für den Augenblick aber bringt man dadurch eine Spannung hervor, die in altgewohnte, dem Volke noch ehrwürdige Verhältnisse schneidend eingreift. Diese Verwicklung, diese unendliche Schwierigkeit, die rechte Übergangsform zu finden, habe ich in einer" (? meiner) „Rede, die kürzlich auch der" (Schwäbische) „,Merkur' gab, keineswegs, wie ich wollte und sollte, auseinandergesetzt. Sie besteht aus zerhackten Sätzen, dunkel angedeuteten Ideen; der Grund davon war die Hast und Eile, die der Augenblick herbeiführte; ich mußte über Hals- und Kopf jagen, weil niemand mehr Geduld hatte; denn draußen lärmte das Volk und baute schon Barrikaden."***)

*) S. Deutsche Revue, herausgegeben von Richard Fleischer, 1909/10: Achtzehn Briefe Fr. Th. Vischers aus der Paulskirche, herausgegeben und erläutert von Oberstudienrat Dr. Egelhaaf (Stuttgart).

**) S. hier unten S. 106—118.

***) S. Deutsche Rundschau, herausgegeben von Rodenberg, 33. Jahrgang, Heft 2, August 1907: Brief Fr. Th. Vischers aus der Paulskirche, herausgegeben, eingeleitet und erläutert von G. Egelhaaf, S. 200 und 204.

Aber die Gründe für den Wiederabdruck einer Auswahl seiner Frankfurter Parlamentsreden überwogen mir doch die Gründe dagegen. Urkunden seines fortgesetzten Drängens auf Schaffung einer Volkswehr der Nationalregierung durften hier nicht fehlen. Man soll sich überzeugen, wie klar er dies als erste Aufgabe erkannte, mit welchem Eifer er sich an ihrer Lösung beteiligte. Und daß seine Reden über Kirche und Schule verdienen, aus der Vergangenheit an das Licht unserer Tage gehoben zu werden, das beweist ja schon ihr Inhalt an und für sich und die Freude, womit sie auch in der Ferne vernommen wurden. In einem Schreiben vom 11. November 1848 spricht ihm der Lehrer Gaus aus Neckarsulm im Namen von gegen dreihundert Lehrern Württembergs tiefgefühlten Dank für sein kräftiges und schönes Wort in der Nationalversammlung aus und bittet ihn dringlich, noch einmal für die Lehrer zu sprechen und die Gemeindewahlen abzulenken. Die Gemeinden, schreibt er, sind von Jesuitismus, Ultramontanismus und Pietismus geleitet. „Entreißen Sie uns dieser Bevormundung!" — Außer diesen vier Reden wählte ich noch die Rede für Ermäßigung der Zivillisten aus, und es bedarf dies wohl keiner Begründung, da sie nicht weniger gewichtig und charakteristisch ist als die übrigen.

Der Artikel „Die Religion und die Revolution" ist in zwei Fassungen vorhanden. Die eine, ein Manuskript, welches vor dem Schluß abbricht, habe ich 1919 in der Zeitschrift „Der Schwäbische Bund" veröffentlicht. Die andere, welche Fr. Vischer 1851 in Kolatscheks „Deutscher Monatsschrift" erscheinen ließ, unterscheidet sich nicht nur in der ganzen Anlage von jener, sondern auch durchweg im Ausdruck und ist offenbar die zweite, endgültige Fassung, daher hier abgedruckt, jedoch er schreibt an D. Fr. Strauß darüber, die Redaktion habe ihm den Text vielfach verstümmelt und abgeschwächt, weshalb ich es für angezeigt hielt, auch die erste handschriftliche Fassung herauszugeben, wozu sich mir die genannte Zeitschrift anbot, und hiemit eine Vergleichung zu ermöglichen.

Eine Erklärung von Züricher Deutschen, worunter sich Fr. Vischer befand, hat er am 26. Februar 1861 mit seiner Namensunterschrift veröffentlicht. Es ist anzunehmen, daß er an ihr stark beteiligt war, ja daß er sie selbst verfaßt hat, aber sie paßt schon wegen ihrer paragraphenmäßigen Fassung nicht unter die Kritischen Gänge. Ich habe sie hier daher unter den nachträglichen Anmerkungen (auf S. 517 ff.) mitgeteilt.

Von den 36 Stücken, woraus der erste Teil besteht, sind 7 bis jetzt nicht erschienen (das 2., 7., 8., 19., 21., 24., 27.). Jedem der letzteren ist hier am Schluß der Vermerk: Manuskript beigesetzt.

Publizistisch im besonderen, unterscheidenden Wortsinn sind hier im ersten Teil sechs Aufsätze und im zweiten ebensoviele. Diese Bezeichnung hat Fr. Vischer

selbst in „Altes und Neues“ (Stuttgart, 1882) als Obertitel gebraucht für die drei Schriften, die hier im ersten Teil an dritt- und zweitletzter Stelle stehn, nämlich für den Zeitungsartikel: „Die (vorläufig) letzte Handlung des deutschen Reichskanzlers“ und für die zwei zusammengehörigen „Über eine gesellige Unart“. Die beiden Vorworte zu jenem habe ich hier am Ende desselben (S. 353—365) beigegeben, weil mir dies die hier im ganzen durchgeführte chronologische Reihenfolge zu fordern schien, und sie sind ja tatsächlich Nachträge, um fünf Jahre später geschrieben. Aber den Schluß des zweiten Vorworts habe ich (S. 367) weggelassen, weil ich die Worte nicht verändern durfte. Er besteht in den folgenden Sätzen:

„Das Vorwort ist nun länger geworden als der bevorwortete Artikel über Schutz gegen Fälschung der Nahrungsmittel. Ich fürchte nicht, man werde darin einen komischen Abstand finden. Wir verdanken den Kulturkampf einer hierarchisch verfälschten Religion. Religion ist doch das erste Nahrungsmittel des Geistes. Eine Parallele zwischen beiden Fälschungen ist wohl nichts Gesuchtes.“

Die „Zwei Artikel über eine gesellige Unart“ hat Fr. Vischer mit folgendem Vorwort in „Altes und Neues“ gebracht:

„Wer über den Wiederabdruck dieser zwei Artikel aus der Tagespresse den Kopf schüttelt, dem dürfte ich entgegenhalten, er werde sein Urteil festgestellt haben, eh' er den zweiten recht gelesen, aus dem zu ersehen ist, wie doch der kleinste Ausgangspunkt auf Bedeutenderes führen kann. Auch der dortige Hinweis auf den Zusammenhang mit der Moral wird wohl nicht unrichtig sein. Doch ich gestehe, daß diese Gründe allein mich nicht zu der Aufnahme bestimmt haben. Es darf doch jeder Schriftsteller auch sein Urteil über die Qualität seiner Arbeiten haben. — Ich überlasse dem Leser, aus diesem Satz weiter zu schließen, und bitte ihn, die Sachen nicht bloß auf den Stoff anzusehen, sondern auf die Behandlung des Stoffs. Ich darf nicht fortfahren; schon dies Wenige kann eitel scheinen — es fragt sich nur: wem? Ich hoffe: denen nicht, von denen man beurteilt zu sein wünscht.“

Der Schluß des ersten Artikels „Über eine gesellige Unart“ ist an die Württembergische Eisenbahnverwaltung gerichtet (S. 372) und der Schluß des Artikels „Für den deutschen Schulverein in Österreich“ besonders an die Schwaben (S. 381), aber im ganzen haben ja beide Forderungen allgemeine Geltung, daher sind sie von mir dem ersten Teil angereiht. Die Stücke dagegen, worin es sich hauptsächlich um Württemberg und um Verhältnisse an

württembergischen Orten handelt, habe ich im zweiten Teil zusammengestellt. Indessen bestimmte mich zu dieser Anordnung allerdings auch ein anderer Gesichtspunkt. Die Zahl der publizistischen Stücke ist hier, im zweiten Teil, dreimal größer als die Zahl der politischen. Publizistisch ist hier gleich die erste Schrift: „Das akademische Leben und das Turnen". Allgemeine Geltung hat ja gewiß auch sie, sie ist an die deutschen Hochschulen überhaupt gerichtet, jedoch dabei hat Fr. Vischer vor allem Tübingen im Auge, er erwähnt in ihr seine Inauguralrede (S. 387), sowie zwei Tübinger Stadtbegebenheiten (S. 396 und 399) und kommt auf die Einführung des „halben Landwehrsystems" in Württemberg.

Über Tierquälerei hat er mehrere Zeitungsartikel geschrieben. Ich glaube, ganz in seinem Sinn zu handeln und im Sinn aller, die ihm zugetan sind, indem ich zwei derselben hier bringe, obgleich sie lediglich lokale Zustände und Vorgänge betreffen (S. 481—493).

Als Anhang habe ich dem ersten Teil eine ganz kleine Auswahl von Aphorismen beigegeben, die wahrscheinlich nach 1882 entstanden sind, und dem zweiten Teil die Rede zur Enthüllung des Epitaphiums im Stuttgarter Polytechnikum. Das sind nun zwar keine kritischen Gänge (auch die wenigen Aphorismen kann man nicht gut wie die politischen und unpraktischen Aphorismen des ersten Teils als Bruchstücke kritischer Gänge betrachten), aber ich sah mich zu diesen Beigaben genötigt, weil kein anderes Dach zur Unterkunft bereit stand; und ich denke, man wird sie doch nicht ungerne mit annehmen, weil sie das Bild vervollständigen (S. 382 und 494—501).

Es kommen, hauptsächlich im ersten Teil, mehrere Wiederholungen vor. Sie erklären sich aus der Verschiedenheit der Entstehungszeiten und Bestimmungen, und ich durfte sie nur in ganz vereinzelten Fällen weglassen. Sie gehören ja wesentlich mit in den stark bewegten Strom der Beweisführung, sind Kraftwellen, Akzente, darin, und kommen dem empfänglichen Leser wohl kaum, oder doch nicht in störender Weise zum Bewußtsein.

Es sind freilich längst vergangene deutsche Fragen, Bestrebungen und Sorgen, Kämpfe und Schmerzen, welche diese Blätter vergegenwärtigen, aber ich denke: eben weil sie dieselben so lebendig vergegenwärtigen, eben darum werden sie noch in unseren Tagen deutsche Leser ergreifen und fesseln. Sie versetzen uns in die Vergangenheit, als ob wir sie heute durchleben würden, wir spüren darin den Atem eines Mannes, dem das Schicksal, die Ehre und Wohlfahrt seines Vaterlandes tiefste Herzensangelegenheit war, und man wird vieles darin finden, was merkwürdig zutrifft auf das, was wir jüngst erlebt haben und auf den Zustand, worin wir uns jetzt befinden.

Alles, was ich hiemit vorlege, habe ich seinerzeit Herrn Professor Dr. Adolf Rapp, dem Enkel eines der besten Freunde Fr. Vischers, auf seinen

Wunsch für eine Studie zur Verfügung gestellt. Er hat sie 1911 in dem Sammelwerk: Beiträge zur Parteigeschichte, herausgegeben von Dr. Ad. Wahl in Tübingen, veröffentlicht unter dem Titel: „Friedrich Th. Vischer und die Politik.“ Sein Urteil steht auf dem Boden des Erfolges der kleindeutschen Politik, er versetzt sich aber mit warmem Eingehen in die Anschauung Fr. Vischers, und seine Schrift ist hier namentlich deshalb anzuführen, weil sie dem Leser dieses Bandes in vielem zur Orientierung dienen kann. Mein Neffe Ludwig Bittner, Universitätsprofessor und Staatsarchivar in Wien, der ebenfalls alle diese Schriften einsehen konnte, geht, als deutscher Österreicher, jedoch ohne darum befangen zu sein, von dem relativ entgegengesetzten Standpunkt aus in seiner Schrift: „Fr. Vischer über Österreich.“ Sie ist 1918 im 3. Hefte des 1. Bandes der historischen Zeitschrift „Österreich“ erschienen.

In den Erläuterungen und Notizen, welche am Ende dieses Bandes beigeschlossen sind, habe ich, soweit ich es als Laie in diesem Gebiet vermochte, nähere Auskunft gegeben, und zwar namentlich über im Text erwähnte Tatsachen und Personen, die dem Auge der Gegenwart schon von dem Schleier der Vergangenheit bedeckt sind. Bei den Bemühungen zu diesem Zweck erfuhr ich dankenswerte Unterstützung mit Rat, Literaturnachweisen und auch zum Teil mit positiven Angaben von meinem Neffen Bittner, Herrn Professor Schmid, Landesbibliothekar in Stuttgart, Herrn Professor Dr. Hansen, Stadtarchivar in Köln, meinem Schwiegersohn Professor Dr. R. Meißner in Bonn und meinen Freunden Hofrat A. Klinckerfuß in Stuttgart und Dr. Hugo Falkenheim in München.

Im Juni 1920.

R. Vischer.

Inhalt.

Erster Teil.

Zweiter Teil.

Erster Teil.

Anträge und Reden im Frankfurter Parlament.

Organisierung einer Volkswehr.

I.

Meine Herren! Mein Antrag lautet: „Die verfassunggebende Reichsversammlung, in Betracht, daß die Volksbewaffnung nicht weniger dringlich ist, als die Bildung einer Kriegsflotte, wolle sofort eine Kommission nicht bloß zur Beratung der Organisation einer wahren, mit dem stehenden Heere in innere Verbindung zu setzenden Volkswehr, sondern auch der alsbaldigen Gründung einer Vollzugsbehörde zur schleunigen Durchführung dieses von den einzelnen Staaten betriebenen Instituts niedersetzen."

Wenn ich die Dringlichkeit der Sache beweisen soll, so wird man mir vielleicht sogleich einwenden, wie denn bei einem Institut von Dringlichkeit noch die Rede sein könne, das ja bereits im Gange sei. Dieses Kleinod unter den neueren Errungenschaften, die Bürgerwehr, wurde von den einzelnen Regierungen unserer Staaten zugesagt und auch eingeleitet. Ja, es ist im Gang; allein was ist dies für ein Gang? Es ist ein Gang ohne Füße, und wenn wir diesem Gang ohne Füße nicht heute noch Füße machen, so werden wir die ganze Sache morgen am Boden treffen. Es erwartete in jenem Augenblick, da Deutschland erwachte, alle Welt einen kräftigen und schöpferischen Akt, der dieses Institut rasch und entschlossen ins Leben rufe. Wir wußten alle, daß nicht mit Einem Male die stehenden Heere abgeschafft werden können und sollen. Niemand dachte an eine plötzliche Einschmelzung des stehenden Heeres in die Volkswehr, allein ausgesprochen sollte das Prinzip werden, daß das, was bisher stehendes Heer war, in Zukunft etwa ein erstes, präsentes Bataillon in Volkswehrregimentern sein solle; ausgesprochen, sage ich nochmals, hätte dieses Prinzip werden sollen. Niemand von uns wird ferner die fabelhafte Vorstellung haben, als ob ein zerstreuter Haufen von Büchsenschützen einem disziplinierten stehenden Heere Widerstand leisten könne. Nein. Soll von einer Bürgerwehr die

Rede sein, so muß sie streng militärisch organisiert werden; denn alsdann wird auch der Augenblick der Reife kommen, wo sie mit dem stehenden Heere ein Ganzes bilden kann. Aber was erhielten wir? Wir erhielten lahme Polizeigesetzentwürfe, die dieses herrliche Institut von Anfang an als ein totgeborenes Kind hinsetzten, das neben dem stehenden Heere als eine verlachte Stadt- und Bürgermiliz zum Schutz der inneren Sicherheit und Ordnung, als ein Korps von Krähwinkelsoldaten figurieren sollte. Die Volkswehr neben dem stehenden Heere ist stets zur Lächerlichkeit und zum Schlendrian verdammt. Darum lieber keine Volkswehr als eine solche. Man wollte in echt freisinnigem Geiste das Institut durch die Gemeinden und ihre Behörden gründen lassen. Ehre den Gemeinden. Allein es sind Zivilbehörden, es ist rein zufällig, ob sich in ihnen Techniker, frühere Militärs, befinden oder nicht; zufällig, ob sie über militärische Personen in den Gemeinden verfügen können; es sind Behörden, die nicht gewohnt sind, die Autorität des offiziellen militärischen Befehls zu führen. Daran fehlte es denn vor allem, am Befehl. Schwer ist es, denen zu befehlen, die nicht gehorchen wollen, aber unverantwortlich ist es, denen, die gehorchen wollen, nicht zu befehlen; auf die gepeinigte Geduld folgt Erschlaffung, Lässigkeit, die Begeisterung verraucht und das ungeschmiedete Eisen verglüht. Da, wo gern gehorcht wird, wo man Befehl erwartet, muß man befehlen, aber auch streng und ganz befehlen. Man stellte uns hin als Herden ohne Hirten, wir sehen uns nach dem Reglement, nach dem Kommando um, wir fragen: wohin gehören die Schützen, wer weist uns unsere Stelle an, wer führt die Listen, wer hält die kontrollierenden Versammlungen? Da war nirgends Einheit, nirgends Oberbefehl, nirgends Ordnung, es war mit einem Wort ein Zustand nicht zum Aushalten. Ich gehorche gern und habe schon vor der neuern Zeit mit willigem Gehorsam die Muskete getragen; allein unter solchen Umständen hätte ich sie zehnmal lieber zu Boden geworfen und wäre aus dem Glied getreten. Manche freilich wollen nicht gehorchen; träge und stumpf, verstanden sie von Anfang an den Geist der Zeit und des Instituts nicht; allein solche müssen gezwungen werden, denn da, wo Freiheit herrscht, soll auch den Gesetzen die strengste Vollziehung werden; da, wo diese der Ausdruck des eigenen Willens der Nation sind, sollen sie auch mit unerbittlicher Strenge durchgeführt werden.

— (Unterbrechung durch den Präsidenten, der erklärt, es handle sich vorerst nur um Begründung der Dringlichkeit der Niedersetzung eines Ausschusses für den fraglichen Zweck, und hierauf habe sich der Redner zu beschränken.) — Ich hielt für notwendig, den Zustand, worin sich das fragliche Institut bis jetzt befindet, zu schildern, und glaubte damit manchen Gefühlen und Erfahrungen in Deutschland Worte zu leihen. Sollte ich mich zu lange hiebei aufgehalten haben, so kann ich dies nur bedauern; denn ich will die kostbare Zeit der Versammlung nicht vergeuden. Zur Sache aber, nämlich eben zur Frage der Dringlichkeit, gehört eigentlich allerdings die Nachweisung, daß das Institut nur scheinbar besteht. Ich kann die Dringlichkeit meines Antrages nicht beweisen, wenn ich nicht zuerst dartue, daß jede Einwendung unbegründet ist, die behauptet, daß das, worauf ich antrage, schon bestehe. Man soll nicht meinen, mich damit widerlegen zu können, daß man sagt, das Institut sei ja schon im Gang. Es ist noch nicht im Gang, sondern muß auf neue Prinzipien neugegründet werden, und die Gründe sind einfach die: das Vaterland ist in Gefahr, die günstigste Stimmung ist da, man muß das Eisen schmieden, solange es heiß ist; der erste und letzte innere Grund der Dringlichkeit aber ist der, daß eine Person, ehe sie sich nach innen ausbilden kann, sich nach außen muß behaupten können, und ebenso ein Volk. Dieser Gegenstand gehört daher gewiß unter diejenigen, worüber wir am allerersten zu beschließen haben, und meine Ansicht ist hienach die, daß die Kommission den Entwurf eines Organismus einer künftigen, wahren Volkswehr zwar berate, zugleich aber auch sich beeile, dahin zu wirken, daß eine besondere vollziehende Behörde für diesen Zweck geschaffen werde; denn der Oberfeldherr, der unser stehendes Heer führen soll, kann nach meiner Überzeugung nicht zugleich dieses Institut in die Hand nehmen, weil er anderes und wahrlich viel anderes zu tun hat. Es wäre der Sache der Volkswehr ihre oberste Einheit in einem Chef zu geben, der, von einem Kriegsrate umgeben, alsbald den durch die Beratung beschlossenen Organismus in seinen Grundlagen durchzuführen die Hand ans Werk legte, Deutschland in Wehrkreise teilte und überhaupt nach den Grundsätzen zu verfahren haben dürfte, die ein anerkannter Kenner des Kriegswesens, Pönitz, dessen Flugschrift über diesen Gegenstand ich in meinem Antrag zur Berücksichtigung empfehle, hierüber mitgeteilt

hat. Jedenfalls wird die hohe Versammlung darin mit mir einverstanden sein, wenn ich sage: lieber heute als morgen, lieber in dieser Stunde als in der nächsten; denn eine Viertelstunde jetzt verlieren, heißt ein Jahrzehnt verlieren. (5. Juni 1848.)

(Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der deutschen konstituierenden Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. Herausgegeben von Franz Wigard, Bd. I, S. 207 f.)

II.

Rede zu dem Verbesserungsantrag: Die Reichsversammlung wolle die durch die Lage Deutschlands geforderte Verstärkung der deutschen Wehrkraft nicht durch Vermehrung des stehenden Heeres ins Werk setzen, sondern zuerst einen Entwurf für Bildung einer wahrhaft militärisch zu organisierenden Volkswehr beraten und hierauf die Zentralgewalt mit rascher Ausbildung des ersten Baues derselben beauftragen.

Meine Herren! Den Verbesserungsantrag, den ich stellte, habe ich darum entworfen, weil ich so, wie die Sache nach der letzten, vor acht Tagen stattgehabten Diskussion lag, gar nicht hätte stimmen können. Sie lag, wie uns bekannt ist, offenbar völlig unreif, allein es scheint mir auch jetzt nicht, daß sie ganz reif sei, und ich will zur Motivierung meines Antrags zunächst sagen, warum mir die ganze bisherige Verhandlung noch ein völlig unklares Bild gibt. Ursprünglich hatte die Kommission zwei Anträge gestellt. Der erste war offenbar im Sinne des alten stehenden Heeres gemeint. Der zweite dagegen machte einen Ansatz zur Ergänzung des Heeres durch Volkswehr. Es war aber eine Halbheit, denn diejenige Mannschaft, von der man zugestand, daß sie in ihren Gemeinden und Bezirken bleiben und eingeübt werden dürfe, sollte doch ausgehoben werden. Die neuere berichtigende Erläuterung würde abermals in denjenigen Ländern, wo noch keine Landwehr ist, zu einer Aushebung führen. Eben die Aushebung ist es aber, womit das Prinzip des stehenden Heeres ausgesprochen wird; immer wird diese Maßregel im Volk als der gewaltsame Griff in seine Mitte hinein erscheinen, der den Bürger vom Bürger trennt und einem neuen Körper zuweist, der dem Bürgerverbande als eine eigene Kaste gegenübersteht. Lassen Sie in diesem Augenblick in den Ländern, wo kein Landwehrsystem besteht, aus-

heben, so werden Sie bei der fieberhaften Aufregung des Volkes Folgen sehen, die wir schwer verantworten könnten. Die Unklarheit, die in der Verhandlung über die Anträge herrschte, tritt besonders in dem hervor, was über die Bürgerbewaffnung gesagt wurde. Sie erinnern sich, wie man versuchte, dieses Institut als eine undisziplinierte Massenbewaffnung in ein heiteres Licht zu stellen. Allein ich konnte dies alles nicht verstehen, denn ich frage, ist denn wohl jemand unter uns, der eine Volksbewaffnung will, die nicht wahrhaft kriegerisch und zu geschlossenem Zusammenwirken organisiert wäre? Ich wenigstens kann es nicht glauben. Daß bewaffnete Menschen keine Heere sind, davon kann niemand mehr überzeugt sein als ich: lieber gar keine Volksbewaffnung, als eine solche, welche ein Chaos, eine unorganisierte Masse ist, die mit Waffen spielt. Entweder, oder. Weil aber meines Erachtens niemand eine solche anarchistisch-chaotische Volksbewaffnung will, so fielen auch die Hiebe, die dagegen geführt wurden, in die Luft. Es kommt mir dies gerade so vor, wie wenn einer ein Kind, statt es zu erziehen, verwildern läßt und nachher sagt: der ungezogene Junge taugt nichts. Man hat die Volksbewaffnung sich selbst überlassen, hat sie auf verfehlter Grundlage eingeleitet, so daß sie jetzt ein ratloses Durcheinander ist, und so treffen sie freilich die Vorwürfe, die aber wahrlich der gute Wille unseres braven und willigen Volkes nicht verdient hat. Die Sache selbst scheint mir nun so zu stehen: Daß wir eine große und imposante Vermehrung unserer Truppenstärke gebrauchen, ist mir keinen Augenblick zweifelhaft, und wäre ein Krieg auch nicht so nahe, als viele glauben, so bin ich doch überzeugt, daß der Moment jetzt gekommen ist, wo Deutschland einmal seine Kraft entwickeln, sich vor Augen stellen und sehen, nicht bloß glauben soll. Es soll als klarer, organisierter Körper vor unsere Augen treten, welche Riesenstärke wir haben, wenn wir unsere Kraft aufbieten, eine Kraft, durch die wir ganz Europa imponieren und, wenn es möglich ist, einen Krieg verhindern. Aber nimmermehr dürfen wir die Verstärkung durch Maßregeln einleiten, die irgend an das Prinzip des stehenden Heeres erinnern. Unsere Völker ertragen das nicht mehr, es ist nicht mehr möglich und würde in einer Weise aufreizen, welche ungeheure Folgen nach sich ziehen kann. Die Frage und die Schwierigkeit liegt also in der Aufgabe, unsere Macht, soweit es immer möglich ist, zu

verstärken, aber nicht anders, als in der Weise einer wohl organisierten Volkswehr. Die Einwendungen, die man dagegen erhebt, kenne ich sehr wohl. Man wird sagen, diese Organisation braucht Zeit. Müssen wir ja doch ins Knabenalter zurückgreifen und eine neue Generation für eine wahre Volkswehr heranziehen. Es erfordert also Dezennien, um eine solche in ihrer Vollendung ins Leben zu rufen. Dennoch bietet sich ein Ausweg dar. Geben wir zuerst die Umrisse einer guten Wehrverfassung, und dann wird der erste Bann, oder die ersten Bataillone der Regimenter, schnell bezeichnet und eingeübt; aber nicht in der Weise der Konskription dürfen sie ausgehoben werden, denn diese würde, wie gesagt, sogleich das Prinzip der stehenden Heere an der Stirne führen. Eine ganze Altersklasse werde zur Bildung eines ersten Bannes einberufen und eingeübt; ausgeschieden werden diejenigen, für welche Gewerbs- und Familienverhältnisse Schonung fordern. Ein Gesetz muß die Linie für diese Ausnahmen ziehen und diejenigen bezeichnen, welche in ein zweites oder drittes Aufgebot zu stellen sind. Ein Antrag, den ich schon früher eingereicht, gibt den Entwurf einer Wehrverfassung, der nähere Bestimmungen enthält. Ich bin nicht dagegen, daß der erste Bann ein halbes Jahr präsent sein muß, um zu einem wahrhaften und geschlossenen Zusammenwirken gebildet zu werden. Die Einübung wird aber nicht längere Zeit in Anspruch nehmen, als dies bei Rekruten der Fall wäre, die im eigentlichen Sinne konskribiert würden. Was den Kostenpunkt betrifft, so ist meines Erachtens hier eine sehr einfache Erleichterungsmaßregel noch gar nicht erwähnt worden, die Maßregel nämlich, daß von einem gewissen Vermögens- oder Steuerbetrag die Bewaffnung und Bekleidung von dem Wehrmann selbst bestritten werden müßte, was sich in diesem Augenblick der allgemeinen Begeisterung ganz wohl einführen läßt. Weil wir also eine Verstärkung, und zwar eine imposante Verstärkung brauchen, sie aber nimmermehr in der Art des stehenden Heeres ins Werk setzen dürfen, da wir aber durch den Antrag der Wehrkommission eine Halbheit erhielten, die weder Volkswehr, noch stehendes Heer ist, so geht meine Meinung dahin, daß wir den Entwurf der Wehrverfassung ohne längern Verzug beraten sollten. Die Kommission hat Zeit gehabt, sie wird uns einen solchen Entwurf gewiß bald vorlegen können. Wir werden das Beschlossene in seinem ganzen Um-

fang freilich nicht sogleich ins Leben rufen können, wohl aber einen Teil davon, den ersten Bann der Volkswehr nämlich, dessen rasche Ausbildung wir sofort der Zentralgewalt übertragen werden. Ich bitte Sie, greifen Sie mit Mut und mit Bestimmtheit ein, benutzen Sie den feurigen Willen unserer Völker und bilden Sie rasch und großartig ein Institut aus, welches von hundert bürgerlichen, politischen, moralischen und pädagogischen Gründen gefordert ist. Ich bin keiner von denjenigen, die das stehende Heer und seine Erinnerungen verkleinern möchten. Ehre ihm, Achtung seinen Fahnen, Ruhm seinen Taten. Ruhm besonders denjenigen Taten, die unsere Armeen eben erst in der neueren Zeit verrichtet haben. Ehre den Taten der österreichischen Armee in Italien und der preußischen in Schleswig. Aber auch nur die Achtung des Volks, nimmermehr seine Liebe, sein Vertrauen wird die bewaffnete Macht genießen, solange sie auf dem Prinzip des stehenden Heeres ruht und nicht organisch in das Volk eingeschmolzen wird. Solange dieses nicht tatsächlich geschehen ist, wird unser Volk die von Kartätschen zerfetzten Leichen jener blutigen Nächte in Berlin nicht vergessen. Die Meisterin, die Notwendigkeit, beflügelt in diesem Augenblick unsere Befehle. Das Volk steht bereit mit schlagenden Herzen, ein Wort, ein Wink, und wir führen die herrlichste Schöpfung ins Leben. Und eben diesen Augenblick sollten wir benützen, diese Schöpfung unmöglich zu machen? Das tun wir aber, sowie wir ausheben. Da wird der Landmann und Bürger einen Zwang sehen, der ihn empört und ihm die Lust nimmt, selbst noch zu dienen, nachdem die Gewalt von außen seine Söhne, Brüder zum Waffendienste gezwungen hat. Wohlan, lassen Sie den großen Moment nicht vorübergehen, stellen Sie ein Volk in wohlgegliederter Waffenrüstung hin, das bestimmt ist, das herrlichste der Erde zu werden und das keine Macht der Welt bezwingen kann. (15. Juli 1848.)

(Stenographischer Bericht, Wigard, Bd. II, S. 930f.)

Kirche und Schule.

I.

(Zu dem Antrag, die verfassunggebende Reichsversammlung wolle gemäß der allgemeinen Forderung der Zeit die Kirche für unab-

hängig erklären, jedoch unter Bedingungen, welche dem Gefährlichen dieser Trennung vorbeugen und ein richtiges Verhältnis zwischen dem Staatsleben und der Religion vorbereiten, worunter die wesentlichste: die Unabhängigkeit der Schule von der Kirche und die völlige Erhebung derselben zur Staatsanstalt.)

Solange die Religion in der Form der Kirche, d. h. als besonderer Körper neben dem Staate besteht, welcher für seinen Ursprung ein absolut anderes und höheres Prinzip als dieser in Anspruch nimmt und seine Mitglieder auf bestimmte Dogmen verpflichtet, wird sich niemals ein gesundes Verhältnis zwischen dem Staatsleben und dem religiösen Leben herstellen lassen. Auch jetzt, da die neue Bewegung der Zeit diese gegensätzliche Spannung zwischen zwei vereinigten und doch getrennten Körpern als ein altes Übel vorfindet, ist es unvermeidlich, einen Zustand herbeizuführen, der nur ein vorübergehender Zwischenzustand sein kann. Die Kirche fordert Freiheit vom Staate, und diese Forderung muß ihr zugestanden werden, da sie als ein besonderer Körper einmal besteht und in dieser Besonderheit die freie Selbstbewegung für sich in Anspruch nimmt, nach welcher der allgemeine Drang der Zeit gerichtet ist. Die Unabhängigkeit der religiösen Bekenntnisse und ihrer Organismen vom Staate ist aber unverkennbar etwas rein Negatives, bei näherer Betrachtung Zweideutiges, ja wirklich Gefährliches. Etwas Negatives, denn es ist damit nur ausgesprochen, was nicht mehr sein soll; der Staat erklärt sich dadurch als indifferent gegen eine geistige Gewalt, mit welcher er doch in seinen sittlichen Grundlagen die Wurzel gemein hat. Erwägt man, was in diesem Zustande der Trennung Positives sich gestalten werde, so tritt zunächst die Zweideutigkeit desselben vor Augen: Die Freisinnigen wünschen diese Trennung als Mittel zum polizeilich ungestörten Aufbau einer rein menschlichen sittlichen Lebensordnung, die Herrschsüchtigen als Mittel für den freiesten Spielraum hierarchischer Anmaßung, und diese Absicht ist gefährlich; denn dem Staate wird es sehr schwer werden, den zweiten Staat, der in seinem Schoße groß wächst, zu bezwingen. Der Staat hat daher die Mittel zu suchen, wie er jener Forderung der Zeit entsprechen und dennoch diesem naheliegenden Übel vorbeugen kann: Mittel, welche zugleich einem künftigen naturgemäßeren Zustand vorarbeiten, dem Zustande, wo die Religion nichts anderes sein wird

als das geistigere und gesammeltere Bewußtsein des ewigen Grundes, in welchem das Leben der Völker überhaupt und so auch des einzelnen Volkes mit seiner Sitte und Staatseinrichtung ruht, wo der Staat eine nicht mehr in Dogmen gezwängte reine Gottesverehrung und eine durch sie bedingte wahrhaft ethische Volkserziehung ohne Gefahr eines Gewissenszwanges ganz zu einem organischen Zweige seines eigenen Lebens erheben kann.

Ein Teil dieser Mittel wird in *beschränkenden* Maßregeln gegen mögliche Übergriffe der Kirche bestehen müssen. Der Artikel III des Entwurfs der Grundrechte stellt nur Bestimmungen auf, welche die Religion vor Übergriffen des Staates schützen. Wesentlich enthält jedoch § 16 einen Schutz der bürgerlichen Freiheit vor kirchlicher Anmaßung, indem er die Zivilehe aufnimmt, welche zugleich die Enthebung der Geistlichkeit von der Führung der Zivilstandsregister zur bürgerlich wohltätigen Folge hat. Zur Ergänzung dieses Paragraphen ist aber erforderlich, daß auch andere Lebensmomente, welche bisher durch kirchliche Akte sanktioniert sein mußten, künftig durch rein bürgerliche Akte bezeichnet werden dürfen und die konfessionell religiöse Handlung dem freien Willen anheimgegeben wird, wodurch auch in dieser weiteren Ausdehnung die Diener der Kirche weltlicher Geschäfte enthoben werden (Taufe, Konfirmation, Taufregister usw.).

Eine unbestimmte Beschränkung kirchlicher Übergriffe enthält der Zusatz zu § 13: „den staatsbürgerlichen Pflichten darf das religiöse Bekenntnis keinen Eintrag tun.“ Nun spricht Artikel VI § 24 das Recht freier Vereinsbildung aus. Vereinsbildungen, welche nach unleugbarer geschichtlicher Erfahrung dem Staate von jeher mehr schädlich, als nützlich gewesen sind, indem sie ihm teils eine Summe der besten Kräfte entziehen, teils im Interesse fanatischer Korporationszwecke die Gesellschaft unterwühlen, sind *Klöster* und *geistliche Orden*, insbesondere der *Jesuitenorden*. Es sind Institute, die ihren Ursprung in ganz anderen Prinzipien haben, als diejenigen sind, auf welche die neue Zeit die Forderung allgemeiner Freiheit der Vereinsbildung gründet. Sie tun den staatsbürgerlichen Pflichten Abbruch, und es ist daher jenem unbestimmten Zusatze die Bestimmung beizugeben, daß sie *aufgehoben sind und die Bildung neuer verboten ist*. — Ein anderer Teil dieser

beschränkenden Maßregeln wird sich auf das Kirchengut zu beziehen haben. Der Staat wird der Kirche ihr Gut zur eigenen Verwaltung übergeben, aber nicht unbedingt, nicht ohne Ausnahme. Er wird sich vorher mit ihr über eine gerechte, der Amtstätigkeit und dem Verdienste entsprechende Verwendung ihrer Einkünfte, insbesondere *eine durchgreifende Verbesserung der Lage der niederen Geistlichkeit* auseinandersetzen. Er wird aber auch erwägen, daß, wenn die Kirche in der Zeit allgemeiner Unreife des öffentlichen Lebens mit der *Schule* zusammenfiel, wenn sie zugleich die Anstalten der öffentlichen *Wohltätigkeit* in sich begriff, diese Gebiete im modernen Staate sich längst geschieden haben, daß er es ist, welcher die öffentliche Wohltätigkeit auf sich zu nehmen und für die Schule zu sorgen hat. Der Staat wird, was das Letztere betrifft, unter anderm nicht außer acht lassen, daß in einzelnen Ländern z. B. bedeutende akademische Stiftungen bestehen, deren Urkunden auf Erziehung von Jünglingen für „Schule und Kirche" lautet. Nach dem veralteten Begriffe, daß diese Sphären identisch seien, wurden bisher ausschließlich Theologen mittels dieses Benefiziums gebildet und viele Familien durch die Wohltat der Stiftung verlockt, ihre Söhne ohne und wider Neigung zur Theologie zu bestimmen. Der Staat hat das Recht und die Pflicht, solche Urkunden im Geiste der tatsächlichen Scheidung von Schule und Kirche auszulegen und die Stiftung auch für Studierende der Philologie zu bestimmen. So wird er denn überhaupt berechtigt sein, die Ausscheidung eines Teils der Kirchengüter für die Zwecke der Schule und der Wohltätigkeitsanstalten zur Ausführung zu bringen.

Die *positive* Maßregel aber, wodurch dem Zweideutigen und Gefährlichen der Trennung der Kirche vom Staat vorzubeugen ist, kann allein in der Erklärung völliger Unabhängigkeit der Schule von der Kirche, der entschiedenen Erhebung der ersteren zur Staatsanstalt bestehen. *Beide Trennungen fordern sich gegenseitig* und unter Artikel IV wäre als oberster Satz auszusprechen: die Schule ist eine der Aufsicht der Kirche entnommene Staatsanstalt. Hiemit entstehen aber dem Staate auch neue Pflichten zur Hebung des Schulwesens, welche durch Ausscheidung eines Teils des Kirchenguts für den Schulzweck nur verdoppelt werden.

Der Staat hat vor allem den Stand der Volks-

schullehrer würdiger und sorgenfreier zu stellen. Er hat die Volksschule neu zu organisieren und zur wahren Erziehungsstätte aufgeklärter Staatsbürger zu erheben.

Ein unendlich wichtiges Mittel, in regelmäßiger Wiederkehr auf das Volk zu wirken, ist die Kanzel. Die öffentliche Rede ist ohne Frage eine wesentliche Form der Pädagogik in wahrem Sinne des Worts. Ein so bedeutendes Mittel für diese Form pädagogischer Tätigkeit, wie die Kanzel eigentlich ist, darf offenbar der Kirche als einer vom Staate getrennten Anstalt nicht allein überlassen werden; der Lehrer müßte also berechtigt sein, dieses Mittel, wie der Geistliche, regelmäßig zu benützen, und nur darum enthält sich der Antragsteller, diesen Punkt förmlich in den Antrag aufzunehmen, weil dabei der gehobene Zustand der Schule, der erst herbeigeführt werden soll, vorausgesetzt ist. Der Staat wird endlich alle höheren Stufen der Schule, insbesondere die Universitäten, im Sinne der Verbannung alles Mechanismus und einer lebendigen, allseitigen, geistig freien Ausbildung neu zu organisieren haben.

(21. August 1848.)

(Stenographischer Bericht, Wigard, Bd. III, S. 1635 f.)

II.

Meine Herren! Als ich vor kurzer Zeit meinen ehrlichen und wohlgemeinten Antrag einbrachte und verteidigte: — die Artikel über Kirche und Schule zu verschieben —, so wurde mir unter anderem mehreres entgegengehalten, was ich so verstehen mußte, als werfe man mir vor, daß es mir an Gefühl für die Wichtigkeit und Größe dieser Gegenstände fehle. Ich habe mich wohl nicht auszuweisen, ob ich ein Herz habe für das, wofür ich gekämpft habe, seit ich Mann bin, und wofür ich auch gelitten habe, gelitten durch den Polizeistaat, der durch die Auswüchse der Kirche eingeschüchtert war. Ich bin aber darum nicht verbittert, ich weiß den reinen und dauernden Kern der Kirche wohl zu unterscheiden von den groben und harten Kristallen, die um ihn angeschlossen sind. Meine Herren! Wir haben hier einen schweren Knäuel vor uns von sehr verwickelter Art, und noch viel verwickelter, als der bisherige Gang der Debatte gezeigt hat. Nach meiner Überzeugung ist die Schule recht eigentlich ein Teil

der Religion und der auf sie gerichteten Tätigkeit im öffentlichen Leben: es besteht hier nicht nur ein inniger Zusammenhang, sondern eine wirkliche Einheit. Aber zwischen der zur Kirche gewordenen Religion und dem Staate ein richtiges Verhältnis zu finden ist unmöglich. In der Kirche ist die lebendige Wahrheit zum Dogma erstarrt, die lebendige Gemeinschaft der Gläubigen ist zum Beamtenstaat geworden, der mit diesen Dogmen den Zwang verknüpft. Und dieser Beamtenstaat sucht und hat Besitz und Macht und will herrschen mit dem Staat auf einem und demselben Boden. Wir haben einen Körper im Körper; der Staat begreift viele Körper in sich, die relativ selbständig sind, ohne dadurch seine Einheit aufzugeben. Aber dieser Körper will absolut sein, und dadurch haben wir eine Spannung zwischen zwei Körpern, die in widerspruchsvoller Verbindung sich miteinander verwickeln. Zwischen der zur Kirche verhärteten Religion und zwischen dem Staate gibt es so wenig irgendein gesundes Verhältnis, als zwei Füße in e i n e m Schuh stecken können. Gehen Sie die ganze Geschichte durch, von allen Verhältnissen, die dagewesen, hat keins getaugt; jedes war nur eine Quelle fortgesetzter, unendlicher Störungen und Reibungen. Darf ich, da auch Andere unsere deutschen Dichter angeführt haben, das Wort eines Dichters anführen, so sage ich: Von Staat und Kirche gilt, was der Dichter von zwei Personen sagt: „Zwei Männer sind's, die darum Feinde sind, weil die Natur nicht e i n e n Mann aus ihnen beiden machte." Eins mit dem Staate kann die Religion als ein flüssiges geistiges Leben sein, aber nicht die Religion, die zum Körper sich vergröbert hat. Was wir in der Debatte über die Kirche beschlossen haben, ist nach meiner Überzeugung ein Zwischenzustand, ein Durchhauen des Knotens, ein Zustand, der unmittelbar so, wie wir wollen, nicht ausgeführt werden kann, der zugleich radikal und zugleich eine Halbheit ist, ein Zustand jedoch, den wir trotzdem mit Bewußtsein herbeiführen müssen. Ich hoffe, daß der Zwischenzustand, den unser Beschluß begründen wird, zum rechten Ziele führen wird. Mein Bild von der Zukunft ist dieses: Die Kirche wird in der Freiheit vom Staate, die sie verlangt hat, etwas anderes erleben, als sie meinte, eine Gärung, eine demokratische Gärung wird in sie eindringen, und an einem schönen Morgen wird man die Kirche suchen und die Religion finden: die reine, menschliche, sittliche Religion, die politische, die mit dem Staate eins

sein muß, und eins sein kann ohne Gefahr, weil sie keinen Dogmenzwang mehr kennt. Ein einfacher, notwendiger Zweig dieser mit dem Staate einigen geistigen Religion ist die Schule. Die Kirche ist die Mutter der Schule, ich will das gelten lassen Zwar ist dagegen ein Wesentliches erst einzuwenden: Die Schule ist nicht schlechthin die Tochter der Kirche; was wir Schule nennen, die freie, menschlich-sittliche Bildung zum Staatsbürger und die Anstalten dazu, diese haben sich erst entwickelt und herausgebildet seit der Erweckung des Altertums, seit der Auferstehung der humanistischen Studien, und sie beruht auf Vereinigung und Versöhnung des christlichen Prinzips und des antiken Prinzips, welches einfache, objektiv rein menschliche Tugenden kannte und den Menschen in die helle Gegenwart des Lebens stellte. Doch rechten wir darum nicht: es sei so, die Kirche sei die Mutter der Schule. Aber wie es mancher Mutter geht, da die Tochter heranwächst und mündig wird, so wird sie eifersüchtig auf die eigene Tochter und möchte sie wohl ins Kloster sperren; allein die Tochter fliegt aus, sie vereinigt sich mit dem Manne, mit dem Staate, und ihre Kinder sind ein künftiges, freies, mündiges, denkendes Geschlecht von Menschen. (Vielseitiges Bravo.) Nun will sich die Mutter in diese Ehe einmischen, aber der Staat ist zu klug, um nicht die Erfahrung zu haben, daß eine Schwiegermutter im Hause junger Eheleute nicht gut tut; er wird sie daher auf wiederholte Besuche im neuen Hause beschränken. Meine Herren! Die Schule ist die Tochter der Kirche, — aber es ist wahr, und ich muß aus meinem Bilde Ernst machen: Die Mutter hat die eigene Tochter zurückhalten wollen in dem Zustande der Kindheit, und da sie es nicht konnte, hat sie, solange es eine Geschichte der Kirche und Schule gibt, sie tyrannisiert. Sie hat sie zurückgehalten, und das war natürlich; denn die Kirche ist der Hort der einfachen uranfänglichen Ahnungen der Menschheit. Die Schule aber entfaltet diesen einfachen, allzu einfachen Kern, sie führt ihn als bewußte Wahrheit durch die vielfachen Kräfte der menschlichen Persönlichkeit ganz hindurch, und so stellt sie diese Persönlichkeit auf die eigenen Füße der Vernunft und der Freiheit. Diese Entwicklung ist eigentlich nichts anderes als eine Entwicklung dessen, was als Keim in der Kirche liegt; aber diese duldet nicht, daß ihr eigener Keim sich entfalte, sie mißhandelt im Kinde sich selbst. Meine Herren! Ich frage Sie: in welchem Zustande haben

wir denn das Volk und namentlich die Schichten des Landvolkes gefunden, als das Vaterland in Europa aufstand? Wie haben wir es gefunden, insbesondere bei den Wahlen zur Nationalversammlung? Ich will nicht sagen, daß dieser Zustand des Volkes allein auf die Rechnung der Kirche zu schreiben sei, — viele andere Ursachen haben da mitgewirkt. Aber wäre die Schule nicht zurückgehalten von der Kirche, hätte sie sich freier entwickeln können, so wäre es nicht möglich gewesen, dem Volke weiszumachen, daß wir zu einer Kirchensynode hiehergekommen, daß man die Bibel abschaffen wolle (Hört, hört), und es wäre auch jetzt nicht möglich, durch unzählige Agitationen das Volk zu der wahnsinnigen Besorgnis aufzustacheln, daß es seine Bibeln in die Erde vergräbt (Hört, hört). Wäre dies möglich gewesen, wenn nicht das Volk in den allereinfachsten, dunkelsten Anfängen des geistigen Lebens zurückgehalten wäre? Schade, sage ich, schade um dies Volk, schade um das gute und brave Volk, und schade um die Furchen, die der Pflug der Freiheit in unsere Erde gezogen hat, daß dieser Samen in diese Furchen geworfen wird! (Sehr gut. Bravo, auf der Linken.) Nicht nur zurückgehalten in der Kindheit aber, sondern auch tyrannisiert hat die Kirche ihr eigenes Kind. Ich will nicht reden von der Geschichte der Scheiterhaufen, der Folter und Kerker, der Amtsentsetzungen usw. Dies Gemälde will ich nicht weiter aufrollen, wir kennen es ja nur allzu gut. Ich habe gesagt, daß, wäre die Religion nicht zum Mechanismus und Beamtenstaate der Kirche vergröbert, die Schule nichts anderes wäre als ein Zweig der religiösen Tätigkeit. Nun aber ist die Religion zur Kirche erstarrt, und da bleibt nichts anderes übrig: wir müssen trennen, die Schule muß frei von der Kirche sein. Wir müssen trennen, was nicht zusammengehört, und wir können nicht im Zweifel sein, daß wir dann die Schule dem Staate zuführen müssen. Ich bin nicht darum für Trennung der Schule von Staat und Kirche, weil ich glaube, daß der Staat von der Religion zu abstrahieren habe; denn es ist nichts öffentlicher als die Religion, und der Staat ruht durch und durch auf den wahren und wohlverstandenen Wurzeln derselben. Wenn aber die Religion zur Kirche mechanisiert ist, wenn sie zudem in mehrere Kirchen zerfällt, so bleibt die einfache ursprüngliche Menschenreligion dem Staate übrig. Der Staat ist religiöser geworden als die Religion, und diesem Staate gehört die Schule. Es

kommt darauf an, daß wir vor allem die Lehrer frei machen; wir müssen ihnen Würde und Ehre geben und diejenige äußere Stellung, die ihnen gebührt. Schon hier in den Grundrechten müssen wir das Fundament dazu legen. Sehen Sie den armen Volksschullehrer an, der sich die ganze Woche lang im Qualm der Schule plagt und abmüht, des Sonntags noch den Bedienten des Pfarrers macht, um bei einem Gehalte von häufig nur 200 Gulden sich mit seinen bleichen Kindern an eine Hungerschüssel zu setzen, während so manchem reichen Kirchenfürsten Milch und Honig des Landes aus hundert Röhren in die Lippen strömt. (Bravo auf der Linken und der Galerie.) Wir werden aber auch der Schüler gedenken, wir werden eine freiere menschliche Bildung und Entwicklung durch die Volksschulen zu bewirken nicht nur den Impuls, sondern auch einen organischen Entwurf geben müssen. Wir werden dafür sorgen, daß nicht, wie bisher, der Schüler wohl die Ortsnamen von Palästina wisse und eine mechanisch gelernte, große Quantität von Bibelsprüchen, sondern, daß er die Geschichte seines eigenen Vaterlandes und seiner Helden, daß er die Rechte und die Freiheiten und den Beruf und die Pflichten des Menschen und Bürgers kennen lerne und auch die Natur um ihn her und ihre Gesetze und die Herrlichkeit ihrer organischen Werke begreife und verstehe und nicht mehr im ägyptischen Dunkel wandle, wo er dem Ungeheuer des Fanatismus zur Beute wird, der jeden greulichen Wahn in ihn schleudern kann. (Beifall auf der Linken und der Galerie.) Tun wir das, schenken wir unserem Volke den „Taumelkelch" ein, geben wir ihm die „Barbarei", wie der Abgeordnete von Ludwigsburg den Kampf der Vernunft und Freiheit genannt hat. Die Zeit wird kommen, wo die wahre, reine, menschliche, sittlich-politische Religion eins ist mit dem Staate und mit der Schule. Dahin führen die Zwischenzustände, die wir hier mit den Grundrechten begründen, und ich bin überzeugt, die Stunde wird kommen, wo wahr wird, was ein mir befreundeter und frommer Geistlicher zu einem unzufriedenen Schullehrer sagte: „Seid ruhig, ihr seid unsere Erben." (Lebhafter Beifall.)

(18. September 1848.)

(Stenographischer Bericht, Wigard, Bd. III, S. 2175 ff.)

Zu Schoders Antrag auf Ermäßigung der Zivillisten.

Meine Herren! Es ist zu seiner Zeit auf dieser Rednerbühne das Wort gesprochen worden, für die Monarchie heiße es: Ehre verloren, alles verloren. Ein wahres Wort. Sie werden fragen, wie ich es anführen kann, der ich gegen den Bericht sprechen will, aber die Sache ist sehr einfach. Es gibt zwei Formen der Ehre, eine übersinnliche, transzendente (zur Sache! zur Sache!) — ich bin bei der Sache —, die auf der Überlieferung alter Illusionen beruht, und eine natürliche sittliche Ehre, die man sich erwirbt und vermöge deren man nur so viel gilt, als man ist und wirkt. Es ist ausgesprochen worden, und ich wiederhole es: jene illusorische Ehre ist für die Monarchie verloren und nicht wieder zu retten. Aber es ist die Zeit gekommen, wo sie die natürliche sittliche Ehre sich durch ihr Wirken und durch eine Reihe von Entsagungen erwerben kann, und zu diesen Entsagungen gehört vor allem diejenige, die ihr der Schodersche Antrag zumutet. Wir konnten es uns von Anfang an nicht verbergen, daß die Monarchie in der Umgebung der demokratischen Rechte, die wir dem Volke einräumen, in eine neue schwierige Stellung kommen werde. Sie wird sich in der Stellung halten — und ich wünsche dieses ehrlich und aufrichtig, für die Zeit, die ihr die Weltgeschichte bestimmt, denn ein Prophet bin ich nicht — sie wird sich halten, wenn sie die Zeit versteht. Wenn sie aber versteht, so wird sie auf den Punkt, den dieser Antrag betrifft, am ersten eingehen und den Purpur hinlegen, der Fürst wird zum Bürger herabsteigen und zu den Geschwistern und Geschwisterkindern sagen: versucht es einmal, euer Brot durch Arbeit zu verdienen wie ein anderes Menschenkind. — Meine Herren, ich wende meinen Blick nach dem Volke. Eine trübe düstere Wolke liegt jetzt auf dem deutschen Volke; ein wohlbegründeter Unmut, ein edler Zorn, eine berechtigte Leidenschaft mischt sich mit einer häßlichen Leidenschaft, mit einer wüsten Gier, mit Wut und Wahnsinn, und der Wahnsinn ist ausgebrochen in einer Tat, für die wir auf dieser Seite des Hauses ebenso tiefe sittliche Entrüstung fühlen als die andere Seite und gegen die ich gern — das können Sie mir glauben — mein Herzblut gegeben haben würde, wenn ich dadurch die Männer hätte retten

können, deren Prinzipien ich nicht liebte, wenn ich diesen Schandfleck von der deutschen Revolution wischen könnte. Mit jenem Wahnsinn mischt sich auch der Wahnsinn des Kommunismus. Wie sollen wir diese Zustände heilen? Ich frage: chirurgisch oder medizinisch? Die Chirurgie, meine Herren, ist jetzt sehr tätig mit Instrumenten aller Art, mit Bajonetten, Säbeln, Flinten, Sechspfündern und Zwölfpfündern. In Gottes Namen, ich habe nichts dagegen. Denn wenn die Krankheit so herausgebrochen ist, auf die Oberfläche, so muß man auch schneiden; aber Sie werden mir auch zugeben, daß die Chirurgie nicht das Einzige ist, daß wir innerlich heilen müssen, und dann fragt's sich weiter: allopathisch oder homöopathisch? Ich bin kein Freund der Homöopathie, aber hier, meine Herren, wie soll man anders verfahren als homöopathisch? Wir sollen die falsche Demokratie durch die wahre, die blinde durch die klare, die unvernünftige durch die vernünftige heilen. Wenn Sie dem Kommunismus nicht den Mund stopfen, indem Sie ihm Recht geben da, wo er Recht hat, wo bei vielem Wahnsinn ein Körnchen Wahrheit in ihm ist, so wächst er Ihnen über den Kopf. Recht aber hat er angesichts des schreienden Mißverhältnisses zwischen Arbeit und Genuß, das in den Zivillisten und Apanagen vorliegt, eines Mißverhältnisses, das nicht wie bei dem Privateigentum ein einfach gegebener Zustand ist, sondern ein täglich sich erneuerndes, durch Verträge sanktioniertes Unrecht, zu dessen Fortdauer die Hungernden selbst vom Schweiß ihres Angesichts beizusteuern haben. Greifen Sie da ein, wo Sie können, wo das Mißverhältnis ein vom menschlichen Willen abhängiges ist, so tragen Sie dazu bei, wahnsinnige Forderungen stumm zu machen. — Aber nicht bloß verworrene Theorien, sondern auch die nicht verworrene, die nicht theoretisierende, die ehrliche, bescheidene Anmut wollen wir ins Auge fassen. Ich, meine Herren, habe gelobt, — und Sie werden mir nicht einwenden, daß Sie das nichts angehe, was ich Einzelner gelobt habe — ich habe in ernsten, in begeisterten Augenblicken meiner Wahl, im Angesicht der Not, zwar nicht einer solchen Not, wie die der vom Hunger verkrümmten und verbogenen schlesischen Weber, aber immerhin im Angesichte der Not des Landmanns in übervölkertem Lande und der leidenden Gewerbe: ich habe mit heiligem Gelübde versprochen, daß ich bei den vielen Opfern, welche das neue Gebäude der deutschen Einheit fordern werde, für jede

mögliche Erleichterung und insbesondere für Herabsetzung der Zivillisten und Apanagen wirken werde. Ich will Wort halten und wenn auch mit wenig, oder keiner Hoffnung meine Stimme erheben. Und, meine Herren, der Antrag ist ja so mild, er ist so bescheiden, die Frage über die Kompetenz einer Revolution erhebt er gar nicht, und doch ließe sich so manches über diese Kompetenzfrage sagen, doch könnte man mit so viel Recht behaupten, daß wir, wenn wir die Frage über die neuen Kompetenzen, die eine Revolution schafft, so schüchtern anfassen wollten, wie es der Ausschußbericht tut, manchen unserer Beschlüsse über die Grundrechte wieder aufheben müßten. Der Antrag will ja nichts, als daß wir die Idee, den Gedanken der Notwendigkeit dieses Schritts mit unserer moralischen Kraft unterstützen. Er setzt voraus, daß wir der sympathische Nerv, das Herz, das Zentrum Deutschlands sind, daß alles, was die Glieder fühlen und verrichten, hier zuerst stark und voll gefühlt werden muß. Wir haben den Anstoß, den Impuls, wir haben der Saite die erste Schwingung zu geben, an uns haben sich die einzelnen Ständeversammlungen zu lehnen, auf unser moralisches Gewicht zu stützen. Man sagt: überlassen Sie es den Ständeversammlungen, in dieser Sache zu handeln; gut, ihre Sache ist es, die Verträge zu verändern, aber ausgesprochen muß die Idee zuerst von uns werden, sonst wird buchstäblich das Vertrauen, das wir besitzen oder besaßen, vollends in die Brüche gehen, es wird in Bruchteile zerfallen, es wird auf die einzelnen Ständeversammlungen übergehen, die uns überholen. Nun denn: wagen Sie diese unschuldige Kühnheit! Ich bin versichert, daß Sie dadurch zur Stärkung der Zentralgewalt und auch der Einzelregierungen mehr tun als alle Bajonette, Säbel und Kanonen, die jetzt in Deutschland unterwegs sind. (Bravo auf der Linken, Ruf nach Schluß.)

(13. Oktober 1848.)

(Stenographischer Bericht, Wigard, Bd. IV, S. 2610f.)

Die Paulskirche oder das unmögliche Lokal.

Die Vertreter des deutschen Volkes sind verpflichtet, dem Vaterland ihre Bequemlichkeit, ihre geistige Kraft, ihre Nerven, ihre Verdauung, ihre ganze Gesundheit, ihr Leben zum Opfer zu bringen, wo irgend der Zweck, für den sie nach Frankfurt geschickt sind, solche Opfer fordert. Nicht aber sind sie verpflichtet, für nichts und wieder nichts Stimmung, Nerven, Geist zu zerquälen, vielmehr müssen sie protestieren dagegen, daß ihnen die Kraft, die sie ganz und ungeteilt dem Vaterlande schuldig sind, durch Nebendinge, durch die Zweckwidrigkeit äußerlicher Anstalten gebrochen, gestohlen werde. Die Paulskirche ist ein Lokal wie vom Satan erfunden, um auf allen Wegen und in allen Weisen und mit allen Marterwerkzeugen, mit denen es irgend möglich ist, den Menschen zu stechen, zu schinden, zu ärgern, zu zerrütten.

Den unerträglichen Schallverhältnissen dieser Rotunde konnte weder durch die Unterfahrung der Kuppel mit einem Verschlage, noch durch die grünen Vorhänge an den Fenstern abgeholfen werden. Es sind vielleicht sechs Stimmen in der ganzen Versammlung durchdringend genug, um mit dem Meere von Schallstrahlen, welche ungleichzeitig von den glatten Wänden dieses Eirunds zurückschlagen, mit einigem Erfolge zu kämpfen; bei allen übrigen geht das dritte, vierte Wort verloren. Die Artikel, die Präpositionen, die Endsilben verhallen durchgängig ungehört. Der Unterschied der Dialekte vermehrt dies Übel; man erwäge nur z. B., daß von Franken an fast der ganze Norden Deutschlands das R im Gaumensegel rollt, so daß der Süddeutsche den Laut ach zu vernehmen glaubt (Männach statt Männer u. dgl.), — so wird man einsehen, mit wie vielen Hindernissen das Ohr zu kämpfen hat. Nun bedenke man, wie wichtig in diesen Beratungen selbst das einzelne Wort ist, wieviel insbesondere davon abhängt, daß bei dem Ablesen von Anträgen, bei der Fragestellung jede Silbe verstanden wird, wie unausgesetzt der Geist sich spannen und anstrengen muß, um den Inhalt der Reden, Anträge, Abstimmungsfragen genau und richtig zu fassen; man bedenke, daß diese geistige Aufmerksamkeit allein den g a n z e n M a n n in An-

spruch nimmt, und dann besinne man sich, was es heißen will, gezwungen sein, gleichzeitig alle Nerven anzuspannen, um nur physisch genau zu hören! Gib dem Boten, dem du auflegst, 18 Stunden in einem Tag zu gehen, Erbsen in die Schuhe; lege mir ein Blatt vor, von dessen richtiger Lesung das Heil von 45 Millionen Menschen abhängt, schreibe es aber mit dünnem Bleistift und verwische die Hälfte der Wörter: die Qual ist nicht grausamer als die, welche uns tagtäglich die Paulskirche antut. Nun hört man aber, wie man sich immer abquälen mag, doch die Hälfte des Gesprochenen nicht. Man fragt den Nachbar, man überhört, während er antwortet, die nächsten Worte, oder man wird gefragt und es ist ebenso. Man gerät endlich, weil ja doch alle Anstrengung vergeblich ist, ins Plaudern, man vergißt in dem Chaos dunkler Laute ganz, wo man ist, und berät neben der öffentlichen Beratung. Man sieht seinen Fehler ein, man steht auf, tritt, um besser zu hören, in den Zwischengang und der Tribüne näher: jetzt hören die, welche sitzen bleiben, vollends nichts. Der Präsident gebietet Stille, ruft zu den Plätzen; man folgt, aber dieselben Ursachen rufen alsbald dasselbe Durcheinander von neuem hervor. Am erbärmlichsten ist die Qual bei den Abstimmungen: die Fragen werden nicht verstanden, hundertmal stimmt man ja oder nein bloß der Spur nach, ohne zu wissen, was die Frage war — und das geschieht, wo e i n e Abstimmung das Wohl oder Wehe von Millionen entscheidet!

Bekanntlich kommt das G e s i c h t dem G e h ö r zu Hilfe; man sieht dem Redner auf die Lippen. Nun betrachte man die Lichtverhältnisse der Paulskirche! Große Fenster laufen zu ebener Erde um ihr Oval. Die Tribüne steht gerade zwischen zwei derselben. Das Licht fällt dem Präsidium und den Rednern von den Seiten herein auf den Rücken, der Zuschauer aber sieht Bühne, Redner, Präsidenten als dunkle Silhouetten zwischen zwei in sein Auge eindringenden Lichtmassen. Die Folge davon ist, daß nicht nur das Auge dem Ohr nicht zu Hilfe kommen kann, sondern daß jenes für sich positiv ebenso leidet wie dieses. Stumpfere Augen sehen leichter ins Licht; der Verfasser dieser Zeilen erfreut sich scharfen Gesichts und kennt ebendaher die ganze Empfindlichkeit eines guten Auges für direkt einfallende Lichtmassen und für das quälende Mißverhältnis, wo man, statt einen Körper beleuchtet zu sehen, in das grelle Licht

und auf den dunkeln Körper sieht. Eine Stunde in der Paulskirche: und die Augen starren mir glühend vor Schmerz wie feurige Kugeln aus den Höhlen. Ich blicke zu Boden, um mir zu helfen: nun höre ich vollends nichts, weil ich den Redner nicht sehe; ich wende mich um — aber nach allen Seiten blicke ich ins volle Licht und auf dunkle Körper. Die grünen Vorhänge sollen Abhilfe bringen. Sie werden gewöhnlich nur bei einfallendem Sonnenschein herabgelassen, während doch ein fortgesetztes Blicken aus dunklem Raum in die von Fenstern begrenzte gewöhnliche Tageshelle schon schmerzlich genug ist. Ich flehe, beschwöre die Diener, nur wenigstens die zwei Fenster nächst der Tribüne zu verhüllen. Endlich geschieht es; aber jetzt hat das Präsidium, haben die Stenographen zu wenig Licht; man öffnet die Vorhänge vorerst wieder halb. Nun sticht die lichte Spalte zwischen den zwei dunkeln Hälften der Vorhänge mir vollends wie eine Nadel ins Auge —, kurz, da ist keine Hilfe, ein Versammlungslokal, das von allen Seiten Licht hat, das die Tribüne, nach der man unverwandt sechs Stunden lang sehen muß, zwischen grelle Lichtmassen ins Dunkle stellt, das überhaupt unteres Licht statt Hochlicht hat, ist unverbesserlich.

So ergeht es also in dieser Schauerhöhle dem Ohr und Auge, den feinsten Sinnen; nun wollen wir auch die Bänke, und was zu ihrer Bequemlichkeit gehört, ins Auge fassen. Die Sitze sind zu schmal und jedermänniglich weiß, was es heißen will, sechs Stunden und länger schmal zu sitzen; sie sind so gepolstert, daß man sich nicht zurücklehnen kann, ohne abwärts zu rutschen, wenn man sich nicht mit den Füßen anstemmt. Unter den Sitzen hat man verrückterweise lange Holzzapfen zum Aufhängen der Hüte angebracht, sie waren natürlich zu nichts gut, als sich das Schienbein wund zu stoßen; durch einen kräftigen Fußtritt haben sich die meisten Mitglieder wenigstens von diesem Übel befreit. Vor uns haben wir ein Brettchen, das zu schmal ist, die vielen Papiere, die wir gewöhnlich vor uns ausbreiten müssen, darauf zu legen; die Leiste, die sie halten soll, ist zu niedrig. Drängt sich nun einer aus der Bank heraus, oder in die Bank hinein, so streift er seinen Nachbarn alles hinunter; Anträge, Berichte, Entwürfe flattern weit in die Lüfte und fallen mit Grazie in den Schmutz. Das wiederholt sich natürlich jeden Morgen einige dutzendmal.

Alle diese Übel nehme man zusammen, man vergesse nicht, daß

die schwersten inneren Kämpfe, die tiefsten Aufregungen, das Bewußtsein einer ungeheuren Verantwortung, die daraus fließende Pflicht der angespanntesten geistigen Aufmerksamkeit allein schon hinreichen würde, die Nerven zu erschöpfen, daß also der innere Sturm mit der äußeren Qual sich zu einem Knäuel dumpf aufregender, berauschender Verwirrung und Verhetzung zusammenballt: so wird man sich über zwei Dinge nicht wundern: über die unruhige, lärmende, aller Feierlichkeit bare Haltung der Versammlung und über den körperlichen Zerfall der Mehrzahl der Abgeordneten, ihr Heimweh, ihre tiefe Verstimmung. Mißhandelt an den feinsten Nerven, gedrückt, gezwickt, gekitzelt, wie mit tausend feinen Nadeln gestochen, wird auch der Gelassenste in diesem grausamsten aller Lokale endlich „die Milch der frommen Denkart“ „in gärend Drachengift“ verwandelt fühlen, die üble Laune wird sich zum dumpfen Zornmut und dieser, sobald nun die Parteikämpfe den Anstoß geben, zum wilden Ausbruch steigern.

Ich bin noch nicht fertig. Der Kobold, der die erste deutsche Nationalversammlung in ein Haus geführt hat, das um nichts bequemer ist als die weiland traurig berühmten Lattengefängnisse der preußischen Soldaten, hat noch ein weiteres Übel gefunden: er hat beschlossen, nicht nur Auge, Ohr, Glieder, sondern ausdrücklich auch noch die Haut zu malträtieren. Nach dem Paulsplatze münden fast sternförmig fünf Straßen; solche Plätze sind bekanntlich durchaus zugig. Der Stickluft, die im Innern der Kirche unvermeidlich sich erzeugt, kann man also nur entgehen, um von der Scylla in die Charybdis zu geraten, um durch immer neue Erkältungen den Giftstoff von Rheumatismen, Katarrhen, Gicht in sich aufzunehmen. „Gut, so bleib drinnen“; vergeblich! jenes zehrende, arsenikalische Übel, der Zug, ist so freundlich, uns im Innern des Hauses aufzusuchen. In andern Räumen entsteht Zug nur, wo gegenüberstehende Türen und Fenster zugleich sich öffnen; die Rotunde hat noch den Vorzug, daß die bewegte Luft, wenn sie auch nur auf einem Punkte eindringt, in einen Wirbel gezogen wird, der fein vergiftend durch die Bedeckungen des menschlichen Körpers einschleicht.

Und um diese Mordgrube heizbar zu machen, gibt man Tausende aus! Willkommen, kurze Erholungszeit in der reformierten Kirche, in ihrer gemütlichen Enge, ihren zweckmäßigen Verhältnissen, welche

das Ohr erleichtern, indem der Schall sich leicht durch das längliche Viereck ergießt, das Auge, indem die Versammelten nicht ins Licht, sondern nur nach dem beleuchteten Gegenstand, der Tribüne sehen. Wäre es doch möglich, noch durchzusetzen, daß man dies Lokal für die Dauer der konstituierenden Versammlung zu gewinnen suchte! Die reformierte Gemeinde ließe sich vielleicht sogar zu einem Tausche bestimmen und sich's gefallen, einen Winter lang ein- oder zweimal in der Woche zwei Stunden in der Paulskirche sich zu versammeln, während wir ein Jahr lang fast täglich sechs Stunden uns darin foltern lassen müßten. Nur einem Übelstand wäre dann abzuhelfen: die Rücklehnen der Bänke steigen nämlich statt in zurückgeneigter Fläche in überhängender Linie auf und schließen oben mit einer scharfen Kante, wovon die Wirkung ist, daß man furchtbar unbequem sitzt und jede Woche einen Rock abschindet. Freilich haben die Rücklehnen in der Paulskirche klugerweise eine Füllung mit einem Karnies, was nicht minder tödlich für Röcke, resp. Fräcke ist. Nun sind wir zwar dem Vaterland Gut und Blut schuldig, wieviel mehr werden wir also bereit sein, ihm Tuch zu opfern, vorausgesetzt natürlich, daß das Vaterland einen Nutzen davon hat; aber ohne Grund und Zweck jede Woche einen Rock auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen — das ist zuviel verlangt.

(Manuskript vom Sommer oder Herbst 1848.)

Deutsche Wehrverfassung.

Frankfurt, den 1. November 1848.

Seit mehreren Wochen ist ein Entwurf zu einem Gesetze über die deutsche Wehrverfassung vom Ausschusse für Wehrangelegenheiten der Nationalversammlung vorgelegt. Er enthält viel Gutes und Anerkennenswertes, entspricht aber in gewissen wesentlichen Punkten noch keineswegs der dringenden Aufgabe unserer Zeit, eine wahrhaft volkstümliche Wehrverfassung zu schaffen. Ein solcher Punkt liegt namentlich in dem, was der Entwurf als vierten Heerbann, auch unter dem Namen Bürgerwehr und Landsturm, aufstellt. Die deutsche Volkswehr soll nämlich bestehen: a) aus dem ersten Heerbann (bereites Heer), 21. bis zum vollendeten 25. Lebensjahre; b) aus dem zweiten Heerbann (Landwehr ersten Aufgebots), 26. bis zum vollendeten 32. Lebensjahre; c) aus dem dritten Heerbann (Landwehr zweiten Aufgebots), 33. bis zum vollendeten 39. Lebensjahre; d) aus dem vierten Heerbann (Bürgerwehr und Landsturm). „Zum vierten Heerbann", sagt nun der Entwurf, „ist die ganze waffenfähige Bevölkerung bis zum 50. Lebensjahre verpflichtet, welche nicht im ersten, zweiten und dritten Heerbann wirklich aktiv ist." Ferner: „Die Bestimmung über seine Zusammensetzung, seine Übungen usw. bleiben der Gesetzgebung der einzelnen Staaten überlassen." Ich übergehe die verschiedenen Grade der Dienstpflicht im Innern des Vaterlandes und im Kriege gegen den äußern Feind, welche den drei ersten Klassen der Volkswehr im Entwurfe zugewiesen werden. „Die Bestimmung des vierten Heerbanns ist im Frieden vorzugsweise die Erhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit; für eigentliche kriegerische Zwecke tritt er nur bei einem bereits erfolgten feindlichen Einfalle, oder in denjenigen Landesteilen in Wirksamkeit, welche mit einem solchen unmittelbar bedroht sind." Schon der Ausdruck: Bürgerwehr „und" Landsturm erregt Bedenken. Warum nicht einfach: Landsturm? Offenbar darum nicht, weil man sich diesen vierten Heerbann keineswegs bloß aus den Männern vom 40. bis 50. Lebensjahre bestehend denkt, sondern weil man eine unbestimmte Masse

von Männern aus verschiedenen Lebensaltern, welche in die feste militärische Organisation der drei ersten Heerbanne nicht aufgehen, übrig zu behalten sich bewußt ist, und diese Masse, zusammengenommen mit der letzten Altersklasse, nennt man Bürgerwehr, weil man, trotz den besseren Vorsätzen, im Gegensatze des stehenden Heeres und einer neben ihm in schlaffer Organisation sich hinschleppenden Volksbewaffnung festklebt. Sobald man einen besonderen Teil der bewaffneten Macht Bürgerwehr nennt, so spricht man damit aus, daß die übrigen nicht wehrhafte Bürger, sondern aus dem Bürgerverband herausgerissene Wehrmänner, oder vielmehr Soldaten sind; man stellt den Gegensatz fest hin, den man vielmehr aufheben sollte. Wirklich zeigt nun auch die Stelle von der Zusammensetzung dieses vierten Heerbannes deutlich, daß man in der angegebenen Weise einen Rest zu setzen gedenkt, der dann die Bürgerwehr vorstellen soll. Was ist denn die waffenfähige Bevölkerung außer den Männern vom 40. bis 50. Lebensjahre, welche nicht im ersten, zweiten und dritten Heerbanne wirklich aktiv ist? Sind es etwa die Jünglinge von 18 bis 20 Jahren, die noch nicht im ersten Heerbann sind? Dies kann nicht die Meinung des Entwurfs sein, denn man wird nicht die jungen Leute, die gar nicht eingeübt sind, mit der letzten Altersklasse, welche die Schule durch alle drei Stufen des Heerbannes gemacht hat, in *eine* Abteilung zusammenwerfen wollen, wiewohl man übrigens allerdings sehr wohlgetan hätte, jene jugendliche Altersklasse, wie es das Berner Wehrgesetz tut, zu Hause in der Soldatenschule und Zugschule einüben zu lassen und dadurch an der Übungszeit, die der erste Heerbann bei der Fahne zuzubringen hat, bedeutend zu ersparen. Sind es etwa die zum strengeren Dienst Untüchtigen oder sogenannten Halbtüchtigen? Der Entwurf sagt nichts über eine künftige Beschränkung der Grenzen der Untüchtigkeit, so wichtig dieser Gegenstand für die Aufgabe einer wahren Volksbewaffnung ist; hoffentlich aber sind die Männer, die ihn verfaßt haben, der Ansicht, daß so mancher, der im jetzigen System als untüchtig gilt, wenigstens zu gewissen Zweigen des militärischen Berufs immer noch sehr wohl brauchbar und wenigstens im zweiten und dritten Heerbann ganz gut noch zu verwenden ist. Wer aber absolut untüchtig ist, gehört auch nicht in den vierten Heerbann; man wird diesen nicht als Rumpelkammer, als Auskehricht, als eine

Schar von Falstaff-Rekruten hinstellen wollen. Was für Leute bleiben dann aber sonst noch übrig? Hier ist es nötig, an das Hauptübel zu erinnern, wodurch die ursprüngliche Idee des preußischen Landwehrsystems, die Idee eines wahren Volksheeres, niemals eine Wirklichkeit geworden ist. Unfähig, das Vorurteil des stehenden Heeres aufzugeben, setzte man in Preußen die Präsenz — die Dienstzeit bei der Fahne — zu lange, nämlich zwei bis drei Jahre, an. Die Folge war, daß man den Aufwand nicht erschwingen konnte, den die wirkliche Einreihung der ganzen für wehrpflichtig erklärten männlichen Jugend erfordert hätte. Was tat man? Man führte die Aushebung durch das Los ein und war hiemit glücklich wieder bei dem Prinzip des stehenden Heeres angekommen. Die nicht Eingereihten, also auch nicht Eingeübten, hätten nur zur Landwehr kommen müssen; war es aber an sich schon ein Mißstand, wenn diese aus Eingeübten und Nichteingeübten bestehen sollte, so kam dazu, daß die Rahmen derselben für eine so starke Mannschaft verschiedener Altersklassen nicht berechnet waren; so entschloß man sich denn, nur die Eingeübten zur Landwehr zu berufen, und hiemit blieb denn eben der Rest zurück, von dem ich oben sprach: eine Masse von Personen aller Altersklassen, die in den Organismus der Wehrverfassung nicht aufgenommen waren. Damit hat man die Antwort auf die Frage: wie kann denn Preußen neben seinem umfassenden Landwehrsystem auch noch eine Bürgerwehr haben? Was ist denn diese Bürgerwehr? Woraus besteht sie? Sie besteht eben aus allen denen, welche durch den Widerspruch des Geistes der Ausführung mit dem Geiste der ursprünglichen Schöpfung dieses großen Instituts nicht Raum finden in dem Ganzen des Volksheeres, das doch alle in sich aufnehmen sollte. So etwas scheint nun auch, im Bewußtsein, daß sie die Präsenz immer noch zu lang (Infanterie, wiewohl mit Unterbrechung, 1½ Jahre, Reiterei und Artillerie 2—3 Jahre) angenommen haben, den Verfassern unseres Entwurfs vorzuschweben; die Kräfte des Staats werden nicht reichen, ein solches Soldatenheer zu unterhalten; man wird, wo nicht gar wieder losen, doch möglichst viele Exemtionen vornehmen müssen, man wird dann den Begriff einer volkstümlichen Wehrverfassung dadurch zu retten suchen, daß man sich in der Bürgerwehr einen Schubsack hält, in den man alles schiebt, was dort neben abfällt. Nehmen wir nun noch hinzu, daß

den einzelnen Regierungen überlassen sein soll, wie sie diesen vierten Heerbann organisieren wollen, daß also nicht strenger Anschluß desselben an die drei andern Heerbanne in einem und demselben allgemeinen Organismus gefordert wird, daß Bekleidung, Bewaffnung nicht dieselbe sein muß wie bei den andern Klassen, so ist das Übel fertig: das Übel einer aus allen Altersklassen bunt zusammengesetzten, schlaff organisierten Bürgerwehr im Gegensatz gegen eine fest organisierte Wehr, welche jener gegenüber ein stehendes Heer ist, und mit diesem Gegensatz aller Hohn und Haß zwischen Bürgerwehrmann und Soldat, aller Zunder zu blutigen Konflikten, zu immer neuer Klage, immer neuem Verdacht. — Provisorisch, eine bloße Übergangsform, wie alle Zustände unserer Zeit, ist auch eine ihrer ersten Schöpfungen die Bürgerwehr. Ihr Dasein ist ein Merkzeichen und Beweis, daß das Heer nicht volkstümlich ist; wo eine wahrhaft demokratische Wehrverfassung das ganze Volk umfaßt, da gibt es keine Bürgerwehr, kann und soll es keine geben. Selbst der Name muß verschwinden, denn so, wie ihn die Gewohnheit einmal fixiert hat, bezeichnet er eben den Gegensatz gegen ein vorhandenes stehendes Heer, der ja mit diesem verschwinden soll. Es soll kein Raum sein für ein solches Nebeninstitut, es soll kein Stoff dafür übrig bleiben, der ganze Stoff soll fest und scharf geformt nur e i n e n organisch abgestuften Körper bilden. — Diese Ansichten in einem vaterländischen Blatte auszusprechen, veranlaßt mich namentlich eine kurze Debatte, welche in unserer Kammer am 26. September vorgekommen ist. Es liegt in derselben genau die gleiche Verwirrung zutage, wie sie in den Debatten der Nationalversammlung über diesen Gegenstand geherrscht hat. Herr v. Wöllwarth führt als Beweis die Notwendigkeit eines „wehrfähigen disziplinierten Heers“ an, daß man mit Bürgerwehr den Krieg in Italien und in Schleswig-Holstein nicht hätte führen können. In Frankreich habe man gesehen, was die Bürgerwehr ist, sie komme nicht, wenn sie keine Lust habe usw. Allein wer behauptet denn, daß die Bürgerwehr, die neben einem wehrfähigen disziplinierten Heer besteht, selbst also nicht wahrhaft wehrfähig, nicht gründlich diszipliniert ist, dieses ersetzen könne und solle? Wir wollen ja vielmehr, daß eben jenes wehrfähige, disziplinierte Heer eine große Bürgerwehr sei, wir wollen die Übung des stehenden Heeres ohne seine Übel, wir wollen

ein Volksheer, das so eingeteilt ist, daß die schwerere Kriegspflicht zunächst den ersten, jugendlichen, an Haus und Hof noch nicht gefesselten Teil derselben trifft, daß aber dieser Teil mit den andern Teilen, den Aufgeboten der älteren Altersklassen, in einem Verhältnis gemeinschaftlicher Gliederung zu einem Ganzen stehe, welches einen besonderen Korpsgeist in diesem ersten Teile ganz unmöglich macht. Wer war es denn, der nach Italien, nach Schleswig marschierte? Bürgerssöhne, die nur durch unselige Überlieferungen und Einrichtungen aus dem Bürgertum entwurzelt waren, ähnlich wie der katholische Klerus, der in der Welt einer magischen und wunderbaren zweiten Welt als bevorzugtes Organ zu dienen behauptet. Die Frankfurter Bürgerwehr kämpfte nicht gegen die Barrikaden, denn, so räsonierte sie, warum sollen wir unser Leben daran setzen, wenn Leute da sind, die das von Profession wegen tun müssen und dafür bezahlt sind? Ganz natürlich. Unser Bauer sträubt sich, in der Bürgerwehr zu dienen, weil er Bruder, Sohn und Geld für das stehende Heer hergibt; ganz natürlich. Ist der Waffendienst einmal die Sache eines besondern Standes, so haben die andern Stände natürlich keine Lust, ihm sein Geschäft abzunehmen. Hebt diesen Stand auf — und ihr müßt ihn aufheben, denn es ist ein Unsinn, eine allgemeine Mannes- und Bürgerpflicht in einem besondern Stand zu monopolisieren, es kann, soll, darf einen Kriegerstand so wenig geben, als das männliche Geschlecht ein Stand ist — hebt ihn auf, so fallen seine Pflichten an die Bürger zurück, und sie haben keine Ausrede, können keine haben wollen. Wie aber in derselben Debatte der Chef des Kriegsdepartements sagen konnte, unser Wehrsystem sei schon jetzt ein volkstümliches, kann ich nicht verstehen. Wo durch das Los ausgehoben wird, wo diese Schicksalshand von oben herunter einzelne aus dem Ganzen herausgreift, um sie in das Heer einzureihen, da ist eben der besondere Stand, die Ausschließlichkeit, da ist das stehende Heer mit all seinen Übeln. — Die politische Seite der Sache berühre ich mit Absicht nur flüchtig, denn ich möchte diese Frage gern von allem Parteizanke fernhalten. Ich sage nur soviel: gerade derjenigen Partei, richtiger dem Auswuchs einer Partei, welcher sich gegen alle Organisation der Freiheit zu einem gesetzlichen Bau sträubt, welcher die Revolution permanent erhalten möchte, arbeitet der Staat in die Hände, wenn er einen

Gegensatz festhält, welcher neben ein unvolkstümlich organisiertes Heer, ein volkstümliches, halb und locker organisiertes setzt: da wird man das Wahre, der Freiheit Entsprechende immer im letzteren suchen, wird sich mit dem Gedanken der organisierten Freiheit, der in das Interesse des Staates gezogenen Kampf- und Waffenlust nie vertraut machen, Reiz- und Zündstoff blutiger Reibungen wird förmlich sanktioniert sein. Der freie Staat und die zum Staat ausgebildete Freiheit: das ist das Höchste, das ist unser Ziel. Eine Hauptprobe, ob man dies Ziel wolle, ist die Umwandlung des stehenden Heeres in eine allgemeine Volkswehr, sie ist ein Abbild des Staats, in welchem Freiheit und Gesetz zusammenfällt, und umgekehrt, wo stehendes Heer und Bürgerwehr nebeneinander laufen, da liegt ein Zeichen und Symptom vor, daß im Staate selbst Freiheit und Organismus nicht ineinander, sondern nebeneinander fallen. Jene zwei Formen der Bewaffnung verhalten sich wie Reaktion und Opposition: welcher Staat wird diesen Gegensatz verewigen wollen? Ich sage nicht, jeder Soldat sei Reaktionär, jeder Bürgerwehrmann gehöre zur Opposition, aber sie werden dies immer ineinander zu sehen geneigt sein und daher einander dazu machen. — So gewiß nun die völlige Auslöschung dieses Gegensatzes unsere Aufgabe ist, so gewiß ist die Verwirklichung dieser Aufgabe ein Werk, das Zeit haben will. Bis es fertig dasteht, bedürfen wir allerdings eines Provisoriums, und ein solches, aber auch nur ein solches, ist die Bürgerwehr. So unvollkommen dieses Institut, so zweckwidrig es ist, Männer aus den verschiedensten Altersklassen zusammen einzuüben, so wird doch der leichteren Durchführung des künftigen wahren Wehrsystems dadurch einigermaßen vorgearbeitet. Sollen aber die Übel, die ich im Obigen dargestellt habe, nicht einwurzeln, soll der künftigen wahren und umfassenden Organisation wirklich in die Hände gearbeitet werden, so muß auch das Provisorium streng und straff organisiert sein, und die Klage über die Hilflosigkeit, welcher man dies neue Institut schon in seiner Geburt überliefert hat, wie ich sie im Frühling in der kleinen Broschüre „Bedenken über den Gesetzesentwurf der Volksbewaffnung in Württemberg"*) ausgesprochen habe, kann ich nur erneuern. Es ist daher höchst erfreulich, zu vernehmen, daß ein Ausschuß unserer Ständekammer mit der Revision

*) S. den Abdruck S. 402. A. d. H.

dieses Gesetzes beauftragt ist. Nur müssen alle Freunde eines wahren Volksheers wünschen, daß er seinem Werke die Kundmachung an die Stirn setze, daß es sich nur von einem Provisorium handle, das einem künftigen, alle wehrfähige Mannschaft in eins bindenden Organismus vorausgehen und ihn vorbereiten solle. Dieser Organismus wird als letztes Aufgebot, als dritter oder vierter Bann die Altersklasse von 35 bis 45 oder von 40 bis 50 umfassen, welcher der geringste Grad der Waffenpflicht obliegt, sie wird und darf aber den übrigen Aufgeboten nimmermehr als sogenannte Bürgerwehr gegenüberstehen, sondern muß ein koordinierter Teil desselben Ganzen sein, den man besser tun wird Landsturm zu nennen. Jedem, der Interesse für diesen Gegenstand hat, ist eine kleine Schrift zu empfehlen: „Grundsätze einer Wehrverfassung nach den Bedürfnissen der Zeit. Von einem alten deutschen Offizier. Frankfurt a. M. bei Sauerländer“ (1848); was aber die Kosten einer umfassenden Volksbewaffnung betrifft, so kann ich die Vorschläge für Erleichterung derselben, die ich in einem am 4. Juli in der Nationalversammlung gestellten Antrag gemacht, noch immer nicht für unpraktisch halten*).

(Schwäbischer Merkur, Chronik, vom 9. November 1848.)

---

*) S. dazu die nachträgliche Anmerkung im Anhang des Herausgebers.

Die Adelsfrage und der Beschluß der Nationalversammlung am 6. Dezember 1848.

Die eigentümliche Halbheit, welche die Beschlüsse der Nationalversammlung charakterisiert, so daß sie wie zwei zusammengeleimte Bretter aus zweierlei Holz erscheinen, tritt auch in dem am 6. Dezember über den Adel gefaßten Beschlusse hervor. Die Bestimmung: „der Adel als Stand ist aufgehoben", ist zweideutig. Solange man nicht die Adelsbezeichnung abschafft, sowohl den Titel als die Arabeske „von" am Namen, wird er sich zunächst sozial immer behaupten, an die soziale Geltung aber werden sich zunächst alle gewohnten Bevorzugungen bei Ämterbesetzung, vorzüglich im Militär, das Hofschranzenwesen usw., bei nächster Gelegenheit aber auch wieder die Vorrechte wie an einen Magnet ansetzen. Nun kann man zwar durch eine Interpretation beweisen, daß jener Beschluß wirklich die Aufhebung des Adelstitels bedeuten müsse. Wozu nämlich ein neuer, besonderer Satz, wenn durch denselben nur eben das ausgesprochen werden soll, was schon in dem anderen, der die Adelsvorrechte aufhebt, enthalten ist? Dazu nehme man dann die folgende Bestimmung herauf, welche alle bloßen Titel abschafft, so ist der Schluß offenbar gezogen. Allein es ist immer übel, wenn ein Gesetz einer Auslegung bedarf und nicht schon durch den Buchstaben klar hinstellt, was es will. Wir haben dem Adel kein Ende gemacht; wir haben einen Teil der Prädikate aufgehoben, aber das Subjekt stehen lassen, an das diese Prädikate immer von selbst wieder anschießen. Wir haben weggetan, was am Haken hängt, aber den Haken haben wir beibehalten, und ehe wir uns umsehen, wird er wieder vollhängen. Lieber die Vorrechte noch einen Augenblick stehen lassen, als das Subjekt dieser Vorrechte mit dem unausrottbaren Trieb, sie wiederzuerringen, in seinem Dasein belassen! Freilich wird man einwenden, einen Mythus vernichte man nicht durch Dekrete. Der Tod eines Mythus

ist allerdings nur die in die Majorität eingedrungene Einsicht, daß es eben ein Mythus sei. Wie wenige, selbst unter den Gebildeten und Denkenden, dies einsehen, zeigte schon die erste Debatte über den Adel. Immer und immer wieder sprachen die Redner so, als gäbe es einen Adel, als existierten gewisse Menschen, denen die Qualität, adelig zu sein, als ein Modus der Existenz gleichsam vom Wirbel bis in die Zehen gehe. Es gibt keinen Adel; es gibt einen Adel, weil wir meinen, es gebe ihn. Der Adelige meint, er sei adelig, weil wir es meinen, und wir meinen es, weil er es meint. Der Adel ist eine Fiktion, er ist die V o r s t e l l u n g, als gäbe es zweierlei Menschengattungen von ungleicher Güte des Fleisches und Blutes, er ist ein gewisse Familien umschwebender Traum, herübergepflanzt aus der Kindheit der Völker, aus den Urwäldern Indiens in die Gegenwart, sanktioniert durch Bräuche, Sitte, benützt als retardierendes Moment in der Geschichte der Staatsverfassungen. Daß es aber an solchen Momenten, wenn man sie einmal braucht, nicht fehle, dafür sorgt die liebe Natur, auch wenn wir jenes rein fiktionäre über alle Berge werfen. Der Adel ist ein Kindermärchen, ein Stück Romantik, der alte Mythus von Göttersöhnen. Moritz Arndt berief sich für die Erhaltung dieses Mythus auf den Wert der M a n n i g f a l t i g k e i t, auf das Poetische der bunten Vielheit der Rassen, Völker, Stämme, Familieneigentümlichkeiten. Welche logische Konfusion! Der Mythus vom Adel setzt etwas ganz anderes als die wirklich real vorhandene Verschiedenheit der A r t e n im Menschengeschlecht voraus. Durch allen Unterschied der A r t e n h i n d u r c h soll nach diesem Mythus ein a n d e r e r, w e i t e r e r Unterschied gehen, ein Unterschied, der mitten im Wesen der G a t t u n g selbst sitzen soll. Die Scheibe hat viele Ringe, dies aber ist nicht ein Ring unter den Ringen, sondern ein Riß durch das Zentrum und alle Ringe. Das Adelsvorurteil ist ein feiner, stechender, geistig schneidender, schwärender, eiternder Dorn mitten in das Bewußtsein, den Begriff der Menschengattung gesetzt. Es hebt mit einer tödlichen Beleidigung die Einheit des Menschengeschlechts auf. Jeder Stolz ist widerwärtig und beleidigend: Völkerstolz, Beamtenstolz, Geldstolz, Bauernstolz und wie sie alle heißen mögen. Aber jede dieser Arten des Stolzes hat doch ein Objekt: Völker gibt es, Beamte, Geld, Bauern gibt es; wer auf

eine dieser wirklichen Qualitäten seiner Existenz stolz ist, der tut sich törichterweise etwas Besonderes zugute auf dies und jenes, was er, noch außerdem, daß er Mensch ist, hat oder ist, aber er hat es doch, er ist es doch. Adelsstolz aber ist Stolz auf ein Nichts, auf ein Phantom der Vorstellung, er ist daher durch und durch gespenstisch. Neben ihm ist Bauernstolz, Geldstolz immer noch inhaltvoll, saftig. Die Vorstellung aber, auf deren vermeintlich wirklichen Inhalt der Adelsstolze stolz ist, sagt aus, daß er nicht etwa durch dies und jenes, was er ist oder hat, sondern eben in seiner Menschheit selbst besser sei als andere. Mit einem Wort, er allein ist eigentlich Mensch, die andern sind es nur angeblich. „Der Mensch fängt beim Baron an." Wie groß ist neben diesem gespenstischen Mythenstolze z. B. der Stolz eines gedrückten Volkes! Zwischen Juden und Adel ist ein Unterschied; er besteht darin: daß es Juden gibt, Adel nicht. Es muß dahin kommen, daß, wie einst der Jude mit Unrecht in Verlegenheit kam, wenn in Gesellschaft seine Nationalität berührt wurde, so der Adelige, wenn das Märchen vom Adel berührt wird, mit Recht in Verlegenheit kommt. Man sagt, der Adelsstolz sei doch feiner, daher immer erträglicher als Geldstolz, Beamtenstolz usw. Ich will nicht an den rohen Adelsstolz, an so manchen Peitschenhieb eines Junkers über das Gesicht des armen Landmanns erinnern, der ihm Hasen trieb; ein Lorgnettieren, ein Augenzwinkern, ein Mundwinkelzucken des wirklich feinen Adeligen ist immer noch beleidigender als die roheste Grobheit eines Beamten, des Geldsacks, des reichen Bauern usw.; denn diese läßt mich immer Mensch sein, jenes aber, selbst jene stumme Gebärde sagt mir: deine Nervenfasern, dein Fleisch, Blut, Schweiß, deine Ausdünstung weist aus, daß du nicht zu mir in dieselbe Menschheit hineingehörst. Ich bin nicht fanatisch gegen den Adel; den Adeligen, der dies Vorurteil überwunden hat, achte ich doppelt, ja ich achte ihn mehr als andere, im übrigen gleich gute Menschen. Ich tue dies nicht, trotzdem daß, sondern weil er ein Adeliger ist. Das heißt — wohlgemerkt! — weil er, um bei dem einfachen Menschenbewußtsein anzukommen, einen doppelt weiten und schweren Weg, weil er doppelte Arbeit hatte; denn er mußte das ungeheure, das schauderhafte, mit der Muttermilch eingesogene Vorurteil überwinden, als sei er, ehe er noch irgend etwas getan, geleistet, durch

irgend etwas sich ausgezeichnet, schon etwas Besonderes. Aus Wohlwollen für alle die Unglücklichen, die in dieses Vorurteil hineingeboren werden, will ich seine Zerstörung. Die Wehr, über die ihr Geist gehen muß, den Pfahl, der ihnen durch das Hirn geht, den Splitter im innersten Organismus des Bewußtseins will ich ihnen freundlich herausnehmen.

Moritz Arndt hat auch gesagt: man solle den adeligen Familien nicht ihre idealen Bilder, den edlen Stolz auf eine Reihe großer Ahnen nehmen. Komisch! Wenn ich ein Herr von Hutten wäre und man stieße mir die Verkröpfung „von" am Namen ab, könnte ich dann auf meinen Ahnherrn Ulrich nicht ebenso stolz sein wie vorher? Nur eins ist es ja, was wir dem Abkömmling edler Ahnen untersagen wollen: er soll nicht meinen, die Tugenden seines Geschlechtes kommen davon her, daß es ein adeliges sei. Man hört oft die Unwahrheit, es sei umgekehrt, der Adel sei Lohn der Tugenden. Wäre das wahr, so könnte ja der Abkömmling eben nur auf den Grund, die Tugenden, nicht auf den Lohn derselben stolz sein. Die Wahrheit ist, daß in mancher Familie eine Summe von Talent und großen Eigenschaften sich wunderbar forterbt, anwachsend durch die Wirkung des Beispiels, der Nacheiferung. Das hat aber mit dem Adel rein nichts zu schaffen; dieses große moralische Fideikommiß haben viele bürgerliche Familien, und viele adelige haben es nicht aufzuweisen. Mit Sophismen stützt man keinen Mythus. Aber hebt man einen Mythus durch Dekrete auf? so höre ich mit Hinweisung auf meine Anfangsworte fragen. Das verhält sich so: ein verbreiteter Mythus findet sein Ende immer zunächst in den Köpfen einer Minorität von Menschen, welche deutlicher denken als die Masse. Diese Minorität muß schon bedeutend gewachsen, über die Mehrzahl der Gebildeten ausgedehnt sein, wenn es dahin kommt, daß sie sich mit der Aufhebung des Mythus in einem gesetzgebenden Körper beschäftigt. Nun kann freilich ein Gesetz nimmermehr der zurückgebliebenen Majorität befehlen, aufgeklärt zu denken; aber es macht die trägen Köpfe stutzig, es bringt die Sache zur allgemeinen Diskussion, es verstärkt die Kritik, und Kritik ist der Tod alles Mythus. Das erste Gesetz tut es noch nicht; es folgt ein Rückfall, nach einiger Zeit eine neue Revolution, das Gesetz wird in bestimmterer Sprache wiederholt, und dies so oft, bis die Minorität

Majorität geworden und man über den Mythus ebenso lächelt wie über alle Märchen aus der Kinderzeit der Völker. Der Adelsmythus hat seinen besonderen Grund in dem Bedürfnis allgemeinen Vikariierens, das unreife Völker haben. Handgreiflich, wie es ist, bedarf das sinnliche Bewußtsein, das Allgemeine in einer besonderen Gestalt verkörpert sich gegenüber zu sehen. Die Einheit und Allgemeinheit des Staatswillens muß es im Monarchen sinnlich vor sich haben: der eigene freie Volkswille stellt sich selbst als Wauwau vor die Augen hin. Das Gewissen, diese innere, geistige Macht, wandelt als Priester in greiflicher Gestalt; er fastet, kasteit sich für die Laien. Die Würde des Menschen als Menschen wäre denn in der über alle verteilten Allgemeinheit für die groben Finger halbbewußter Völker ebenfalls nicht greiflich; sie machen sich einige; stellen einige vor sich hin, in denen sie personifiziert sehen, was alle sind: die Herrlichkeit der Menschengattung. Die furchtbaren Folgen dieser von ihnen selbst eingesetzten Stellvertretung sehen die armen Kinder nicht ein: daß nämlich, wenn sie das Menschsein aus der Gesamtheit herausgenommen und einigen κατ᾽ ἐξοχήν beigelegt haben, sie selbst auf das Menschsein verzichteten und sich gar nicht wundern dürfen, wenn sie von den Puppen, die ihre Phantasie, ihr Spieltrieb geschaffen, als Canaille behandelt, oder wenigstens angesehen werden.

Fort also mit dieser Phantasmagorie, dieser Fata morgana des Bewußtseins! Machen wir Ernst, helfen wir dem Dekrete nach, daß es keines weiteren bedarf (es ist ja ohnedies nicht das erste). Dies ist zunächst Sache der Volksvertretung in den einzelnen Ländern. Sie müssen zum Gesetz erheben, daß fortan keine amtliche Behörde mehr sich des Adelstitels bedient; die Gesellschaft wird nachfolgen. Die Vernünftigen werden sich verabreden, die Adelsbezeichnung nicht mehr zu gebrauchen. Eine solche Verabredung werden die Gegner lächerlich machen wollen; man lasse sich nicht stören, aber viele, sehr viele müssen an dem Beschluß teilnehmen. Verweigern nur einzelne dem Adel seine Titel, so ist es eine persönliche Beleidigung, eine Grille, eine Lächerlichkeit. Die Vielheit aber hat Macht und macht Ernst. Nur, wenn er lang suchen muß, bis er einen findet, bei dem er Protest gegen den unterlassenen Gebrauch seiner Titel einlegen kann, wird sich der Adel überzeugen, daß der

Schnörkel an seinem Namen abgestorben ist, daß er eben damit aufgehört hat, ein Ding zu sein, das sich berechtigt hielt, alle andern für bloße Schnörkel der Menschengattung zu halten, und das doch vielmehr selbst nur Schnörkel war. Erweisen wir doch einem gleichberechtigten Teile der Menschheit diese Wohltat der Entschnörkelung!

(Didaskalia, Frankfurt a. M., 20. Dezember 1848.)

Österreich, Preußen und das Reichsoberhaupt.

I.

Frankfurt, den 15. Januar 1849.

Man hätte meinen sollen, der Moment in der großen parlamentarischen Schlacht dieser letzten Tage werde eine ungemeine Sensation hervorbringen*). Es war nicht der Fall, man ging ernst, aber ohne jene Aufregung, welche eine gewaltige Krisis begleitet, auseinander. Die Erklärung darf man nicht etwa in dem allgemeinen Bewußtsein der besiegten Partei suchen, daß, nachdem das Parlament und die provisorische Reichsgewalt versäumt hat, die Dinge zur rechten Zeit in die Hand zu nehmen, diese eben ihren Gang gehen und der Frankfurter Beschlüsse spotten; nein, der tiefere Grund ist der, daß auch die Minorität in ihrer Mehrzahl volles Vertrauen zu Gagerns Charakter hat. Er wird redlich handeln, der österreichischen Regierung mit ehrlichen Waffen zu Leibe gehen und sie dadurch nötigen, ihre wahre Meinung zu sagen. Geht diese nicht auf rückhaltlosen Eintritt in den Bundesstaat, so ist die nächste Frage, wie sich dazu das österreichische Volk verhält. Dieses, durch eine Agitation, die freilich an den berüchtigten zwei Paragraphen der Reichsverfassung willkommenen Anhalt fand, seither in die Irre geführt, beginnt eben, sich zu sammeln und die Augen zu reiben. Erhebt es in entschiedener Majorität seine Stimme gegen ein bloßes Unionsverhältnis, so wird eine angeblich letzte Erklärung der österreichischen Regierung, welche sich für ein solches erklärt hätte, den-

*) Vom Verfassungsausschuß waren vorgeschlagen worden zwei Paragraphen, wonach kein Teil des Deutschen Reiches mit nichtdeutschen Ländern zu einem Staat vereinigt werden darf und zwischen einem deutschen und einem nichtdeutschen Land das Verhältnis nach den Grundsätzen der reinen Personalunion zu ordnen ist, wenn jenes mit diesem dasselbe Staatsoberhaupt hat. Am 13. Januar 1849 hatte Heinrich von Gagern Erfolg mit seinem Antrag, den genannten Paragraphen gemäß Österreich aus dem engeren Bundesstaat auszuschließen und nur ein völkerrechtliches Bündnis mit ihm einzugehen. Anm. d. H.

noch nicht die letzte sein; erhebt es sich nicht — nun, dann hat Gagern und seine Majorität recht, und die Freunde eines ganzen Deutschlands können für Österreich nichts weiter tun. In Wahrheit aber kann Österreich, Volk und Regierung, sein letztes Wort erst dann sprechen, wenn jene Paragraphen zum zweiten Male beraten und definitiv beschlossen sind. Bis dahin sind alle Noten der österreichischen Regierung nur Fluktuationen, wechselnde Erscheinungen, noch nicht die Sache selbst. Dies ist in der Debatte der Reichsversammlung nirgends mit der nötigen Schärfe hervorgehoben worden. Von ministerieller Seite stützte man sich immer auf das Programm von Kremsier und auf die Note vom 28. Dezember, als wären es feste Substanzen, letzte Worte. Man übersah, daß man es mit einer durch falsche Behandlung, ja durch offenbare Beleidigung gereizten Macht zu tun hat. Wer das Vereinbarungsprinzip verwirft, wie Gagern in seiner Eröffnung an den österreichischen Ausschuß, der darf auch dem Kinde nicht Gehör geben, das aus dem Vaterhaus treten oder auf der Schwelle desselben sich aufhalten will; er darf es am allerwenigsten dann, wenn dem Kind ein offenbares Unrecht geschehen ist. Preußen und Österreich, beide haben die Zentralgewalt mit Füßen getreten; aber es ist ein Unterschied: Preußen ist nicht beleidigt, Österreich ist es, und all sein Widerstand und Hohn gegen das junge Reich von dem Moment an, wo diese Beleidigung erfolgte, findet in ihr seine Entschuldigung. Die Beleidigung lag aber eben in jenen zwei Paragraphen; sie sind einer der größten Fehler, die das Parlament je sich hat zuschulden kommen lassen. Sie enthalten Sätze, die nur auf den Fall passen, wo ein deutsches Land unter einem nichtdeutschen Staatsoberhaupte steht: da ist es natürlich, daß man den Verbindungsfaden mit der fremden Macht so dünn als möglich dreht, daher auf die „reine Personalunion" heruntersetzt. Wo aber ein deutsches Staatsoberhaupt nichtdeutsche Länder beherrscht, da müßte doch alle gesunde Politik abhanden gekommen sein, wenn man nicht, dem gerechten und sittlichen Egoismus großer Völker folgend, eine Formel hinstellte, die eine Möglichkeit läßt, eine Aussicht gibt, die nichtdeutschen Länder reell mit den deutschen zu verbinden, so daß sich aus ihren Nationalitäten Bundesgenossen Deutschlands bilden. Nun kann man einwenden, da eine solche Verbindung auf dem Wege der Föderation zu erfolgen

habe, da diese den außerdeutschen Provinzen möglichst viel Selbständigkeit gewähre, so sei eben dann das Band derselben mit den Deutschen nur um so mehr als das einer reinen Personalunion zu bezeichnen. Das ist nun aber offenbar eine Vexierfrage. Man kann die geschmälerte Einmischung einer monarchischen Regierung in das politische Leben von Provinzen, die durch Provinziallandtage ihre Angelegenheiten, mit Ausnahme des Gemeinsamen im Heer-, Finanz- und Handelswesen, selbst verwalten, mit verstärktem Akzent als das Verhältnis einer reinen Personalunion bezeichnen; man kann umgekehrt sagen, ein Verein solcher föderierten Einzelländer sei vielmehr gerade erst ein realer, organischer, die reine Personalunion habe eben als ein Verhältnis despotischer Willkür vor dem März in Österreich geherrscht, und der ganze Begriff sei ein rein dynastischer, vormärzlicher, verwerflicher Rokokobegriff. Eben deswegen aber, weil das Wort eine Vexierfrage enthält, muß man es gar nicht brauchen. Die Frage ist immer: wie wird der einfache Sinn des betroffenen Volkes eine Bezeichnung aufnehmen? Und da wird doch niemand ernstlich bezweifeln, daß das österreichische Volk unter dem Eindruck des Wortlauts jener Paragraphen Grund hatte, zu meinen, man wolle herrliche Provinzen, Quellen von Macht und Wohlstand, mit scharfem Messer von ihm abschneiden. Dazu nehme man, daß der intelligente Teil des Volks und die Regierung wohl wußte, was hinter dem zweideutigen Buchstaben stak: der preußische Erbkaiser. Es ist zu verwundern, daß die Linke, gewohnt, in der Minorität zu sein, nicht stutzig wurde über ihre damalige Majorität, als diese Paragraphen beraten wurden. Sie meinte, ihrer vor dem März richtigen, seit dem März (dessen Revolution eine freie Gesamtentwicklung der Völker Österreichs möglich gemacht hat) veralteten Idee zu dienen, daß Österreich in Stücke geklopft werden müsse, um seine deutschen Lande für den deutschen Bundesstaat zu gewinnen; sie diente aber, ohne es zu bemerken, der borussologischen Doktrin. Der Verfasser dieser Zeilen ist der Einzige auf der Linken, der jene Paragraphen bekämpfte, und er zerfiel darüber beinahe mit seinem Klub. Er geriet aber bei der Abstimmung in eine Sackgasse. Er meinte, da eine Majorität für die Abänderung der Paragraphen selbst nicht zu gewinnen sei, durch modifizierende Zusatzanträge helfen zu können; in dieser Hoffnung stimmte er für die Paragraphen, aber

die Zusatzanträge kamen nicht mehr zur Abstimmung, und er hatte — einen Fehler gemacht. Gelingt es nun, bei der zweiten Lesung diesen Paragraphen eine richtigere Form zu geben, so kann es nur diese sein: „bildet ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen einen Staatskörper, so hat in jenem die deutsche Reichsverfassung ihre Geltung, und die Verbindung mit dem nichtdeutschen Lande darf keine solche sein, welche dieser Geltung Eintrag täte.“ Diese Formel wäre allerdings nur ein leerer Rahmen, den Staatskunst und Geschichte erst auszufüllen hätten, sie würde mehr sagen, was nicht sein soll, als was sein soll, allein sie würde genügen für den Grundriß einer Verfassung und sie wäre durch Auslassung des Vexierbegriffs der Personalunion vor Mißdeutung und Mißbrauch geschützt. Wäre sie beschlossen, dann hätte Österreich sein letztes Wort zu sprechen, und fiele dies abermals ablehnend aus, dann erst hätten wir das Unsrige getan und hätte Gagern den Schnitt, den er zu frühe machen wollte, zu vollziehen. Als die Reichsversammlung an ihre schwere Aufgabe gieng, die Einzelstaaten Deutschlands in ein Sonnensystem zu vereinigen, so war von Anfang an vorauszusehen, daß sich Österreich auf den ersten Blick als ein Komet darstellen werde, der in dies Sonnensystem nicht einzufangen sei: Der kleinere, aber intensiv lichte Kern, die deutschen, der große Schweif, die nichtdeutschen, insbesondere die slawischen Völker. Aber es *scheint* nur ein Komet; laßt ihr ihn ziehen, so wird sich der Schweif in den Kern verwandeln, das deutsche Österreich wird den Wirbeln seiner slawischen Majorität verfallen, und der ganze Körper wird dem fremden Sonnensystem folgen, dem er dann angehört, dem slawischen, dem russischen. Unsere Künstleraufgabe ist es, den Schweif in einen Trabanten zu verwandeln, der sich um den früheren Kern als seine Sonne bewegt und mit ihm in unserem, in dem deutschen Sonnensystem. Österreichs nichtdeutsche Völker sind bestimmt, seine und mittelbar unsere Bundesgenossen zu sein: die herrliche Morgengabe, die Österreich seiner Braut entgegenbringt. Im März schon war es an dem, daß dieser Staat sich zu einem Organismus föderierter Völker gestaltete. Es lebte in dem starren Eisblock des Despotismus, es regte sich, es wimmelte, fremde Gestalten, ferne Menschen in ungewohnten Trachten wallten heran und zogen in die Tore der alten Hofburg ein und forderten einen Bund freier Völker. Die Ungarn, die Galizier, die

Kroaten, die Serben, die Tschechen schickten ihre Deputationen. Ein unseliges Schicksal wollte, daß die Krisis sich nicht glücklich entwickeln, daß sie krankhaft stocken sollte. Die Forderungen überstürzten sich anarchisch, wurden durch Militärgewalt und durch die alte böse Politik Österreichs, Volk durch Volk im Schach zu halten, niedergeschlagen. In Frankfurt legte man die Hände in den Schoß, ließ Österreich im despotischen Sinn erstarken und die Nuß so hart werden, daß man sie jetzt nicht mehr zu knacken weiß. Hätte die Zentralgewalt Energie gebraucht gegen die ungehorsamen, die Wahlen zum Parlament weigernden Böhmen, ehe es zum Aufruhr in Prag kam; hätte sie — ohne Parteinahme für die freilich trüb gemischte Oktoberbewegung in Wien — im Namen der deutschen Einheit und im Namen der Humanität durch zwanzigtausend Reichskommissäre die gezogenen Schwerter in die Scheide zu stecken befohlen, hätte damals nicht der Wahnsinn gesiegt, die Sendung eines Reichsheeres für Wahnsinn zu halten: so hätte Deutschland sich jener Krisis bemächtigt, Österreich sähe keiner zweiten Revolution entgegen und wäre nicht zum unverdaulich harten Stein im Magen der Architekten des Deutschen Reichs geworden. Und doch ist durch die letzten Ereignisse die schon versteinerte Masse noch einmal in Fluß gekommen, noch ist Zeit, einzugreifen und den von neuem gärenden Teig zu formen.

Zwei grundverschiedene Anschauungen sind es, in die Deutschland und sein Parlament sich teilt. Die einen wollen ein wohnliches, klar umgrenztes Wohnzimmer aus Deutschland machen; sie verzichten auf das Weite und Freie, weil sie keine Freunde verschwimmender Grenzen, unklarer Fernen sind. Es sind die, welche Deutschland ohne Österreich durch ein preußisches Kaisertum zusammenbinden wollen. Die andern öffnen Tür und Fenster, sie blicken in das Weite, ihr Auge folgt sehnsüchtig der Donau zum Schwarzen Meer und den Bahnen des Handels zum Adriatischen. Man meine nur nicht, es seien bloß die noch nicht widerlegten Notwendigkeiten der Auswanderung, Kolonisation, der kommerziellen Interessen, welche die Süddeutschen für diese Anschauung stimmen; nein, es liegt tiefer, es ist der Natursinn, es ist der Gegensatz gegen den Stubensinn. Sagt man nun: gut und schön, aber schwer und unsicher! Fürchtet man Abgründe und Klippen in der reizenden Fernsicht, so hat man freilich recht, aber man vergesse nur nicht, daß es

mit der warmen Stube auch nicht so sicher bestellt ist, als es scheint. Die Elemente, die man auszuschließen meint, könnten leicht Tür, Fenster und Dach einschlagen. Ohne Bild: der Dualismus zweier Großmächte ist n i c h t vermieden, wenn man Österreich hinausschiebt, oder, milder zu reden, entläßt, er dauert nur in viel schlimmerer Gestalt fort. Nehmt den alten Intriganten Österreich herein, so hat seine arme Seele Ruhe. Österreich, das n e b e n uns bestehende, wird nicht unser Freund, sondern unser geheimer, bald unser offener Feind, und in der großen Slawenschlacht, die uns sicher bevorsteht, werden seine Slawen, wenn wir sie nicht j e t z t an uns binden, nicht mit uns, sondern gegen uns fechten. Ja, wenn man so lange, bis das engere Deutschland erstarkt ist, Österreich in Weingeist aufbewahren oder mit einem großen Deckel zudecken und nachher hervorziehen und einladen könnte, zu uns hereinzukommen! Aber es existiert eben fort, und seine Nadel weist, wenn es nicht s o g l e i c h mit uns vereinigt wird, sogleich nach Rußland. Die Majorität der Reichsversammlung schmiedet jetzt an ihrer Kaiserkrone. Der König von Preußen ist des Goldschmieds Töchterlein, er drückte die Augen zu und wird höchlich überrascht sein, wenn er erfährt, daß der kostbare Reif für ihn bestellt ist. Wer einmal des Glaubens lebt, so sei es gut und anders dürfe es nicht sein, der hat eben seinen Glauben, wie andere den ihrigen haben; aber empörend, wirklich empörend ist es, wenn man die anders Glaubenden und anders Wirkenden des Partikularismus beschuldigt und wie den Bösen selbst hinstellt. Wir waren von der Revolution berufen zu einer freien Schöpfung. Wir sollten locker verbundene Teile innig verbinden zu einem Ganzen und diesem Ganzen ein Organ schaffen. Die Verletzung der einfachsten Denkgesetze hat sich von jeher in der Geschichte bitter bestraft. Eine solche Verletzung ist es, wenn man jener Aufgabe dadurch zu genügen meint, daß man einen der Teile nimmt und an die Spitze setzt, d. h. zum Ganzen macht. Man gerät dadurch in die unendliche Reihe endlicher Größen, die einander bekämpfen und aufreiben. Die Teile Deutschlands haben sich verpflichtet, einem neuen Ganzen zu gehorchen, nicht haben sich die übrigen Teile verpflichtet, einem unter den Teilen zu gehorchen. Nimmst du diesen Teil und legst ihm die Vollmacht bei, das Ganze zu sein, so schreit jener und umgekehrt und so fort mit Grazie in infinitum. Dies

Geltendmachen ist nicht Partikularismus, sondern es ist die natürliche Auflehnung gegen den Partikularismus, gegen die Bevorzugung eines Teils unter den Teilen. Wie der Tolerante gegen die Intoleranz intolerant wird, so der nicht Partikularistische gegen den Partikularismus partikularistisch. Das Organ eines neuen Ganzen muß man nicht aus dem Differenten, sondern dem Indifferenten nehmen, das ist das ABC politischer Logik in Zeiten großer Umwälzung, wo die Völker von vorne anfangen. Die Reichsversammlung hat den Moment versäumt, wo sie die freie Schöpfung aus der Idee der Revolution hinstellen und durch das sittliche Gewicht der frischen Spannkraft des Volkes stärken konnte; jetzt soll sie darauf reduziert sein, dem bleiernen Gewicht einer gemachten Notwendigkeit zu folgen. Diese Notwendigkeit will man machen, indem man Österreich, sobald es Miene macht, nicht sogleich in den Bundesstaat einzutreten, hastig beim ersten Wort nimmt, um dann sagen zu können: es ist keine Wahl mehr als Preußen. Die Konkurrenten sollen nicht versammelt sein, damit alle Konkurrenz abgeschnitten sei. Es ist wahr, daß nun, nachdem der rechte Moment der freien Schöpfung verscherzt ist, die Not und Verwicklung ins Unendliche sich auftürmt. Wir stehen schon in jenem Gebiete der Reflektionswidersprüche. Entweder Preußen oder Österreich: beides ist gleich untunlich; das Werk der Idee hätte uns durch ein Weder-Noch aus diesem unseligen Netze befreit. Was werden soll, kein Nachdenkender weiß es; in schlaflosen Nächten wissen trauernde Patrioten kein Licht zu finden. In dieser Qual ist nur eines gewiß: das Allereinfachste. Wo Gründe und Gegengründe sich zu einem unlösbaren Knäuel verflechten, wo Ruf und Gegenruf sich zum wirren Chaos durchkreuzt, da bleibt das ursprünglich Einfache, das Gewissen, der letzte Anker. Und dieses Gewissen sagt dem Vertreter der deutschen Nation: folge, was folgen mag, du darfst nie dein Ja dazu geben, daß ein deutscher Volksstamm aus dem Vaterhaus scheide, um in die Fremde zu wandern. Die parlamentarischen Sitten eines Teils unserer Linken sind nicht eben fein, und wir möchten nicht jeden Lärm, der unsere Verhandlungen stört, entschuldigen; aber das war doch ein ergreifender Moment, als in jener merkwürdigen Abstimmung über Gagerns Programm auch der alte Arndt ja sagte und ein Chor von Männerstimmen zürnend hinüberrief: „Das ganze Deutschland soll es sein!“

Es bleibt dabei: wer zu der Forderung, daß ein deutscher Volksstamm als ausscheidend aus dem Vaterland zu behandeln sei, nein sagte, der kann, was immer die Zukunft bringt, mit ruhigem Gewissen sein Haupt zu Grabe tragen. Auch damit soll dem anders Denkenden kein moralischer Vorwurf gemacht sein; Gewissenssachen hat jeder mit sich selbst abzutun. Siegt das preußische Kaisertum: wir werden uns der Majorität fügen und wir werden dahin wirken, daß unsere Wähler sich fügen, aber mit bangem Herzen und trübem Blick in die Zukunft unseres Vaterlandes.

(Schwäbischer Merkur, 20. Januar 1849, S. 99f.)

II.

Frankfurt, den 24. Februar 1849.

Nicht leicht ist wohl eine ehrliche politische Meinung schwereren Verleumdungen ausgesetzt gewesen und in eine schwierigere Lage getrieben worden, als gegenwärtig diejenigen Männer der Nationalversammlung, welche ohne alle und jede Nebenabsicht, heiße sie Partikularismus, konfessioneller Fanatismus oder gemeiner Egoismus, eine Form des deutschen Bundesstaats suchen, welche das deutsche Österreich nicht ausschließt. Zuerst verdammte man sie wegen der sogenannten Koalition mit den Schwarzgelben und Ultramontanen, als ob sie mit diesen gefeilscht und gemarktet und ihnen für, ich weiß nicht welchen, Judaslohn die unsterbliche Seele verkauft hätten. Wer eine Spur von Beweis in der Tasche hat, daß hier etwas anderes stattfand als ein zufälliges, unerwünschtes Zusammentreffen, der ziehe den Beweis hervor. Die Äußerung eines Führers der Linken in der Mainlust, er sei in dem Sinne käuflich, daß er um jeden Zoll demokratischer Freiheit einen Zoll Oberhaupt ablasse, wäre allerdings, obwohl sie cum grano salis zu verstehen ist, besser unterblieben, weil auch der bloße humoristische Schein eines Paktes in einer so ernsten Sache zu vermeiden ist. Doch hat weder der Sprecher dieser Worte, noch sonst ein Mitglied der Linken jemals gesagt, daß diese Seite des Hauses sich an dem Umfang der Reichsgewalt, wie er nach der ersten Lesung vorliegt, auch nur ein Jota abmarkten ließe. Die Linke wird sich, so viel glauben wir voraussagen zu dürfen, zu der Umänderung der

§§ 2 und 3 vom Reiche, wie solche von der Welckerschen Kommission beantragt ist, in ihrer Mehrzahl verstehen, und sie darf es, ja sie soll es nach unserer Überzeugung; sie wird sich, wir wiederholen es, von den Befugnissen der Reichsgewalt nichts abzwacken lassen, ja zu früheren Anträgen auf Erweiterung derselben zurückgreifen; sie wird endlich teilweise für den Welckerschen Vorschlag eines Direktoriums von 7 mit wechselndem Präsidium von Österreich und Preußen stimmen. Teilweise, denn viele (wir wünschen, daß es sehr viele seien) werden von ihrer früheren äußersten Konzession, einem auf Zeit zu wählenden Oberhaupt, keinen Fuß breit abgehen. Inzwischen hat die österreichische Regierung ihre Politik in ihrer ganzen Nacktheit enthüllt, und das Einrücken russischer Heere in Siebenbürgen bestätigt den Bund mit dem Absolutismus einer halbasiatischen Macht. Damit scheint denn jeder bitterste Vorwurf gegen die Linke gerechtfertigt. Sie darf den Verdächtigungen ruhig ins Gesicht sehen, die nächste Zukunft wird zeigen, daß sie aus der momentanen Berührung mit dem Partikularismus und dem Priestergeiste ihre Hände rein hervorzieht. Man wird in Bälde sehen, daß die österreichische Regierung selbst mit der ganzen Reihe von Konzessionen, welche die Anträge der Welckerschen Kommission enthalten, nicht zufrieden ist, noch viel weniger wird sie sich den ungeschwächten Bundesstaat, bei welchem die Linke jedenfalls beharrt, gefallen lassen. Dann wird sich zeigen, daß die Linke aus Liebe für einen edeln deutschen Volksstamm einige wenige Konzessionen gemacht, aber mit den Intrigen der österreichischen Regierung so wenig zu schaffen hat als jeder brave Deutsche. Dann haben wir das Unsrige getan, wir haben dem österreichischen Volke gezeigt, daß wir ihm nicht die traurige Wahl lassen wollen, entweder seine fruchtbaren und zukunftreichen Donauländer wegzuwerfen, oder vor der Tür des deutschen Vaterhauses stehen zu bleiben; weiter können wir nicht, es mag sich selbst helfen, helfen gegen den Feind, der seiner Einigung mit Deutschland die schlimmsten Hindernisse in den Weg legt. Oder meint man, die Linke sei mit Metternich und Schmerling verschworen, weil sie vor der Bestätigung der Nachricht vom Einrücken der Russen in Siebenbürgen mit dem Mittel des Temporisierens sich so weit einverstanden erklärte, daß zuerst alle anderen Teile der Reichsverfassung und erst zuletzt die Oberhauptsfrage zur zweiten Lesung vorgenom-

men werden sollen? Da müßte man doch sehr blind sein oder absichtlich die Augen verschließen; denn wenn einige temporisieren, um Regierungsintrigen Zeit zu lassen, können denn nicht andere eben dasselbe aus dem entgegengesetzten Grunde tun, nämlich in der Abwartung naher Ereignisse, welche geeignet sein werden, die Intriganten mürb und willfährig zu machen?

Es sind schwere, peinliche Tage. Der Präsident natürlich darf nur auf eine kleine Minorität hoffen; der Erbkaiser ist nach den eigenen bestimmten Erklärungen des präsumtiven Kandidaten nicht möglich, das Direktorium, dieser sublimierte Bundestag, ist eine so traurige Nothilfe, daß man auch ihm keine Majorität wünschen kann, und der auf mehrere Jahre oder lebenslang gewählte Regent hat auch wenig Aussichten. Dennoch wäre es vielleicht möglich, daß für ihn eine Majorität sich bildete. Wir gründen diese Vermutung auf die einfache Berechnung, daß die zwei Parteien, in welche sich das Haus jetzt teilt, auf eine Form kompromittieren können, in welcher zwei entgegengesetzte Elemente auf Probe gemischt sind, das Prinzip der freien Schöpfung als Wahl, das Prinzip des Gegebenen und Bestehenden als Kaiser. Diese Mischung ist mit einem Widerspruch behaftet und verspricht daher nur kurze Dauer, doch aber einen erträglichen Zwischenzustand. Gerade auf das Vergängliche dieser Form kann aber jede Partei ihre Hoffnung stützen und jede der anderen erlauben, daß sie dies tue. Die Linke kann der Rechten sagen: hast du recht, so wird es der Gang der Geschichte erproben, der Kaiser wird die Wahl fressen; die Rechte kann der Linken sagen: hast du Recht, so wird es der Gang der Geschichte erproben, die Wahl wird den Kaiser fressen. Weder der Erbkaiser noch der Präsident kann ohne Gewalt und Blut umgestoßen werden, jenen muß eine Revolution, diesen eine Konterrevolution stürzen, beide Formen sind für eine gärende Zeit zu gefährliche Experimente, keine der Seiten des Hauses wird der anderen ein solches Experiment gestatten, für keines wird sich also eine Majorität bilden können. Die Übel eines Wahlreiches nicht zu kennen, müßte man ein grober Ignorant sein, aber ein Wahlreich kann ohne furchtbaren Umsturz in ein Erbreich oder in einen republikanischen Bund übergehen. Wer besseren Rat weiß, der sage ihn, er wird willkommen sein wie ein Engel vom Himmel.

(Schwäbischer Merkur, Samstag, den 3. März 1849, S. 332 f.)

Zur deutschen Frage.

Ein Wort an die Volkspartei in Württemberg von einem Württemberger.

Es ist wohl gut, wenn die deutsche Frage, wie sie jetzt im Momente schwerer Entscheidung unser Land beschäftigt, auch von solchen angefaßt wird, welche sich bis zum Momente der äußersten Notwendigkeit gegen eine preußische Oberleitung Deutschlands gesträubt, ja wenn sie einmal einer einheitlichen Spitze den Vorzug gaben und die Unmöglichkeit einer volkstümlichen Bildung dieser Spitze erkannten, die alte Kaiserwürde Österreichs zu verjüngen gewünscht haben, solange es möglich war. Solange es möglich war, d. h. solange Österreich nicht auf hundert Anfragen alle und jede Anerkennung der deutschen Revolution, alles und jedes Zugeständnis einer Vertretung der Nation verweigert und seinem Reich eine Verfassung aufgemessen hatte, mit welcher eine Teilnahme an einer solchen Vertretung der Nation unvereinbar ist, solang es überhaupt nicht gezeigt hatte, daß seine Politik unverbesserlich undeutsch, daß sie slawisch-romanisch-jesuitisch ist, daß sie alle und jede Idee in der Geschichte, im Menschen verleugnet. Der Verfasser dieser Zeilen gehört zu denen, die sich in obigem Falle befinden. Das württembergische Ministerium ist unentschlossen, die demokratische Partei, im Besitze der Majorität für die revidierende Ständeversammlung, erklärt sich entschlossen, gegen den Zutritt zu dem engeren Bund unter preußischer Leitung zu stimmen, und meint Württemberg in einem insularischen Zustande halten zu können, bis für die Demokratie und eine ihr entsprechende Einheitsform bessere Zeiten kommen. Diesen Zwischenzustand will sie benutzen, die neu erworbenen Freiheitsrechte gründlich durchzubilden. Sie hat allerdings für ihren Zweck auch einen positiven Ausdruck: sie will für Durchsetzung der vom Parlament aufgestellten Reichsverfassung kämpfen, ausgenommen die erledigte Oberhauptsfrage.

Dies alles ist ganz schön und macht ihrem Herzen Ehre, sowohl der Unwille gegen Preußen, als die Treue gegen die Reichsver-

fassung. Allein in der Wirkung ist es gleich Null, weil es jetzt absolut unmöglich ist, die Reichsverfassung zur Geltung zu bringen. „Wohl" — sagt die Partei — „jetzt; aber wir kämpfen für die Zukunft." Zwischen dem Jetzt und dieser unbekannten Zukunft steht aber ja die Geschichte in Deutschland nicht still, es geht etwas vor sich. Das geht vor sich, daß dort der Bundesstaat sich zu bilden strebt, hier der weitere Bund dies zu verhindern und seine lockere bundestägliche Einheit zur Ausdehnung über Deutschland zu bringen sucht. Zwischen diesen zwei Vorgängen gibt es nun offenbar für einen einzelnen deutschen Staat keine Neutralität, man arbeitet dem einen oder andern in die Hände, man tritt dem einen oder andern bei. Ich muß also das eben gebrauchte Wort verbessern: jener Kampf für die Reichsverfassung ist in seiner Wirkung = Null nur in betreff der Reichsverfassung; zugleich aber wirkt er allerdings etwas, er stärkt, — nicht die Lebensfähigkeit der Reichsverfassung, sondern den sogenannten weiteren Bund. Wer nicht zu Preußen hält, der hält nicht zu nichts, sondern zu Bayern und Österreich. Dieser weitere Bund hat zu seinem Prinzip die unbeschränkte Geltung der Einzelsouveränität. Daß diese in ihm, während sie sich aus dem preußischen Regen rettet, unter die österreichische Traufe gerät, gehört auch nicht hieher; es macht die Geschichte schlimmer, aber schlimm genug ist schon das, daß hier die Erhaltung der einzelnen Souveränität Prinzip ist. Es ist eine Souveränitätsversicherungsgesellschaft. Dies ist diejenige Form, welche der Reichsverfassung am weitesten abliegt. Die demokratische Partei Württembergs erklärt also, an der Reichsverfassung festzuhalten, und treibt zugleich Württemberg in das Verhältnis, welches das gerade Gegenteil derselben ist. Der Eid auf die Reichsverfassung hat unter den jetzigen Umständen denselben abstrakten Sinn, wie wenn ich im sittlichen Gebiete auf eine ganz spezielle Anforderung antwortete: ich will das Gute. Soll dies einen Sinn haben, so kann es nur der sein: ich will das Gegebene samt seinen Mängeln zum möglichst Vollkommenen erweitern: ebenso kann der Eid auf die Reichsverfassung nur das Gelöbnis bedeuten, unter den gegebenen Möglichkeiten diejenige zu ergreifen, die der Reichsverfassung am nächsten liegt, und den unvollkommenen Anfang nach Kräften bis zur Höhe der Reichsverfassung heraufzubilden.

Ihr Demokraten, ich will euch ein Zeichen setzen in dieser Zeit

der Not und Zweifel: dahin, wo die kleinen und halbgroßen Souveräne ungerne anbeißen, dahin gehet, dahin ist die Nation gewiesen. Die Abneigung der Souveränität, die sich erhalten möchte, ist das Kriterium für das, was besser ist. Hannover und Sachsen haben Gelüste zum Abfall, es macht euch Freude, weil das den Bundesstaat, den Preußen zu gründen strebt, hintertreiben hilft: da freut ihr euch mit allen Intriganten gegen die deutsche Einheit. Nicht neutral seid ihr, kein Interim macht ihr, sondern denen steht ihr bei, welche Einheitssinn heucheln und in Wahrheit nur die einzelne Souveränität erhalten wollen, ihr helft die erbärmlichste aller Formen definitiv machen, die Form der zersplitterten Einzelsouveränitäten, die nur in Einem einig sind, in der Unterdrückung des Volks, den alten Bundestag. Der Hauptintrigant ist Bayern, auf dem seit alter Zeit die schwerste Schuld gegen das Reich lastet, das an der Großstaatssucht ohne die Kraft und Mittel zur Größe leidet: mit diesem Bayern, das aus den fremdartigsten Lappen und Kulturelementen zusammengesetzt, der unnatürlichste Staat in Deutschland ist, tretet ihr in Koalition. Der Bundesstaat unter preußischer Oberleitung bietet das ernste Erfordernis deutscher Einheit, die einheitliche Exekutive. Ihr fürchtet, daß die Wirkung, welche diese Form verspricht, nicht einmal in Erfüllung gehen werde: man wird, so denkt ihr, aus dynastischem Interesse den einzelnen Souveränitäten gegen ihre Völker den Kopf halten. Ihr vergeßt, daß eine Macht, eine Befugnis immer auch den Drang mit sich führt, Gebrauch davon zu machen; die Kollisionsfälle können nicht ausbleiben, die Exekutive wird auf dem Wege, der im Prinzip liegt, notwendig vorwärts getrieben. Es kann gewagt sein, auf diesen Erfahrungssatz zu bauen; aber es ist nur die Frage, wo mehr gewagt wird, da, wo die Erhaltung der Vielheit der Souveränitäten — das größte Übel unseres Vaterlandes — Prinzip ist, oder da, wo ihre gründliche Beschränkung Prinzip ist. Wer nie wagt, heiratet nie. Und wenn ihr nun unverheiratet bliebet. Aber ihr heiratet ja doch, ihr heiratet statt der gestrengen Frau Bundesstaat die lockere Dirne Bundestag, die euch mit üppigen Reizen kirren will, um nachher eure Xanthippe zu werden. Ihr zieht frisch die Toga der Reichsverfassung über den Kopf und, indem ihr euch das Haupt verhüllt, fahrt ihr in vollem Galopp in das Schlimmste von allem hinein: die alte Souveränitäten-

wirtschaft. Gesteht es nur, das steckt doch auch mit halbem Bewußtsein hinter eurem Programm. Ihr wollt die Oberhauptsfrage für erledigt erklären. Nun müßt ihr doch eine Vorstellung haben von dem, was an die Stelle der vom Parlamente beschlossenen Form treten soll. Dieses hat eine starke einheitliche Form beschlossen. Ihr hofft vielleicht, in naher Zeit einen Volkspräsidenten oder Vollziehungsausschuß, auch stark und einheitlich und dazu demokratisch, durchsetzen zu können? Wie bald? Etwa so bald, daß inzwischen der erneute Bundestag Zeit gewänne, sich festzusetzen und die Gewöhnung der deutschen Stämme zur Einheit, die der engere Bund verspricht, zu hintertreiben? Wollt ihr einen Wahlkaiser? Warum konnte denn das Parlament keinen machen? Weil nichts mehr zu wählen war, nachdem Österreich sich selbst mit Händen und Füßen aus dem zu errichtenden Bundesstaat ausgestoßen hatte; denn zu wählen war doch nur zwischen zwei Großmächten, und das wird doch niemand mehr glauben, daß man rein nach den Persönlichkeiten wählen, oder nur in unserer Zeit die rechte hätte finden können. Oder ihr wollt etwa auch eine bleibende einheitliche Exekutive, die aus einer bestehenden Macht gebildet wird, aber eine österreichische? Also den Staat obenan, der eben jetzt unter dem Sirenengesang der Erhaltung der Einzelsouveränitäten die Regierungen ins Direktorium lockt und zur rechten Zeit, während seine aufrichtigsten Freunde verzweifelten, auch nicht einen Zug tat, um nur das dürftigste Zugeständnis zu machen, das ihm die seiner Größe würdige Stellung im Bundesstaate sicherte? O nein, gesteht es nur, das Direktorium schmeckt euch an sich besser, und zwar darum, weil ihr — es soll an sich kein Vorwurf sein — mehr Freiheitsmänner als Einheitsmänner seid und weil dem Freiheitsmann das lockere und losere Kleid besser zusagt als das enge und straffe. Ihr seid von derselben Neigung beherrscht wie die große Mehrheit der Linken in Frankfurt, als sie gesonnen war, für ein Direktorium zu stimmen. Sie sah dies zwar als ein Zugeständnis an, erkannte also das Direktorium als ein Übel, sie hoffte auf eine Zeit der Umgestaltung. Aber warum, wenn zwischen zwei Übeln zu wählen war, sah sie die einheitliche Exekutive für das größere und nicht für das geringere an? Wenn sie der Name Erbkaiser und, was daran hängt, abstieß, warum konnte sie da nicht ebensogut auf eine Umgestaltung hoffen? Warum be-

dachte sie nicht, daß die Umgestaltung des Direktoriums, die sie in der Zukunft hoffte, zunächst ebenfalls zu einem Erbkaiser und erst durch diesen weiter führen, also auf einem Umweg dennoch ebendas bringen werde, was jetzt vermieden werden sollte? Warum wollten sie die Form, worin die Vielheit der Souveränitäten prinzipiell anerkannt ist, derjenigen vorziehen, worin das Gegenteil Prinzip ist? Darum, weil ihre Leute mehr Freiheits- als Einheitsmänner waren. Die Freiheit ist zentrifugal, sie ist atomistisch, sie kann sich daher in die vielköpfige Spitze mehr fügen als in die streng einheitliche. Dieser Zentrifugaltrieb kann aber gefahrlos erst dann in sein volles Recht treten, wenn die Zentripetalkraft gehörig erstarkt ist. Doch davon nachher mehr. Als die Souveräne sich gegen die Reichsverfassung sträubten, so witterte das Volk, so wenig ihm auch der Erbkaiser schmeckte, was das Rechte war. Es erkannte eben an diesem Sträuben, daß die einheitliche Exekutive gut sein müsse. Daher nötigten die Württemberger ihre Krone zur Anerkennung.

Die Lage ist jetzt nach fünf Monaten dieselbe, und ihr — wollt das Volk in den Weg leiten, wo die unbeschränktere Geltung der einzelnen Souveränitäten, also die Zerrissenheit, die Unmacht der Nation, die Schmach und Schande nach außen liegt? Ich verstehe den Einwand, der euch längst auf den Lippen schwebt. Ihr wollt mich verwundert fragen, ob ich denn nicht wisse, was alles seit Monaten geschehen ist, ob ich vergessen habe die Faustschläge, die Preußen durch einen schmählichen Waffenstillstand der Nationalehre, durch scheußliche Blutgerichte der Gerechtigkeit und Menschlichkeit ins Gesicht gegeben und noch gibt? Es ist wahr, der letzte Nerv muß sich darüber empören, und empören muß es auch, wenn Fanatiker der preußischen Oberleitungsidee diese Greuel mit leichtem Finger schonend berühren. Wäre es möglich, in neutraler Stellung zuzuwarten, so ist keine Frage, daß wir diesem Preußen uns auf jeden Fall entziehen müssen, aber — incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim. Wer gezeigt hat, daß Preußen sich an Deutschland versündigte, der hat noch lange nicht gezeigt, was wir zu tun haben; da kommt erst die weitere Frage, wie es denn aussieht bei andern Mächten, denen wir alsbald anheimfallen, wenn wir uns mit Preußen nicht einigen. Und da sage ich: Preußen hat's arg

gemacht, aber Österreich noch ärger. Der Waffenstillstand mit Dänemark ist schimpflich, das Herbeirufen der Russen nach Ungarn schimpflicher, die Blutgerichte in Baden unmenschlich, die Standrechtsmorde in Wien ebenso unmenschlich, die Stockprügel in Mailand aber, selbst an Weiber ausgeteilt, viehisch. Ihr habt zu wählen zwischen zwei Staaten, von denen der eine die Hauptschuldigen eines, doch jedenfalls verkehrten, innern Aufstandes erschießt, der andere die Unglücklichen, die es nicht vergessen können, daß ein Fremder über sie herrscht, auf offenem Markte prügelt. Dieses Österreich hat bei der Direktorialform, die es für Deutschland will, sicher einen Hintergedanken. Die lose und schlaffe Form wird straffer werden und an einem schönen Morgen die einheitliche österreichische Exekutive vollendet sein. Und diese an sich wäre ganz gut: aber Österreich in ihrem Besitz. Österreich, das eine rein deutsche Politik nicht haben kann. Und neben Österreich, mit der russischen Knute in der Hand, steht Bayern, in der Blüte des Pfaffenwesens wie Österreich und in der Blüte der Reaktionslust, mit der es bereits stille Ehrenmänner, die keine Schuld begangen haben, als daß sie dem Parlament nach Stuttgart gefolgt sind, verhaftet und entsetzt. Ein Artikel im „Beobachter" vom 9. September ist wirklich naiv, er hofft auf Besserung Österreichs; der hat ja einen festen Glauben, den ihm kein Spötter rauben kann, „wie ein Meerfels unbewegt, wenn an ihn die Woge schlägt". Soll von Aussicht und Besserung die Rede sein, so kommt alles auf Beweise an. Preußen aber hat in den neuesten Tagen Beweise davon gegeben, und sollte es abermals wanken, so wird dies darum geschehen, weil der Trieb der Einheit in Deutschland noch keine Kraft hat. Dann dürft ihr nicht uns, die Hoffenden, verlachen, sondern euch selbst, deren Eigensinn der undeutschen Partei in Preußen Vorschub leistete, müßt ihr anklagen. Die Vorgänge in Berlin, die offene Darlegung an die Kammern, die ernsten Vorträge, die Zustimmung der Volksvertreter sind unleugbar Zeichen einer sittlichen Erhebung, eines neuen Lebens, einer Gärung der deutschen Idee in Volk und Regierung, und bereits ist der Bruch mit dem System der Unwahrheit, wie es in dem Organ der pietistischen Reaktion, der „Kreuzzeitung", zutage lag, vollzogen. Aber es sind noch ganz andere Beweise da. Die Dreikönigsverfassung gibt wenig, aber sie gibt eine einheitliche Spitze, und ein Volkshaus, Österreich und

Bayern, geben nichts. Jene knüpft doch an die vom Parlament gegebene Reichsverfassung noch an, es ist noch eine Kontinuität da, der Faden mit der Nationalvertretung ist nicht abgerissen, also mit der Revolution nicht völlig gebrochen. Verstärkt diesen Faden, laßt die süddeutschen Kräfte von höherem, fortgeschrittenem politischen Geist unserer Bevölkerung einströmen in diesen Stamm, um ihn zu erweitern, multipliziert das politisch unentwickelte Volk Preußen mit neuen aufgeweckteren Stämmen, reißt den letzten Faden nicht ab.

Ich habe oben gesagt, die Form eines Direktoriums sage um ihrer luftigeren Natur willen den Freiheitsmännern besser zu. Ich habe jetzt hinzuzusetzen, daß sie darüber die schlimme Niederlage der Freiheit vergessen, welche notwendig in dieser Einrichtung liegt. Es braucht hiefür keines Beweises, nachdem die Geschichte des Bundestages vor uns liegt. Also nichts ist hier zu holen, ja Schlimmeres als nichts.

Doch ja, Österreich und Bayern gibt auch etwas. Es sind die berühmten materiellen Vorteile. Ich nehme an — woran ich übrigens sehr zweifle —, daß diese Hoffnungen Wort halten: meint ihr denn, das handgreifliche Aufgeben aller politischen Freiheit und Einheit, das auf dieser Seite liegt, werde nicht Zustände der Schmach, Erniedrigung und Zertretung über Deutschland führen, die trotz allen Zolleinigungen Handel und Industrie auf den Tod lähmen? Nicht so wird es kommen, daß ihr die unsterbliche Seele hingebt, um den sterblichen Leib zu retten, sondern ihr übergebt auch diesen dem Verderben, der Fäulnis, der Verwesung. Stärkt ihr durch euren Zutritt den Bundesstaat, so muß er mit der Zeit notwendig Bayern und Österreich, nach dieser Seite mindestens, an sich ziehen; ruiniert ihr ihn durch neue Weigerung, so fällt alles, Staatsleben und Wohlstand, zusammen unter den Hufen fremder Rosse, unter den Klauen ausländischer Herrschsucht, deren Eingriffen Tür und Tor offen ist. Mit Preußen wenig Freiheit, aber wirkliche Einheit. Mit Österreich ganz gewiß weder Freiheit noch Einheit, das ist die Losung.

Wendet mir, ich bitte euch, nicht abermals und abermals ein, ihr wollt zuwarten, ihr wollt euch an Österreich so wenig verkaufen, als an Preußen hingeben. Wo ist denn der Wachtelkäfig, in dem ihr Württemberg auf ein Stockbrett vors Fenster setzen wollt? Wir

sind mitten im Hause, wir müssen irgendwo in demselben wohnen. Eins oder das andere. Es gibt kein Drittes. Kein Weder — Noch gibt es mehr, wie wir vor anderthalb Jahren alle hofften, sondern nur noch ein Entweder — Oder.

Wie war denn die Geschichte mit dem Struwelpeter, der keine Suppe essen, sondern auf den Braten warten wollte? Er bekam den Braten nicht, ehe er die Suppe aß, er blieb auf seinem Eigensinn und schrumpfte zum Schemen, zur gräßlichen Abstraktion einer Linie ein.

Deutschland wollte sich Freiheit und Einheit gleichzeitig geben. Das war unser Unglück, denn beide kreuzen sich, sie können nur nacheinander werden. Ihr wollt durch die Freiheit zur Einheit. Seht Frankreich an: es genoß den großen Vorteil, durch Despotismus Einheit zu bekommen, ehe die Freiheitsfrage überhaupt existierte. Als nun die Freiheit losbrach, fand sie das Zentrum fertig vor, sie hatte den Mittelpunkt, wohin sie schlagen konnte. Ihr hofft auf eine neue Revolution, und ihr habt doch gelernt, daß in Deutschland alle Revolutionen verpuffen, weil sie ohne Zusammenhang punktuell in den Einzelstaaten sich verlaufen und der Reihe nach erdrückt werden. So wartet doch, bis ein Zentrum da ist. Die äußerste Demokratie kann ja nichts Besseres wünschen. Ich bin freilich hierin nicht ganz eurer Meinung; ich ergänze die Vergleichung mit Frankreich und sage: dieses Land hatte für den genannten Vorteil auch den Nachteil, daß die Einheit und Freiheit, wie sie nur sukzessive aufeinander folgten, in großen Gegensatz zueinander traten: vorher großer zentralisierender Despotismus, nachher großer Freiheitsausbruch, der das Kind mit dem Bad ausschüttete. Deutschland wird in der Zeit der reifen politischen Bildung diese sukzessive Verschiebung der Freiheit hinter der Einheit nur mit der Beschränkung nachahmen, daß es vorerst mit Bewußtsein auf einen Teil der Freiheit verzichtet, um die Einheit zu gewinnen und um dann nach ihrer Herstellung, nicht durch einen wilden Riß, sondern durch einen ausdauernden, geistigen Kampf auch die Freiheit zur Reife zu bringen. Reduktion der Vielheit der Souveränitäten, dies und nichts anderes ist die nächste Aufgabe Deutschlands.

Ihr meint, es habe keine Eile. Freilich hat es Eile. Wenn ihr den Bundesstaat mit einheitlicher Exekutive nicht jetzt errichten helft,

so ruiniert ihr ihn. Ihr gleicht dem Hund in der Fabel, der nach dem Spiegelbilde des Fleisches im Wasser schnappte, sein Fleisch fallen ließ und nichts hatte. Die Verantwortung ist ungeheuer, denn Württembergs Beitritt wird entscheiden. Nicht leichtsinnig soll es sich hinwerfen, sondern mit Vorbehalt und vorsichtig, aber es soll wagen. Noch einmal bietet sich dem deutschen Volke ein Kristallisationskern; verschmäht ihr auch ihn, so habt ihr Deutschlands Untergang auf dem Gewissen.

Laßt euch in dieser schweren Frage nicht von Stammessympathien und -antipathien leiten, die ja doch, man mag sagen, was man will, ein Hauptmotiv des Widerstrebens gegen den Bundesstaat bilden. Wer weiß nicht, daß Österreichs Volk liebenswürdig ist? Wer beißt nicht mit saurem Gesicht in den norddeutschen Apfel? Aber liegt denn in diesen Gefühlen irgend etwas Praktisches? Das einzig Praktische ist, den Bundesstaat errichten zu helfen; wird er stark, so erweitert er sich, und — die Zeit wird kommen, wo eure österreichischen Freunde bei euch sind. Vieles, sehr vieles ihnen zulieb, aber nur nicht die schlechteste aller Staatsformen. Es ist in der Kontroverse des Tages Mode geworden, sich auf die Volksstimmung in Württemberg zu berufen. Das Volk politisiert mit dem Herzen; das ist recht gut, reicht aber sicherlich da nicht aus, wo es auf Reflexion und Berechnung ankommt. Das liebe Herz geht auf den ersten Eindruck, stößt weg, was anfangs bitter, nachher süß ist, und wählt, was anfangs süß schmeckt, ohne den bittern Nachgeschmack zu bedenken. In solchen Fällen muß man es hübsch belehren, nicht seinen spannenlangen Gefühlen schmeicheln. Aber man bestärkt es darin, um sich nachher auf die Stimmung zu berufen, die man selber gemacht hat. Im gegenwärtigen Falle wahrlich ist der Ausdruck: spannenlang gerechtfertigt, denn nur weil die österreichischen Greuel im Raum entfernter sind, kann sich das Volk betören lassen, bei Österreich Rettung vor Preußen zu suchen. Hütet euch, daß des Volkes Stimme, wenn der bittere Nachgeschmack eintritt, nicht euch zum Schaden umschlägt und euch für den teuren Reukauf zur Verantwortung zieht.

Man wird, wenn die demokratische Partei auf ihrem Beschluß beharrt und wenn man zugleich von oben her den Beitritt zur bayrisch-österreichischen Liga vorzieht, in Württemberg das seltsame

Schauspiel erleben, daß eine Majorität, an welcher die Regierung anfangs eben keine Freude hatte, plötzlich in die umgekehrte Stellung tritt, daß sie in hohem Grade willkommen ist. In Hannover scheint derselbe Fall eintreten zu wollen, daß man sich der Freiheitsmänner bedient, um sich der Einheit zu entziehen. Die Möglichkeit solcher unnatürlicher Verschiebungen und Verdrehungen des ursprünglichen Verhältnisses liegt eben darin, daß die Demokratie das Einheitsproblem mit der Freiheitsfrage anfaßt, und da kommt Verkehrtes heraus, weil, wie oben schon gesagt wurde, beide Fragen sich kreuzen. Der Freiheitspartei die Zukunft, der Einheitspartei die Gegenwart. Beide haben ihr Recht, aber nicht gleichzeitig.

Stelle ich mir Württembergs nächste Zukunft vor, so steigt, wenn der Anschluß an den engern Bund abgewiesen wird, ein dunkles Bild vor mir auf. Tritt der von Preußen berufene Reichstag zusammen und entdeckt das württembergische Volk, daß in der Souveränitätsversicherungsgesellschaft kein Volkshaus gewährt wird, so wird sich plötzlich eine starke öffentliche Meinung, verstärkt gerade aus den Reihen der Volkspartei, für den Anschluß an Preußen bilden. Diese öffentliche Meinung wird, weil es dann zu spät ist, in ihren mehr oder minder drohenden Äußerungen als ungesetzlich erscheinen. In Vorarlberg lauscht ein österreichisches Korps auf eine Gelegenheit, irgendwo in Deutschland ebenso Ordnung zu machen wie Preußen in Baden; Österreich wird in der Tat seine Genossen nicht leichten Kaufs fahren lassen wollen. Und so kann es kommen, daß das Beharren auf der Reichsverfassung uns die Bajonette ins Land bringt, welche dafür zu sorgen wissen werden, daß dasjenige Bestand hat, was am allerweitesten entfernt ist von der Reichsverfassung.

Demokraten! es handelt sich darum, ein sehr berechtigtes Gefühl, das Gefühl des Unmuts über alles Harte, was von Preußen geschehen ist, einer noch viel höher berechtigten klaren Pflicht unterzuordnen; eine solche nennt man Resignation. Vollzieht diese Resignation!

(Deutsche Zeitung, Frankfurt a. M., zweite Beilage, 22. Sept. 1849.)

Zur Versöhnung der Parteien in der deutschen Frage.

Wenn die Parteien im Lande Württemberg vernünftig sind, so kann die Ministerkrisis gute Folgen haben. Die nachfolgende kurze Betrachtung wendet diesen Satz vorerst nur auf die deutsche Frage an, denn daß alles Wohl und Wehe jetzt von dieser abhängt, daß aller Gewinn an Freiheit und Wohlfahrt im Innern eines kleinen Staates mit seiner Stellung zum Ganzen Deutschlands steht und fällt: dies kann nur ein beschränktes Landeskind verkennen, das kein Gefühl hat für die Erbärmlichkeit der Kleinstaaterei, dem es wohl ist im engen Stübchen, im alten Stuttgarter Kessel, der so natürlich symbolisch die Hauptstadt Schwabens vom Horizonte der weiten Welt abschließt.

Das neue Ministerium wird, das geht aus seiner Entstehung mit Notwendigkeit hervor, in der deutschen Frage dem Hofwillen gefügig sein. Dieser geht auf eine Verbindung mit Österreich, teils aus einer eingewurzelten Abneigung gegen Preußen, einem Affekte, der, blind wie er ist, sich selbst den inneren Widerspruch verbirgt, welchen man begeht, wenn man, um die Souveränität zu erhalten, sich derjenigen Macht entzieht, welche eine aufrichtige Beschränkung derselben ansinnt und sich zu derjenigen schlägt, welche ungestandenermaßen auf gänzliche Mediatisierung hinarbeitet, teils aus einer positiven Vorliebe für den Staat, worin das Adelswesen durch den Militärdespotismus einen vollständigen Sieg erlangt hat, für die Großmacht, in welcher der tiefe Krebsschaden aller modernen Staaten: die Anmaßung einer eingebildeten höheren Rasse, über eine gemeinere zu herrschen, oberstes Prinzip ist. Dasselbe neue Ministerium, welches in der Frage der Einheit unfehlbar den Weg der Hofpartei gehen wird, kann aber in der Frage der Freiheit unmöglich seine alte Natur so ausziehen, daß nicht die altliberale Partei so gut als die modernliberale oder demokratische sich unbefriedigt fände. Man wird eine, zwar ziemlich mäßige, Reaktion im Innern mit einer zu Österreich haltenden

Politik nach außen gepaart sehen. Man wird nun erkennen, daß diese zwei Dinge zusammengehören, und diese Erkenntnis wird heilsam sein. Das gestürzte Ministerium gab nicht Gelegenheit zu dieser Einsicht, denn es war nach innen seiner Entstehung gemäß ein Vorfechter der Freiheit, und sein Vordermann erkannte doch nicht, daß er der Bildung der Einheit schadete, indem er den einzigen Weg, sie einzuleiten, den Anschluß an Preußen, nicht betrat. Wie nun das neue Ministerium als verbunden darstellt, was zusammengehört, so ist es zugleich ein Schwert, das da scheidet. Es scheidet die Freunde der Freiheit von den Feinden der Einheit, indem es sie nötigt, in der deutschen Frage ebensosehr Opposition gegen das Ministerium zu machen als in den Fragen der Freiheit, der innern Verfassung. Es führt zur Selbsterkenntnis der Parteien, es zeigt ihnen, daß, wer zu Österreich hält, zur Reaktion hält. Diese Selbsterkenntnis, wenn man sich ihr nicht eigensinnig verschließt, fordert von den beiden Parteien, die wir oben unterschieden haben, ein Aufgeben gewisser Irrtümer; unter dieser Bedingung können sie eine vereinigte starke Opposition bilden und eine unselige Kluft, welche die neueste Zeit gerissen hat, wird sich füllen. Scheidend wird also dieses Ministerium nur wirken, indem es die Partei der Freiheit von dem Vorurteile für Österreich löst, eben dadurch aber vereinigend, indem dann kein Zwiespalt in der deutschen Frage die Freunde des energischen Fortschritts und der deutschen Einheit mehr trennt. Wir versuchen aufzuzeigen, welche Vorurteile die Parteien zu opfern haben, wenn sie den unendlichen Zuwachs an Kraft gewinnen wollen, den ihnen ihre Vereinigung darbietet.

Die demokratische Partei muß endlich Rede stehen auf eine Frage, welche ihr tausendmal gestellt worden ist und deren Beantwortung sie tausendmal verweigert hat; sie muß es dulden, daß man ihr den Kopf hindrückt auf einen Punkt, den sie bisher schlechterdings nicht sehen wollte. Diese Frage heißt: glaubt ihr denn, Württemberg könne, wenn es den Anschluß an Preußen ablehnt, neutral bleiben? Auf diese Frage hat die demokratische Partei bis jetzt immer geantwortet wie einer, der mir auf die Frage: glaubst du, Blausäure verdauen zu können? antwortet: Habergrütze mag ich nicht. „Glaubt ihr, Österreichs Schlingen entgehen zu können?“ Antwort: „Preußen ist abscheulich.“ Es wäre denn doch endlich Zeit, daß die demo-

kratische Partei sich gestände, daß das keine Antwort ist; bis sie sich endlich entschließt, eine wirkliche Antwort zu geben, beantworten wir unseresteils die Frage so: Die Meinung, Württemberg könne dem Bundesstaat absagen, ohne in Österreichs Arme zu fallen, ist eine der Krähwinkeleien, wie sie sich in engen und bornierten Verhältnissen, deren Horizont nicht über den Bopser reicht, ausbilden. Eine Großmacht, die das Interesse hat, einem deutschen Bundesstaat nicht vereinzelt, sondern mit Vasallen gegenüberzustehen, wird ihre Schlingen fest zu ziehen wissen; am kleinen Finger gefaßt, muß man die ganze Hand, ja endlich sich selbst geben, ehe man sich versieht. Ja die Schlinge liegt uns bereits über dem Nacken, und was die Reichsverfassung sei, an der ihr festhaltet, das werden euch Preußenfeinden, bälder als ihr glaubt, die Weißröcke und die braunen und roten Mäntel demonstrieren. Unsere Demokratie gibt der österreichisch, d. h. der rein absolutistisch und aristokratisch gesinnten Partei des Landes Fahrwasser, wie sie es nur wünschen mag. Der Bundesstaat im Anschluß an Preußen ist ihnen Kleindeutschland, und um ein Kleindeutschland zu verhindern, helfen sie zwei Deutschlande machen, die Zweiteilung von Deutschland, das Scheußlichste von allem Denkbaren, fällt auf ihr Gewissen. Ist Österreich allein, so enthält das Interim zwei Mächte, deren eine die Zukunft für sich und einen Kern von Kraft hat, mit der es die Politik des undeutschen Anhängsels aufschnellen wird; hat es deutsche Mittelmächte auf seiner Seite, so sind zwei gleich starke Teile da, ja der undeutsche ist stärker. Man meint, außerhalb des Bundesstaats gestellt, werde Württemberg der weiteren Union angehören, also vorläufig indifferent sein. Es gehört aber alsbald der e n g e r e n Union, die mit Österreich an der Spitze gegen Deutschlands Zukunft kämpft. Ein Artikel im „Beobachter“ von Nägele hat sich auf den Standpunkt der Privatmoral und subjektiven Ehre gestellt. Die Kollision sei schwer, heißt es dort, aber das Gewissen entscheide einfach, daß zu dem treulosen Preußen sich zu schlagen gegen Ehre und Gewissen sei; folge was da wolle, wir haben unser Gewissen salviert, wenn wir nimmermehr unsere Stimme zum Anschluß an Preußen geben. Wenn dann Württemberg den Fluch trägt, die Zweiteilung Deutschlands verschuldet zu haben, wenn man unsere Weiber auf offenem Markte mit Ruten peitscht, wenn ein Haynau hängt und kreuzigt, wenn wir

unsere Söhne hergeben müssen, um für die Mißhandlung Italiens zu bluten, dann können wir uns trösten: N. N. und X. X. hat doch sein Gewissen salviert. Die Demokraten haben eine einzige Politik, die Hoffnung auf eine neue Revolution. Sie ist äußerst einfach: man hofft etwas und — Punktum. Die Tagesfragen, die nächste Handhabe der Geschichte, ja die Brücke für die neue Revolution, wenn eine nötig wird, läßt man liegen. Genau wie der Pfaffe, der, statt über die nächsten Pflichten zu belehren, auf das Jenseits weist! Eine schlechte Rechnung, worin alle Zahlenkolonnen von einem *ungewissen* Faktor abhängen! *Das deutsche Volk bedurfte im letzten Frühling einer neuen Revolution.* Sollte sie Sinn haben, so mußte sie von den Volksstämmen kommen, in deren Ländern die Reichsverfassung nicht anerkannt war. Das deutsche Volk war so ungeschickt, den „Bletz*) neben das Loch“ zu setzen: ein kleiner Volksstamm, bei dem sie eben anerkannt war, schlug los. Die württembergische Demokratie faßte wilden Haß gegen das Märzministerium, das sich einer so schief gewickelten Revolution nicht annahm; sie verfolgt es noch heute. In Wahrheit hat sich Württemberg dieser Revolution nur darum nicht angeschlossen, weil es selbst nicht wollte. Eine Revolution muß ein klares, einfaches Losungswort haben; der Satz: „obwohl in Baden die Reichsverfassung anerkannt ist, sogar zur Beeidigung des Militärs auf dieselbe soeben geschritten werden sollte, jedennoch, weil es wahrschein-ist“, usw. usw. — ein solcher Satz ist zu verwickelt, um ihn auf eine Revolutionsfahne zu sticken. Der württembergische Sinn ist zu nüchtern, zu schlicht und wirklich zu gesund, um einem so verzwickten Losungswort zu folgen, und so auch der Sinn der demokratischen Partei in Württemberg. Der Ausbruch war in Württemberg so vollständig vorbereitet, daß man nur an einem Drähtchen ziehen durfte, um das Werk in Gang zu setzen; warum zog niemand? Weil man selbst kein Vertrauen hatte. Warum hatte man keins? Wegen der innern Unnatur der Sache. Die Demokraten sind gescheiter, als sie sich stellen, und den Gegnern, die sie als Heuler verschrien, verwandter, als sie glauben: beide sind Schwaben und als solche zu natürlich und auch zu stolz, sich eine Revolution *von daher*

*) Den Flicklappen. Anm. d. H.

oktroyieren zu lassen, von wo sie nur ausgehen durfte, um schon in ihrem Anfang verlorenes Spiel zu haben; eine Revolution, die sich Brandenburg und Manteuffel besser nicht bestellen konnten. Dann sollten aber die Demokraten auch so verständig sein, sich nicht gar so wütend zu stellen gegen die alten wohlbekannten Charaktere, welche sich das Verkehrte der Sache nur früher gestanden und schließlich für Württemberg zur Notwehr greifen. Es muß wieder Einheit in das Lager der Vaterlandsfreunde kommen, wir müssen in der deutschen Frage zusammenhalten. Das Zusammenwirken der Volkspartei mit der Hof- und Adelspartei ist gar zu unerträglich unnatürlich, es kann nicht fortdauern. Wer verkennt die tiefe Schuld der preußischen Regierung gegen den Aufschwung Deutschlands? Wer den Ursprung des dargebotenen Bundesstaats aus Kabinetten, statt aus dem Schoße der Nation? Wer das Ungenügende seiner Bestimmungen? Aber wer kann auch verkennen, daß der geringe Anfang eben dadurch verbessert wird, wenn freiheitsliebende Volksstämme hinzutreten mit klaren und festen Bedingungen? Und wie ganz verkehrt ist es, hinzustehen und zu rufen: seht nur, es kommt ja doch nicht instand! ganz wie einer, der an einem Haus bauen sollte, nichts tut und nun ruft: seht doch hin, es geht ja ohnedies nicht vorwärts! Wäre aber der Entwurf noch viel ungenügender, als er ist, so kehrt immer die Frage wieder: kann Württemberg neutral bleiben, wenn es nicht beitritt? Und auf sie immer die Antwort: nein! nein! es fällt machtlos in das viel schlimmere Netz! Man traut Preußen nicht, es hat auch wahrlich in der letzten Zeit wenig Grund dazu gegeben; aber es ist doch beim Himmel gewissenhafter gehandelt, demjenigen, der etwas verspricht, auf die Gefahr, betrogen zu werden, beizutreten, als dahin zu gehen, wo überhaupt gar nichts versprochen wird.

Dagegen muß nun, wenn es zu einer Einigung kommen soll, auch die Partei der alten Liberalen zu einer festen gemeinsamen Überzeugung gelangen. Fr. Römer ist nicht der einzige in ihr, der bis auf die jüngste Zeit den Gedanken der Integrität Deutschlands festhaltend über einem quantitativen Begriff das Qualitative der wirklichen Tatsachen verkannte. Römer drückt sich *noch jetzt* (in dem Art. der Württ. Zeit. vom 3. Nov.) so aus: *wenn* Österreich keine Volksvertretung zugestehe, so müsse man Preußen beitreten, denn es

sei doch besser etwas als nichts. Allein, daß Österreich dies erste Erfordernis nimmermehr zugibt, war schon in Frankfurt längst vor der Schlußabstimmung über die Oberhauptsfrage gewiß, mathematisch gewiß, so gewiß, daß jene sogenannten drei Könige, die zum Schluß noch nach Olmütz pilgerten, um noch einmal und noch einmal anzufragen, von den Gefragten selbst in Olmütz, wie dort jedes Kind weiß, in den Rücken ausgelacht wurden. Es war daher schon in Frankfurt nur die Wahl: entweder ganz Deutschland zu ruinieren, oder den größeren Teil Deutschlands zu retten. Diese Formel, als entscheidend über die Integritätsfrage, ist so unumstößlich richtig, als es richtig ist, wenn der Chirurg lieber ein Glied abschneidet, als alle Glieder der Fäulnis überliefert. Man pflegte damals die Distinktion: Regierung und Volk zu machen. Sie ist richtig, aber hier ganz unpraktisch; hätte sie Kraft, so müßte das österreichische Volk in der deutschen Sache einen Grad von Sympathie zeigen, der auf seine Regierung einen moralischen Zwang ausübte; dies ist aber keineswegs der Fall. Seit dem vorigen April hatte nun Österreich eine Reihe der glänzendsten Gelegenheiten, Deutschland um sich zu vereinigen. Wer den schmählichen Waffenstillstand mit Dänemark verwarf, wer ein Volkshaus gab, dem flog Deutschland in die Arme. Österreich hat dazu auch nicht einen Finger gerührt, und Römer kann noch heute sagen: wenn Österreich usw.? Doch dieses „Wenn" scheint auch bereits eine Einlenkung anzuzeigen, und Römer ist nicht der Mann, Notwendigkeiten zu verkennen. Zuwartend und unentschieden stehen aber noch viele Männer, die der alten liberalen Partei angehören; ja fast der ganze Mittelstand in Württemberg schwankt, es besteht bei uns über diese Lebensfrage noch keine öffentliche Meinung. Württemberg steht wie Buridans Esel. Wie die Donau nach Osten, der Neckar nach Norden weist, so ziehen unser Volk die Temperamentssympathien nach Österreich, die Bildungssympathien nach Preußen. Nun sind in aller Welt die tiefer Gebildeten, welche die geistigen Mittel in sich haben, die Temperamentssympathien den Bildungssympathien unterzuordnen, in der Minorität. Die Ungebildeten folgen einfach den ersteren, die Halbgebildeten wissen sich nicht zu entscheiden, beide zusammen bilden die Majorität. In diese Masse hinein wühlt man nun mit unreinen, pathologischen Mitteln: Vorspieglung materieller Vorteile, ultramontane Umtriebe usw. Ein

ehrliches Mittel aber ist nur die Wahrheit, und die Wahrheit sagt, daß Österreich nimmermehr ein Volkshaus gibt, nimmermehr eine rein deutsche Politik befolgt, daß man einen Hebel suchen muß, um sich gegen es zu schützen, und daß dieser Hebel im jetzigen Zustand der Dinge, wo nur die Tatsachen wägen, nirgends als in Preußen gegeben ist, in Preußen, dessen Politik notwendig dahin gewiesen ist, den Faden mit der Einheitsbewegung des deutschen Volks und ebendaher auch mit seiner Freiheitsbewegung nicht ganz zu zerreißen und in seiner Politik wirklich deutsch zu sein. Will man mit dem reinen Mittel der Wahrheit der Überzeugung auf jene Majorität wirken, so sei man auch versöhnlich gegen die demokratische Partei. Die Cannstatter Eingabe hat ein sehr schlimmes Mittel angewandt, sie hat gemeint, ihrer Sache durch eine Denunziation der Volkspartei dienen zu müssen. Bös Blut machen statt belehren ist keine gute Politik. Die Phrase: „Umsturzpartei" ist eine hohle Phrase, die keinem Denkenden ziemt. Keine Partei will den Umsturz, es gibt nur eine solche, die ein altes Gebäude ganz einreißen zu müssen glaubt, um ein besseres zu errichten. Man suche dieser Partei mit Gründen zu zeigen, daß sie es doch einmal versuchen soll, mit der anderen zusammenzuwirken und den alten Bau mit einem neuen Unterbau zu unterführen, daß sie ja so bald doch keine Revolution in der Tasche habe, um das Ganze umzuwerfen und neu zu bauen, daß sie nicht gut tun, auf das Jenseits einer neuen Revolution, von der niemand weiß, ob und wann sie kommt, ihre ganze Habe zu setzen, sondern daß jede vernünftige Politik an das Diesseits der Handhaben, welche die Gegenwart bietet, anknüpft und weiter baut. Ihr predigt gegen Preußenhaß, so entschlagt euch selbst des Demokratenhasses, laßt euch nicht irren an der jungen Freiheit, weil sie ihre Flegeljahre noch nicht hinter sich hat, werft euch nicht auf die Rechte, weil es links etwas wild und zynisch zugegangen ist, vergeßt über der rohen Erde, die an der Volkspartei hängt, nicht den feinen, den giftigen Schmutz, der an der Hofpartei klebt, und scheinen euch die Demokraten Zöllner und Sünder, so erinnert euch, daß der erste und größte aller Demokraten, Christus, mit den Zöllnern und Sündern zu Tische saß!

(Manuskript vom Oktober 1849.)

Meine Haltung in der deutschen Frage.
Ein Beitrag zur Beleuchtung der Sache selbst.

Die folgende Darstellung war ursprünglich für den näheren Kreis meines speziellen Vaterlands bestimmt, und sofern man in weiterem Umfange Notiz davon nähme, sollte man sich aus diesem ursprünglichen Erscheinen in einem württembergischen Blatt erklären, was man sonst vielleicht für ein Wichtigtun einer einzelnen Person gehalten hätte. In einem kleinen Lande kennt man den einzelnen mehr, kontrolliert ihn genauer, wenn er in politische Tätigkeit tritt, erinnert sich bestimmter der einzelnen Momente. Ich war wegen meiner Haltung in der deutschen Frage angegriffen worden, es konnte der Mühe wert scheinen, mich zu rechtfertigen. Doch war dies eigentlich nicht meine Absicht, meine Zeit war mir zu wert, um mich gegen die zu verteidigen, die mich charakterlos nennen, weil ich im Winter den Sommerrock nicht mehr trage, die denjenigen schlecht schelten, der, wenn er ein Loch durch ein Brett machen soll, nicht mit der nackten Hand, sondern mit einem Bohrer arbeitet. Mein Hauptzweck war vielmehr, so manche, die sich durch Aufzählung von Gründen nicht belehren lassen, durch das anschaulichere Mittel des Erlebten und Erfahrenen zu überzeugen; ein neues Licht auf die Sache selbst zu werfen, indem ich erzählte, was ein Mensch gekämpft und gelitten in der Lebensfrage seines Vaterlands. Da mir nun diese Darstellung durch ihren Umfang über den Rahmen unserer württembergischen Zeitungen hinausgewachsen ist und ich sie unmittelbar weiteren Kreisen vorlege, muß ich um Nachsicht bitten, wenn es mir nicht gelungen ist, alles zu verwischen, was die ursprüngliche Voraussetzung, zu näheren Bekannten als Bekannter zu reden, mit sich gebracht hat. Daß das ganze Stück aus „Ich" geht, war freilich nicht zu verändern; der Inhalt selbst mag zeigen, ob es darum gerecht wäre, mir Eitelkeit vorzuwerfen. Wenn der einzelne, der hier in der ersten Person spricht, nur ein Mensch, d. h. nicht verdreht und verschroben ist, so wird, was er erlebt hat, nicht ohne allen Belehrungsstoff sein, die subjektive Form wird einen

objektiven Kern haben, man wird, so hoffe ich, insbesondere einsehen, wie vieles von dem, was in den politischen Kämpfen nach der Auflösung des Parlaments mit der ganzen Gewalt neuer schmerzlicher Empfindungen die verschiedensten Kreise der deutschen Nation durchwogt, gegenüber dem, was schon in Frankfurt durchlebt und durchfühlt ist, als Anachronismus erscheint; Aufwallungen einer an sich nur zu begründeten Entrüstung wird man leichter überwinden, wenn man sieht, wie ein Freund des Vaterlands schon vor Jahresfrist denselben Schmerz in seiner ersten Frische getragen, aber das empörte Gefühl einer anerkannten unerbittlichen Notwendigkeit unterworfen hat. Die folgende Darstellung wird nicht die hundertmal für und gegen ausgeführten Motive in ihrer Breite wiederholen, sie wird nur die bewegenden Hauptgedanken als Hebel im bewegten Innern eines einzelnen aufführen. Sie wird so offen sein, daß sie Freund und Feind in dies bewegte Innere blicken läßt; sie wird eine lange Täuschung und eine späte Einsicht rückhaltlos aussprechen und dadurch zeigen, daß der Verfasser nicht unter die Leute gehört, die das Gras wachsen sehen und die Fliegen husten hören. Man wird einen Mann kennen lernen, der freilich nicht so weise ist wie Herr Biedermann,*) der ihm nachsagt, er sei in Frankfurt ein blinder Nachtreter Schoders gewesen und habe in dunklem Gefühlsdrang immer etwas fürs Volk tun wollen und nie gewußt, was? Herr Biedermann gehört unter jene Geister, denen aber auch alles gar so entsetzlich klar ist, und mag mir in Frankfurt wohl angesehen haben, wie ich von diesen Geistern denke. Mag nun ihm und seinesgleichen die Reihe der folgenden Bekenntnisse sehr naiv erscheinen, mögen andere in der Politik jedes Geständnis für Schwäche halten und mit Spott überschütten: ich werde mich mit dem Worte des Dichters trösten:

> Nicht so vieles Federlesen!
> Laßt mich immer nur herein!
> Denn ich bin ein Mensch gewesen,
> Und das heißt: ein Kämpfer sein.

Ich kam in Beziehung auf die oberste Frage der Reichsverfassung, d. h. die Form und das Organ der Reichsregierung, völlig voraussetzungslos nach Frankfurt. Leider! kann ich in einer Beziehung

*) S. d. nachtr. Anm. am Schluß des Bandes.

hinzusetzen, denn ich war darin ein Bild des deutschen Volkes, das zwar Einheit wollte, aber schlechterdings keinen Gedanken für die Form dieser Einheit zur Reife gebracht hatte: der tiefste und letzte Grund des Rückgangs unserer Märzbewegung. Wohl! kann ich in anderer Beziehung dazu sagen: denn eben, weil ich durchaus keinen vorgefaßten Begriff mitbrachte, so kann ich jetzt die Geschichte meiner Haltung als einen einfachen, reinen Spiegel des geschichtlichen Ganges hinstellen, in welchem die Sache selbst sich abwickelte.

Als die Reichsversammlung an die Beratung der berüchtigten Paragraphen von der Personalunion schritt, war ich der Erste auf der Linken, der diese Aufstellung des Verfassungsausschusses aufs lebhafteste bekämpfte. Es war dies in den Debatten des Klubs Westendhall. Der scharfe Schnitt, den die Personalunion zwischen den deutschen und nichtdeutschen Ländern Österreichs ziehen sollte, erschien mir auf den ersten Blick als eine Operation der preußischen Partei, die damals noch nicht offen hervorgetreten war. Ich begriff nicht, wie die Linke (die übrigens heimliche Anhänger dieser Partei, welche zu ihren Werkzeugen andere listig zu benützen suchten, in ihrer Mitte hatte) sich diesen Zusammenhang verbergen und dem bekannten Paragraph beizustimmen beschließen konnte. Es war aber das Nationalitätsprinzip, von welchem geleitet sie Österreich in Stücke schlagen wollte, um dessen nichtdeutschen Völkern, die ich meinerseits (Italien ausgenommen) als bestimmt zur Unselbständigkeit, deutschen Bundesgenossenschaft und fortschreitenden Germanisierung ansah, die Freiheit der Selbstkonstituierung zu geben, und darüber entgieng ihr die Schlußfolge, daß sie dem preußischen Kaisertum in die Hände arbeitete. Schon der bloße Vorbehalt, zu gewissen Verbesserungsanträgen zu stimmen, welche ein lebendigeres Band zwischen den deutschen und nichtdeutschen Ländern Österreichs wahren sollten, aber unvorhergesehenermaßen nicht mehr zur Abstimmung kamen, nötigte mich beinahe zum Austritt aus meinem Klub. Gegen die preußische Partei, gegen die Ausscheidung Österreichs zu wirken, schien mir damals Gebot der politischen Gerechtigkeit, Notwendigkeit des staatswirtschaftlichen Wohls und war mir zugleich eine Art von Herzensangelegenheit: alte Liebe zu dem Charakter des deutsch-österreichischen Stamms, den ich auf Reisen vielfach kennen gelernt, schloß mich vertraulich an die österreichischen

Abgeordneten. Zur Zeit des Aufstands in Prag im Juli 1848 hatte ich in entschlossenem Widerspruch gegen die übrige Linke für einen Antrag von Radowitz auf die Absendung eines deutschen Armeekorps an die böhmische Grenze gestimmt. Ich erkannte zeitig, daß, wenn Österreich aus sich selbst durch seinen alten Militärdespotismus erstarkte, statt durch die Kraft der deutschen Gesamtnation aus seinen Wirren gerettet zu werden, es auch zum spröden Körper gegen Deutschland erstarren und in seine alte Politik zurücksinken werde, in die Politik, die keine deutsche Einheit duldet, aber auch Deutschland nicht fahren läßt, sondern von außen den Hebel ansetzt, es zu beherrschen. Zur Zeit des italienischen Kriegs stellte ich den Antrag, die bedrohten Grenzen Südtirols mit deutschen Reichswaffen zu schützen, — abermals in der Absicht, Österreich zu zeigen, daß es deutsch ist. Er fiel durch. Ein großer Teil der Linken folgte auch hier jenem abstrakten Nationalitätsprinzip, wonach man jedem Mausfallenhändler auf der Straße zurufen sollte: konstituier dich doch als Volk! wonach Deutschland jedes Stück Kleid, das einen Faden fremder Wolle enthält, wegwerfen, jedes Restchen fremden Guts aus der Tasche ziehen und unter dem Gelächter der europäischen Völker, die selbst alle Taschen voll gestohlenen Guts haben, mit dem Edelmut ohne Nachfolger vorangehen sollte. Im Oktober 1848 wollte mir das Herz zerspringen, daß Reichsversammlung und Reichsgewalt nicht beschloß, die österreichische Sache durch Wort und Tat der Nation zu schlichten. Nicht Parteinahme für den verworrenen, über seinen Endzweck bewußtlosen Aufstand in Wien war es, was ich wollte, aber ein Reichsheer, an die Grenzen Österreichs geworfen, sollte dem Machtspruch, daß beide Parteien das Schwert einzustecken haben, Nachdruck geben, und dann sollte das Reich zwischen Österreichs Volk und Regierung schlichten. Ich hielt dies für möglich, andere hielten den bloßen Gedanken für Wahnsinn; darüber wollen wir jetzt keine Worte mehr verlieren. Ich hielt es aber für notwendig, wenn Österreich nicht, ohne des Reiches Mitwirkung erstarkt, von der Sache der Freiheit und Einheit Deutschlands vollends abfallen sollte. Der Akt der militärischen Selbstrettung Österreichs war denn auch, wie leicht vorauszusehen, der Absagebrief an den deutschen Bundesstaat; es folgten die bekannten Erklärungen Österreichs, die Noten, das Programm von Kremsier, die

feierlichen Verwahrungen: lauter Negationen, deren einziger positiver Lichtpunkt das Wort war, daß Deutschland und Österreich jedes für sich seine Verjüngung vollenden und daß sie dann ihr gegenseitiges Verhältnis bestimmen sollten. Gagern ward Minister und stellte sein bekanntes Programm auf. Bereits schien über die Absichten Österreichs keine Täuschung mehr möglich. Aber es ist nicht leicht, Geist und Herz aus einer teuer und heilig gewordenen Richtung herauszuziehen, der Mann darf und soll nicht ohne schweren Kampf, ohne zähen Widerstand gegen die Hindernisse aus seiner Bahn lenken, aus der Partei heraustreten. Andere Staaten (freilich durch ihre Lage enger an Deutschland gefesselt) waren auch renitent gewesen und man hatte sie nicht so rasch beim ersten Worte genommen; neue Tatsachen konnten eintreten; die bis dahin gegebenen Erklärungen Österreichs konnten solange als nur vorübergehende Erscheinungen aufgefaßt werden, bis die Reichsverfassung endgültig beraten und beschlossen war. Dennoch erklärte ich in jenen traurigen Wintermonaten in meinem Klub, daß, wenn erneute Anfragen an Österreich, ob es dem Bundesstaate die schlechthin notwendigen Zugeständnisse zu machen gesonnen sei, abermals ausweichend beantwortet oder verneint würden, die strenge Konsequenz die sei, daß es auch aus dem alten Bundesverhältnis zu treten habe, daß z. B. kein österreichischer Soldat mehr in einer deutschen Reichsfestung stehen dürfe. Man muß sich erinnern, daß das Parlament damals den Traum seiner Macht und der Hoffnung auf nahe, der deutschen Einheit hilfreiche Ereignisse noch nicht ausgeträumt hatte, wenn ich hinzusetze, daß ich meinem Klub bestimmte Anträge dieses Inhalts vorschlug. Diese Vorschläge mir, dem alten Mitkämpfer für Österreich, als Charakterlosigkeit und Verrat auszulegen, ist damals keinem Mitgliede meines Klubs, worin mehrere für die deutsche Sache begeisterte Österreicher saßen, eingefallen. Ich habe Zeugen für diese Erklärung, so viele man wünscht. Meine jetzige politische Stellung ist, wie hiemit der Beweis vorliegt, keine Inkonsequenz, sondern umgekehrt eine strenge Konsequenz. Ebenso habe ich im „Schwäbischen Merkur“ vom 20. Januar 1849 erklärt, wenn Österreich nicht rückhaltlos in den Bundesstaat eintrete, wenn sein Volk nicht energisch gegen ein bloßes Unionsverhältnis zu Deutschland sich erkläre, so „habe Gagern und seine Majorität recht, und die Freunde eines ganzen Deutsch-

lands können für Österreich nichts weiter tun".*) Allein noch immer hoffte ich; der genannte Vorschlag im Klub war zunächst als Demonstration gemeint, die dem österreichischen Volke über die Früchte der Politik seiner Regierung die Augen öffnen sollte. Ich wurde später in die sogenannte Neuner-Kommission der Linken gewählt, die mit dem österreichischen Ausschuß über die Zugeständnisse verkehren sollte, welche man der besonderen Lage Österreichs in den einzelnen Punkten der Reichsverfassung unbeschadet ihres wahren Wesens machen könnte. Ich habe damals wiederholt und entschieden erklärt, daß ich dieses Verhältnis als einen freien Verkehr, nicht als Koalition ansehe, ich habe gegen jedes Feilschen und Markten meinen vollen Abscheu ausgesprochen. Je mehr der Verkehr mit den Schwarzgelben und Ultramontanen die Form einer Koalition annahm, um so mehr lockerte sich mein Verhältnis zu jener Kommission und zur Linken überhaupt. Niemals habe ich zugegeben, daß der österreichischen Partei auch das Direktorium einzuräumen sei, immer habe ich diese Form als die schlechteste und das Konzedieren derselben als einen Verkauf der unsterblichen Seele betrachtet.

Inzwischen näherte sich die zweite Verfassungsberatung dem Abschnitt über das Reichsoberhaupt. Hier habe ich einen Blick rückwärts zu werfen. Die „republikanische Spitze" war längst als eine Unmöglichkeit erkannt. In der tiefen Ratlosigkeit über die beste und mögliche Form der Reichsgewalt hatte ich einen Ausweg in der Form des Wahlkaisertums zu finden geglaubt. Ich war nicht so blind, mir die tiefere Wurzel eines solchen Instituts zu verbergen; ich glaubte aber, aus zwei Gründen den einzigen Ausweg aus der ratlosen Lage in demselben zu finden. Ratlos: denn der Erbkaiser bekam die Aussicht auf eine schwache Majorität erst infolge weiterer Handlungen der österreichischen Regierung, von denen nachher die Rede sein wird, und die Gefahr, daß die Abstimmung gar kein Resultat liefere, stand drohend vor Augen. Der eine meiner Gründe lag dann, wie ich dies im „Schwäbischen Merkur" vom 3. März 1849 aussprach,**) in der Vermutung, daß auf die Form eines auf Zeit zu wählenden Reichsoberhaupts die aufs äußerste gegeneinander gespannten Parteien des Hauses kompromittieren könnten. Denn diese

*) S. oben S. 38.

**) S. oben S. 46.

Form hätte zwei entgegengesetzte Elemente gleichsam auf Probe gemischt enthalten: das Prinzip der freien Schöpfung, dargestellt in der Wahl, und das Prinzip des Gegebenen und Bestehenden, dargestellt in der Wahl eines Fürsten aus einem der regierenden Häuser Deutschlands. Eine also gemischte Form hätte nur kurze Dauer, doch aber einen erträglichen Zwischenzustand versprochen, einen Zustand, der ohne gewaltsamen Umstoß seiner Zeit unter veränderten Umständen in eine andere, dauernde Form hätte übergehen können. Die Linke konnte hoffen, es werde das Prinzip der Wahl über den Kaiser, die Rechte konnte hoffen, es werde der Kaiser über das Prinzip der Wahl siegen, während die Linke den Erbkaiser, die Rechte den Präsidenten für ein so gefährliches Experiment hielt, daß keine die beiden Parteien der anderen damals ein solches Zugeständnis machen konnte. Wenn ich so in der Form des Wahlkaisertums einen Ausweg aus dem in den Parteien des Hauses dargestellten Dualismus der Prinzipien der Freiheit und der Legitimität sah, so glaubte ich zugleich einen Ausweg aus dem Dualismus der beiden Großmächte Preußen und Österreich darin zu finden. Daß die Wahl nicht durch die Rücksicht auf die Persönlichkeit bestimmt werden könne, war sonnenklar. Denn selbst den unwahrscheinlichen Fall gesetzt, daß die konstitutionell beschränkte moderne Monarchie noch große Persönlichkeiten aus ihrem Schoße erzeugen könnte, so muß man das ganze unerbittliche Gewicht der wirklichen Macht verkennen, wenn man meint, Österreich oder Preußen hätten einem Wahlkaiser aus einem kleinen Fürstenhause gehorcht. Wäre dies je möglich und der rechte Mann vorhanden gewesen, so hätte das Parlament nicht die ersten kostbaren Monate versäumt, nicht die notwendigsten Maßregeln, die neue Gewalt des Gesamtwillens der Nation zu stärken, unterlassen haben dürfen. Daran trage aber ich keine Mitschuld, der ich es an Anträgen auf militärische Organisation und auf Beschleunigung der Beratungen von Anfang an wahrlich nicht habe fehlen lassen. Wenn aber eine der beiden Mächte den deutschen Thron nur auf Zeit von der anderen eingenommen und den Weg dazu sich offen sah, so konnte sie ihr gehorchen. Mag man jetzt über diese Vorstellungen lächeln: in der Verzweiflung jener Tage haben andere noch ganz anderes ausgeheckt. Guter Rat war teuer; man hielt sich an Strohhalmen. Ich meinesteils nun war ent-

schlossen, im Falle, daß die Form des Wahlkaisertums durchdrang, für die erste Wahl meine Stimme dem Haus Habsburg zu geben: versteht sich immer unter der Voraussetzung rückhaltlosen Eintritts in den Bundesstaat.

War diese Voraussetzung schon durch die erwähnten Erklärungen Österreichs, durch völliges Ignorieren der Grundrechte und aller Reichsgesetze, insbesondere durch die blutige Mißachtung des Gesetzes zum Schutze der Reichstagsabgeordneten erschüttert, so folgten nun neue Tatsachen, die selbst einem Blinden die Augen öffnen mußten. Als Österreich die Russen gegen Ungarn herbeirief, und noch mehr, als es am 2. März seine Verfassung oktroyierte, welche eine Beziehung zu Deutschland gar nicht kennt: in diesem Augenblick war die Scheidung zwischen Österreich und dem deutschen Bundesstaate fertig. Schon da die Russen nach der ersten bewaffneten Einmischung in Siebenbürgen sich in stärkerer Macht an der ungarischen Grenze zusammenzogen, stellte ich eine Interpellation an das Ministerium und ließ ihr (am 8. März) einen Antrag folgen des Inhalts, die provisorische Zentralgewalt solle Rußland erklären, daß sie das Einrücken der Russen in Siebenbürgen als eine Erschwerung der Aufgabe betrachten müsse, alle deutschen Stämme in einem Bundesstaate zu vereinigen, zu welchem die nichtdeutschen Länder in ein seine Kraft und Einheit nicht störendes Verhältnis treten usw. Dieser Antrag bezeichnet den Wendepunkt meiner Ansicht über das Verhältnis Deutschlands zu Österreich; noch sträubte sich mir das Innere gegen die unvermeidlichen Konsequenzen der Haltung, die Österreich einnahm für die Oberhauptsfrage. Ich suchte einen Wink des Schicksals, schleuderte diesen Funken, der eine Debatte und Beschlüsse erschütternder und entscheidender Art zur Folge haben konnte, in die Versammlung und erwartete von dieser Wirkung erst Klarheit für mich und die Sache. Aber ein anderer hatte inzwischen einen raschen und völligen Umschlag der Überzeugung in sich erlebt. Es war W e l c k e r. Seine berühmte Motion am 12. März nahm meinem Antrag seine Bedeutung: was dieser dunkel anregte, schlug nun als heller Blitz in die Versammlung, der erste Signalschuß wurde von der vollen Salve übertönt.

Ich nehme den Satz wieder auf, daß Deutschland und Österreich damals bereits miteinander fertig waren. Österreichs unmittelbare

und mittelbare Erklärungen hatten Gagerns Programm, das anfangs ein Standpunkt war, zu einer Wahrheit gemacht. Alle weiteren Anfragen, sofern der Ausbau der deutschen Verfassung von ihrem Erfolg abhängig gemacht werden sollte, waren von da an mehr als überflüssig, sie waren lächerlich und konnten nur ebenso ausfallen, wie der famose Zug der „drei Weisen aus Morgenland“. Nicht die Integritätsfrage Deutschlands war es, die mir noch irgend Skrupel machen konnte. Wohl wiesen die österreichischen Freunde, die echt deutsch gesinnten, mit dem ganzen Schmerze des Patrioten uns immer und immer wieder auf den Unterschied zwischen Regierung und Volk hin; wohl erwiderten sie auf die Einwendung, daß ja eben das österreichische Volk kein Lebenszeichen von einer kräftigen Protestation gegen die undeutsche Politik seiner Regierung gebe, mit der Berufung auf die Unmöglichkeit einer solchen Protestation im Zustande der völligen Unterdrückung der Volksstimme: jene Unterscheidung zwischen Volk und Regierung lag auf flacher Hand, war aber rein unpraktisch. War das eine Rettung für das österreichische Volk, wenn man es in das deutsche Reich hereinzog mit einem Regierungssysteme, das es selbst und alle andern deutschen Stämme mit ihm in den Abgrund der Zersplitterung, der Unfreiheit nach innen, der Kraftlosigkeit nach außen hineinzog? Es gab von da an nur noch eine Formel über die Integritätsfrage: lieber ein Vierteil aus dem engern Bund entlassen, als es um den Preis für einen Augenblick scheinbar hereinziehen, daß alle vier Vierteile politisch zugrunde gehen. Es sei gegen die Pflicht eines deutschen Abgeordneten, einen deutschen Volksstamm zu „opfern“? Und wenn er ihn für die deutsche Einheit rettet um den Preis, daß er alle deutschen Volksstämme an eine Macht fesselt, deren Politik der Lebensaufgabe Deutschlands ins Gesicht schlägt, wie dann? Allein der deutsche Volksstamm Österreichs war ja in Wahrheit vielmehr nicht geopfert. Die Idee der sogenannten großdeutschen Partei blieb wahr, wurde aber zu einer Zukunftsidee; diese Auffassung war ja dem österreichischen Ministerium selbst entschlüpft, als es erklärte, erst solle Deutschland und Österreich sich gesondert verjüngen und dann sollen sie ihr gegenseitiges Verhältnis bestimmen. Wenn der österreichische Staat einst seine nichtdeutschen Völker (von denen wir immer Italien ausnehmen, das nie ein lebendiges Glied eines deutschen Staats

werden kann) mit deutscher Bildung und Staatsordnung durchdrungen haben wird, so wird bis dahin so vieles sich verändert haben, daß alle Schwierigkeiten seiner Einreihung in den deutschen Bundesstaat wegfallen.

Ich habe oben den starken Ausdruck gebraucht, daß es mir von Anfang an als ein Verkauf der unsterblichen Seele erschienen sei, der österreichischen Partei die Form des Direktoriums einzuräumen. Ein Direktorium von drei, fünf oder gar sieben Fürsten wäre eine Anwendung des *föderativen* Prinzips auf die Konstituierung der deutschen Einheit. Die Föderation ist eine Form, in welcher republikanische Staaten, vorher getrennt oder nur ganz locker verbunden, durch Verträge, die rein vom Volkswillen ausgehen, dem Bedürfnis strengerer Einheit Form geben. Föderation zwischen monarchischen Staaten ist nichts als ein Fürstenbund zum Zwecke gegenseitiger Sicherung der Souveränitätsrechte; sie gleicht einem Organismus aus Gliedern, deren jedes, statt mit geschmeidigem Gelenk in das andere eingelassen zu sein, einen eigenen Kopf hat, sie ist eine feierliche Beschwörung der Zersplitterung, ein heiliges Gelübde der Zerrissenheit, eine hohe Beteuerung, eben von dem, was man aufgeben müßte, um Einheit zu gründen, von der Souveränität nichts aufzugeben. Man sollte meinen, Deutschland sei hierüber durch den Bundestag hinreichend belehrt worden, um vor der Täuschung gesichert zu sein, als könnte nunmehr durch die Hinzufügung eines Volkshauses und verantwortlichen Ministeriums eine solche Form, welche die Einheit auf ihr Gegenteil, die Vielheit, gründet, unschädlich gemacht werden. Ein Kollegium an der Spitze ist selbst ein Ministerrat und eine Versammlung; der eigentliche Ministerrat und die Versammlung daneben sind reine Schatten, die reine Ironie ihrer selbst. Sollen sich monarchische Körper zu einer nur irgend kräftigen Einheit verbinden, so gilt es eine ausgesprochene, fest bestimmte Beschränkung der einzelnen Souveränitäten durch eine höchste, welche wesentlich *eine* ist; die bloß faktische, unausgesprochene Beschränkung, welche im Fürstenbündnis von den Stärkeren gegen die Schwächeren geübt wird, trägt dem Wohle des Ganzen keine Frucht, denn nur um so fester halten die Starken an der Unbeschränktheit ihrer Souveränität. Das Erb- und Grundübel Deutschlands, die Vielheit von Souveränitäten, wäre durch die Direktorialform prin-

zipiell anerkannt, sanktioniert, verewigt worden. Der Vorschlag eines Turnus war eine trügerische, längst verworfene Auskunft. Nun war aber zu diesen inneren Gründen gegen eine solche Form die neue Erfahrung getreten, daß der Stärkste im Fürstenbunde seine undeutsche Politik auch nach der Revolution um kein Haar geändert hatte. Preußen hatte den Malmöer Waffenstillstand geschlossen, aber Österreich am Hofe des Reichsfeindes mitten im Kriege seinen Gesandten belassen; es hatte durch die Herbeirufung der russischen Hilfe die für das deutsche Interesse so unendlich wichtigen Donauländer noch in weiterem Umfang, als dies längst geschehen, den russischen Plänen geöffnet. Nicht nur eine Vielheit von Köpfen, sondern eine solche, worin einer der Köpfe eine wesentlich undeutsche Richtung verfolgte, wäre also in die oberste Regierung Deutschlands aufgenommen worden. Die materiellen Vorteile, die Österreich bot, waren dadurch zum leeren Scheine geworden. Die politische Kraft einer Nation als eines Ganzen und Einen ist die einzige Grundlage, welche ihrem Handel, Gewerbe, ihrem ganzen äußeren Wohle die Bürgschaft einer Zukunft gibt. Einer Nation, die niemand achtet, öffnet auch niemand vorteilhafte Verbindungen, und eine Nation mit einer vielköpfigen Spitze, worin die eine Monarchie links, die andere rechts geht, achtet niemand.

Die Mehrzahl der Linken, als sie sich entschloß, für das Direktorium zu stimmen, rechtfertigte diese Konzession, außer dem Beweisgrunde von der Integrität (den ich widerlegt zu haben glaube), mit der Vorstellung einer bloßen Übergangsform, deren zeitige Auflösung durch die beigegebenen freien Verfassungsbestimmungen verbürgt sei. Auf die Frage, ob eine Politik, die sich entschließt, Formen zu schaffen, welche sie nur als vorübergehende betrachtet, schlechthin zu verdammen oder, wenigstens in gewissen Grenzen, zulässig sei, gehe ich hier noch nicht ein, sie muß nachher zur Sprache kommen; nur von der Richtigkeit der Perspektive kann hier die Rede sein. Und hierüber behaupte ich, daß es die verkehrteste aller Rechnungen ist, wenn man durch das Lose und Lockere der Direktorialform sich verführen läßt, sie für etwas Flüssiges anzusehen, was einem Übergang, etwa gar direkt in die Republik, seinerzeit leichter verfallen werde als eine straffere, geschlossenere, einheitliche Form. Locker und lose ist das vielköpfig regierte Ganze allerdings *nach außen*,

aber fest und stark halten die vielen Köpfe zusammen nach innen gegen das Volk. Zwischen Monarchie und Republik ist eine viel schmälere Kluft als zwischen „Fürstenrepublik“ und wirklicher Republik. Hoffte die Mehrzahl der Linken, die Löwen im Direktorium werden einander auffressen, so hätten sie dies keineswegs so gründlich getan, wie jene Löwen in der bekannten Erzählung, die sich bis auf die Schwänze auffraßen, sondern der stärkste Löwe wäre übriggeblieben und — man hätte, nur auf einem längeren Umweg, doch den verhaßten Erbkaiser geschaffen gehabt. Endlich, um die Folgen des Erbkaiserbeschlusses hier auf einen Augenblick zu antizipieren, muß ich noch hinzusetzen, daß diejenigen sehr irren, die da meinen, all die schweren Schicksale, die auf diesen Beschluß folgten, wären vermieden worden, wenn man das Direktorium beschlossen hätte. Österreich hätte, selbst wenn man ihm zuliebe das Direktorium geschaffen haben würde, nimmermehr die übrige Verfassung in Kauf genommen, und diese Weigerung hätte eine doppelte Form annehmen können: entweder offene Zurückweisung dieser Verfassung und dann dieselbe Verwirrung in Deutschland, wie sie auf die Ablehnung der Erbkaiserkrone gefolgt ist; oder Österreich wäre samt den übrigen zum Direktorium berufenen Fürsten in den breiten Thron warm hineingesessen, hätte zur übrigen Verfassung nicht ja und nicht nein gesagt und — nach einigen Monaten hätte man diese mit der Laterne suchen können; der Kampf gegen die Verfassung wäre dann eine Schlacht mit Schießbaumwolle gewesen, es hätte nicht geknallt, und doch wäre Paragraph um Paragraph gefallen.

Auch die Besorgnis, die mir früher eines der Hauptmotive meiner Stellung unter den Kämpfern für Österreich gewesen war, daß nämlich eine Trennung Österreichs von Deutschland die Erdrückung seiner deutschen Völker durch das slawische Übergewicht zur Folge haben würde, konnte mich nicht länger zurückhalten. Nachdem durch Tatsachen klar geworden, daß die Rolle, die sich Österreich in Deutschland vorbehalten hatte, auf nichts weniger gieng als auf Kräftigung des national-deutschen Elements, konnte man weit eher hoffen, daß durch die Nachbarschaft eines starken Deutschlands die Deutschen in Österreich ihr nationales Interesse gestärkt sehen würden.

Hatte ich durch diese Betrachtungen, sowohl gegen die Form des Direktoriums mich ein für allemal entschieden, als auch von der

Parteinahme für Österreich mich innerlich abgelöst, so fragte es sich nunmehr: was bleibt noch? Die Form des Wahlkaisertums hatte nur Sinn gehabt, so lange zwischen Preußen und Österreich zu wählen war, und zu wählen war nur, solange Österreich einige Hoffnung ließ, daß es dem Bundesstaate die wesentlichen Zugeständnisse machen werde. Sobald nicht mehr zu wählen war, gab es auch keinen Wahlkaiser mehr. Wer also nur für die Form des Wahlkaisertums zu stimmen entschlossen war, der war entschlossen, für nichts zu stimmen, denn daß hiefür keine Majorität entstehe, war mathematisch gewiß. Für Österreich Partei nehmen und: für das Direktorium stimmen, war synonym geworden. Mit der republikanischen Form verhielt es sich wie mit jener des Wahlkaisertums: die praktische Unmöglichkeit der Errichtung eines republikanischen Daches über monarchischen Pfeilern stellte sich natürlich im Parlament als mathematisch gewisse Unmöglichkeit einer Majorität dar. Wer nur für diese Form stimmen wollte, der war ebenfalls entschlossen, es darauf ankommen zu lassen, daß die Reichsversammlung nichts beschließe. Außer dem Direktorium war die Möglichkeit einer Majorität nur noch vorhanden für die Form des Erbkaisertums. Und diese war synonym mit der Übertragung der obersten Reichswürde an Preußen.

Preußen hatte der provisorischen Zentralgewalt den Gehorsam verweigert, durch jenen unseligen Waffenstillstand dem neuen Deutschland eine tödliche Wunde der Ehre versetzt. Es verhielt sich jedoch mit dieser preußischen Renitenz anders als mit den Handlungen der österreichischen Regierung. Preußen ist eine rein deutsche Macht, es kann nicht aus Deutschland hinaus, hat nicht den einen stärkeren Fuß außerhalb der deutschen Nationalität wie Österreich. Österreich kann vorwärts ohne Deutschland, Preußen nicht. Deutschland kann vorwärts ohne Österreich, aber nicht ohne Preußen. Die Notwendigkeit, das unwiderstehliche Gewicht der Verhältnisse mußte als eine höhere Macht ins Auge gefaßt werden, die mit der Zeit Preußen in die rechte Bahn lenken müsse. Die Organe der Regierungen wechseln, die Grundverhältnisse bleiben. Soweit war also, was von Preußen Arges geschehen war, nicht ebenso ein Hindernis, ihm die oberste Macht in Deutschland zu übertragen, als die sonnenklare Politik Österreichs ein Hindernis war, ihm eine kollegiale Regierungsform des Deutschen Reichs einzuräumen, worin es den Vorsitz

führte. Also noch einmal: was blieb noch? Eine reine Verneinung blieb noch und zwei Bejahungen. Die Verneinung hieß: nur für eine der Formen stimmen, welche keine Majorität erhalten *konnten*, zu allem übrigen nein sagen. Die zwei Bejahungen waren: *entweder* direktorische = Österreich, *oder* Erbkaisertum = Preußen. Diesen drei Wegen gegenüber hatte nun jeder Abgeordnete mit seinem Gewissen zu Rate zu gehen.

Wenn ich nun erzählen soll, welchen Kampf ich an diesem Scheideweg mit mir kämpfte, so muß ich weiter ausholen. Ich halte die konstitutionelle Monarchie für eine geistlos eklektische, innerlich unwahre Form und müßte sehr gering von der Menschheit denken, wenn sie keine höhere sollte entwickeln können. Diese Form ist genau das, was in der Theologie der rationale Supernaturalismus ist: ein rein mythischer Kern in einige Verstandsargumente gewickelt. Ich war aber nicht deswegen, weil ich Republikaner bin, auf die Linke getreten, sondern weil ich bei dieser Partei am sichersten die unter allen Umständen so nötige Energie zu treffen hoffte, hatte ich mich einer Fraktion derselben angeschlossen; wie und warum diese niemals darstellte, was ich suchte, und warum ich sie dennoch nicht verließ, gehört nicht hieher. Es war mir vor, in und nach der Revolution von 1848 klar, daß die deutsche Frage nicht die über Monarchie oder Republik, sondern die über Vielheit souveräner Monarchien oder Beschränkung derselben durch eine klare Einheitsform sei. Ehe das Dilemma: Monarchie oder Republik an die Reihe kommt, muß Monarchie durchgeführt sein. Wo es sich erst darum fragt, ob eine Nation wirklich Nation werden solle, ist dieses Dilemma noch gar nicht vorhanden; es handelt sich um eine Übergangsform zur Einheit; ist die Einheit da, hat sie sich dauernd befestigt, dann erst kann sich fragen: Monarchie oder Republik? Die deutsche Frage ist allerdings so einzig in ihrer Art, daß man in diesem Lande ein Republikaner sein kann, *weil* man ein Monarchist ist. Der Schluß ist einfach: ich bin ein Monarchist, d. h. ein Mann, der Deutschland in *einer* Monarchie zusammenfassen möchte, weil nur dies wahre Einheit ist und weil ich sie überhaupt für die beste Staatsform halte; nun aber hindern mich daran die *vielen* Monarchien, also — müssen *alle* entfernt werden. Dieser Schluß, diese Alteration einer einfachen Frage durch geschichtliche Zustände

ist psychologisch sehr begreiflich, objektiv aber darum nichts weniger als unlogisch. Denn wenn alle entfernt wären, was soll es dann werden? Der Monarchist müßte wenigstens e i n e n wieder holen. Aber — und dies führt mich zu dem Punkte, zu dem ich wollte —: auch der Republikaner müßte es tun. Von dem ungeheuren Übergewichte der zentrifugalen Kraft, wie dies in Deutschland jahrhundertelang angewachsen ist, kann unmittelbar der Übergang zu einer Republik, und zwar auf Grundlage einer natürlichen Gliederung der Stämme (denn diese Form wäre für Deutschland die angemessene), nicht gemacht werden. Da muß vorher die zentripetale Richtung durch eine mäßig hingestellte, geraume Zeit bestehende Form gestärkt und gesichert sein, ehe ein Organismus möglich ist, welcher der Vielheit in der Einheit aufs neue ihre Berechtigung gibt. Die Vielheit ohne Einheit hat in Deutschland ihre Zeit gehabt, die Einheit muß nun auch ihre Zeit haben, und erst nach dieser Zeit kann das Prinzip der Vielheit, wie es sich in einer Föderation republikanisch regierter Stämme darstellt, ohne Schaden der Einheit sich wieder entfalten; ohne Schaden: dies setzt freilich eine feste Form der Regierung für die vereinigten Glieder voraus. Ich glaube überhaupt, daß die Frage über die Möglichkeit einer lebenskräftigen modernen Republik zusammenfällt mit der Frage, ob es möglich ist, ein Mittel zu finden, das dieser Form gegenüber der Entwicklung des individuellen Lebens mit seinen Ansprüchen und seiner Willkür, wodurch ein für allemal die moderne Zeit sich vom Altertum unterscheidet, eine Garantie gibt, die das ersetzt, was einst die antike Tugend leistete: etwas Festes und Bleibendes gegen die Fluten und Aufregungen der entfesselten Leidenschaften, das doch außer allem Zusammenhang stehen müßte mit den mythischen Grundlagen der jetzigen konstitutionellen Monarchie, den ewigen Quellen des Mißtrauens; etwas Festes, Unerschütterliches, das doch rein rationell begründet wäre. Dies zu finden will Z e i t und R e i f e haben. Es ist das Unglück Deutschlands, daß das Widerstreben der Fürsten gegen jede wahre Einheit eine republikanische Partei hervorrufen mußte, die v o r d e r Z e i t den Gedanken der Republik praktisch machen will; das Unglück Deutschlands, sage ich, denn diese Partei wirkt nun ebendahin, wohin jenes Widerstreben der Fürsten wirkt: zur Zersplitterung. Sie wirft sich auf die Einzelstaaten, sucht Winkelrepubliken zu gründen und

vermag zwar weder dies, noch auch, wenn es ihr je gelingen könnte, vermöchte sie eine Winkelrepublik zu einer Gesamtrepublik zu erweitern; aber den Sondergeist immer aufs neue anzufachen und anzuschwellen, das vermag sie, wie die widerstrebenden Fürsten, die sich an ihn hängen und auf ihn stützen. Wäre aber auch diese ganze Erwägung falsch, stünde uns auch in näherer Zukunft die Republik bevor — die Reichsversammlung hätte sie doch nicht einführen können. Ein beratender Körper, eingesetzt von einer Revolution, die vor den Thronen stehen geblieben ist (wenn man dies eine Revolution nennen kann), kann nicht handeln, als hätte er eine Revolution hinter sich, die tabula rasa gemacht hat. Wie schwierig die Lage dieser Versammlung war, kam freilich schon bei Niedersetzung der provisorischen Zentralgewalt zutage. Die republikanische Form eines Vollziehungsausschusses, die Bekleidung eines Bürgers mit dieser Gewalt war nicht durchführbar und doch logisch das einzig Richtige, denn wer über das Differente eine Einheit setzen will, der darf nicht den Stoff dazu aus dem Differenten nehmen. Das Differente waren die deutschen Fürstenhäuser, an ihrer Spitze der Dualismus des preußischen und österreichischen, zweier Großmächte, die damals beide in Bedrängnis, aber doch nicht gebrochen waren. Man nahm den Stoff aus dem Differenten, und der Zweck war verfehlt: dem österreichischen Fürsten gehorchte Preußen so wenig, als Österreich einem preußischen gehorcht hätte. Weil aber alle miteinander ebensowenig dem Indifferenten gehorcht, d. h. sich einem Organe unterworfen hätten, das keiner der rivalisierenden Mächte entnommen gewesen wäre, so war die Lage allerdings rein ratlos. Nur ein großer Geist, ein politischer Heros, in der Hütte oder auf dem Thron geboren, hätte Deutschland damals aus diesem Zirkel, diesem Hexenringe retten können, und nicht nur damals, denn er hätte dafür gesorgt, sich definitiv zu machen. Aber ein solcher war nicht da, einen solchen zu erzeugen, bedarf es einer anderen Zeit als einer wesentlich massenbildenden, den Geist in die Masse arbeitenden, wie die unsrige. Diese Schwierigkeiten hatten sich jedoch zur Zeit der Schlußberatung über das Verfassungswerk wesentlich vermindert. Österreich hatte den Gedanken einer getrennten Verjüngung Deutschlands und Österreichs und einer späteren Verständigung beider ausgesprochen; diesem seinem eigenen Ausspruch zuwiderzuhandeln war

es damals nicht in der Lage wie jetzt, es war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um Deutschland an seiner Verjüngung zu hindern: der Zirkel war auf einen Moment geöffnet, der Drudenfuß der zwei Großmächte hatte eine offene Stelle, Preußen hatte Luft, und von dem preußischen Volk hoffte man, es werde seine Krone zu dem mutigen Entschlusse, einen großen Auftrag aus der Hand der Nation zu empfangen, mit seiner ganzen moralischen Kraft vorwärtsdrängen.

Dieser Gedankengang führte eigentlich in gerader Linie zu dem Entschluß, für das Erbkaisertum zu stimmen. Der Vorwurf der Inkonsequenz, den ich zu erwarten hatte, war es nicht, der mich davon abhalten konnte. Wenn ich mir folgende zwei Fälle vorhielt: den einen, daß ich mir zu sagen hätte: das Vaterland ist (durch einen Beschluß, zu dem deine Stimme beigetragen hat) gerettet, du aber erscheinst als inkonsequent, und den andern, daß es hieß: das Vaterland ist verloren, aber Fr. Vischer ist sich konsequent geblieben — so durfte meine Wahl nicht zweifelhaft sein. Aber auch an sich war ein solcher Entschluß nichts weniger als ein Verrat an meiner Schlußüberzeugung, der Idee der Republik. Jenes Institut, das mit einem freilich unglücklichen und abschreckenden Namen Erbkaisertum genannt wurde, konnte ganz wohl als eine Übergangsform betrachtet werden zu einem künftigen freieren Organismus, ja wie ich schon oben gesagt, als eine Übergangsform, die viel sicherer zu diesem Ziele führte als das Direktorium. Dieser doppelte Gesichtspunkt, der dem Endziel sein scheinbares Gegenteil vorausgehen ließ, diese doppelte Szene mit einem Vordergrund und Hintergrund war aber auch vor dem sittlich-politischen Gewissen sehr wohl zu rechtfertigen. Nicht eine momentane, sondern eine zu langer Dauer berechtigte Übergangsform sah ich in dieser monarchisch einheitlichen Gestaltung. Der Gedanke, eine politische Form als Figuranten für kurze Zeit in Szene zu setzen, um sie bei der nächsten Gelegenheit wieder zu stürzen: dieser Gedanke wäre jesuitisch, wäre frivol, nicht aber der Gedanke, eine Form zu gründen, die zwar nicht immer dauern sollte, aber vielleicht ein Jahrhundert dauern konnte. Ich wollte nicht einen Erbkaiser einsetzen, um ihn oder einen seiner Nachkommen auf das Schafott zu schicken. Meine Perspektive war diese: die einheitliche Spitze beschränkt zunächst die Souveränität der einzelnen Monarchien; die Zeit wird kommen, wo der einen und anderen das Herrschen unter dieser

Beschränkung entleidet, Deutschland wird endlich nur eine Monarchie werden, aber schon bis dahin wird es lange Zeit brauchen; diese Monarchie wird hierauf ihr Werk, die gründliche, straffe Einigung, vollbringen, und dazu wird es abermals langer Zeit bedürfen; dann aber wird der Drang der Mannigfaltigkeit, der freieren Bewegung der Zentrifugalkraft nach Entfeßlung ringen, er wird durchbrochen, die Monarchie wird, vielleicht unblutig, zerbröckeln, die deutschen Stämme werden sich republikanisch gliedern und durch eine feste Form kräftig zusammenschließen. Die Einheit aber war mir so sehr das Erste, daß ich es sogar hätte über mich bringen können, dieser Perspektive zu entsagen. Hätte mir jemand beweisen können, daß jene Fernsicht falsch sei, und fingierte ich mir dann den Fall, es sei keine Wahl, als die zwischen einer locker verbundenen, nicht auf eine vorangegangene Stärkung und Befestigung der Einheit gestützten, nach außen unmächtigen, verachteten Gruppe einzelner Republiken und einem großen, starken, aber nach innen mehr oder minder despotisch regierten Deutschland ohne Aussicht auf eine Änderung sowohl der einen, als der andern Form, — ich hätte die letztere vorgezogen, denn Größe, Macht und Ehre der Nation gieng mir über alles, und die grausamste Despotie, die uns Einheit brächte, wäre ein höherer, ruhmvollerer Zustand, als die Vermoderung in der Zerrissenheit und der Verachtung des Auslands, die auf dem geteilten Deutschland lastet.

Und dennoch wird man leicht erraten, daß jener Gesichtspunkt mit doppelter Szene mich in den schwersten innern Kampf verstricken mußte. Wie sehr aufschiebend ein Republikaner sich zu seiner Schlußperspektive verhalten mag, es wird ihm wahrlich nicht leicht zumute sein, wenn es gilt, eine neue Monarchie praktisch zu beschließen. Sein Herz und seine Reflexion werden geteilt sein, diese wird der Vorstufe, die er als notwendig erkennt, jenes wird dem Schlußbild angehören. Man kann in der theoretischen Betrachtung eine Form als geschichtlich gefordert ansehen, aber etwas anderes ist es, wenn man sie selber soll machen helfen. In entscheidenden Momenten der Geschichte soll die Tat des Mannes einfach und verständlich sein; er kann ja sagen zu manchem, das er nur als Übergangsform, als Mittel zu einem Ziele ganz anderer Art betrachtet;

wird er mißverstanden vom Volk: er muß es tragen. Aber wo es sich handelt um eine Grundform für das Leben seiner Nation, die ihrem klaren Buchstaben nach eine dauernde sein soll, wie kann der, welcher sie nicht als schlechthin dauernd, sondern nur als eine, wenn auch nützliche und für einen langen Zwischenraum gültige, Übergangsform betrachtet, das feierliche Ja sprechen, dessen Wortlaut die Überzeugung ausdrückt, daß er ihr seine volle, ungeteilte Zustimmung gibt, als gälte es, ein für allemal das einzig Rechte zu gründen?

Wir müssen noch einen Schritt tiefer gehen, wir müssen ausholen von der Natur der deutschen Märzbewegung. Sie war vorherrschend eine Freiheitsbewegung, die Idee der Einheit stand in zweiter Linie. Der gesunde Gang der Geschichte ist der, wenn ein Volk seine Einheit durch die Gewalt der Tatsachen und kräftiger Herrscher bereits erhalten hat und hierauf die Freiheitsbewegung, die der festgewurzelten Einheit dann nicht mehr schaden kann, erfolgt. Einheit macht der Tyrann, Freiheit das Volk. Geht die Freiheitsbewegung in einer Nation vor sich, ehe die Einheit da ist, und nimmt sie sich doch auch die Einheit zum Ziele, so liegt ein tödlicher Widerspruch vor. Die Revolution kann vor keinen Fürsten treten und sagen: „wir brauchen einen Tyrannen, denn nur ein Tyrann befreit uns vom Überfluß unserer Fürsten; also haben Sie doch die Güte, ein Tyrann zu sein.“ Sie kann dies nicht, denn den notwendigen Zusatz: „wenn einst dies Werk vollbracht sein wird, werden deine Nachkommen ihre Krone in die Hand des Gebers, in die Hand der Nation zurücklegen“, diesen Zusatz kann sie weder unterdrücken, noch darf sie ihn aussprechen. Die Einheit soll werden durch das Gewicht der Tatsachen in der Gewalt, die Freiheit durch des Volkes Schöpfung. Die Einheit muß kommen, die Freiheit muß errungen und dann weise entwickelt werden. Dort muß man zusehen, hier muß man machen. Zusehen aber ist nur möglich, wenn ein starker Wille die Einheit schafft in einer Zeit, wo die Freiheitsfrage noch nicht existiert. Der Abgeordnete einer Nationalversammlung, welche Einheit und Freiheit zugleich schaffen soll, wird angesichts der Aufgabe, eine Einheit zu schaffen, welche möglicherweise trotz allen Verfassungsparagraphen mit der Zeit die Freiheit schwer beeinträchtigt, so sehr er auch für seine Person geneigt wäre, der Einheit Freiheitsopfer zu bringen, sich in der schwierigsten aller Lagen finden. Ich habe oben den Mangel eines bestimmten

Gedankens über die Form, welche der Einheit Deutschlands zu geben sei, als den letzten Grund des Rückgangs der deutschen Revolution bezeichnet. Ebenso richtig kann ich nun sagen, die Unmöglichkeit, Einheit und Freiheit gleichzeitig zu schaffen, sei der wahre Grund des Scheiterns der Nationalversammlung gewesen. Die Nationalversammlung war ein lebender Widerspruch; sie war eine republikanische Tatsache, und zugleich hatte sie weder irgend eine faktische Vorbedingung, noch Auftrag, noch Mittel, eine Republik zu schaffen; daran ist sie zugrunde gegangen. Sie war da, weil die Fürsten der Nation nicht gegeben hatten, was sie brauchte; sie konnte mit den Fürsten weder transigieren, denn das hätte zu keinem Ziele geführt, noch konnte sie dieselben zwingen, denn die Zwangsmittel waren in den Händen der Fürsten geblieben. In ihrer Existenz an sich schon lag der Drang und die Aufforderung, aus dem frischen Holze zu schneiden, und sie vermochte nicht einmal das dürre Holz zu biegen.

Diese Betrachtungen waren es, die mich bestimmten, in jener erblich monarchischen Reichsregierung eine Form zu sehen, welche nur von denjenigen Teile der Reichsversammlung beschlossen werden könne, der von Anfang an vorherrschend dem Gewichte der Tatsachen gefolgt war. Er sollte es versuchen, ob er das dürre Holz biegen könne, ein anderer Teil aber sollte, wenn auch ohne Erfolg, durch seine Abstimmung zeigen, daß er als die Aufgabe des Parlaments ansah, aus dem frischen Holz zu schneiden. „Es kommt, aber wir helfen's nicht machen", so bestimmte ich in vertrauter Besprechung mit einem der reinsten Charaktere, die ich in Frankfurt kennen gelernt, unsern Standpunkt.

Er war, wir leugneten es uns nicht, schon an sich für einen Abgeordneten der Nation, der nicht berufen ist, um zu betrachten, sondern um zu wirken, ein verzweifelter. Der Welckersche Antrag kam zur Abstimmung. Hier war es noch nicht, wo dies Gefühl in seiner ganzen Härte sich uns aufdrängte. In der Form des Enthusiasmus, wie es dieser Antrag verlangte, konnten wir nicht zugestehen, was wir als reinen Gang der Notwendigkeit konnten werden sehen. Und doch war es mir nicht frei und leicht um die Brust, als der Antrag durchfiel. Bei jenem Standpunkte war vorausgesetzt, daß man dem Werden der Sache zusehen könne, weil die Majorität für sie ohne das eigene Zutun gewiß sei. Es war nicht so; es wurde

täglich klarer, daß man Partei nehmen mußte. Die Koalition der Schwarzgelben und Linken schwoll an, neue Hilfsvölker, rasch nachgewählte reine Organe der österreichischen Regierungsinteressen, rückten herbei. Zwischen Direktorium und Erbkaiser schwankte das Zünglein der Wage um ein Haar. Hiemit war unser Standpunkt umgestoßen, eine klare Pflicht lag vor, und der gerechte Zorn über die schwarzgelben und ultramontanen Operationen gesellte ihr den Hebel des Affektes zu. Ich entschloß mich in einem schweren Seelenkampf, dem Erbkaisertum mein Ja zu geben; freilich unter einer Voraussetzung, deren Richtigkeit damals außer allem Zweifel schien: daß nämlich die Abstimmung über diese Form als die letzte in der Reihe der Abstimmungen auftreten werde. Präsident, Wahlkaiser, Direktorium, Erbkaiser: diese Reihenfolge der Abstimmung sah man als etwas an, was sich von selbst verstehe. Wer für die zwei ersten Formen und gegen die zwei letzten stimmte, der stimmte, wie schon gesagt, für nichts; denn daß jene zwei durchfielen, war mathematisch gewiß. Ich will niemand in sein Gewissen greifen; was aber mich betrifft, so glaubte ich bei der höchsten Lebensfrage der deutschen Nation als ihr Abgeordneter nicht auf die Gefahr, daß gar kein Beschluß zustande komme, bei einer Negation beharren zu dürfen. Wer sich *in diesem Falle* dabei beruhigen kann, seinen Namen unter ein Bild der späten Zukunft gezeichnet und zu allem gegenwärtig Möglichen nein gesagt zu haben, der mag dafür ehrenhafte Gründe anführen können; ich hätte mich dabei nicht zu beruhigen vermocht. Also: ja, ja, nein (Direktorium), ja (Erbkaiser): dies war die beschlossene Reihe meiner Abstimmungen. Kein Billiger wird mir aber daraus einen Vorwurf machen, daß ich diesen Entschluß nur unter obiger Voraussetzung faßte. Zu einer unabsehlich folgenschweren Vorlage, für die man an sich kein Herz hat, zu einer Einrichtung von unendlichem Gewichte, die man nur aus einer Reihe von Reflexionen heraus als ein Unvermeidliches zuzugeben vermag, kann man nur unter der Bedingung ja sagen, daß sich dieser Standpunkt aus der Abstimmung erkennen lasse. Er ließ sich aber erkennen, wenn diese Form zuletzt zur Abstimmung kam, denn dann lag in dem Ja: „lieber dies, als gar nichts.“ Dagegen ein Ja im Anfang einer Abstimmungsreihe hätte geklungen nicht wie das Einräumen einer Notwendigkeit, wie das Zugeständnis einer Form, die man als indirekten, wenn auch langen

Weg zu einer andern, höhern betrachtet, sie hätte geklungen wie ein direktes, freudiges Wollen. Wenn ich Billigkeit dafür in Anspruch nehme, daß ich aus diesem Grunde mein Ja von jener Reihenfolge der Abstimmung abhängig machte, so ist es nicht die Rücksicht des Abgeordneten auf den Eindruck seiner Abstimmungen im Volke, worauf ich diesen Anspruch gründen zu können glaube. Nein, es ist das eigene Bewußtsein, von dem es sich handelt. Es gibt tausend Fälle im Leben, wo der Ehrenmann das Zugeständnis einer Sache, bei der nicht sein Herz ist, nach schwerem Kampfe dann, und nur dann zu machen sich entscheidet, wenn alle andern Möglichkeiten vorher durchlaufen sind und er sich sagen kann: wenn nichts mehr bleibt als dies — nun denn, so sei es! Man erwäge, daß die obigen Betrachtungen, wie sie glatt und leicht auf dem Papier zum Erbkaiser hinführen, nicht ebenso im Innern rund und klar dastanden, sondern soeben in schwerem Ringen dem widerstrebenden Gemüte abgezwungen waren; man erwäge, wie tief die Persönlichkeit in eine lang verfochtene Sache, in eine befreundete Partei einwächst, und man wird das Schwere des Schritts begreifen.

Es kam der Tag der Abstimmung über die Oberhauptfrage, der 27. März. Ich werde ihn nicht vergessen, diesen Tag, den schwersten meines Lebens. Ich hatte gemeint, mit mir abgeschlossen zu haben, die Brust war, wie der Entschluß sich befestigt hatte, in den letzten Tagen freier geworden. Ich habe mein Leben lang nach einem klaren Gedanken fest und ohne Wanken gehandelt; am Morgen jenes Tages mußte ich an mir erfahren, was ich nicht für möglich hielt. Ich scheue mich nicht, die furchtbaren Gefühle dieser Stunden zu bekennen; wer da weiß, was es heißen will, wählen zu müssen, wo unter allem Wählbaren nicht anzutreffen ist, was er *positiv*, *direkt* und *schließlich* will, der hebe den ersten Stein gegen mich auf. Es stieg aus unbekannter Tiefe meines Wesens unvermittelt, ohne allen Zusammenhang mit der Gedankenreihe, die das helle Bewußtsein in diesen Stunden beschäftigte, schwer, bang und fürchterlich, wie aus fremdem Geistermunde die Frage in mir auf: kannst du es verantworten? Erbkaiser: bedenkst du, was das heißt? Für immer! darfst du dein Volk hingeben, festschmieden für immer? Und der Vorbehalt, daß es doch nicht für immer sei, wenn er auch ein erlaubter ist, weil du wenigstens *lange* Dauer für diese Form

wünschest und glaubst, steht er nicht dennoch in direktem Widerspruch mit dem Buchstaben: erblich? — Mit zentnerschwerer Brust betrete ich die Paulskirche. Wer jene Sitzung gesehen hat, der weiß, wie bang, wie düster es auf diesem Hause lag, wie durch die gespenstische Stille das heiße Flüstern, das Flehen, Drohen gieng, wie schwer die atemlose Erwartung im dumpfen Raum in der gedrückten, durch die Menschenmasse verdichteten Luft brütete. Und nun durch eine unvorhergesehene Wendung verändert sich plötzlich die erwartete Reihenfolge der Abstimmungen. Nach der Abstimmung über den verantwortlichen Präsidenten kommt, nur unterbrochen von dem Satz: „die Würde des Reichsoberhaupts wird einem der regierenden Fürsten übertragen“ (der bejaht werden mußte von jedem, der von da an sich nicht auf lauter Negationen beschränken wollte), unmittelbar die Erblichkeit an die Reihe. Man kann nicht mehr durch ein „Nein“ gegen das Direktorium zeigen, daß man der Notwendigkeit sich ergebe, wenn man die allerletzte Frage bejahe, damit nicht das Parlament sich ein testimonium paupertatis ausstelle. — Ich habe in dem tödlichen Gewichte dieses Augenblicks keinen Ausweg gewußt, als den, mich der Abstimmung zu enthalten. Ich konnte unter diesen Umständen nicht mitwirken, aber zulassen. Ich weiß nicht, ob ich mich gegen den Vorwurf des Nichthandelns in diesem Moment bei denkenden Beurteilern noch weiter zu rechtfertigen habe. Sofern damit gesagt sein sollte, daß man sich einer Verantwortlichkeit habe entziehen wollen, wäre er ganz ungerecht: die sieben Männer, die sich der Abstimmung enthalten haben, wußten sehr wohl, was sie auf ihr Gewissen nahmen; sie haben den Beschluß, den die Zahl der positiven Stimmen ergab, möglich gemacht.

Ich weiß aber sehr wohl, welchem Urteil diese aufrichtige Darstellung mich bei allen denen aussetzen wird, die nur einfache Vorstellungsreihen begreifen. Ich beneide diese Glücklichen nicht. Wer Sinn für das Verwickelte hat, der wird in meinem innern Kampfe nur das subjektive Abbild einer tatsächlichen tragischen Verwicklung der Nation erkennen.

Ich ahnte nicht, daß ich dies alles, nur um mehrere Noten schwächer, stumpfer, noch einmal durchleben sollte. Als Preußen ablehnte, die Könige die Anerkennung der Reichsverfassung weigerten,

brauchte das deutsche Volk, wenn jemals, eine Revolution, und zwar mußte sie womöglich von Preußen ausgehen. Statt einer Revolution erfolgte — das Verkehrteste, was geschehen konnte — ein Aufstand in einem Lande, wo die Reichsverfassung anerkannt war. Nichts anderes hat den badischen Aufstand niedergeschlagen als dieser sein innerer Widerspruch. Er war an sich etwas Verzwicktes, das hat ihn getötet. In jenen Tagen, als die Reichsversammlung noch in nicht allzu geschwächter Anzahl in Frankfurt tagte, als noch ein Schimmer von Hoffnung war, daß von ihr rettende Maßnahmen ausgiengen, d. h. nicht solche, die für diesen Aufstand eingriffen, wohl aber solche, die zu seiner Rückführung in geordnete Verhältnisse die Kräfte solcher Staaten in Anspruch nahmen, welche die Reichsverfassung anerkannt hatten, um dann aus diesen Staaten eine starke Gruppe reichsverfassungstreuer Länder und so einen Kern des Widerstands gegen die absolute Restauration zu bilden: damals erinnere ich mich, mit Fröbel über diesen Aufstand gesprochen und ihm gesagt zu haben, das Parlament dürfe sich durch die Zweckwidrigkeit desselben nicht abhalten lassen vom Handeln, denn wenn eine Nation aufs äußerste gebracht sei, so breche dies Gefühl des Unerträglichen, passend oder unpassend, eben bei dem lebhaftesten Volksstamm aus. Allein ich folgerte daraus nicht, das Parlament solle positiv teilnehmen, sondern ich folgerte die Notwendigkeit der eben bezeichneten Stellung. Es geschah nichts, keine verfassungstreue Macht verbesserte diesen Fehler des Parlaments und nahm die Regelung der badischen Zustände in ihre Hand; der nach Stuttgart verpflanzte Rest gieng auf meine und anderer Anschauung: „Baden mit der einen Hand züchtigen, mit der anderen schützen, zu diesem Zweck sich zunächst mit der württembergischen Regierung in Verbindung setzen", nicht ein und scheiterte so an der Verkehrtheit des badischen Aufstands mit, weil er sich seiner p o s i t i v annehmen wollte. Die württembergische Demokratie hielt kein Mensch ab, Baden zu Hilfe zu eilen. Sie hat es unterlassen, weil sie selbst ein richtigeres Gefühl von der Verzwicktheit dieses Aufstands hatte, als sie sich und andern gesteht.

Es begann nun, wie es irgendwo geistreich gesagt ist, das Würfelspiel der Fürsten um den Rock des Gerechten, den sie gekreuzigt, des Nationalwillens. Zusehen und machen lassen schien zunächst der einzig mögliche Standpunkt. Sie sind hintereinander, überlaßt sie

der Reibung der dynastischen Interessen, laßt die Dialektik der inneren tatsächlichen Ironie dieser Reibung sich zutage fördern und den Beweis liefern, was durch Vereinbarung, hätte sich die Reichsversammlung darauf eingelassen, herausgekommen wäre! Dies schien das einzige, was sich denken und sagen ließ. Was der Reichsverfassung noch am nächsten kam, das Angebot der Dreikönigsverfassung, auch dies schien der gerechte, tiefgekränkte Stolz der Nation aus den Händen der Kabinette nicht annehmen zu können. Die letzten Handlungen der preußischen Regierung hatten mich so empört, daß ich in jener letzten Sitzung des Parlaments in Stuttgart, worin ich der Wahrheit die Ehre gab und gegen die eigene Partei offen und ehrlich Opposition machte, Worte der tiefen Entrüstung gegen Preußen sprach.

Aber das Leben ist unerbittlich. Wer Willen hat, muß Partei nehmen, muß wählen; mag unter allem Wählbaren auch nichts rein und das, was deiner Überzeugung am nächsten kommt, nur das weniger Unreine sein, du mußt handeln, du mußt wählen! Wenn der Dreikönigsbund auf die kleinen Staaten beschränkt blieb, die ihm bis zum Herbst 1849 beigetreten waren, wenn die vier Königreiche den Einflüssen Österreichs folgten, so lag auf flacher Hand die Teilung Deutschlands in zwei ungefähr gleiche Hälften.

Da uns die Gegner trotz allen klaren Gründen dies Wort unbesehen zurückzuschleudern belieben, so müssen wir einmal die Sache mit runden Zahlen ausmachen: denn, meine Herren Partikularisten, Ultramontane, jetzige Demokraten! Vieles ist gestürzt, aber Schmalzried steht noch fest, vieles ist zu den Schatten gesunken, aber Schmalzried ist noch eine Tatsache.

Nehmen wir für die Bewohnerzahl Deutschlands die gewöhnlich angenommene Zahl von 45 Millionen. Eigentlich beträgt sie (nach den letzten Zählungen, wie sie der Gothaische genealogische Hofkalender für 1850 gibt) 44562432. Für den Zuschlag nehmen wir auch die zum Deutschen Bunde gehörigen Länder Österreichs, welche 11 893 182 Einwohner zählen, höher, nämlich zu 12 Millionen. Die 12 Millionen sind etwas mehr als ein Vierteil dieses Ganzen. Die Sachen stehen also in Deutschland so, daß ein Bruchteil, der etwas mehr als ein Viertel ist, das übrige Ganze hindern will, sich als Ganzes zu konstituieren, und zwar auf die gegenwärtig einzig mög-

liche Art, die Anlehnung an den stärksten rein deutschen Staat. Diejenigen, welche für diese Konstituierung kämpfen, wollen nun zum Besten des Ganzen diesen Bruchteil fahren lassen. Ihre Gegner nennen dies Entzweireißung, und während sie dies so nennen, wirken sie mit, daß zu diesem Viertel Bayern mit 4½ Millionen, Hannover, Sachsen, Württemberg, jedes mit mehr als 1½, im ganzen mit etwa 5 Millionen Einwohnern hinzufallen: dies beträgt mit Österreich 21½ Millionen, also beinahe die Hälfte. In aller Welt aber nennt man Entzweireißung nicht, wenn von $^4/_4$ ¼ wegfällt, sondern wenn davon $^2/_4$ — nicht wegfallen, sondern als Gegenbund, um den Riß recht unheilbar zu machen, gegenübertreten. Dahin nun arbeiteten die Demokraten, wiewohl ihre Absicht nicht auf diese Wirkung gieng, mit den Partikularisten, Ultramontanen, Absolutisten zusammen. — Die württembergische Demokratie meinte allerdings zunächst, Württemberg inmitten des Kampfes zweier Großmächte um Deutschland neutral halten, mit einer Fülle sicherer Freiheit ausgestattet, gleichsam in Branntwein aufbewahren zu können für die Zeit einer neuen großen Nationalbewegung. In ihrer Verblendung wollte sie nicht sehen, wie sie der österreichischen Partei in die Hände arbeitete, ja sie gefiel sich in der vermeintlich staatsmännischen List, zu tun, als meine sie es diesmal besonders gut mit der Krone! Vergeblich bewies man ihr, daß Württemberg in dem Augenblick, wo es nicht zu Preußen halte, unter Österreichs Einfluß falle, daß es, wenn ja doch der Anschluß an die Dreikönigsverfassung der Regen sein solle, in die schlimmere Dachtraufe von Österreichs erneutem Bundespräsidialgelüste gerate, vergeblich fragte man, wie sie denn die Möglichkeit einer Neutralität beweisen wolle: auf diese Grundfrage bekam man keine Antwort . . .*).

Bei diesem Anblick war es nicht möglich, auf dem kontemplativen Standpunkte zu bleiben, es war nicht möglich, sich der Wahl unter dem, was der Tag bot, zu enthalten; man mußte sich entscheiden, man mußte das mindere unter zwei Übeln ergreifen. Ich schrieb den Artikel „Zur deutschen Frage. Ein Wort an die Volkspartei in Württemberg von einem Württemberger" in die „Deutsche Zeitung" (22. September 1849)**). Der Beobachter warf mir „die Resignation der Windfahne" vor. Mein Bruch mit einer Partei, deren geistigem

*) S. S. 58f. **) S. S. 47—56.

Kern ich trotz seiner Protestation treu zu sein behaupte, ward vollendet. Der alte Unmut über die Koalition der Demokraten mit Schwarzgelben und Ultramontanen, die jetzt überdies zu einem kulposen Zusammenwirken mit der Hofpartei wurde, stieg wieder in mir auf. Unsere Demokraten entsetzten sich über das Interim: das sei ja der helle alte Bundestag! Ei warum denn nicht? Ihr habt es ja so gewollt! Preußen mußte mit Österreich das Interim abschließen, weil durch das Ausbleiben der Königreiche, das notwendig ein Hinfall derselben zu Österreich war, statt eines großen selbständigen Körpers mit einem Nebenkörper, der, selbständig in einer andern Bahn, mit jenem in eine Union treten sollte, zwei in einer und derselben Sphäre Selbständigkeit behauptende, ungefähr gleich starke Körper sich bildeten; und das war euch ja ganz recht und lieb, ihr triumphiertet ja über das Mißlingen der Einigung auf der rein deutschen Seite! Das Interim schloß indessen manchem die Augen auf. Das Chaos der öffentlichen Meinung in Württemberg begann sich zu lichten, wer eine Überzeugung hatte, durfte nicht untätig bleiben. Ich beteiligte mich bei der Tübinger Erklärung für den Bundestag und fehlte nur zufällig in Plochingen.

Eben da diese Bewegung im vollen Zuge war, schlug sie die Nachricht von den königlichen Propositionen in Berlin und von der Zustimmung der Kammer zu ihrem wesentlichen Inhalt nieder. Es ist wahr, daß es nunmehr moralisch unmöglich war, weiter zu gehen. In jenen Tagen, da die deutsche Idee in Preußen zum erstenmal ernstlich zündete, da ein neuer sittlicher Ernst aus den Vertretern des preußischen Volks und den Organen der Regierung sprach, durfte man das Alte vergessen. Vertrauen bei soviel Würde war keine Schande. Aber *nach* diesem letzten Aufschwung durfte keine neue Täuschung folgen. Es war zuviel, die moralische Springfeder war zerbrochen, und so hat Preußen ja auch seither nichts versäumt, was dazu wirken kann, den Staat, den das Bedürfnis der Einheit an Deutschlands Spitze ruft, gegenüber dem gleichzeitigen Freiheitsstreben, auch dem gemäßigtsten, zu depopularisieren. Aber unsere Gegner sollen nur ja nicht meinen, sie dürfen über diesen kalten Schlag triumphieren! *Wir* haben uns dahin gewendet, wo etwas versprochen, etwas angeboten war; *ihr* habt euch dahin gewendet, oder in eurem Eigensinn nicht merken wollen, daß man euch da benutzt, wo nichts

versprochen, nichts angeboten war. Wir haben gewußt, daß von dort abermals Täuschung ausgehen könne, aber wir haben wagen müssen, und wer da wagen muß, der wagt doch lieber den Tritt über ein schwankes Brett als den Sturz in den reinen, klaren Abgrund wie ihr, denn euer Österreich hat euch nie auch nur den Schein eines Pfahls über den Abgrund gelegt. Das italienische Volk ist auch von Sardinien um seine Hoffnungen getäuscht worden, und dennoch gereicht es seinem Verstand und Willen zur Ehre, daß es sich an den best organisierten, militärisch stärksten seiner Staaten anschloß und die demokratischen Wünsche dieser Notwendigkeit nachsetzte. Dies war, trotz dem schlechten Erfolge, politisch gehandelt.

Die Dinge liegen nun in Deutschland so, daß alle Parteien, deren Gedanke ein produktiver war, gleich gekränkt, in gleichen Schiffbruch gestürzt sind und nur die Parteien, die für das Tote begeistert sind, triumphieren. In dieser gemeinsamen Verzweiflung sollte uns eigentlich die Trauer versöhnen. Aber wir wären keine Deutschen, wenn wir nicht selbst im Grabe noch uns balgten. Wenn die Parteien müde sein werden, einander ihre Irrtümer aufzurechnen, so wird der letzte Vorwurf noch der sein, daß wir gegen die Ehre einer Nation gehandelt haben, indem wir von der Hand, die soeben eine Krone zurückgestoßen, weil sie vom Volke kam, ein Anerbieten nahmen. Ich schließe meinen Bericht mit der Antwort auf diesen Vorwurf.

Ich gehe aus von der besonderen Stellung der Parteien in Württemberg. Die Gegner werden nicht leugnen, daß hier die Stellung unserer alten Opposition immer als eine ehrenvolle betrachtet wurde. Die innere Verfassungsfrage Württembergs kann im jetzigen Augenblick nicht, wie früher, der Inhalt dieser Opposition sein; denn in dem Moment, wo die Großmächte mit so starker Hand übergreifen, steht jede Gestaltung des Innern eines kleinen Landes rein auf dem Sande, und es ist kein großer Unterschied, ob wir das Stückchen Zucker in dem Augenblick, wo es ins Wasser sinkt, rund oder viereckig machen. Allerdings ist es Pflicht, auch aufs Ungewisse hin in der innern Verfassung des einzelnen Vaterlands zu retten und zu befestigen, was immer möglich. Aber die höhere Pflicht für jeden, der nicht haltlos frei sein will, gleichgültig wo, ist die Einheit des großen Vaterlands. Tyrannei ist hart, aber

weit nicht so hart als die Schmach, keine Nation zu sein. Die alte Opposition hatte an der deutschen Frage ihren neuen Inhalt bekommen. Für den Anschluß an Preußen sah man ihre alten Kerntruppen sich zusammentun und mit einer Schar von Kämpfern sich vermehren, denen selbst der Haß keinen Flecken anheften kann. Die Gegner müssen zugeben, daß hier keine Orden zu verdienen waren, und daß da nicht Schande blüht, wo man redlich, offen und bestimmt der Regierung gegenübertritt. Allein, war es nicht gegen die Nationalehre, die preußische Hand zu fassen? Hierauf antworte ich: wir haben nicht gefaßt die Hand des Fürsten, dem das deutsche Volk seine bittersten Enttäuschungen verdankt, sondern die Hand des preußischen Volkes, der Besten des preußischen Volks. Die Erfahrung der letzten traurigen Zeit hat schlagend genug gezeigt, daß der Süden nicht vorwärtskommt ohne den Norden. Wir müssen auf unsere norddeutschen Brüder warten. Sie haben uns im Stich gelassen, als wir einer großen Bewegung bedurften, die vom Norden ausgieng; aber was hilft die Empfindlichkeit? Wir müssen eben doch auf sie warten. Die politisch Fortgeschrittenen unter ihnen wissen, daß die schweren Füße Preußens durch den Beitritt des lebhafteren, politisch entwickelteren Südens Flügel an die Sohlen bekommen müssen. Wir wollten es wagen, den Norden mit der regeren Kraft des Südens zu multiplizieren; wir wollten — nicht von einer Krone, sondern von den Stämmen des Nordens die dort entwickeltere Kraft der straffen, einheitlichen Organisation entlehnen und vom Süden das feurige Fluidum des Freiheitsdranges hinzugeben; wir wollten den Doriern die Jonier gesellen; wir fürchteten nicht die Auflösung des Stückchens Zucker, denn wir wußten, daß es dem Wasser im Pokal zerfließend seine Süßigkeit mitteilt. Ein Regent unter den Einflüssen einer finstern Partei schlug unsere Hoffnungen, aber auch die Hoffnungen der Besten seines Volkes nieder. Wir haben ehrlich gewagt und ehrlich verloren. Ob die Agitation für den Anschluß an den stärksten rein deutschen Staat unter günstigern Umständen zu der Kraft angeschwollen wäre, welche mit dem Beitritt Württembergs und dem Beitritt anderer Staaten, den er nach sich ziehen mußte, aus dem Erfurter Parlament eine starke Macht, aus dem schwächlichen Keime, der jeden Tag neu zu zerfließen droht, einen großartigen Kristal-

lisationskern zu bilden fähig war — keine menschliche Seele weiß es. Die deutsche Frage schwankt ungewiß zwischen den unheimlichen Netzen der Intrige. Darf ich das Bild der Zukunft aussprechen, das vor mir schwebt, so ist es dieses: die erste deutsche Reichsversammlung meinte eine Realität zu sein und war nur ein Symbol. Dieses Symbol wird aber selbst wieder eine Realität werden; was in dem geistigen Bilde seiner Ideen, Verhandlungen, Beschlüsse machtlos vorgezeichnet ist, das wird die Geschichte in dem breiten Gemälde der Wirklichkeit, im langen Nacheinander der Zeiten und Tatsachen nachbilden. Wie in jener Versammlung der Gedanke, die deutschen Stämme Österreichs für Deutschland zu gewinnen, nach langem Kampf unterlag, so wird es die Wirklichkeit auf allen Wegen versuchen, ein Deutschland mit Österreich zu bilden, bis endlich die Erfahrung mit ihren Bitterkeiten zeigen wird, daß es vergeblich ist. Wie endlich dort mühsam der Gedanke durchdrang, eine monarchische Einheit unter Preußens Leitung zu bilden, so wird die Macht der Verhältnisse diesem größten rein deutschen Staate seine Rolle in die unentschlossene Hand drücken, und das zu später Resignation genötigte Widerstreben süd- und mitteldeutscher Abgeordneter wird sich wiederholen in der Unmöglichkeit für ihre Staaten, sich einem Gesetze der Geschichte in die Länge zu entziehen. Sie werden sich der Notwendigkeit einer offen ausgesprochenen (nicht wie im Fürstenbund heimlich schleichenden) Beschränkung ihrer Souveränität unterwerfen müssen. Endlich aber wird durch die Macht der Geschichte diese Beschränkung zu einer Auflösung in eine Souveränität werden. Dann jedoch, wann dies vollendet sein wird, wird die Geschichte noch weiter nachbildend zurückgreifen, die symbolisch vorgezeichnete Skizze der Kämpfe des Parlaments rückwärts noch weiter verwirklichend aufrollen: die Zeit wird kommen, wo die zwei Gruppen, Österreich und Deutschland, in eins zusammenfließen und die Gedanken der großdeutschen Partei, dann unbeschadet der Einheit, zur Tatsache werden. Und noch weiter: die Zeit wird kommen, wo der analytische Gang der Geschichte die Idee der republikanischen Minorität zur Wahrheit macht, jener Minorität, von welcher ein Teil den großen Fehler begieng, mit dieser Idee unzeitig hervorzustürzen: schlechte Mythologen, die nicht bedachten, daß zwischen dem Polytheismus und der

immanenten Religion die breite Übergangsstufe des positiven Monotheismus liegt. Dieser Gang ist ein so weit aussehender, daß die jetzigen Generationen wohl kaum seinen ersten bedeutenden Schritt erleben werden. Bis auch nur die monarchische Einheit eine Tatsache ist, werden wir längst zu unsern Vätern versammelt sein, und uns ist das Schwerste auferlegt, was dem Patrioten auferlegt werden kann: zu verzichten auf die Hoffnung, daß wir das schwache Reis, das wir pflanzen halfen, noch als Baum sehen sollen. Uns bleibt nur der Glaube; glücklich, wer sich den nicht nehmen läßt! Dieser Glaube ist keine Illusion. Die Geschichte hat ihren Chemismus, ihr logisches Gesetz, und daraus folgt, daß das unklare Durcheinander von Monaden ungleicher Größe, die man mit dem Namen Deutschland bezeichnet, einem Wirbel, einem Gärungsprozeß verfallen muß, der sie in eine Monade auflöst, und zwar vorerst ohne Mitwirken des Volkes. Diese kann erst dann wieder eintreten, wenn der Boden durch diesen tatsächlichen Prozeß gelockert, gepflügt ist für die Saat eines organisierenden Körpers von Volksvertretern. Einen solchen Boden fand das erste deutsche Parlament nicht vor, und würde heute ein neues berufen, es könnte nur der alte Hader: Direktorium oder Erbkaiser? wiederkehren und mit einem unmächtigen Beschlusse enden. Zu jenem großen Gesetze einer innern Logik der Geschichte dürften wir nur dann kein Vertrauen haben, wenn wir an der Lebensfähigkeit der Nation verzweifelten, denn nur im toten Körper stockt der organische Prozeß. Ich aber glaube umgekehrt: die deutsche Nation fängt, als Nation, erst jetzt an zu leben. Andere Völker waren entweder nur Kulturvölker oder nur politische Völker, oder zuerst dies, dann jenes; das deutsche Volk, wenn ich den Sinn seiner Geschichte nicht ganz mißverstehe, soll ein politisches Volk erst werden, nachdem es lange genug ein bloßes Kulturvolk gewesen. Der politische Gedanke, der Gedanke der Organisation zur nationalen Einheit hat in ihm gezündet, er wächst, und keine Macht der Erde wird ihn mehr unterdrücken können. (Manuskript vom Winter 1849/50.)

Die Aussicht ist falsch: nicht auf organischem, sondern nur auf chaotischem Wege kann es anders werden.

(Nachschrift vom Sommer 1850.)

Politische Aphorismen.

Kein Volk tritt in der Geschichte auf, das bei gesundem Leibe, unverfault von innen, ungeschlagen von außen, mit einer Wehrkraft, womit man den Teufel aus der Hölle holen könnte, ja so eben siegreich, auf sich mit Füßen herumtreten läßt, wie die Deutschen in ihrer Hunde-Untertänigkeit gegen Rußland und alle europäischen Mächte, in dem Verrate Schleswig-Holsteins. Das Maß unserer Schmach ist voll, sie stinkt zum Himmel.

*

Hier muß der Gemäßigste blutrot werden. Das Volk hat viel gefehlt und verbrochen, aber es hat Sinn gehabt für die Ehre der Nation. Die Linke in Frankfurt hat viel gefehlt und verbrochen, aber sie hat den Malmöer Waffenstillstand nicht genehmigt. Eigentlich sind alle politischen Fragen zugleich Charakter- und Verstandesfragen, aber es gibt auch reine Charakterfragen. Eine solche war jener Waffenstillstand, als er der deutschen Reichsversammlung vorlag. Wenn man alle Gründe und Gründchen abgezählt und herausgebracht hatte, daß man genehmigen müsse, so befand man sich erst am Anfang der Frage. Wenn die Reichsversammlung nicht die Macht hatte, einem Verwerfungsbeschluß Folge zu geben, so war ein solcher Beschluß ihr S t u r z; dann aber starb sie mit Ehren, nicht, wie nachher, mit Schande, da sie zerfloß wie die Schneeflocke in der Pfütze. Dies Wagen war eben auch klug: denn ein solcher Tod mit Ehren hätte sehr wahrscheinlich der deutschen Revolution, die eben im Zuge war, an der Voranstellung der Freiheitsfrage vor die Frage der Einheit und Ehre der Nation zugrunde zu gehen, schnell die Wendung zu ihrem wahren Ziele gegeben. Und so sind freilich die reinen Charakterfragen als solche eben auch Klugheitsfragen.

*

Die Reaktion beutet jetzt mit unbegrenzter Rache die Fehler des Volkes, namentlich das teilweise Übermaß der Freiheitsforderungen aus. Da wäre aber noch Hoffnung, daß es einst im Wege des organischen Kampfes besser würde. Aber die dynastische Eigensucht in ihrem Ränkekampf gegen die Gestaltung der Einheit und dazu

diese neueste Schmach nach außen zerstört eine solche Hoffnung. Dieser Same wird und muß als furchtbare Revolution aufgehen.

*

Ja, es ist wahr, daß jeder Freund seines Volkes die Revolution auf das Äußerste abzuwenden suchen muß. Denn sie vollzieht sich durch die empörten Massen, durch den Fanatismus, der aus verwirrten Begriffen erzeugt wird, sie unterscheidet nicht, und steigt sie einmal bluttriefend herauf, so werden mit den Köpfen der Bösen auch die Köpfe der Guten fallen, die Maß und Besinnung und Gerechtigkeit wollen. Aber wie immer — hier ist keine Hilfe: wer die Ehre seiner Nation verrät, dem sollen die Raben am Bach die Augen aushacken!

*

Die Ehre der Nation verraten, heißt Blut und Wut säen.

Der elendeste Russe genießt die Ehre, einem mächtigen und stolzen Staate anzugehören; der edelste Deutsche trägt das dreischneidige Schwert der Schmach seines Vaterlandes in der Brust.

*

Der Durchbruch, wenn er kommen wird, wird zuerst falsche Wege nehmen, man wird die Bewegung nicht dahin richten können, was in Deutschland unter allem zuerst zu tun ist: zur Gestaltung der Einheit. Die entfesselten Massen und der abstrakte Freiheitsgeist ihrer Führer wird für das Individuum einen Spielraum der Willkür verlangen, bei dem keine Regierung möglich ist, am wenigsten eine republikanische. Trotzdem wird diese Bewegung die Tenne fegen. Krieg von allen Seiten wird dann die kriegerische Gewalt entbinden, aus dieser aber, so Gott will, ein großer Mann herauswachsen, der uns durch Despotie die Einheit gibt, innerhalb welcher dann die Enkel die vernünftige, die konkrete Freiheit schaffen können.

*

Das Unglück des strebenden Teils im deutschen Volk, daß er in eine Freiheitspartei und Einheitspartei getrennt ist, läßt sich in folgender Formel ausdrücken:

Gesetzt der Fall: die Lage der Dinge ist so geworden, daß ein genialer Haudegen es in der Hand hat, Deutschland zu regieren, d. h. alle Fürsten fortzujagen und sich obenauf zu setzen.

Verhandlung.

Der Haudegen: Ich schmeiß all eure Fürsten zusammen und pauk euch gegen alle Nationen heraus und regier euch dann als Monarch; aber mit dem allgemeinen Wahlrecht kann ich's nicht.

Die Demokratie: Der ist ein Verräter, das allgemeine Wahlrecht geben wir nicht auf.

Die Einheitspartei: Seid doch vernünftig, die Freiheitsrechte könnt ihr euch schon wieder holen!

Die Demokratie: Nein, wir geben nicht nach.

Schluß: Die Fürsten bleiben, und die Demokratie erhält weder allgemeines Wahlrecht noch eine Einheit Deutschlands.

*

Drama in einem Wirtshaus.

Demokrat: Kellner! Zu essen!

Kellner: Was wünschen Sie?

Demokrat: O Sie erbärmlicher Doktrinär, zu essen!

Kellner (bringt ihm einen verstunkenen Hundsknochen. Er würgt und krepiert daran).

Nutznießung: so geht es den Leuten, die da rufen: kein Preußen, kein Österreich, ein einiges Deutschland! Und den verachten und verleumden, der etwas Bestimmtes denken will.

*

Die deutsche Revolution hat das große Unglück gehabt, mit der Einheitsfrage, die eine speziell deutsche ist, zu kommen, als von anderer Seite längst die Idee des Vernunftstaates erstarkt war, die den mythischen Lehnsstaat, Adelsstaat (der Monarch ist das Sublimat des Adels) zu stürzen sucht. Darüber vergaß man, daß Deutschland froh sein müßte, wenn es nur zuerst als Ganzes ein Lehnsstaat wäre und daß erst lange nachher für uns die Frage des Vernunftstaates ans Brett kommen kann. (Manuskript vom Sommer 1850.)

Unpraktische Aphorismen.

Der deutschen Nation sind auf unbestimmte Zeit die Hände völlig gebunden. Sie kann nicht mithandeln in ihrer eigenen höchsten Angelegenheit. Sie muß alle Schmach vorerst auf sich liegen lassen. Der Einzelne hat Zeit zu Betrachtungen. Praktisch können diese nicht sein, denn unmittelbar kann der Einzelne noch weniger gegenwirken als die Nation. Aber Gedanken können ein Bach werden, der dem Strome zufließt und ihn verstärkt, daß er seinerzeit den Damm durchbrechen kann.

*

Die deutsche Revolution ist vorerst erlegen an der Doppelheit ihrer Aufgabe. Andere Völker hatten die Einheit und erkämpften die Freiheit. Die deutsche Geschichte hat eine Lücke: es hat der Despotenwille gefehlt, der anderen Ländern mit energischer Hand die Einheit gab in einer Zeit, da die Freiheitsidee noch nicht hervorgetreten und daher der einheitbildende Despotismus erträglich war. Diesen Prozeß sollte die deutsche Revolution nachholen. Die Nation sollte die Einheit schaffen und die Freiheit zugleich.

*

Dies kann nicht zugleich geschehen. Die Einheit ist zentripetal, die Freiheit zentrifugal. Die Nation hat sich in die Einheitspartei und in die Freiheitspartei gespalten und dadurch ist sie den Feinden der Einheit und Freiheit erlegen.

*

Die Freiheitspartei will, so sagt und glaubt sie, auch die Einheit; die Einheitspartei will auch die Freiheit, kann aber zu diesem Zwecke sich aufschiebend verhalten und ihre Forderungen in dieser Beziehung sind durch den Wunsch, eine starke Regierung für das Ganze zu schaffen, gemäßigt. Jene glaubt dieser nicht, daß sie ihrer Zeit die Freiheit zu retten gedenkt; diese glaubt, daß jene das Vaterland um die Freiheit gäbe. Beide hassen sich mehr als den gemeinschaftlichen Feind.

*

Die deutsche Revolution war in erster Linie Freiheitsrevolution: Preßfreiheit, Vereinsrecht usw., darum handelte es sich. Der Mangel an Einheit ist zugleich Grund des Mangels an Idee der Einheit. Der Einheitsgedanke stand, unklar, in keiner bestimmten Form gedacht, in

zweiter Linie, kam hintennach. Er konnte auch nicht hell sein, denn, ihn klar zu denken, setzt einen gelockerteren Boden der Tatsachen voraus.

*

Der große Hauptfehler der Reichsversammlung war nur ein Widerschein des innern Mangels der Revolution, schließlich der Nation. Sie hat die Zeit mit den Grundrechten zugebracht, während die Reaktion erstarkte, weil sie der Ausdruck und Abgesandte einer Freiheitsrevolution statt einer Einheitsrevolution war.

*

Wenn sie diesen Fehler auch nicht gemacht, sondern alsbald sich eine bewaffnete Macht gesammelt hätte und an die Verfassung geschritten wäre, so hätte dies doch nichts genützt, denn unter allen denkbaren Formen einer Reichsregierung war keine möglich. Man gehe sie durch: Republik, Wahlkaiser, Erbkaiser, Direktorium. Sollte die erste möglich sein, so hätte, um sonst nichts zu erwähnen, mindestens eine ganz andere Art von Revolution vorausgegangen sein müssen. Der zuerst gewählte Kaiser gehörte entweder einer von beiden Großmächten an, und dann gehorchte ihm die andere nicht, und an ihren Ungehorsam hiengen sich auch die Mittelstaaten; oder er war aus einem kleinen Regentenhause, persönlicher Eigenschaften wegen gewählt: dann brauchte es, um ihm Gehorsam von irgend einem der Größeren zu verschaffen, ebenfalls eine stärkere Revolution, wie sie ein beratender Körper nicht machen kann, ja eine ebenso starke, als es bedurft hätte, um einen Bürger zu wählen. Erbkaiser? Preußen war damals so absolut unpopulär, daß es in dieser ersten Zeit der Reichsversammlung eine moralische Unmöglichkeit war, und an eine andere Macht hat man bei dieser Idee doch ernstlich nicht gedacht, Österreich schien ohnedies der Auflösung nahe. Das Direktorium konnte nicht beschlossen werden, weil die Einheitsidee, obwohl nicht positiv klar, doch stark genug war, um zu erkennen, daß drei oder mehrere notwendig divergierende politische Willen keine Einheit geben. Hätte man sich mit dieser Vielheit statt der Einheit doch begnügen wollen, so wäre unter den Direktoren der Kampf um die größere Macht angegangen, und er hätte sich nur beigelegt, um die Volksvertretung zu vernichten, die neben einer vielköpfigen Spitze ohnedies Null ist.

*

Die Wirren seit dem Rückgange der Volksbewegung sind der Kommentar zu der Unmöglichkeit einer wahren Einheit, solange die Vielheit der Fürsten, insbesondere die Zweiheit der Großmächte besteht, sie sind die ins Reale übersetzte Debatte über das Oberhaupt. Sie sind nützlich, denn sie sind belehrend für die Zukunft und lockern den Boden.

*

Die föderative Form der Vereinigung kann, wo die zu vereinigenden Staaten monarchisch sind, nie etwas anderes sein als ein Bund der Fürsten gegen die Völker.

*

So tief die Wirren des jetzigen Fürstenkampfes um die Herrschaft über Deutschland in der Sache begründet sind, so war doch mit dem Betriebe der Leidenschaften und Ränke einiger Anstand vereinbar, einige Rücksicht auf die Ehre Deutschlands, auf die verfassungsmäßigen Rechte der Einzelstaaten. Beides wird so mit Füßen getreten, die Kriecherei gegen Rußland, der Verrat an Schleswig, die Mißhandlung und Aussaugung Hessens ohne jeden auch nur entfernten Schein des Rechts, das sind Handlungen, die jeden menschlich fühlenden Nerv so tief empören, daß dagegen alle Wühlereien der Revolutionäre unschuldig erscheinen. Während Bayern dazu seine Soldaten hergibt, dringt es in Dresden auf Volksvertretung bei dem Bunde. Welch ein Verhältnis zwischen Wort und Werk!

*

Versprechen und nicht halten, Verfassungen oktroyieren, zurücknehmen, umoktroyieren, beschwören, daß man sie in Hoffnung, sie nicht halten zu müssen, halten wolle, bei aller Ehre beteuern, einem Entschluß treu zu bleiben und ihn sofort aufgeben, ein ganzes Volk in die Waffen rufen, um es heimzuschicken, sich zu ergeben und dann dieselben Soldaten gegen denselben Teil des Vaterlands schicken, für den sie kurz vorher gefochten: diese und die Menge ähnlicher Erscheinungen müssen im Volke alles Vertrauen, daß in der Menschheit noch etwas fest und zuverlässig sei, vernichten. Man hat nicht recht, von Entsittlichung des Volkes zu sprechen, wo man dies Bild der *absoluten Frivolität* von oben gibt. Die Früchte werden aufgehen.

*

In Rußland schlägt man auf das Volk mit der Knute, schlägt aber doch in dieser Stellung zugleich nach hinten mit gespornten Stiefel

aus gegen alles, was der Macht und Größe des Staates im Wege steht. In Deutschland bietet man, indem man sich bückt, das Volk am Boden zu halten, das Hinterteil dem Ausland hin, und jeder darf darauf schlagen. Aber diese Schläge treffen ja auch das Volk, Deutschlands Ehre ist seine Ehre, es addiert sich mit den anderen Schlägen.

*

Kein Freund des Volkes kann eine Revolution wünschen, aber man kann die Besten dahin bringen, daß sie einer solchen, wenn sie ausbricht, nicht mehr in die Zügel zu fallen Lust haben. Sie wird verkehrte Wege gehen, aber aus dem Chaos kann sich etwas bilden, kann eine einheitschaffende Kraft erstehen.

*

Dies sind Vorstellungen. Es gibt jetzt kein politisches Programm mehr, kein bestimmtes Ziel, wohin man die Kräfte weisen, keine Form, in die man sie fassen kann. Dahin sind wir gekommen, daß ein dunkles, nächtliches Phantasiebild mit einem schwachen Schimmer von Morgenrot die einzige Politik ist. Oder weißt du etwas Besseres?

*

Es gibt immer noch Leute, welche einen politischen Gedanken auszusprechen meinen, wenn sie auf die Sünden der deutschen Demokratie in den letzten Jahren schelten. Diese leugnet kein vernünftiger Mensch, aber ein Urteil über dies Vergangene ist noch lange nicht auch nur ein Anfang von einem Begreifen der Gegenwart und einem Blick in die Zukunft. Jenes Urteil haben und aussprechen ist eine altmodische Sache, eine alte Mucke; seit diese geflogen, ist manches Wasser den Bach hinunter, aber auch, als sie eben noch flog, war das Aussprechen einer Tatsache noch nicht entfernt ein Denken. Wer sich dabei aufhält und dadurch sein Tun bestimmt, der handelt wie ein Mann, welcher in dem Augenblick, wo ihm einer den Arm abschlägt, auf einen anderen schimpft, der ihm vor Jahren aufs Hühnerauge getreten. Wer irgend fähig ist, zu lernen, hat über den neuen Erfahrungen aufgehört, sich mit dem Hasse der sogenannten Demokratie zu beschäftigen. Diese Erfahrungen haben vielleicht die providentielle Bedeutung, allen nicht absolut harten Köpfen beizubringen, daß man sich mit Anderem zu beschäftigen hat und daß es

sich nur fragt, wie man dem gemeinschaftlichen Feinde gegenüber eine wirkliche Majorität schaffe.

*

Ist also Gras gewachsen über den Torheiten der Demokratie, so folgt daraus für sie kein Freibrief, sie zu vergessen. Sie zuerst hat zu lernen, und sie hat es noch nicht getan; sie haßt noch heute den, der sich einst nicht den Kopf verrücken ließ, mehr als den, der am liebsten alle freien Köpfe abschnitte.

*

Alle Parteien (außer den reinen Verehrern der Verwesung) sind jetzt gleich gekränkt, mißhandelt, empört. Es hat vielleicht nie für ein Volk eine Zeit gegeben, wie sie jetzt in Deutschland ist, wo die ganze Nation in allen großen Fragen anders denkt und fühlt als ihre Regierungen, ja das Denken und Fühlen (?) dieser absolut verwirft. Einen so unsittlichen Zustand hat die Welt noch nicht gesehen; in der versunkensten Zeit des römischen Kaiserreichs war das Volk nicht in allen Fragen mit der Regierung zerfallen, es war Sklave, aber es war ein nach außen mächtiges Ganzes.

*

Dabei muß das deutsche Volk alle sein Kräfte zur materiellen Stütze des verabscheuten Systems hergeben, um von ihm die Lehre von der reinen Gewalt zu empfangen. Es wird sich diese Lehre merken. Die Gewalt kann ihre Träger wegtun. Und da der Wortbruch und die Frivolität zugleich die schlimmste Lehre vom Gebrauche der Gewalt ist, so wird dieser Gebrauch diesseits sich leider auch danach richten.

*

Ein Volk ist verantwortlich für seine Schmach, d. h. es nützt nichts, zu sagen, man müsse das Volk von den Regierungen unterscheiden, denn das Ausland sagt mit Recht: taugtest du, Volk, etwas, so müßten auch Männer aus deinem Schoß erstehen, welche dir Achtung verschaffen. Wenn nun ein Volk nicht auf dem Wege der natürlichen Zeugung sich die Männer schaffen kann, die ihm zur Macht und Ehre verhelfen, so muß es als ganzes Volk einstehen und für den fehlenden Mann, den es nicht zeugen konnte, eintreten. Solang weder jenes noch dieses geschieht, verachtet man es mit Recht selbst in China.

*

Die Exekution in Holstein, eine Tat, worüber sich die Haare sträuben und die man dem Teufel in der untersten Hölle nicht glauben würde, wenn man sie nicht mit Augen kommen sähe, wird noch nicht das Äußerste sein. Es geht dann an die Verfassungen der einzelnen Länder usw. usw.

*

Schleswig-Holsteins gutes Recht wird von den Regierungen Deutschlands, für das jenes edle Land gefochten, denselben Regierungen, die ihm früher beistanden, unnennbar scheußlich erdrückt, weil dort jetzt eine Statthalterschaft, größeren Teils aus Bürgern bestehend, regiert. Dies ist der einzige innere Grund dieser zum Himmel schreienden Handlung. Wäre Dänemark von einer Statthalterschaft und Schleswig-Holstein von einem König regiert, so würde Österreich und Preußen diesem beistehen, wenn er auch gegen Dänemark ebenso im vollen Unrecht wäre, als die Statthalterschaft im vollen, sonnenklaren Recht ist. Die Erdrückung gilt schließlich der niedrigeren Menschenrasse, sofern sie sich untersteht, Dinge vorzunehmen, die sonst nur die mythisch höhere, im Fürsten zusammengefaßte ausübt, insbesondere einen Krieg zu führen.

*

Es war nicht immer so und ist nicht überall so, daß dies Prinzip über jedes andere gestellt wird, daß Fürsten die Ehre, die Selbständigkeit, Macht und Größe des Vaterlandes gleichgültig wurde über dem Kampfe gegen die sogenannte Revolution, d. h. gegen jede Möglichkeit, daß die zweite, die ordinäre Rasse heraufkomme. Es war und ist nur in Deutschland so; weil es zu viele Fürsten hat, geht alle nationale Regung schließlich gegen ihre Existenz, und über dieser Existenzfrage verschwindet ihnen alles Interesse, das sonst selbst die Brust blutiger Tyrannen hob.

*

Das eben ist das Spezifische, so noch nie in der Geschichte Dagewesene der deutschen Frage. In Deutschland handelt es sich zunächst nicht um die Frage: Monarchie oder Republik. Die deutsche Frage ist in erster Linie nur quantitativ, nicht qualitativ; allein die quantitative Frage ist um nichts weniger revolutionär als die qualitative. Sie wäre uns nicht notwendig, aber wir haben die Erfahrung gemacht, daß die Fürsten nimmermehr freiwillig ein Teil ihrer Souveränität abgeben, um die Einheit zu gründen. Dadurch ist das Einheitsstreben mit Gewalt zum revolutionären gestempelt.

Aber nicht nur dies: mit derselben Gewalt wird die quantitative Frage unaufhaltsam in die eigentlich qualitative zurückgetrieben. —

*

Man hat das Hingeben edler Provinzen Deutschlands an Frankreich als die äußerste Schmach angesehen. Das war eine Kleinigkeit gegen die Exekution in Holstein, die mit positiver Waffenmacht dem Feinde ein Stück des Vaterlandes unterwerfen hilft.

*

Österreich läßt verbreiten, es beabsichtige, ganz Dänemark in den deutschen Bund zu ziehen, namentlich „um der künftigen maritimen Entwicklung willen". Die österreichische Diplomatie hat sonst feiner gelogen. Die Selbstverstümmlung Deutschlands in Schleswig-Holstein ist, wie jedes Kind weiß, der Preis für die Hilfe in Ungarn, und der russische Gläubiger sollte dulden, daß der Zweck des Preises ihm genommen wird? Und der österreichische Schuldner wagen, so seine Zahlung wieder zurückzunehmen?

*

Gegen einen französischen Journalartikel über die schmähliche Abhängigkeit Deutschlands von Rußland hat die deutsche Reform geäußert, die Tatsache dieser Abhängigkeit sei zuzugeben, aber daran sei die Revolution schuldig. Es verhält sich zufällig umgekehrt: jene Politik der reinen Ertötung, deren sprechendstes Symptom das Zusammengehen mit Rußland war, hat die Revolution herbeigeführt. Als Mittel gegen die Revolution ergreift ihr also die noch stärkere Verfolgung der Politik, welche die Schuld der Revolution trug. Hat nun die russische Politik deutscher Regierungen, als sie noch einigermaßen verhüllt war, eine Revolution herbeigerufen, so muß die ganz unverhüllt sich Rußland unterwerfende Politik eine noch viel stärkere Revolution hervorrufen.

*

Wenn Preußen schlecht handelt an Deutschland, so handelt es im Widerspruch mit seiner Natur, wenn Österreich schlecht an ihm handelt, so handelt es in Übereinstimmung mit seiner Natur. Österreich kann kein deutsches und kein liberales Interesse haben, denn die Mehrheit seiner Völker ist nicht deutsch, ist barbarisch; Österreich hat keine Ahnung von dem, was deutsch ist, es fehlt ihm selbst das allererste Verständnis.

*

Die Bregenzer Verbindung wird außer Käppi, Tschako, Schleppsäbel, Verkürzung der Epauletten eines schönen Morgens für Württemberg noch die Folge haben, daß wir unser Blut verspritzen dürfen für den Besitz Italiens, also für die Hauptursache der dämonischen Politik Österreichs in Deutschland. Denn um seine italienische Besitzung zu halten, muß Österreich verhindern, daß Italien eins werde. Es muß also den Keil halten, der Italien in der Mitte spaltet, den Kirchenstaat. Es muß also päpstlichen Obskurantismus stützen. Es muß also denselben Geist, den Pfaffen- und Jesuitengeist in Deutschland halten und stützen. Dafür wird Württemberg, wenn es Österreich infolge der Unterstützung, die es bei den Mittelstaaten gefunden, gelingt, mit allen seinen Ländern in den Bund zu treten, noch seine Söhne in den Tod schicken dürfen.

*

Da dies alles in Österreichs Natur liegt, so setzt es also nur die bösen Stoffe seines Organismus in Wirkung, wenn es in Deutschland bös handelt. Preußen ist daher in tieferer Schuld gegen Deutschland. Jene Politik ist zu hassen, diese zu verachten.

*

Haß und Verachtung vereinigt, gibt Abscheu. Abscheu ist die Stimmung des deutschen Volkes.

*

Mindestens eine Generation wird hingehen, bis Deutschlands Genius rettend durchgreift. Wir müssen resignieren darauf, den Anfang noch zu erleben. Dies gehört zum Schwersten; mit dem glühenden Durst, ein Vaterland zu haben, mit dem brennenden Schmerz, einem verachteten Volke anzugehören, sich ins Grab legen ohne Labung, ohne das gelobte Land geschaut zu haben, das ist ein schweres Los. Unsere Enkel werden sich mitleidig erzählen von den Vätern, die da lebten zu der Zeit, wo der Ausländer dem Deutschen ins Gesicht spucken durfte, ohne daß eine Hand in der Heimat sich für ihn regte. Das Gefühl dieses Lebensschmerzes, dieses schmachvollen Schattenlebens soll eben selbst der Hebel der Rettung werden. Es tiefer und tiefer in uns einzugraben, es zu verbreiten in alle Herzen, das ist unsere Lebensaufgabe.

(Württembergische Zeitung, 17. und 18. Januar 1851.)

Die Religion und die Revolution.

In diesen Zeiten des Bannes, wo die Nation nicht handeln kann, sondern mit gebundenen Händen dem Spiel um ihre Ehre und Einheit zusehen muß, ist hinreichende Muße für politische Blätter, um Betrachtungen über die sittliche Seite des Staatslebens, die jedoch ihre tiefe politische Bedeutung haben, wenn sie auch keinen Rat wissen für die nächste Zeit, sondern nur mittelbar von der Verbreitung eines Gedankens gute Früchte hoffen, kurz, über moralisch politische Fragen ihre Spalten zu öffnen.

Die Kirche ist gewaltig beschäftigt, den Rückgang der politischen Bewegung für sich zu benutzen; sie begründet ihren priesterlichen Eifer durch die Behauptung, daß nur Mangel an Religion die Quelle aller Roheit, Wildheit, Sittenlosigkeit sein könne, die in den Stürmen der letzten Jahre zum Ausbruch gekommen ist und in einer erschreckenden Menge von Verbrechen noch jetzt zutage tritt. Für die Schlüsse, die sie auf diesen Satz baut, hätte sie die Regierungen, wie ihr gegenwärtiges System ist, ohne Zweifel auch dann für sich, wenn derselbe weniger Schein für sich hätte, denn die Koalition zwischen der Kirche und dem Polizeistaat ist nicht von heute und hat noch ganz andere Motive; aber auch die Mehrzahl der Wohldenkenden hat ihre frühere rationalistische Opposition gegen die Kirche über der täuschenden Einfachheit jenes Satzes aufgegeben, hat es vergessen, wie der Sieg der Ordnung ausgebeutet worden ist von der Rache, schließt die Augen gegen das Beispiel der Selbstsucht, des Wortbruchs, der Lüge, der Frivolität, wie es noch eben jetzt, in mehr als *einem* deutschen Lande von oben gegeben, wahrlich nicht zur sittlichen Hebung des Volkes dienen kann, begibt sich der alten gesunden Logik, mit der sie sonst Kirche und Religion unterschied, und stößt mit der Bureaukratie in das Horn des „christlichen Staats".

Wir beabsichtigen nicht, die Sünden von oben, die wir soeben angeführt haben, weiter zu benutzen für unsern abweichenden Standpunkt; wir werden unsern Beweis rein aus der Sache selbst führen und daher so sprechen, wie wenn von oben nichts gefehlt wäre in dieser letzten Krise des deutschen Volks. Wir geben zu, daß das sitt-

liche Leben unsers Volks in seinen Tiefen erschüttert ist; wir bleiben bei dieser Erscheinung einfach stehen und untersuchen ohne Parteistellung die Folgerungen, die daraus gezogen werden. Wir fassen die Erscheinung nur von ihrer ethischen Seite und untersuchen daher nicht, wie viel Anteil die allgemeine Zerrüttung des Wohlstands an ihr hat. Wir geben sogleich weiter zu, daß die Grundlage aller Sittlichkeit und, da auf der Sittlichkeit aller gesellige Verband ruht, die Grundlage des Staats die Religion ist, und verlangen nur, daß man vorerst unter Religion ganz weit und allgemein die Ehrfurcht vor einem Höchsten, Unendlichen, einem absoluten Gesetz verstehe; die Zweifel, ob eine rein geistige Religion, wie sie damit angedeutet ist, je Volksreligion werden könne, werden wir in der Folge aufzunehmen nicht vergessen. Ja also, es ist wahr: es fehlt unserm Volke die Ehrfurcht vor einer absoluten Autorität, darum achtet es in so beängstigendem Umfange auch die Autorität des Staatsgesetzes, darum die Autorität des Sittengesetzes nicht mehr. Wir gehen weiter und sagen: unserer ganzen Zeit fehlt jener höchste menschliche Sinn: die Ehrfurcht; im Chaos der Tendenzen, der Standpunkte, der Zwecke, in der Gärung, die alle Köpfe beherrscht, ist dem Bewußtsein alles schließlich Feste wankend geworden, alles in Frage gestellt, alles durchwühlt, und zwar nichts weniger als bloß von den gewöhnlich sogenannten Wühlern, sondern von einem viel ältern Wühler, dem Zeitgeist, diesem „wackern Maulwurf", und in der wildergossenen Flut ist freilich die ganze Willkür, die ganze Welt verworrener Triebe im Subjekt entfesselt.

Diesen Zustand leitet die Kirche davon her, daß es dem Volk mangle an der Religion, die sie bietet. Aber sonderbar! Wann ist denn das Geschlecht erzogen worden, dessen Sitten und Taten seit dem März 1848 zutage kommen? In der vormärzlichen Zeit ohne Zweifel. Von wem ist es erzogen? Von der Kirche (und der ihr tief untergeordneten, von ihr beherrschten Schule, von dem der Kirche verbündeten Polizeistaate). Ist es nun schlecht erzogen, wer trägt denn die Schuld? Die Anstalt trägt sie, die da sagt: die Volkserziehung ist mein, das heißt die Kirche. Gibt sie also die Schuld der schlechten Erziehung den schlecht Erzogenen, so begeht sie offenbar die naive Handlung, die der Schuldner beginge, dem es einfiele, seine Schuld dem Gläubiger aufzuschreiben. Doch wir besinnen uns,

wir haben vergessen, daß die Kirche ja natürlich behaupten wird, diese und die früheren Generationen, die seit der Verbreitung der unseligen Aufklärung auf der Erde wandeln, haben sich eben von ihr nicht erziehen lassen, seien ihren mütterlichen Händen entlaufen, ihr Todfeind, die gottlose Wissenschaft und Bildung habe sie herausgelockt aus den Räumen ihrer heilsamen Zucht. Wir bedauern, diese Einrede nicht gelten lassen zu können, denn wer sich rühmt, das einzig wahre Organ der Volkserziehung zu sein, der ist auch verantwortlich dafür, daß seine Zöglinge in seiner Schule ausharren; wer die rechten Erziehungsmittel hat, der muß es auch verstehen, diejenigen bei sich festzuhalten, die er erziehen will; die Wahrheit ist ja unwiderstehlich, der Trug kann nur auf Augenblicke ihre siegreichen Strahlen verdunkeln. Offenbar schlägt also die Kirche mit der Behauptung, daß unsere Generation schlecht erzogen sei, niemand andern als sich selbst. Wir verstehen uns inzwischen, ehe wir die tiefere Bedeutung dieses Schlusses auffassen, zu einem billigen Halbieren. Das Wahre ist nämlich allerdings, daß die Kirche bis zur Grenze eines gewissen Lebensalters ihre Zöglinge in ihrer Gewalt hat und erzieht, daß aber nach dieser Grenze in unsern bösen Zeiten diese ihr gewöhnlich und großenteils entlaufen. Die Kirche hat also diese Generation ein Stück weit erzogen und, was das andere Stück betrifft, sie nicht zu halten vermocht. Da sie nun für beides verantwortlich ist, wie wir sahen, nun, so bleibt es dabei, daß sie eben für das Ganze verantwortlich ist; allerdings jedoch sind die zwei Hälften dieser Verantwortlichkeit nicht gleich, die eine ist positiv, die andere negativ: in der einen haben die Erzieher ihren Zögling so erzogen, daß wir eben keine besseren Früchte davon erleben konnten, in der andern wußten sie ihn nur nicht zu halten. Hier erhellt nun von selbst, daß wir den Gesichtspunkt eines ursächlichen Verhältnisses einführen müssen: offenbar nämlich vermochten sie ihren Zögling deswegen nicht festzuhalten, weil sie in dem Zeitraume, wo er ihnen festsaß, ihn nicht anders erzogen hatten. War der Grund, den sie gelegt hatten, gut und fest, so konnte ihn die Welt und die gottlose Aufklärung schwerlich erschüttern; hat aber erfahrungsmäßig diese böse Welt und verderbliche Aufklärung die Macht, den Grund allgemein zu erschüttern, den die Kirche während der Zeit gesicherten Festsitzens ihrer Zöglinge gelegt hat, —

nun ja, so ist eben Welt und Aufklärung stärker, und da im großen und ganzen der Sieg dem Wahren bleibt, wahrer als sie. Gehen wir denn einfach aus dieser Dialektik, zu der die entgegenstehende Logik uns nötigte, heraus und sagen geradezu, was uns von Anfang auf der Zunge liegt: die Anfangsgründe der Erziehung, wie sie die Kirche legt, halten nicht Stich gegen den Geist der Zeit, weil sie die sittliche Welt auf unverstandene Autorität zu gründen suchen, während unsere Zeit eine verstandene Autorität fordert; weil sie das Schlechte in der modernen Bildung nicht mit Waffen bekämpfen, die ihm gewachsen sind; weil sie in den blinden Autoritäten: „die Heilige Schrift sagt, der Herr befiehlt, der Herr verbeut, verspricht, droht usw." keinen Anknüpfungspunkt haben, von dem sie die reinen innern Motive des sittlichen Lebens ableiten können; weil aus einer Summe von Dogmen und Bibelsprüchen, soviel man Worte machen mag, keine Notwendigkeit sich entwickeln läßt, Staat, Gesetz, Sitte, das ganze Gebäude der Vernunft zu achten; weil die Würde des Geistlichen getrübt ist durch jenen Schimmer von Magie, von dem sich keine im bisherigen Sinn positive Religion befreit: kurz, weil das ganze System ein auswendiges, statt ein inwendiges ist. Wir reden hier nicht von dem, was schlechte Priester aus der Religion machen, sondern von dem, was auch der beste, und gäbe er sich noch soviel Mühe, die äußerlichen Motive in innere zu verwandeln, in der Wurzel nicht zu verändern vermag. Von der mythisch-magischen Weltanschauung gibt es keinen Übergang zur wahren Begründung des sittlichen Lebens, dies ist unser Satz. Es gab eine Zeit, wo dieses jene fremdartige Stütze ertragen konnte, ja bedurfte: das klassische Altertum und das Mittelalter. Die Reformation hat sie im Prinzip gebrochen, ist aber in der Ausführung des Prinzips auf halbem Wege stehen geblieben, mit dem halben Leibe in sie zurückgefallen, die verpönte moderne Aufklärung aber hat sie ganz gebrochen, unsere Zeit im ganzen und großen ist ihr ein für allemal entwachsen, aber den wahren Ersatz dafür hat sie noch nicht gefunden.

Hier stehen wir im Mittelpunkt dessen, was zu sagen uns auf dem Herzen lag. Der schwebende Zustand zwischen einer ausgelebten alten und einer noch ungeborenen neuen Religion, zwischen einem ausgetretenen und einem noch ungehauenen Grundsteine des sittlichen Lebens ist, wir stimmen aufrichtig ein, ein furchtbarer, —

eine Zeit, der nichts ehrwürdig ist, eine wehevolle, bange Zeit. Nur glaube keiner die künstliche Aufwärmung des Alten in den ungeheuern Riß stellen zu können; es kann niemand den Gesetzen der Geschichte trotzen, und es ist ein Geschäft der Toten, ihre Toten zu begraben. Wir haben oben den Ausdruck: unverstandene und verstandene Autorität gebraucht. Wir könnten statt dessen auch sagen: das unmotiviert Positive und das motiviert Positive, und wir bitten um eine kurze Geduld für die Begründung und Erläuterung dieser Ausdrücke. Etwas muß dem Menschen absolut ehrwürdig sein und seine Ehrfurcht vor allem Einzelnen, was groß ist und wert, die Menschen zu beherrschen, muß ausfließen von diesem Punkte, diesem tiefsten Grunde der Ehrfurcht: darin stimmen wir Ketzer mit den Rechtgläubigen völlig überein, und daß unsere Zeit ein solches nicht kennt, das beklagen wir so tief als sie. Wir behaupten aber, daß der mündig gewordenen Menschheit nichts mehr imponieren kann, was sich nicht vernünftig aus dem innern Wesen der Dinge begründen läßt. Nicht als ob wir darum meinten, daß das absolut Ehrwürdige jeder in jedem Momente erst durch eine Kette von Gründen sich rechtfertigen müsse, um es anzuerkennen und zu verehren; vielmehr verlangen und erwarten wir, daß das vernünftig Gedachte zu einer Macht im Gemüte werde, die positiv ist in dem Sinne, daß sie einleuchtet, wenn nach den Gründen gefragt wird, aber nachdem diese Gründe ein verjährter Besitz der Geister sein werden, ebenso einleuchtet, auch ohne daß oder wo nicht nach den Gründen gefragt wird. Dies nennen wir die verstandene Autorität, das motiviert Positive. So verehrt das Kind die Eltern, und dies ist sehr vernünftig, die Erwachsenen wissen sehr wohl Rechenschaft von den Gründen dafür zu geben, aber dem Kind ersetzt ein sittlicher Instinkt das Bewußtsein der Gründe. Sehr mißdeutet würde dies Beispiel, wenn man bei dem Kind an den Laien, bei dem Erwachsenen an den Priester, statt an die allgemeinen natürlichen und bleibenden Unterschiede der Bildung und der Stimmung dächte; sehr wohl gedeutet wird es, wenn man hinzusetzt: und wie dem Kinde die imponierende und liebevolle Erscheinung der Eltern durch die Form der Anschauung den rationellen Weg der Begründung seiner Ehrfurcht ersetzt, ebenso wird einst ein neuer Gottesdienst, der nicht Mirakel, sondern die großen sittlichen Mächte des Völker- und

Privatlebens in schönen Formen feiert, allen, den Wissenden wie den Nichtwissenden, jenen im einzelnen Momente der Andacht, diesen für das ganze Leben die rationelle Begründung durch die Fülle der Anschauung ersetzen. Hiemit sind wir an jenem Punkte wieder angekommen, wo wir versprochen haben, einen auf den Unterschied der Bildungsstufen begründeten Zweifel wieder aufzunehmen. Die Stände der gröberen Arbeit, sagt man, bedürfen ein für allemal des Positiven, sie werden nie mündig, nie reif für die rationelle, rein menschlich sittliche Weltanschauung. Wir antworten: ja und nein. Ja: denn sie denken schließlich in sinnlichen Formen und werden nie anders denken lernen; nein: denn schon jetzt genügt auch ihnen in weiten Kreisen d i e sinnliche Form nicht mehr, die nicht ein innerlich wohl Begründetes ausdrückt, und sie unterscheiden ahnend recht wohl die ausgeleerte von der vollen Hülse; so können und werden sie auch reif werden für die sinnerfüllte Anschauungsform, obwohl sie sich von ihr niemals in der Reflexion werden Rechenschaft geben können wie der Gebildete.

In dunkeln Wehen arbeitet unsere Zeit an der Schöpfung dieser neuen Form des Bewußtseins. Wie sie herbeigeführt werden soll? Was ihre bestimmtere Gestalt sein werde? Niemand weiß es, nur daß die alte Form ausgelebt ist, darüber täusche sich niemand. Der wohlmeinend Gebildete, der für seine Person jenem Systeme der auswendigen religiösen Autorität entwachsen ist, für das unmündige Volk aber sie halten zu müssen meint, der Staatsmann, der, wenn er nicht ein- oder zweimal des Jahrs in Uniform zur Kirche müßte, längst vergessen hätte, wie das Innere eines solchen Gebäudes aussieht, der aber das bekannte Wort nachspricht: „gebt mir im Budget soundso viel tausend Gulden weiter, um das Gendarmenkorps entsprechend zu vermehren, so kann ich die Religion entbehren, da aber“ usw., der mäßig fromme Bürger mit oder ohne Amt, der sich für einen Christen hält, weil er ein bis zwei Dogmen sich gerettet und einige Wunder durch die Nothilfe des Symbolbegriffs für seinen Glauben zurechtgebracht hat, der mit wenig vergriffenem Gesangbuch neuerdings ziemlich regelmäßig zur Kirche geht, ein gutes Beispiel zu geben, — sie mögen wohl bedenken, ob sie nicht frivol handeln, ob ihnen das unmündige Volk, mit dem sie es so unehrlich ehrlich meinen, den zweideutigen Sinn nicht anmerkt, ob sie nicht das Miß-

trauen nur vermehren und ob sie daher durch ihr Tun die Flut, die mit unendlichen Wogen die Reste des Alten samt Kirchentagen und innerer Mission fortschwemmen wird, nicht beschleunigen, statt aufzuhalten.

Wir haben die Verbindung zwischen Polizeistaat und Kirche eine Koalition genannt. Wir haben dies Wort ganz so gemeint, wie es gebraucht wird: ein gemachtes Einverständnis zweier feindlicher Parteien gegen einen gemeinschaftlichen Feind. Ein solches Bündnis hat niemals gutgetan, wird niemals guttun. Die Wahrheit, daß der Staat auf der Sittlichkeit und mit dieser auf der Religion ruht, und der Satz, daß dem Staat sein Heil von der Kirche komme, sind nicht Synonyme, sondern der eine ist das Gegenteil des andern. Die Kirche behauptet in dem transzendenten Grunde, aus welchem sie ihre Autorität und Macht ableitet, eine Quelle absoluten, höchsten Ansehens. Ehrlich unterwirft sie sich nie dem Staate, er ist ihr immer nur das Kind am Gängelband. Der Staat aber behauptet und muß behaupten den Staatswillen als einziges und höchstes Gesetz im ganzen Umfange seines Bereichs. Es können nicht zwei Menschen in einem Rocke stecken, kein Fuß kann eine Erbse im Schuh leiden. Der einzelne Geistliche kann als braver Mann ein Patriot sein, die Kirche kennt und liebt kein Vaterland; ihre Fanatiker zerreißen es lieber in Fetzen, als daß sie sich einer Einheit fügten, deren Organe andern Glaubens sind. Österreich wird seine Wunder erfahren von der völligen Freigebung der vermeintlichen Freundin, der Kirche, und in allen Landen wird sie ihrem Koaliierten über den Kopf wachsen, ehe er's vermeint.

Es ist der Niederschlag des inneren Lebens in Dogmen, es ist die Ausstattung mit weltlicher Macht, es sind die Zwangsmittel, es ist die Herrschaft, was die Religion zur Kirche verhärtet, kristallisiert hat. Dadurch ist ein Dualismus in den Staat getreten, den kein Vertrag heilt und der alle Wunden des öffentlichen Lebens nur immer tiefer reißt. Dieser Dualismus der Kirche und des Staats ist eines der wesentlichen Symptome des allgemeinen krankhaften Zustands, der sich in Revolutionen entlädt. Der Staat, dessen sittliches Leben in der Kirche, diesem Staat im Staate, versteinert liegt, ist eben der Staat, dem das Herz nicht auf dem rechten Fleck sitzt, der den Nationen nicht gibt, was sie laut eines ewigen Rechts fordern, und

der in den Ausbrüchen der Volkswut die Erfahrung machen muß, daß er seine Bürger nicht zum freien Gehorsam zu erziehen vermochte. Die Kirche sucht ihm die Ehrfurcht, die den ewigen Grundsäulen der Vernunft zu zollen wäre, auf denen der Staat ruht, für ihre magischen Kreise zu absorbieren: im Augenblicke, wo er sie bedarf, findet er sie aufgesogen; nicht als ob sie der Kirche zugute käme, wenn ein mündiges Geschlecht dieser einmal entwachsen ist, sondern auch die Ehrfurcht vor Dogma und Priester findet er verzehrt von der Aufklärung, die Kirche hat sie verscherzt, aber der Staat hat sie nicht gewonnen; die Achtung vor dem transzendenten Gesetz ist nicht mehr da, und die Achtung vor dem gegenwärtigen profanen noch nicht. Jenes konnte diese nicht begründen und die neuen Grundlagen, worauf sie stehen könnte, sind noch nicht gelegt. Jener Dualismus ist ein wahres Herzleiden des Staats und die Revolution, zunächst gegen bestimmte staatliche Übel gerichtet, ist in ihrer tiefsten, unbewußten Wurzel ein Kampf für die Durchdringung des Staats mit der echten, der humanen Religion. Die echte Revolution (die wir streng vom Aufruhr unterscheiden und nur im äußersten Momente, wo jedes friedliche Mittel für Erringung der unveräußerlichen Rechte der Nationen erschöpft ist, anerkennen) ist ein Durchbruch des Urgesetzes durch die Einzelgesetze, die Gärung des Ganzen, das seine zerrissenen Glieder einigen will; ein Versuch ist sie, die Religion dem Staate immanent zu machen, ein Einschießen des Herzblutes in seinen vertrockneten Körper. Daher der Hauch der Unendlichkeit, der in diesen kurzen Silberblicken der Geschichte weht, das Frühlingsgefühl, die Begeisterung, die Leib und Leben für das Ganze opfert. In diesen großen Momenten sind die Türschließer, die Inkapsulatoren der Religion unsichtbar, stumm sehen sie zu, wie ihr Monopol zum allgemeinen Gute wird und der gefangene Vogel der Liebe zum Unendlichen frei in seinem Elemente schwebt. Allein dieser Drang nach höherem Leben, der in einer begründeten Revolution dunkel die Gemüter erhebt, ist noch keine Einsicht, noch keine Eroberung, noch weniger eine Übung. Wird nicht im rechten Momente von dem Einsichtsvolleren der Nation der neue Geist in feste Formen gefaßt, wird nicht organisiert und trifft damit ein Mißlingen der politischen Bestrebung unseligerweise zusammen, so wirkt im Volke die alte, schlechte Gewohnheit, die Frucht seiner falschen Erziehung in dem

irreligiös kirchlichen Staate, wilde, dumpfe Leidenschaft bricht aus, beschmutzt die reine Intention des Anfangs und gibt den Verehrern und Beschützern ausgestorbener Formen den Vorwand, einfach alles zum Alten zurückzudrängen, d. h. freilich in das Geleise, das neue Revolutionen in Aussicht stellt. Plötzlich sieht man die verschwundenen Gestalten wieder, sie schlüpfen aus wie die Fliegen, wenn es warm wird, sie steigen stolz durch die Straßen, denn der Pfaffe meint, der liebe Gott habe die Reaktion für ihn wachsen lassen.

Die deutsche Reichsversammlung gieng bei ihren Beschlüssen über Kirche und Staat von dem formalistischen Standpunkte aus, daß beide Gebiete zu trennen seien. Dieser Standpunkt könnte im besten Fall einen rein interimistischen Zustand gründen, und diesen könnte man etwa so rechtfertigen: an sich ist es Unsinn, den Zweig des öffentlichen Lebens, der die Erhebung zum Inbegriff alles Guten darstellt, vom Staate trennen zu wollen, denn der Staat ist ein sittliches und daher ein religiöses Ganze; es ist Unsinn, die Religion nur subjektiv im Innern der einzelnen zu suchen, sie ist ein Leben, ein Handeln, ein Gottesdienst der Gemeinde; aber die Kirche ist nicht die Religion und eben — so würde man fortfahren — um dem Staate die lebendige Religion einzuverleiben, wollen wir vorerst die Kirche von ihm trennen, damit sie entwurzelt ihrer Auflösung entgegengehe, während im Schoße des Staats durch sittliche Reformen die lautere Religion heranreift; diese Trennung ist um so notwendiger, da die Kirche in zwei Kirchen sich gespalten hat, denn von ihnen beiden kann ja keine das Wahre sein, eben weil sie zwei sind, hinter und über ihnen muß die e i n e und wahre Religion liegen, und bis diese ins Leben getreten sein wird, muß der Bürger von dem Gewissenszwang, den der Kampf zweier Kirchen um seine Seele ausübt, befreit werden eben durch völlige Trennung des Staats von der Kirche. Das wäre denn scheinbar ganz einleuchtend räsoniert, aber es ist unpraktisch. Setzen wir den Fall, es wäre ausführbar (es ist aber in unsern alten europäischen Staaten wegen der unendlichen Verflechtung der Kirche mit den Zweigen des öffentlichen und des innerlichen Lebens nicht ausführbar), so wäre ja die Kirche, die doch nicht bodenlos im leeren Raume schweben kann, durch ihre Entwurzelung vom Staate gerade recht auf die Intrigen der Herrschsucht angewiesen; die sogenannte Freiheit der Gewissen wäre die

Straflosigkeit des Priesters für die Beschleichung und Beirrung der Gewissen und für jede Wühlerei. Leitend kann daher nur der Gedanke sein, daß einer Zukunft vorzuarbeiten ist, wo eine Religion ohne Dogmenzwang, dargestellt in einem superstitionsfreien Kultus, eine Religion, die den Vollgehalt des sittlichen Lebens im Bewußtsein des Unendlichen zusammenfaßt, die das bürgerliche und das höhere Gewissen nicht trennt, sondern dem Menschen sein höchstes Ziel im Leben, im Staate anweist, wo diese Religion hervortritt als ein Zweig des Staatslebens selbst, so daß ihre Verwalter seine Beamten sind und jener verderbliche Dualismus verschwunden ist. Daß die Gefahr einer Polizeibeherrschung der Gewissen durch die vorausgesetzte Auflösung alles Dogmenbaues und die ebenso vorausgesetzte Veredlung des Staatslebens abgeschnitten ist, bedarf keines Beweises. Die griechische Religion war Staatsreligion ohne Zwang und ohne Dogmen; erst als sie ausgelebt war, tötete sie fanatisch den Sokrates. Daß sie mythisch war, brachte ihr den Untergang, daß sie keine Kirche dem Staat gegenüber bildete, ist der Nachahmung wert.

Diese Idee gibt eine Fernsicht in eine späte, dunkle Zukunft. Daß sie unmittelbar nicht praktisch ist, braucht man uns nicht zu sagen, daß wir aber entweder dieser höheren Einheit des politischen und religiösen Lebens, oder dem Zerfall aller sittlichen und politischen Zustände entgegengehen, das behaupten wir kühn und fest. Dennoch hat diese Idee, als bloß leitender Standpunkt für Reformen und Organisationen aufgefaßt, auch ihre praktische Bedeutung für die Gegenwart, und zwar insbesondere für das Verhältnis der Kirche und Schule.

Die Ausbeutung des Rückgangs unserer neuesten großen Bewegung durch die Koalition zwischen Kirche und Staat hat niemand bitterer zu fühlen als der Stand der Schullehrer. Dieser ehrwürdige Stand hat im Staate eine Stellung und Belohnung, durch welche ein geistiges Proletariat geschaffen wurde, das in seiner Verbitterung notwendig zu einem nicht kleinen Teile der aufgeregtesten Demokratie in die Arme fallen mußte, und ebenso, wie wir es oben im großen und ganzen sahen, schreiben auch hier die Urheber des Übels ihre Schuld dem Gläubiger auf die Rechnung, die unfehlbaren Folgen verkehrter Einrichtungen haben diejenigen zu büßen, die

durch diese Einrichtungen geworden sind, was sie sind. Der Haß gegen den vorhandenen Staat war bei diesen Männern aus dem Lehrstande wesentlich ein Haß gegen den Staat, der sie zu einer unwürdigen Unterordnung unter die Kirche verwiesen hatte. Wir müssen hier an die Wurzel gehen, das Grundübel ist nur eine Widerholung des allgemeinen Dualismus zwischen Kirche und Staat in einem bestimmten Verhältnis. Das 19. Jahrhundert schleppt sich in der Sphäre der Volkserziehung noch mit zwei Ständen statt zweier Zweige eines Standes. Der Stand der Volkserzieher müßte sich vernünftigerweise teilen in die mehr theoretische und in die mehr praktisch sittliche Bildung des Menschen. Dem ethischen Volkspädagogen läge der Kultus, die Erbauung durch die öffentliche Rede, die Seelsorge ob, aber er würde dadurch von dem mehr theoretischen Zweige des Lehrstandes durch keinen prinzipiellen Unterschied getrennt, denn ihm müßten zugleich die höheren Zweige des Unterrichts in der Schule (Geschichte, Sittenlehre usw.) übertragen werden. Dadurch bliebe diesem andern Zweige allerdings nur der niedrigere, elementare Teil des Unterrichts, und der Lehrer desselben müßte sich allerdings den Organen der höheren Volkserziehung unterordnen, aber er könnte es ohne Bitterkeit, denn es wäre eine Unterordnung unter die höhere Stufe seines eigenen Gebiets, eine Unterordnung unter seinesgleichen. Statt dieses natürlichen Verhältnisses haben wir, die wir mit einem Fuß noch im Mittelalter stehen, das unnatürliche, verrenkte Verhältnis, daß in die Erziehung des Volkes zwei Stände sich teilen, deren einer rationell, der andere historisch ist, und zwar irrationell historisch, so nämlich, daß er eine übermenschliche, magische Würde anspricht. Diese zwei Stände müssen gegeneinander gespannt sein; auf einem Boden tätig und doch auf zwei absolut verschiedene Prinzipien gestellt, haben sie die Eifersucht zur Seele ihres Verhältnisses. Das geheiligte Vorrecht des Geistlichen reizt den Lehrer zur Opposition und leicht zur anmaßenden Überschätzung des eigenen Werts, der Anmaßung des Zurückgesetzten stellt sich die der transzendenten Würde gegenüber, gegen welche eben nicht jeder Geistliche durch eine reine Auffassung seines Amts das Gemüt waffnet, und dem gereizten Selbstgefühl des Lehrers fehlte nur noch der Stachel des verächtlichen Pfennigs, welcher seine mühevollen

Dienste an vielen Orten kaum wie die des Viehhirten bezahlt, um ihn in die Reihen der Feinde eines so undankbaren Staats zu treiben. Und nun statt zu verbessern, straft dieser Staat, statt zu organisieren, verfolgt er, statt zu heilen, schneidet er chirurgisch am Symptome.

Die deutsche Reichsversammlung gieng auch hier von dem formalistischen Standpunkte aus, von dem sie das Verhältnis der Kirche und des Staats auffaßte, und auch hier handelte sie unpraktisch. Kirche und Schule sind verflochten wie Kirche und Staat. Wie die Geschichte überhaupt neue Prinzipien und entgegengesetzte Richtungen nicht abgeschnitten hintereinander aufführt, sondern das Alte und Neue, das Falsche und Wahre ineinanderschlingt und mitten im Schoße überlebter, aber fortdauernder Institute den Keim eines neuen geistigen Lebens nährt, so befinden sich Tausende von wackern Männern im geistlichen Amte, die, tatsächlich frei von den Konsequenzen eines magischen Nimbus, keinen andern Ruhm suchen als den des gewissenhaften Beamten, des wahren Volkserziehers; Männer, welche aber darum, weil sie dem Vorurteil des Priestertums und dem dualistischen Prinzip der Kirche entwachsen sind, dennoch aus hundert Gründen nicht aus ihrem Stande treten können. Wir haben von Pfaffen gesprochen. Pfaffe ist der Geistliche, dessen Bewußtsein von dem magischen Nimbus, den ihm die transzendente Grundlage der Kirche gibt, prinzipiell befangen ist. Je größer die Versuchung dazu, desto aufrichtiger achten wir den einfach braven Mann im geistlichen Amte, der nicht mehr sein will als M e n s c h. Dieser bessere Kern der Geistlichkeit steht mit den Lehrern in humanen Verhältnissen, mit den Gemeinden in einer freundlichen Gewohnheit des Vertrauens, welche das staatsschädliche Vorurteil einer superstitiösen Würde längst in Vergessenheit versenkt hat. Von diesem Teile des Klerus zunächst wird man gerne zugeben, daß er nicht zu viel, sondern zu wenig an der Schule zu tun hat; man wird wünschen, daß die Pädagogik und alles, was zu dem höheren Schulunterricht gehört, einen wesentlichen Teil seiner akademischen Studien bilde, daß er in diesen Fächern examiniert werde und, so vorbereitet, nicht nur wie bisher den Religionsunterricht, sondern überhaupt die höheren Zweige: Geschichte, Geographie, Naturwissenschaft, populäre Staatslehre in der Schule übernehme. Scheint nun diese Maßregel,

weil sie auch alle diejenigen umfassen würde, welche der Herrschsucht der Kirche als Organe dienen, höchst gefährlich, scheint sie insbesondere in der Anwendung auf die katholische Kirche der Priesterherrschaft Tür und Tor weit zu öffnen, so bedenke man, daß es die Gewohnheit der Beschäftigung ist, die dem Menschen unvermerkt ihr Element mitteilt, und daß es kein schlechtes Prinzip ist, den Gegner zu entwaffnen, indem man ihn ganz zu sich herübernimmt. Das Interesse würde allgemach dem wahren Zwecke der Volkserziehung sich zuwenden, und die Zeit würde kommen, wo, nachdem zugleich auf andern Wegen die Zeit an der Auflösung jenes alten Dualismus gearbeitet haben wird, der Geistliche in den Lehrer, zunächst in den höheren Zweig des Lehrstandes übergienge, der zugleich den Gottesdienst verwaltet. Keineswegs folgt daraus, daß die Kandidaten des Lehrstandes dadurch für immer zur Stellung des untergeordneten Lehrers verdammt wären; den Befähigteren, die durch eine Prüfung ausgesondert würden, müßte das Studium erleichtert werden, nur die Mittelmäßigen blieben von der höheren Stufe ausgeschlossen und auf die niedrigeren Fächer beschränkt, dadurch würde aber auch zugleich dem Übelstand ein Ende gemacht, daß in der jetzigen Lehrerbildung die Gesamtzahl der Kandidaten zu hoch geschraubt wird. Es entfaltet sich so ein Bild, in welchem die Kirche sich in die Schule und die Schule in die Kirche hinüberbewegt; die Grenzen werden schwankend, und endlich werden sie fallen.

Wir werden es dankbar annehmen, wenn man uns über die Schwierigkeiten eines solchen Planes noch deutlicher belehrt, als sie uns bereits von selbst vorschweben, aber den Grundgedanken werden wir nimmer aufgeben, sondern auch hier steht uns fest: *entweder* wir gehen einer Zeit entgegen, wo der Gegensatz von Kirche und Schule fällt, *oder* wir gehen dem Zerfall der Volkserziehung entgegen.

(Deutsche Monatsschrift für Politik, Wissenschaft, Kunst und Leben, herausgeg. v. Adolph Kolatschek, 2. Jahrg., 1. Bd., 1. H., Bremen, Januar 1851.)

Zur Verständigung.

Aus Schwaben im Mai (1859).

In der Sitzung des Hauses der Abgeordneten zu Berlin am 12. Mai, dann auch in der des Herrenhauses am 13., ist mehrfach von dem großen Unterschiede der Stimmung und Auffassung die Rede gewesen, welcher in der gegenwärtigen politischen Lage zwischen Preußen und Süddeutschland bestehe. Indem wir diesen Unterschied konstatieren und beleuchten, schicken wir nur voraus, daß es sich keineswegs bloß von Süddeutschland handelt. Wir wissen nicht anders, als daß ganz Deutschland außer Preußen, die nördlichen Staaten, namentlich die öffentliche Stimme Hannovers nicht ausgenommen, ein rascheres, energischeres Handeln von Anfang an verlangt hat und heute noch verlangt, als Preußen es für gut findet. Wenn wir hier mehr im Namen Süddeutschlands sprechen, so ist es, weil hier allerdings diese Stimmung am konzentriertesten auftritt, wie uns denn ja die Gefahr auch am nächsten liegt. Preußen hat das österreichische Ultimatum an Sardinien und die Eröffnung des Krieges von seiten Österreichs gemißbilligt, und der Kommissionsbericht des Hauses der Abgeordneten erklärt sich mit dieser Mißbilligung eines „die friedlichen Vermittlungen durchbrechenden“ Schrittes einverstanden. Es liegt hier der Kardinalpunkt, von dessen richtiger Beurteilung alles abhängt. Ein einziges Mitglied der Kommission hat sich hiegegen erklärt und ausgesprochen, daß virtuell dennoch Österreich als der angegriffene Teil erscheine; aber eine scharfe und schlagende Präzisierung dieses wesentlichen Punktes finden wir weder hier noch in der Verhandlung des 12. Mai; der Kommissionsbericht geht sogar mit der inhaltlosen Bemerkung darüber hinweg, „es können wenigstens die bis jetzt von Österreich dafür angeführten Gründe einen so verhängnisvollen Schritt nicht rechtfertigen.“ Für alle Welt offen, handgreiflich, unumstößlich, für die Regierungen, die genauer als das Publikum hinter die Kulissen sehen, noch unumstößlicher lagen die Dinge so: Napoleon will den italienischen Krieg absolut, unbedingt; er hat ihn beschlossen, nichts wird ihn davon abbringen; er bedarf aber noch Zeit, bis seine verhehlten Rüstungen vollendet sind;

daher läßt er sich scheinbar in Vermittlungsversuche ein, daher, um Zeit zu gewinnen, hat er mit Rußland den trügerischen Konferenzvorschlag verabredet. Den Krieg zu provozieren, wenn er hinreichend gerüstet ist, dazu stehen ihm jederzeit die Mittel zu Gebot, vor allem in italienischen Aufständen, welche reichlich vorbereitet sind, um im passenden Augenblick zum Ausbruch gebracht zu werden. Wer nun konnte Österreich, Österreich vollends in seiner Finanzlage, zumuten, zu warten, bis Napoleon seine Rüstungen beendet hatte? Sich am Narrenseil hin und her ziehen, sich vom Scheine trügen zu lassen, bis ihm die Wahrheit über den Hals kam und es in der ungünstigsten Lage traf? Wir, im übrigen Deutschland, wir haben uns gefreut über dies Durchschlagen des Netzes, gefreut als über eine Handlung der Entschlossenheit und Tatkraft, wie sie die matte, lahme Zeit schon lange nicht mehr gesehen hat, und bedauert haben wir nur, daß Österreich zuletzt abermals auf englische Vermittlungsvorschläge hörte und dadurch köstliche Tage für seine militärischen Operationen verlor. — Man irrt sich sehr in Preußen, wenn man meint, die Forderung eines energischen Vorgehens, das Bedauern, daß dies nicht schon früher geschehen, sei bei uns der Ausfluß einer direkten, unmittelbaren Sympathie für Österreich. Unbedingte Sympathie ist nur bei der katholischen Partei und den von ihr beherrschten Bevölkerungen. Wir haben nicht vergessen, was Deutschland, was namentlich Preußen gegen Österreich auf dem Herzen hat, und wir kennen insbesondere die Übel recht wohl, welche aus Österreichs Stellung in Italien auch für Deutschland hervorgegangen sind, die Früchte, die es uns getragen hat, daß Österreich, um Italien in seiner Zerrissenheit zu erhalten, vor allem den Gipfel und das höchste Symbol alles Absolutismus, den Kirchenstaat, der Italien wie ein Keil auseinandertreibt, in seinem ganzen Regierungssystem halten und stützen mußte. Noch mehr: warme Sympathie für Italien und seine Zukunft findet sich bei uns keineswegs bloß unter den demokratischen Schwärmern für eine unbedingte und glatte Durchführung des Nationalitätsprinzips, und nicht wenige unter uns würden einer Erhebung Italiens zwar nicht ohne schweren innern Konflikt — denn welcher Deutsche kann einer deutschen Macht, deutschen Truppen Niederlagen wünschen? — aber doch ohne allen Wunsch einer Einmengung von seiten des übrigen Deutschlands zusehen. Aber alles dies gehört

nicht hieher, alles dies ist es nicht, um was es sich jetzt handelt. Das Bestimmende der Situation ist die unberufene Einmengung Frankreichs, ist sein Machterweiterungsgelüste, ist die empörende Beleidigung der deutschen Ehre, welche in der Gewalthandlung gegen einen deutschen Staat liegt, betreffe dieselbe auch einen Besitz desselben, der nicht zum deutschen Bunde gehört, ist die Drohung, welche hierin für das gesamte Deutschland enthalten ist. Wir haben vermocht, von allem andern jetzt abzusehen, und wir finden darin einen Beweis entschiedenen Fortschritts an politischer Reife, daß das öffentliche Urteil Deutschlands diese Abstraktion zu vollziehen vermocht hat. Reif sein im politischen Urteil heißt: in verwickelten Fällen das erkennen und ausscheiden, was das Wesentliche und Entscheidende ist, alles übrige und alle noch so starken Affekte, die sich darauf beziehen mögen, zur Seite lassen. Selbst in einer schlechten Ehe pflegen sich die streitenden Parteien gegen einen Dritten, der sich einmengt, ihres Zwistes vergessend, gemeinschaftlich nach außen, gegen den Unberufenen zu wenden. Bis zu einer solchen schlechten Ehe, meinen wir, sollte es Deutschland wenigstens bringen können. Noch einmal: die Einmengung einer unberufenen fremden Macht, dies und nichts anderes ist es, um was es sich handelt. Was Österreich in Italien verschuldet haben mag, das geht Frankreich ein für allemal nichts an. — Ich habe gesagt: wir abstrahieren jetzt von dieser Verschuldung; ich muß dies Wort berichtigen. Nicht schlechthin kann davon abgesehen werden in einer Sachlage, wo eine fremde Macht aus den Leiden Italiens den Vorwand für ihre Absichten nimmt. Wenn aber nicht Frankreich es ist, welchem es zusteht, hierüber den Richter zu machen, wer ist es denn? Nun, wer anders, als das übrige Deutschland, Preußen voran? Wir sind nicht so töricht, zu meinen, Preußen und das übrige Deutschland hätten ohne weiteres Macht und Mittel, auf Österreich den Einfluß zu üben, daß es seine Politik in Italien und konsequent in seinen sämtlichen Ländern und in Deutschland verändere, aber wenn je die Gelegenheit hiezu geboten war, jetzt war sie es, wie nicht leicht wieder. Es muß gesagt werden, was wir von Preußen erwarteten, sobald Napoleons Entschluß außer Zweifel war. Wir erwarteten, daß es vor Österreich hintrete mit einer Aufzählung von Forderungen in der einen, mit dem Schwert in der andern Hand; daß es zu ihm

spreche: dieses gute Schwert ziehe ich jetzt ungesäumt für dich, wenn du mir Garantien gibst, daß du jenen Anforderungen gerecht werden willst. Was den Inhalt dieser Anforderungen hätte bilden müssen, brauchen wir Preußen, brauchen wir der protestantischen, konstitutionellen deutschen Bildung Deutschlands nicht erst zu sagen; und daß das Ende der reaktionären Politik in Italien nicht den letzten Artikel darin gebildet hätte, versteht sich von selbst. Wir meinen, Österreich in seiner Lage wäre zu Zugeständnissen bereit gewesen wie niemals, und hätte etwas den jetzt ausgebrochenen Krieg noch verhindern können, so wäre es die Erklärung des durch solche Zugeständnisse befriedigten Preußens gewesen, daß es den Einmarsch französischer Truppen in Italien als Kriegsfall erkläre. Wie sehr Preußen mit Deutschlands Wohl sein eigenes Interesse dadurch gefördert hätte, bedarf wohl keiner Erläuterung. Wir beklagen Preußens unschlüssige Politik, wie wir sie beklagten, als es in seiner Hand gehabt hätte, den Krimkrieg zu verhindern und gleichzeitig von den zwei Mächten, die um seine Mitwirkung buhlten, jede seinen Interessen günstige Einräumung, namentlich in betreff Schleswig-Holsteins, zu erreichen. — Das ist vorüber, und wir haben keine Zeit mit Klagen über verscherzte Momente zu verlieren. Noch wäre es Zeit, den bezeichnenden Moment zu finden, in welchem Preußen mit Deutschland zum Einschreiten sich entschlossen erklären könnte: es wäre der Moment, wo das französische Heer die Grenze der Lombardei überschreiten wird. Preußen macht uns jetzt Aussicht, es werde im rechten Moment für Deutschland einstehen, erklärt aber gleichzeitig, dieser Augenblick sei noch nicht gekommen; wir erhalten kein Licht, wann er als eingetreten angenommen wird; und im Hause der Abgeordneten erklärt man sich mit Eifer gegen einen Beschluß des Bundestages, in welchem Preußen, während der Krieg noch auf Italien beschränkt ist, zur Teilnahme an demselben mit fortgerissen würde. Dies ist so gemeint, daß man sich vorstellt, dann unselbständig unter Österreichs Führung zu stehen. Welche unzeitige Einmengung der Eifersucht! Wer sagt, wer verlangt, daß ein deutsches Heer, das jetzt nach Frankreich rückte, unfrei unter österreichisches Kommando zu treten hätte? Was aber die Sache betrifft, so ist nach unserer, nach des ganzen übrigen Deutschlands Stimme unsere Nation mit ihrer ganzen Ehre, ihrem ganzen Interesse *schon jetzt* engagiert und kein Augenblick zu verlieren.

Wir sind von zwei Mächten umgarnt. Rußland, wer ist so ganz und gar blind, sich über seine Intrige mit Frankreich hinwegzutäuschen? Rußland hat mit Frankreich den geheimen Vertrag geschlossen, daß es Österreich an den Haaren fassen werde, während Frankreich mit Sardinien es an den Füßen packt. Was wir unter den Haaren verstehen, wird man erkennen, wenn die Brennstoffe in Brand treten, welche in Bosnien, in allen slawischen Provinzen der Türkei genährt sind, und wenn dann die österreichisch-slawischen Nachbarlande in den Brand hineingerissen werden. Die Geschichte wird es schonungslos zeigen, ob Österreichs Verhältnisse im Orient Deutschland und Preußen etwas angehen oder nicht, ob wir uns gegen eine Beeinträchtigung unserer östlichen Grenzmacht und Grenzwacht gleichgültig verhalten dürfen. Und damit diese doppelte Brandstiftung ungehindert vor sich gehe, verspricht Rußland Frankreich, seinen alten gehorsamen Knaben Deutschland zu hüten, damit er keinen Strich durch die Rechnung mache, die deutsche Bulldogge am Schweif zu halten, daß sie nicht lästig werde; es läßt marschieren, es wird uns aber nichts zuleide tun, so lang wir „nicht in Aktion übergehen". Einer Nation, die eine so ehrlose Rolle sich gefallen läßt, kann man alles bieten; nach unserem Gefühl ist diese Situation unleidlich; uns schnürt sie das Herz zusammen und droht uns die Adern zu sprengen. Wenn wir uns fragen, warum man in Preußen nicht ebenso fühlt und denkt, so vergessen wir nicht, daß Preußen durch schwerere, lastendere Erinnerungen gegen Österreich verstimmt ist als wir, die wir nur allgemein, nur in der Masse unter seiner Politik gelitten haben. Der Schein, daß Österreichs italienische und östliche Angelegenheiten uns nichts angehen, muß für einen Staat besonders bestechend sein, der Österreichs Verhalten im Schleswig-Holsteinischen Krieg so viel unmittelbarer und direkter zu erfahren hatte. Aber es ist und bleibt ein Schein; lassen wir Österreich im offenen Kampfe mit Frankreich und im verdeckten mit Rußland um diese Besitzungen und Machtverhältnisse ohne unsere Hilfe, so wird die nächste Zukunft sagen, daß, wem wir am meisten geschadet haben, *wir selbst sind*. — Ein zweiter Grund von Preußens Zurückhalten scheint uns in den Beziehungen zu Rußland zu liegen. In der Verhandlung der Häuser am 12. und 13. Mai sind die alten preußischen Neigungen zu diesem Staate wieder laut geworden. Ja freilich, man faßt bei

uns das Verhältnis Deutschlands zu Rußland ein wenig anders auf, man sucht unter der Rolle der Mentorschaft, die Rußland zu Deutschlands Schmach schon so lange gegen uns spielt, eine Feindschaft gegen jedes Wachstum deutscher Einigung und Macht, die nicht offen, aber furchtbar und in Rußlands Interessen tatsächlich tief begründet ist, und man verhehlt sich nicht, daß dort vor allem der Punkt zu suchen ist, gegen den es gilt, die großen und heiligen Zwecke unserer Zukunft durchzufechten. Man verkennt nicht die Notwendigkeit dieses Kampfes, und man fürchtet ihn nicht, wenn Deutschland zusammenhält. Wir suchen aber den dritten und wichtigsten Grund von Preußens zögerndem Verhalten in seiner Großmachtstellung. Wir andere sind sozusagen reichsunmittelbar, Preußen steht mit dem einen Fuß in Deutschland, den andern hat es als Großmacht außerhalb. Und bestimmt von dieser Stellung hat es gemeint, die Rolle des Vermittlers übernehmen zu müssen. Was aber, wir fragen, war zu vermitteln gegenüber einer Macht, die die handgreiflichen Beweise für einen unabänderlichen Entschluß der Eroberungspolitik wegleugnete und die Vermittlungen nur willkommen hieß als Mittel, den Krieg hinauszuziehen, bis diese Rüstungen vollendet waren? — Preußens Verhalten ist in französischen Blättern mehr als einmal belobt worden. Man irrt sich in Preußen, wenn man glaubt, wir hätten uns durch ein so bedenkliches Zeichen zum Mißtrauen in Preußens Aufrichtigkeit und Treue gegen Deutschland bestimmen lassen. Der Gedanke freilich konnte uns aufsteigen, Preußen wolle nicht ohne alle Satisfaktion zuschauen, bis Österreich gehörig mürbe geworden sei im blutigen Kampf und etwa dann zur Mitwirkung zu schreiten. Wir verwerfen ihn, diesen Gedanken, obwohl in frühern Fällen zum eigenen und unser aller Schaden ein so geistloser Standpunkt der preußischen Politik nicht ferne geblieben ist. Noch tönen uns die Reden gewisser stockpreußischer Abgeordneter in der Paulskirche in die Ohren, als während des letzten italienischen Kriegs die Existenz Österreichs durch den ungarischen Aufstand bedroht war und als andere meinten, hier müsse Deutschland ins Mittel treten, müsse Österreich retten, um sich einen bleibenden Einfluß auf dasselbe zu sichern und ihm das Gefühl der Abhängigkeit von Deutschland einzuprägen. Das seien Dinge, die uns nichts angehen, meinten jene Leute, denen Preußen eine einsame Insel im Weltmeer ist. Öster-

reich erstarkte durch sich und durch Rußlands Hilfe und — Preußen hatte es zu fühlen, was es getan, als es den Moment versäumte, wo es ihm durch positives Handeln zeigen konnte, daß es Preußen bedarf. — Die Lande, aus denen diese Zeilen kommen, sind frei von dem abgeschmackten Vorurteil gegen Preußen, das in manchen andern Teilen Deutschlands spukt. Wir wollen ihm folgen, und wir beklagen nur, daß es nicht vorwärts geht. Wir wissen, daß wir nicht vorwärts können ohne Preußen, aber es fällt uns schwer, seinen zaudernden Gang zu ertragen. Es ist wahr, daß in letzter Zeit manches geschehen ist, was eine Antipathie, die bei sehr differenten Stämmen immer nahe liegt, nähren konnte. Doch weg damit! Das sind subjektive Dinge. Die Nation hat jetzt Wichtigeres vor sich als diese Häkeleien. Man hat in der genannten Verhandlung des Abgeordnetenhauses zu Berlin die Forderung ausgesprochen, daß Preußen, wenn es zur Tat schreite, vorher der einheitlichen Leitung der gesamten deutschen Militärmacht versichert sein müsse. Diesen Stolz verargen wir Preußen nicht; wie die Regierungen dazu denken, können wir noch nicht wissen, die Bevölkerungen werden nicht um die Führung zanken; Preußen führe uns, Deutschland wird ihm folgen. Und dies bringt uns noch einmal auf jene ängstlichen Reden zurück, daß Preußen sich in Frankfurt doch ja nicht durch überstürzte Beschlüsse solle fortreißen lassen. Wer reißt den fort, der frei, aus eigenem Entschluß vorangeht? Was sind dies für Vorstellungen von Fortreißen? Wer stößt euch, wenn ihr von selbst vorwärts macht? Sollen wir so kleinlich von euch denken, daß wir auf den Einfall kommen, wir wollen nun unsererseits uns zaudernd stellen in der Hoffnung, daß dann vielleicht ihr drängt, nur damit eure Eifersucht nicht den Schein zu befürchten hat, ihr werdet von andern getrieben? Oder wollt ihr warten, bis Österreich in seiner Not Separatverträge mit einzelnen Staaten Deutschlands abschließt? Was habt ihr dann gewonnen für eure Stellung in Deutschland? — Wir stehen vor einem blutigen Weltkampfe; wir treten ihn an mutig und freudig, weil wir längst überzeugt sind, daß nur in einem solchen Kampfe die deutsche Nation sich die Güter erringen kann, nach denen sie so lange vergeblich auf andern Wegen gestrebt hat: gleichmäßige gesetzliche Freiheit, Einheit und Macht. Wie leicht, wie rasch hätten sich die Differenzen der Meinung ausgeglichen, welche jetzt zwischen

Preußen und dem übrigen Deutschland lästig walten, wenn in einer Nationalvertretung die Abgeordneten der verschiedenen Teile des Vaterlandes beisammen wären, wie rasch hätte das lebendige Wort gelöst, was wochen- und monatelang der arme geschriebene Buchstabe nicht zu lösen vermag! Auch im Hause der preußischen Abgeordneten ist dieses Wort jetzt ausgesprochen, der Ruf nach dieser ersten Bedingung der Einheit wird wachsen, und der Augenblick, wo sie in Erfüllung geht, wird uns alle reifer finden als im Jahr 1848.

(Schwäbische Chronik 22. Mai und Hannoversche Tagespost 26. Mai 1859.)

Die politische Lage*)
vom deutschen Standpunkte.

Der Aufschwung in Deutschland ist allerdings nicht frei von Zuflüssen, die nicht aus der Quelle des reinen Patriotismus stammen. Dieselben sind:

1. Blinde Sympathie der Katholiken mit Österreich, genährt und benutzt vom Klerus.

2. Alte Zuneigung der Reaktionäre zum starren österreichischen System, speziell aber eines großen Teils der Aristokratie zur österreichischen, noch ganz feudalen Adelsprotektion.

3. Neigung einzelner Regierungen, sich gegen Preußens Übergewicht auf Österreich zu stützen, bei welchem sie die unbeschränkte Souveränität für die Zukunft gesicherter glauben.

Von diesen Zuflüssen ist streng zu unterscheiden:

1. Das naive Gefühl der Volksmassen, welche einfach in Österreich ein Glied des deutschen Landes rechtswidrig angegriffen, darin Deutschland beleidigt und bedroht sehen, ohne einen deutlichen Begriff von den Verschuldungen Österreichs und von den Schwierigkeiten zu haben, die gerade Österreich den politischen Einigungsversuchen Deutschlands darbietet.

Dieses Gefühl ist zwar unkritisch, aber ehrenwert, edel und rein patriotisch.

2. Der mit Kritik und Bewußtsein verbundene Aufschwung in den Gemütern der ganzen gebildeten, protestantischen oder überhaupt religiös aufgeklärten und politisch liberal gesinnten Bevölkerung Deutschlands. Diese Form der Begeisterung schließt eine K l a u s e l, ein „O b w o h l“ (obwohl es sich um Österreich handelt) in sich. Sie kennt alle Einwürfe, die von den Verschuldungen Österreichs an Deutschland, insbesondere an Preußen und an Italien hergenommen sind, alle Gründe, die für die Befreiung Italiens und seine Losreißung von Österreich vorgebracht werden, und hat s i c h d i e s e l b e n w i d e r l e g t.

*) Geschrieben vor der Schlacht am 24. Juni (Solferino).

Die Gegner dieses Enthusiasmus und der aus ihm fließenden Forderung, daß Deutschland für Österreich und hiemit für sein eigenes Interesse in den Kampf eintrete, namentlich die bekannten preußischen Blätter behaupten nun, jene fremdartigen Zuflüsse seien das Bestimmende und Leitende in der gegenwärtigen Stimmung des außerpreußischen Deutschland, alle diejenigen, die nicht unmittelbar von diesen Neigungen getrieben werden, seien die dupes der Ultramontanen, der Reaktionäre, Aristokraten und der Hintergedanken einzelner Regierungen gegen Preußen.

Irgend einen Beweis hiefür haben die Gegner nicht vorgebracht, und auf alle Einwendungen haben sie nur mit der Wiederholung ihres Satzes geantwortet. Dies erklärt sich nur daraus, daß hinter dem, was sie vorbringen, etwas anderes sitzt.

Die reinen Patrioten in Deutschland können jene Zuflüsse bestens aufnehmen; der Unterschied der Motive, die zu einem Ziele führen, kann kein Grund sein, dies Ziel aufzugeben. Es ist dies keine Koalition, wie solche z. B. zwischen Ultramontanen und der einen oder andern politischen Partei, namentlich aber der demokratischen, schon so oft, besonders auch in Preußen, vorgekommen ist; es ist ein freies Zusammentreffen, ein glücklicher Fall, dessen sich jeder Unbefangene erfreuen muß.

Was ist nun jenes andere, das bei den Gegnern des Aufschwungs den eigentlichen Kern ihrer Polemik bildet?

Es ist 1. bei dem einen Teile der Gegner falsche Anwendung der Freiheitsidee auf einen Fall, wo es zunächst schlechthin um die Vaterlandsidee, um die Einheitsidee sich handelt. Sie richten ihr Auge einseitig, abstrakt auf die Frage der Befreiung Italiens und vergessen den wesentlichen Umstand, der für den deutschen Standpunkt der schlechthin entscheidende sein muß: den rechtswidrigen Angriff Napoleons auf ein deutsches Bundesmitglied.

Verdient Österreich Züchtigung und Korrektion, so ist es nicht Frankreich, das sich anmaßen darf, diese Rolle zu übernehmen. Die Frage ist nicht: Österreich oder Italien? sondern: Deutschland oder Frankreich? Die Frage ist nicht: Italien frei oder nicht frei? sondern: Deutschland gedemütigt oder Deutschland durch eine gemeinschaftliche Tat erstarkt, dem Ziele seiner Einigung näher gerückt?

Weniges über die italienische Frage an sich. Die Italiener ver-

dienen die Güter der Einheit und Freiheit so gut wie die Deutschen, wenigstens dürfen wir ihnen dieselben wünschen, obwohl sie eine gesunkene Nation sind. Es ist unrecht, ihnen die Zukunft abzusprechen. Seit Jahrzehnten war in ihrem Schoße eine langsam wachsende sittliche Läuterung, ein Ernst, eine Opferfähigkeit zu bemerken. Es bedarf aber Zeit, bis dieser Kern so viel Kraft gewonnen hat, daß er die Massen durchdringt und zu dem Kampfe stählt, der nötig ist, um sich zu befreien und zu einigen. Bis dahin können Umstände, politische Kombinationen eingetreten sein, welche ein Verzichten Österreichs wesentlich erleichtern. Doch auch heute, wenn die Italiener ihren Kampf allein durchführten, würde die deutsche Nation, obwohl sie mit einem tiefen Konflikte der Empfindung dem Kampfe deutscher Waffen zusehen müßte, nicht begehren, sich einzumischen. Alles aber, jeder aufrichtige Wunsch eines Deutschen für Italiens Zukunft muß zurücktreten in dem Augenblick, wo es sich mit Frankreich, mit dem Kaiser Napoleon, mit dem Despotismus in Person verbindet. Das himmlische Gut der Freiheit gewinnt man nicht im Bunde mit dem Bösen. Glauben, daß durch die Franzosen Italien frei, d. h. auch nur unabhängig werde, ist eine vollendete Lächerlichkeit. Wen die Geschichte nicht belehrt, den sollten die innern Gründe belehren. Italien würde nichts als eine französische Provinz. Eine Unabhängigkeit, die ein Volk sich nicht selbst erworben hat, kann es sich auch nicht bewahren. Das wahre Wort statt Befreiung Italiens ist: furchtbare Machtvergrößerung Frankreichs. Statt dies weiter zu beweisen, stehe hier nur eines. Der tiefe Verfall der ganzen italienischen Nation hat seinen Hauptgrund in der Pfaffenherrschaft, ihre politische Zerrissenheit im Bestehen des Kirchenstaates. Dieser transzendente Staat, höchstes mystisches Symbol und magisch geweihter Grundpfeiler alles Absolutismus, daher künstlich gehalten und gestützt von absolutistischen Mächten, ist der Keil, der Italien auseinandertreibt. Österreichs Schuld gegen Italien liegt vorzüglich in den Reaktionen, die es in den nicht ihm gehörigen Ländern Italiens ausgeübt hat, am meisten in der gewaltsamen Erhaltung des Papsttums. Allein eben das tut ja auch Napoleon! Er hat den Papst wieder nach Rom geführt, er hält und schützt ihn auch jetzt, muß es, um nicht den französischen Klerus gegen sich zu empören. Während er also vorgibt,

Italien zu befreien, befestigt er die wahre, die eigentliche Ursache seiner Unfreiheit, seiner politischen Zerrissenheit und daher seiner Abhängigkeit. — Sobald keine französische Besatzung mehr in Rom ist, jagen die Römer den Papst fort. Darüber kann niemand, der Rom kennt, der von den Gesinnungen und Stimmungen der Römer unterrichtet ist, auch nur einen Augenblick im Zweifel sein. Und der Befreier Napoleon wird ihn wieder zurückführen, oder vielmehr: die Besatzung bleibt, die päpstliche Regierung ist dadurch faktisch unter französische Obmacht gedrückt, prinzipiell aber mit allen ihren Mißbräuchen konserviert.

Es ist merkwürdig, wie sich die politischen Idealisten immer aufs neue vom Despotismus, wenn er mit der Revolution sich verbindet, düpieren lassen. Sie meinen, dem Vorwurfe der Verblendung zu begegnen, wenn sie versichern: nachher, wenn der Tyrann die guten Dienste geleistet habe, werde man mit ihm schon fertig werden. Natürlich! Man spricht dann zu ihm wie zu Muley Hassan: „Der Mohr hat seine Arbeit getan, der Mohr kann gehen!“ und der Mohr geht.

Es handelt sich aber von der Anwendung der Freiheitsideen auch speziell auf Österreich. Eine starke Macht muß auf Österreich wirken, daß es in seinem System nachlasse. Wer soll diese Macht sein? Deutschland, nur Deutschland! Um dies zu können, muß es aber vorher stark werden. Wodurch? Durch einen gemeinschaftlichen Akt, der vorerst nur das Faktum hinstellt, daß Deutschland ein Ganzes ist, aber dadurch den Boden für die politische Konstituierung dieser Einheit legt. Dieser Akt kann nur ein Krieg sein. Davon nachher. Hier nur so viel: tritt Deutschland nicht mit den Waffen für Österreich ein, so wird Österreich, das seinen Kampf allein durchführt und allerdings ganz wohl durchfechten kann, nach dem Siege noch untraktabler, noch schroffer gegen Deutschland, insbesondere gegen Preußen, sich hinstellen, unserer Einigung und unserer inneren Freiheit noch größere Hindernisse als früher bereiten; siegesstolz wird es in seinem alten Prinzip, das da heißt: Erdrückung des Geistes, sich nur um so mehr verhärten, und wenn es sich dann um die Freiheit handeln soll, so sagen wir: ja, in zweiter Linie handelt es sich auch von ihr, und die

Wahrheit ist dies: die Freiheit, die angeblich Italien von Frankreich erhalten soll, aber auch nicht erhält, wird in Wirklichkeit Deutschland verkümmert. Unterliegt aber Österreich im Kampf, oder geht es sehr geschwächt aus ihm hervor, so wird es auch nicht besser sein: es wird sich an dem Deutschland, das ihm nicht tatkräftig beigestanden ist, durch Intrigen jeder Art rächen. Preußen wird im Schmollwinkel sitzen und umgekehrt Österreich schikanieren, wo es kann; die übrigen deutschen Staaten werden der Prügelknabe von beiden sein. Alle miteinander uneins, im Innern alle unfrei.

Dahin führt die unzeitige, verkehrte Anwendung der Freiheitsidee.

Der tiefere, versteckte Grund der Polemik gegen den deutschpatriotischen Aufschwung, wie sie speziell von preußischen Organen der öffentlichen Meinung ausgeht, ist

2. unzeitige, verkehrte Anwendung der Idee, daß Deutschland unter Preußens Macht sich einigen müsse. Wir sagen auch hier nur: Anwendung; wir versetzen uns auf den Standpunkt dieser Idee, wir nehmen an, sie sei politisch richtig. Nun, was folgt daraus? Das folgt, daß Preußen nicht schnell genug den Enthusiasmus im übrigen Deutschland benutzen, sich an seine Spitze schwingen, die opferbereiten Kräfte gegen den Feind führen konnte. Und statt dessen, was geschah? Man verkannte, verhöhnte diesen Enthusiasmus, drohte gar mit Okkupation. Und wie ist dies zu erklären? Man fürchtete von diesem Enthusiasmus, weil er für Österreich Schutz begehrte, eine Verstärkung von Österreichs Übergewicht zum Schaden Preußens. Blindheit! Da es ja umgekehrt ist, da wir ja Österreich zeigen müssen, daß es uns bedarf, da wir durch Handeln die Stärke gewinnen müssen, um Forderungen an es zu stellen, daß es sein System verändere. Erbärmlicher Neid, der seinen eigenen Zwecken schadet!

Will Preußen an die Spitze Deutschlands dauernd treten, so muß es sich auf den Patriotismus der Nation stützen, um die übrigen Souveränitäten zu ihren notwendigen Beschränkungen zu bewegen.

Halten wir den angenommenen Standpunkt fest, setzen wir den Fall, es stehen der gotaischen Idee die gewichtigen Zweifel nicht entgegen, die ihr allerdings entgegenstehen, so folgt ja natürlich, daß Preußens Politik gegenüber Österreich jetzt folgende zwei divergierende Linien vereinigen müßte:

1. aufrichtiger Schutz Österreichs;

2. Benutzung der Zeit, wo es mit sich selbst beschäftigt ist, um das übrige Deutschland zu einigen; wobei man sich dann vorstellen kann, daß Österreich nach dem Kampfe geneigt sei, zu dem geeinigten Deutschland in ein Verhältnis zu treten, das sich die Anhänger dieser Meinung nach dem bekannten Programm Gagerns oder, wenn sie können, besser, organischer formulieren mögen; denn ehrliche Absichten setzen wir trotz der Zweiseitigkeit dieser Perspektive voraus.

Lassen wir die Frage, ob die Idee einer Einigung Deutschlands unter Preußens Vorsitz Hegemonie, oder wie man es nennen will, richtig ausführbar sei, dahingestellt. Man stößt auf einen unendlichen Knäuel, wenn man sich in ihre Untersuchung einläßt. Sie gehört unter die Gedanken, die man in der Ratlosigkeit das eine Mal faßt, das andere Mal wieder fallen läßt. Wie die Dinge jetzt liegen, kann niemand angeben, was die beste Form für eine organische Konstituierung Deutschlands sei. In den Jahren 1848 und 1849 sind alle Parteien, alle Programme der Gewalt der Verhältnisse erlegen. Und wir haben gelernt, daß *zunächst*, d. h. ohne den Vorgang großer Begebenheiten, auf dem Wege der Beratung die Form nicht gefunden werden kann, durch welche Deutschland zur Einheit, durch Einheit zur Macht und Ehre gelangen kann. Wir stehen vor einem unlösbaren Knoten. Solche Knoten können durch keinen menschlichen Verstand entwirrt, sondern müssen durch *Tatsachen* zerschnitten, sie müssen durchhauen werden. Was anders nun könnte unter der großen Tatsache, auf die der ratlose Patriot wartet, gedacht werden als ein *Krieg*, der die gesamte Nationalkraft anspannt, der ganz Deutschland nötigt, mit vereinter Kraft zu handeln? Das gemeinsame Handeln ist noch keine politische Organisation, aber die deutsche Einheit ist dadurch fürs erste greiflich hingestellt, als *Faktum*, als *Akt*. Und aus einem solchen Faktum, einem solchen Akte kann als aus einem fruchtbaren Keim ein politischer Baum hervorgehen.

„Mit ihrem heil'gen Wetterschlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Not an *einem* großen Tage,
Was kaum Jahrtausenden gelingt."

Unzählige Freunde des Vaterlandes haben seit dem Untergang unsrer Hoffnungen im Jahr 1849 an diesem Bilde, an der Vorstellung einer solchen Krisis sich gehalten, darin ihren Trost gesucht. Und ihre kühnste Hoffnung war, daß das Schicksal Deutschland die zwei alten, eigentlichen Feinde seines Wachstums und seiner Einigung zugleich gegenüberstelle: Frankreich und jenen Staat, der es unter der Rolle eines gnädigen Hofmeisters schon so lange erniedrigen durfte: Rußland. Deutschland kann einen solchen Krieg bestehen, wenn es seine Kräfte einigt. Und siehe da, das Schicksal bringt uns diesen Krieg! Unser Genius bringt uns den unwiederbringlichen Moment! Was Wunder, wenn die, welche seinen Ruf verstanden, so bitterlich denen grollen, die ihn nicht hören wollen! — Doch daß man nicht meine, wir haben uns mit dunkeln Vorstellungen getragen: Man darf und kann sich allerdings bereits ein deutlicheres Bild von dem Wege machen, auf welchem wenigstens die Grundsteinlegung eines politischen Baues aus einer solchen Tatsache sich gestalten könnte. Sogleich zu Anfang der jetzigen Bewegung ließen sich Stimmen vernehmen, welche dringlicher als in den letzten Jahren ein National-Parlament forderten. Auch in mehreren Ständeversammlungen wurde das Wort ausgesprochen. Man darf sich nun allerdings nicht verhehlen, daß es im gegenwärtigen Augenblicke durchaus nicht ratsam ist, die Regierungen mit dieser Forderung zu drängen. Wir brauchen unsre Wehrkraft, wie sie ist, mag die bundesmäßige Einrichtung des deutschen Heeres noch so viel zu wünschen übriglassen. Angesichts eines großen und schweren Kampfes darf nicht an den Grundfragen gerüttelt, alle Kraft muß auf das eine Ziel gerichtet werden, die Regierungen dürfen nicht geschwächt, sie müssen gestärkt und durch die Wucht der Volksstimme nur im Wege energischen Handelns unterstützt, angetrieben werden.

Aber im Verlaufe des Kampfes, wenn er dem Ziele nah, oder am Ziele, so Gott will, siegreich angelangt ist, werden sich die Rufe nach einem Parlament so vermehren und verstärken, daß die Verwirklichung dieses Gedankens sich mit Notwendigkeit auch durchsetzt. Haben wir das erreicht, so ist darum natürlich die Form für die deutsche Einheit, der ja die Verhältnisse so ungeheure Schwierigkeiten entgegenhalten, noch nicht gefunden. Das Parlament wird zuerst

Fragen, welche nicht direkt prinzipiell sind, in die Hand nehmen, die ökonomische, die militärische. Aber das Parlament ist dann einmal da, es besteht. Kommt Zeit, kommt Rat für die Hauptfrage; Verhältnisse, weitere Ereignisse können das Dunkel lichten. Sollen wir darum, weil wir diese Linien noch nicht deutlicher ziehen können, der gewaltigen Stimme der Ehre nicht folgen, die uns zum Kampfe ruft? Bedenklichkeit ist der alte böse Feind in unserer Geschichte. Wir wissen es, aber sobald wieder ein großer Augenblick kommt, sind wir trotzdem wieder der alte Hamlet. Und dieser stieß doch endlich zu, da ihm Laertes die giftige Wunde beigebracht hatte! Wir haben kein Glück gehabt, weil wir kein Vertrauen zum Glück hatten.

Schön wäre es, wenn Deutschland, nachdem es den Onkel zerschmettert hat, den Neffen nicht nur auch zerschmetterte, sondern ihm, einem verstockten Pharao im Dienste des Schicksals, auch seine Einigung dankte!

Wir müssen noch ein Wort über den Vorwurf der Gefühlspolitik sagen, mit dem man namentlich von jenen preußischen Blättern bedacht wurde. Ein Vorwurf sollte es sein, und der größte Lobspruch war es in Wirklichkeit. Es steht übel um eine Nation, wo die Vaterlandsliebe mit Gründen das Recht ihrer Existenz beweisen soll. Das eben ist der Fortschritt des politischen Lebens in Deutschland, daß im Augenblicke, wo ein Glied des Bundes angegriffen wurde, das Gefühl des Zusammengehörens mit der ganzen Macht seiner Unmittelbarkeit hervorsprang. Eine Nation, der man noch beweisen muß, daß ein rechtswidriger Angriff auf eines ihrer Glieder für sie, für die Nation als Ganzes eine unendliche Verletzung sei, ist in Wahrheit keine Nation. Und man wende nur nicht ein, daß Oberitalien nicht zum deutschen Bunde gehört. Die Franzosenfreunde mögen sich fragen, ob der letzte, der schlechteste Franzose — vorausgesetzt eben selbst dies, daß ein so lockeres Band wie der deutsche Bund die Teile Frankreichs umfaßte — nicht lieber sich selbst anspucken würde, als einen Angriff auf den Besitzstand eines dieser Teile zulassen, ja gar mit seiner Sympathie zu unterstützen; und zwar ganz ohne Unterschied, ob übrigens mit diesem Teil die anderen Teile sich gut oder schlecht vertrügen. Was Deutschland mit Österreich abzukarten hat, das geht den Kaiser

Napoleon nichts an; ihm gegenüber ist Österreich unser Bruder, und wäre es auch ein Bruder, mit dem wir viel zu hadern haben, weil er unsern Haushalt sehr erschwert. Das Traurigste in jener Polemik war der völlige Mangel dieses nationalen Ehrgefühls. Selbst die immer neuen Lobsprüche der Feinde, die rührende Freude der französischen Blätter über diese Auslassungen konnten das Ehrgefühl nicht wecken. Die Lobsprüche, die Freude, ja! und dabei — die Verachtung! Denn der Franzose verachtet diese Jämmerlichkeit deswegen um nichts weniger, weil sie ihm im gegebenen Falle willkommen ist. Es ist bis dahin gekommen, daß ein französisches Journal sich für die „Kölnische Zeitung" schämen mußte, da sie die Mobilisierungsmaßregel in einer Weise angriff, welche geeignet wäre, Unzufriedenheit in der preußischen Landwehr zu verbreiten, wenn — das preußische Volk nicht besser wäre als die „Kölnische Zeitung". Und über diese Scham eines Franzosen für Deutsche sollen sich Deutsche nicht schämen!

Einen Blick wollen wir doch auch auf die Karikaturblätter werfen. Der englische „Punch" hat in allen Verhältnissen einer Spannung Englands mit fremden Staaten, vollends im Kriege immer den Feind mit seiner schärfsten Lauge übergossen, das Vaterland aber mit Darstellungen verherrlicht, wo an die Stelle der Karikatur ein hoher, tragischer Schwung des Stils, oder ein rührender Ton und Zug des Herzens trat. Der „Charivari" greift jede schmutzigste Verleumdung auf, Österreich und seine Armee dem Hohngelächter zu überliefern; französische Waffen anzutasten, fällt ihm nicht ein, und selbst den Kaiser würde er jetzt gewiß verschonen, wenn es ihm auch freigegeben wäre, ihn zum Stoffe zu nehmen. Verhöhnt wird aber nicht nur Österreich, sondern, obwohl es bis jetzt Frankreich den großen Gefallen getan hat, es gewähren zu lassen, auch Deutschland. Der deutsche Michel sitzt stillvergnügt bei Bier und Tabak, der Österreicher sucht vergebens ihn in die Höhe zu ziehen und verwünscht seine Indolenz. Was tut aber der „Kladderadatsch"? Nachdem er bis dahin mit großer Vorliebe und manchem guten Witz und Bild Napoleon sich zum Stichblatt genommen, wendet er sich gegen die patriotische Erhebung im außerpreußischen Deutschland und verspottet sie, weil die Staaten, welche darin der preußischen Bevölkerung vorauseilten, kleiner sind als Preußen. Aber noch mehr! Der „Kladderadatsch" —

sage, der „Kladderadatsch" wird sentimental, wird pathetisch für Napoleon und singt:

„Jetzt da vielleicht Er von des kühnen
Gedankens mächt'gem Schwung erfaßt,
Durch eine große Tat zu sühnen
Der blut'gen Schuld vieljährige Last."

Das ist denn die rechte Höhe! Und leider — wir würden ja sonst so etwas nicht erwähnen — ist er darin das Echo eines nicht kleinen Teils der preußischen Bevölkerung, dem aber glücklicherweise jetzt die Mobilmachung schnell rechtsum kommandiert hat, worauf denn auch der edle „Kladderadatsch" blitzschnell schwenkt und den gepriesenen Befreier der italienischen Nation wieder im richtigen Lichte sieht; nur daß ihm gleichzeitig die Schlacht von Magenta, das Totenopfer der Tausende deutscher Krieger, bei dem das gemeinste Herz blutet, zu Witzen dienen muß.

So hat denn die preußische Regierung jene leider zahlreiche Partei in Preußen, deren dürftige Meinungen in dem Hanswurst-Spiegel so reizend sich reflektierten, mit einem männlichen Entschlusse beschämt. Die Unterhandungen, welche sie, die Hand am Schwerte, führt, sind natürlich ein Geheimnis; unmöglich aber scheint es uns, daß Beschränkung Österreichs auf die Minciolinie einen Teil ihres Inhalts bilden könne. Selbst angenommen, daß Österreich je in eine solche Verzichtung sich fügen wollte, ist doch die Zumutung in dem Augenblicke, wo es seine ganze Ehre im Kampf mit einem absolut unberechtigten Gegner eingesetzt, schlechthin unmöglich. Verlangt Preußen von Österreich Garantien für eine Veränderung seiner künftigen italienischen Politik, Gerechtigkeit und Gleichheit für die Protestanten in seinem Lande, so trifft dies nicht nur mit dem Wunsch und Sehnen aller unbefangenen Freunde der guten Sache zusammen, sondern es ist auch zu hoffen, daß Österreich solchen Forderungen ein günstigeres Ohr leiht, nachdem es jetzt eben eine so furchtbare Erfahrung davon gemacht hat, wohin ein System führt, das unter andern Folgen auch die hat, daß man unfähigen Generalen, wenn sie von der Kamarilla protegiert sind, eine brave Armee in die Hände gibt. Wie man aber eine solche Einräumung, oder wie man überhaupt irgend ein Zugeständnis als Preis für

ein Abstehen von ihrem rechtswidrigen Angriff der französischen Regierung bieten könnte, ist undenkbar. Dennoch wird Frankreich mit jeder Unwahrheit, welche die erfinderische Phantasie ausfindig machen kann, die Verhandlungen hinziehen, um Zeit für die ungehinderte Fortführung des Krieges zu gewinnen. Allein die Verhältnisse sind stärker, als die Menschen. Der Moment wird durch innere Notwendigkeit kommen, wo die strotzende Ader der preußischen und deutschen Bewaffnung anbricht, und Millionen braver deutscher Herzen werden von dem Druck einer furchtbaren Sorge, eines unerträglichen Zweifels befreit sein.

Diese Bemerkungen haben sich auf den deutschen Standpunkt beschränkt. Der größere, der europäische, ist oft beleuchtet und wird von andern noch reichlich beleuchtet werden. Uns genügt es hier, zu sagen: die Pflicht Deutschlands gegen sich selbst, daß es durch einen Akt der Stärke sich den Weg zu seiner Einigung und der seinen Kräften entsprechenden Macht bahne, ist zugleich eine Pflicht gegen Europa: die Pflicht, eine neue Großmacht zu bilden, welche dem Despotismus und seinem Gelüste, die Revolution an sein Narrenseil zu knüpfen, dem frechen Rechtsbruch, der Lüge und Korruption einen Damm entgegenstellt und der wahren, gesetzlichen Freiheit, der gesunden Bildung einen Hort bietet.

(Zeitung für Norddeutschland vom 30. Juni und Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 7. und 8. Juli 1859.)

Die Gefahr Deutschlands.

Seit dem Frieden von Villafranca stehen die Dinge für Deutschland so, daß wir nur die Wahl zwischen raschem Erfassen eines Rettungsmittels oder sicherm Untergang haben. Es ist genau gekommen, was jeder, der die Augen offen hatte, voraussah. Wenn wir auf das Geschehene zurückblicken, so ist es nicht, um Haß gegen Preußen zu predigen, sondern um unsersteils, soviel der einzelne vermag, dazu beizutragen, daß die begangenen Fehler erkannt werden und die heilsamen Früchte aus der Erkenntnis erwachsen. Man sagt, es solle jetzt des Vergangenen nicht gedacht, sondern Gegenwart und Zukunft ins Auge gefaßt, auf Versöhnung und Eintracht gewirkt werden. Wir wollen das Erste tun um des Zweiten willen. Die bittere Wahrheit soll gesagt werden; nicht der Parteiische, aber der Unparteiische, der das Recht und Unrecht auf beiden Seiten erkennt, darf und soll sie sagen. Preußen wollte einerseits Österreich einiges Maß von Beistand leisten, und andrerseits den Moment benutzen, seine Macht in Deutschland zu verstärken. Ein Staat folgt seinem Interesse. Aber die Frage ist: in welcher Weise Preußen diese beiden Zwecke zu vereinigen hatte? Und wir antworten: der verkehrteste aller Wege war es, wenn man so verfuhr, daß Österreich auf den Verdacht kam, es sei Preußen *mehr* um den *zweiten* als um den *ersten* Zweck zu tun, oder gar *bloß* um den zweiten, *nicht* um den ersten. Und diesen Weg hat in unbegreiflicher Verblendung Preußen betreten. Es hat auf der einen Seite Österreich keinerlei Zusicherung gegeben, daß es gegen jede Schmälerung seines Länderbesitzes sein und Deutschlands Schwert in die Wagschale legen werde. Seit der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien, da das Dunkel sich etwas zu lichten anfängt, konnte man hierüber zunächst durchaus nichts Bestimmteres vernehmen, als daß Preußen erklärt haben soll: es „werde bemüht sein, Österreich den Bestand seines Länderbesitzes zu erhalten.“ Dies wies auf die Verhandlungen mit Rußland und England, mit denen man die kostbare Zeit verlor. Man traktierte mit zwei Staaten, deren einer Österreichs unverhohlener, Deutschlands geheimer, alter, unter väterlichen Mienen ver-

borgener Erzfeind ist, und deren anderer zwar durch seine Interessen zur Freundschaft mit Deutschland gewiesen wird, in der gegenwärtigen Lage aber mit grenzenloser Beschränktheit des Horizonts zur Unzeit die Sympathien mit dem vermeintlich seiner Befreiung entgegengehenden Italien zum leitenden Standpunkt seiner Politik machte, dem Despotismus Vorschub leistete und an seiner eigenen künftigen Bloßstellung gegen eine Macht arbeitete, für die es kein Recht, keine Heiligkeit der Verträge gibt. Man verhandelte mit Österreichs Feinden, man verhandelte, statt zu handeln, man verliebte sich in den Begriff Vermittlung, wo es absolut nichts zu vermitteln gab. Man stand da ausgestattet mit der eigenen und der deutschen Heeresmacht; man war „Herr der Situation", und — man meinte, das könne man bleiben, während man nicht's tat! Kraft und nur Kraft beherrscht die Welt. Eine eigene Zumutung Österreichs war es, daß ihm auch seine Verträge mit den italienischen Staaten garantiert werden sollen, diese wurde von Preußen zurückgewiesen; aber eine gerechte Forderung war es, daß Preußen mit Deutschland für die Erhaltung seines Länderbesitzes eintrete — eine Forderung, die allerdings nicht aus dem deutschen Bundesrecht sich begründen ließ, wohl aber aus höherem Gesichtspunkt. Einen rechtswidrigen Angriff auf die Völkerverträge dulden hieße ja die Macht, die so gewissenlos handelte, zu demselben Streich gegen sich, gegen jeden einladen, wo und wann es ihr belieben wird. Man mochte Österreichs Stand in Italien für unhaltbar, die italienischen Zustände für schlechthin änderungsbedürftig ansehen, was sie in der Lombardei nicht sind: nur gerade jetzt, da Frankreich sich anmaßte, diese Änderung durch einen Krieg vorzunehmen, dessen wahrer Zweck nur seine Machtvergrößerung sein konnte, nur jetzt konnte diese Ansicht nie und nimmer den Standpunkt des Verhaltens bestimmen. Wir haben es ja jetzt, was so oder anders folgen mußte: durch diesen Frieden ist in Italien die Revolution und hiemit die französische Polizei permanent gemacht, Italien unglücklicher, Frankreich noch mächtiger als vorher. Der rasche energische Akt gegen das Unrecht, den die höhere Pflicht vorschrieb, war ja aber auch von der Pflicht der Selbsterhaltung, dem eigenen Interesse vorgeschrieben. „Preußen hat keine Verpflichtung" — „wir sind nicht verpflichtet, Österreich aus der Klemme zu helfen, ihm den Besitz zu erhalten, an den vor allem

sein reaktionäres System sich knüpft.“ Vergeblich antworteten wir: wohl, es ist auch niemand verpflichtet, Wasser zu tragen, wenn es im Nachbarhaus brennt. Man ließ es brennen, weil der Nachbar ja ein Reaktionär, ein Ultramontaner war. Daß die Flamme an das eigene Haus kommen werde, nannte man eine Hypothese; wegen einer Hypothese, hieß es, ziehe man nicht in den Krieg. Man wird es von jener Seite wohl auch jetzt noch eine Hypothese nennen, nachdem Preußen und Deutschland von Louis Napoleon in seiner Anrede an den Senat so handgreiflich für den nächsten Überfall vorgemerkt ist. Wir haben das Prinzip gewähren lassen, daß nach dem Belieben eines kecken Imperators, dem Beschäftigung des Heeres, Machterweiterung und gloire für Frankreich Bedingungen der Selbsterhaltung sind, Krieg vom Zaun gerissen, jeder durch das Recht geheiligte Bestand umgestoßen werden dürfe; wir werden den Tag erleben, wo dieses Prinzip sich auf uns wirft.

Man hört, daß Österreich in den Verhandlungen mit Preußen bis zuletzt keines der Zugeständnisse in betreff seiner innern Politik machte, die Preußen erwarten durfte. Allein so gewiß war ein energisches Handeln zum Schutz Österreichs Pflicht der deutschen Ehre, des höhern Rechts, des eigenen Wohls, daß man Österreich trotz Österreich beistehen mußte. Es mußte daraufhin gewagt werden, daß man auch nachher nicht vermöge, Österreichs System zu verändern. Warum? Darum, weil die Gefahr, daß es in ungebrochenem Widerstand gegen die liberalen Forderungen der Zeit aus dem Kampf hervorgehe, noch viel größer war, wenn Deutschland ihm nicht beistand, als wenn es ihm beistand; darum, weil das Übel der Schande und der verdoppelten Zwietracht, das vorherzusehen war und das jetzt über Deutschland gekommen, ein noch größeres Übel ist als Eintracht mit Österreich, mag es sogar bei seinem System beharren; darum, weil der Überfall, der uns von Frankreich droht, nicht zu fürchten ist, wenn wir mit Österreich, wie immer seine innere Politik beschaffen sein möge, geeinigt sind, und wahrlich sehr zu fürchten ist, wenn wir es nicht sind. Wer nicht wagt einmal zu handeln, ehe er über dies und das die mathematische Sicherung hat, der handelt nie; Handeln ist Wagen, Handeln will es draufankommen lassen.

Wir vernehmen jetzt von Preußen, daß es ja eben, als der Friedensvertrag kam, im Begriff gewesen sei zu handeln. Die

Wahrheit ist, daß kurz vorher die Zirkulardepesche an die preußischen Gesandten erklärt hatte: die Truppenaufstellung habe nur einen defensiven Zweck; die Wahrheit ist, daß in dem Moment, da man in Berlin schon so gut als entschlossen war, ein Ultimatum an Frankreich zu richten und dessen Überschreitung für Kriegsfall zu erklären, dieser Entschluß durch russischen Einfluß gebrochen wurde. Wir wären imstande, hierüber sehr speziellen Aufschluß zu geben, wenn dies nicht in ein Gebiet gehörte, das zu berühren uns die Verhältnisse der Presse unmöglich machen. Man hatte sich in Preußen nicht gefreut, als Herr v. Beust einer russischen Note, die sich gegen den deutschen Bund die Sprache unleidlicher Anmaßung erlaubte, mit der Schneide deutschen Ehrgefühls erwiderte. Man wollte nicht merken, daß Rußland sich gegen Frankreich verbindlich gemacht hatte, Deutschland durch Drohungen in Untätigkeit zu erhalten, damit Napoleon freie Hand habe. Das Band, das Preußen mit Rußland verbindet, ist die eine große Quelle der demütigenden Unselbständigkeit Deutschlands; solange dieses nicht gelöst, solange die Stellung Deutschlands gegen Rußland nicht gelichtet und zum leitenden Prinzip deutscher Politik die Einsicht gelangt ist, daß die slawische Großmacht nach einer unverrückbaren Tradition ihrer Politik jedem Wachstum Deutschlands an Einheit und Kraft mit viel eisernerer Konsequenz entgegenarbeitet als Frankreich, solange mache man sich nur keinerlei Illusion über eine mögliche Entwicklung unserer schlummernden Größe.

Früher, zu Anfang des schönen, so jämmerlich geknickten Aufschwungs in Deutschland, äußerte ein französischer Staatsmann gegen einen russischen Diplomaten Besorgnisse über die Sprache der süddeutschen Blätter; nur Geduld, antwortete der letztere, dieser Franzosenhaß wird bald in einen noch gründlicheren Haß gegen Preußen umschlagen. Es ist gut prophezeien, was man selber macht; man beschließt, Preußen mit allen Mitteln zu influieren, daß es die Begeisterung Deutschlands nicht zum Schlag gelangen lasse, und man gewinnt dadurch, daß es sich gründlich in Deutschland depopularisiert; man benutzt also Deutschlands fruchtbarste Stunde, um die Zwietracht tiefer zu säen als je. Wir glauben zur Ehre Preußens seine Versicherung, daß es sich nicht, wie neuerdings von österreichischer Seite behauptet wird, Rußland gegenüber förmlich ver-

pflichtet hat, gegen Frankreich nicht aktiv vorzugehen, solange der Krieg auf Italien beschränkt bleibe, mögen die Franzosen auch die Lombardei und das Venezianische erobern; wir glauben, daß es an den neuerdings zur Öffentlichkeit gelangten, Österreich so sehr ungünstigen Vermittlungsvorschlägen, nach denen wirklich die Lombardei und die Herzogtümer an Sardinien fallen sollten, keinen Teil gehabt hat. Aber stehen bleibt leider, daß man sich dem Einfluß Rußlands hingab, daß man mit ihm verhandelte, statt ihm fest hinzustellen, was man will, und daß man seiner Drohung nachgab; stehen bleibt mindestens, daß man zu keinem Entschluß gelangen konnte. Man „hatte nichts formuliert". Man war — das Schlimmste, was einem Staat und einer Person begegnen kann — in der großen Krisis wirklich unschuldig. Auch die neueste Erklärung der ministeriellen Preußischen Zeitung (vom 18. Juli) zeigt deutlich, daß selbst die preußische Regierung mit unglaublicher Beengung des Blicks auf der furchtbaren Weltbühne, die vor uns aufgeschlagen war und noch ist, nur die vorderste Kulisse im Auge hatte, nämlich die ungeleugneten Übel, die in Österreichs italienischem Besitz und italienischer Politik lagen; hier vernimmt man kein Wort vom höheren geschichtlichen Zusammenhang der Frage, keine Spur von einem Schluß aus dem, was Frankreich sich gegen Österreich erfrechte, auf das, was es sich gegen Preußen und Deutschland erfrechen wird. Und doch wird dies schwerlich auf den französischen Kaiser die Wirkung haben, daß er, wo man sich das Attestat einer so ungemein zahmen und ordentlichen Aufführung gibt, nun auch seinerseits zahm und ordentlich sein wird.

Der Armeebefehl, der die preußischen Truppen entließ, sprach ebenso ungemein ordentlich von einem nur defensiven Zweck ihrer Aufstellung. Man beruft sich in Preußen auf die Unpopularität eines Krieges für Österreich bei der preußischen Bevölkerung. Leider freilich fehlte dem zur Energie entschlossenen Teil des Ministeriums der moralische Rückhalt im Volke. Dem aber war abzuhelfen durch eine Proklamation, die den Verblendeten zeigte, daß sie für Preußen, daß sie für Deutschland kämpfen, daß es galt, einer französischen Politik zuvorzukommen, deren Gang und Plan der Schluß aus der Geschichte und eine Welt von innern Gründen ins unzweifelhafteste Licht setzen; daß es galt, Frankreich niederzuschlagen, ehe es seine ganzen

Kräfte gegen uns zur Verfügung hat, und zu verhindern, daß es diese anwende, nachdem es ihm durch unsere Blindheit gelungen, Österreich tödlich gegen uns zu erbittern, so daß es in der blutigen Stunde entweder nicht, oder nur um einen Preis zu uns stehen wird, der Preußens Gewicht in Deutschland zur äußersten Tiefe herunterdrücken muß. Sagen mußte dieses Wort ans Volk, daß, wenn in das untere Stockwerk meines Hauses Räuber eingedrungen sind, für mich im obern Stockwerk nicht Zeit ist, der Händel zu gedenken, die mich sonst mit den Bewohnern des untern entzweien; sagen mußte es den harten Herzen und härteren Köpfen, daß von dem untern Stockwerk aus ins obere ein gewisses Ding zu führen pflegt, das man eine Treppe nennt.

Wir kommen auf unsern Ausgangspunkt zurück. Von irgendeinem Entschluß wirklichen Beistands erhielt also Österreich keinerlei Zusicherung. Hier blieb alles dunkel. Man hatte nichts zu sagen, weil man nichts wußte. Ganz deutlich aber war das Andere: Preußen begehrte die Führung im Kriege, den es nicht führen wollte, richtiger also für die sogenannte bewaffnete Vermittlung; es erklärte: sie nach den Bestimmungen des Bundesgesetzes über den Bundesfeldherrn nicht übernehmen zu können, es unterhandelte in dieser Richtung mit den deutschen Mittelstaaten; das war es, womit die kostbare Zeit zugebracht wurde.

Wir untersuchen nicht, ob diese Forderung lediglich vom Standpunkte der Zweckmäßigkeit ausgieng, kein anderes Motiv hatte als die unentbehrliche Einheit der Aktion, oder ob dahinter die weitere Absicht eines Schritts zu bleibender preußischer Hegemonie lag; wir haben schon gesagt, daß wir einem Staat nicht verargen, wenn er seinen Interessen folgt; im zweiten Fall aber forderte politische Klugheit und Moral gleich stark, daß zugleich nur um so viel aufrichtiger und energischer für Österreich gehandelt werde; die Zeit, da Österreich in Krieg verwickelt war, zu diesem Zweck benutzen war dann erlaubt und tunlich, wenn man darüber keinen Augenblick Zweifel aufkommen ließ, daß eine Stärkung Preußens in Deutschland keineswegs auf eine Schwächung Österreichs als Großmacht begründet werden sollte. In beiden Fällen aber war Eile das erste Gebot.

Der Zweck, mag er nun der einzige oder nur der nächste gewesen

sein, ließ sich erreichen ohne langes, unerträglich zögerndes Traktieren; Preußen mußte nicht die Zeit damit verlieren, daß es meinte, eben alles schwarz auf weiß haben zu müssen; der Prinzregent konnte Bundesfeldherr h e i ß e n und in der Tat doch dem Bunde nicht verantwortlicher Feldherr s e i n. Und nun — was sah denn Österreich? Einen Entschluß Preußens, wirklichen energischen Beistand zu leisten, sah es nicht, aber die Bemühungen, die deutsche Wehrkraft mit Beseitigung der Bundesbestimmungen in seiner Hand zu vereinigen, diese sah es deutlich. So mußte sich die Vorstellung bilden: Preußen will nicht für Österreich handeln, wohl aber die gelegene Zeit benutzen, Deutschland einzustecken.

Diesem furchtbaren Fehler Preußens verdanken wir einen Frieden, der für Preußen und Deutschland eine ungleich schwerere Niederlage ist als die blutigste verlorene Schlacht. Wir überblicken nur einen Teil der Folgen, da wir vor allem Deutschland im Auge haben. Preußen hat mit den vereinigten Kräften Deutschlands Krieg gedroht und wieder nicht gedroht; es hat das Schauspiel eines Kitzels zum Krieg ohne Krieg, und durch dieses impotente Säbelrasseln Frankreich den vollen Vorwand zu einem Angriff gegeben, wenn es vom italienischen Krieg ausgeruht und alle Kräfte gegen uns vereinigt hat. Die preußische Mobilisierung von 1859 wird sprichwörtlich werden und bleiben, bis eine Tat die Erinnerung auslöscht. Das Gefühl der Gefahr, die uns droht, ist jedoch ungleich weniger furchtbar als das der Lächerlichkeit und Geringschätzung, das nun noch lastender als durch die Schmach der Preisgebung Schleswig-Holsteins auf den deutschen Namen gelegt ist. Ja j e n e s Gefühl hat eine gewisse Kraft zur Erleichterung d i e s e s Gefühls. Denn die Gefahr kann uns stärken in der Schmach, das Bild der Gegenwehr der Verzweiflung, auf die wir gewiesen sein werden, kann uns aus dieser Zeit der Schande den Geist in eine kräftigere Zukunft entrücken.

Allein aus der allgemeinen Blamierung nehmen die Mittelstaaten, welche sich ganz der preußischen Führung anvertraut haben, ihr besonderes Teil für sich dahin. Sie haben Millionen geopfert, ihre erhöhte Truppenmacht hingegeben zu keinem andern Zweck als zu dem der Züchtigung des sardinischen Frevels und des französischen Übermuts, der Verteidigung Deutschlands durch die Verteidigung

Österreichs gegen eine Macht, die mit Umwerfung der Verträge sich zur alleinherrschenden in Europa zu erheben droht. Sie haben zwei Monate, des eigenen Willens sich begebend, geharrt, daß Preußen Deutschlands Ehre und Zukunft rette. Freilich noch vor der Nachricht vom Waffenstillstand war man bereits enttäuscht. Wer den großen, reinen Aufschwung, die Opferfreudigkeit und dabei die Reife des politischen Urteils herunter bis zum gemeinen Mann, der recht wohl wußte, was Deutschland Österreich vorzuwerfen hat, und der dennoch erkannte, daß und warum Deutschland für Österreich dreinschlagen müsse — wer diese herrliche Bewegung des deutschen Gemeingefühls gesehen und wer dann zwei Monate nachher wahrgenommen hat, wie heillos in der Schwüle des Wartens, in der Nacht der Kabinettsgeheimnisse diese hohe Stimmung zersetzt war, der wird sich nie mehr wundern, wie einem in kurzer Zeit vor Gram die Haare ergrauen können. Ein Bauersmann im groben Kittel sagte zu uns: wenn man in der Stunde der Not der Sünden deutscher Staaten gedenken wollte, so müßte man einen um den andern hergeben und endlich Deutschland wie einen Handschuh umkehren. Wem die Politik, die Kenntnis des eigenen Interesses nicht das Rechte sagte — konnte es ihm das nächste menschliche Gefühl nicht sagen, als er hörte, wie Tausende tapferer deutscher Krieger ins Blut sanken, als diese Nachrichten von dem scheußlichen Schlachten anlangten? Wir waren Zeugen, wie in einer Gesellschaft, wo manche Offiziere (vorurteilslose, durchaus nicht preußenfeindliche Männer) anwesend waren, Briefe von Deutschen aus Paris vorgelesen wurden, welche erzählten, welcher Hochmut, welcher Hohn gegen Deutschland und seinen halben Kriegspruritus ihnen auf Weg und Steg begegnen, wie sie sich schämen müssen, aus dem Hause zu gehen; wir haben viel tiefen Herzensgroll im Leben gesehen, aber so tief, so gallenbitter nie, wie er sich hier, namentlich bei den Offizieren, gegen das säumende Preußen aussprach. Jemand erzählte, wie er in Paris sagen hörte: „Diese deutschen Hunde knurren, aber beißen nicht.“ Wir sahen einen alten Oberst, wie er erbleichte, stumm weggieng und draußen krampfhaft an den Säbel faßte, während ein tiefer Seufzer aus seiner Brust aufstieg. Man muß in Preußen wissen, daß man in Deutschland, vor allem in Süddeutschland, ohne jedes blinde Vorurteil für Österreich den Napoleonischen Angriff als einen Angriff

auf die deutsche Ehre so unmittelbar fühlte wie eine persönliche Beleidigung, wie einen Schlag ins Gesicht. Und wenn dir eine Ohrfeige im Gesicht brennt, und du holst zum Schlag aus, und der eigene Bruder hält dir den Arm, wie wird es dir denn da zumute sein? Am bittersten hat sich Preußen gerade den vorurteilslosesten Teil der bayerischen Bevölkerung verfeindet. Die stets wiederholte Verdächtigung, daß die patriotische Erhebung auf ultramontanen Motiven ruhe, galt natürlich besonders Bayern. Da nun die Wahrheit vielmehr die ist, daß gerade in Bayern die rein politisch liberale Partei, und ganz besonders auch die protestantische Bevölkerung, es war, welche rasch die Bedeutung der Lage begriff und in kräftigem patriotischen Gefühl entbrannte, so versteht sich, wie man namentlich in diesem Staat gestimmt sein mag.

Die Mittelstaaten haben nun die demütigende Erfahrung gemacht, daß sie ein passives Werkzeug in der Hand einer Politik waren, welche andere Wege gieng, als wozu sie freudig und vertrauensvoll, auf die eigene Politik verzichtend, sich mit ihren ganzen Kräften hingegeben hatten.

Dies ist nur ein Teil der übeln Saat. Preußen hat sich ferner die tiefste Erbitterung Österreichs zugezogen, und die Entzweiung, die Zerrissenheit ist ärger als je. Zwischen den zwei Großstaaten, die nun noch feindlicher gegeneinander als sonst um den Primat in Deutschland ringen werden, steht fortan dieses, in der unwürdigen, unseligen Stellung zum unselbständigen Stoff dienen zu müssen, in welchem der Kampf arbeitet, die ungeformte Masse darzustellen, in welcher bald hier der eine, bald dort der andere Einfluß steigt oder sinkt. Und wenn der Feind vor den Toren steht, so findet er uns in diesem Zustand, d. h. es droht uns Niederlage, Fremdherrschaft. Aber nicht nur dies. Die ungeeinigte, zwischen den zwei Großmächten flutende Masse bietet auch der ausländischen Intrige beständig einen Boden dar. Wir befürchten keinen Rheinbund mehr, aber es muß nicht bis zu einem Rheinbund kommen und kann doch schlimm genug stehen durch fremden Einfluß, durch Samen der Zwietracht, der von außen eingesät ist. Vor allem wird sich Frankreich beeilen, die neue Freundschaft mit Österreich auch auf andere deutsche Staaten auszudehnen, und wir können nicht wissen, wieviel Kraft da ist, der Sirenenstimme zu widerstehen. Und wenn dann Frankreich zur Ab-

rechnung mit Preußen schreitet, wie steht es um Deutschland? Was wird aus ihm?

Ehe wir uns fragen, was denn noch zu tun sei, einer so furchtbaren Gefahr entgegenzukommen, verwahren wir uns lebhaft gegen den etwaigen Vorwurf einseitiger Parteinahme für Österreich. Auf Altes wollen wir nicht zurückgehen, aber wir dürfen Österreichs schwere Schuld, Deutschlands Recht in Schleswig-Holstein niedergetreten zu haben, um Preußen zu demütigen, nicht unerwähnt lassen, denn — sie ist noch heute nicht gesühnt. Wir haben den Frieden von Villafranca sehr begreiflich gefunden, aber nicht gerechtfertigt. Wir sind überzeugt, daß Österreich diesen vorschnellen Entschluß, wodurch der Feind für den Verlust der Lombardei auf die Lockerung, Zerwühlung, Entzweiung Deutschlands anweisen wollte, mit ungeheuern Opfern zahlen dürfte, wenn einst die Stunde schlüge, wo es die Freundschaft mit dem Feind, der es beraubt hat, doch wieder lösen müßte, wenn es zu spät die falschen Bahnen erkennen würde, in welche dieser unselige Bund es reißen könnte. Es würde mit dem unnatürlichen Freund schlimmere Erfahrungen machen als mit dem natürlichen, der leider nicht zu ihm stand. Wir hoffen aber auch sehr wenig von den neuerdings eröffneten Aussichten auf Reformen im Innern, und wir würden es beklagen, wenn deutsche Mittelstaaten in der gerechten Verstimmung gegen Preußen sich von dem Gedanken locken ließen: es sei noch ein österreichisches Primat in Deutschland möglich. Dazu ist es um dreihundert Jahre zu spät, dazu ist in der Krisis der Reformation der Augenblick unwiederbringlich verscherzt worden.

Der Kaiser Napoleon hat den Friedensantrag damit eingeleitet, daß er sagte: „Wir zwei sind katholische Mächte. Der Papst soll dem italienischen Bund präsidieren.“ Wir sind nicht willens, zum Konfessionshader beizutragen, aber wir wissen auch kein Mittel, der tiefen Entfremdung zu steuern, durch die sich Österreich von Deutschland entfernt hat, seit es in der mittelalterlichen Anschauung, gerade als die Nation sich von ihr befreite, doppelt hartnäckig seinen unverrückten Standpunkt nahm.

Aber ein Primat Preußens ist durch dessen Haltung in der letzten Krisis, wenn er je möglich war, eben jetzt am wenigsten möglich. Wir können nicht begreifen, wie man diesen Gedanken gerade im

jetzigen Augenblick für praktisch halten kann. Stände gar nichts anderes dagegen, nicht die Politik, die es im neuesten Sturm befolgt hat, so muß ja schon allein die Einsicht, daß jetzt Österreich alles anstrengen würde, eine solche neue Stellung Preußens zu hintertreiben, jeden Versuch abschneiden.

Dies alles führt zu dem Resultat, daß die Mittelstaaten, um sich nach beiden Seiten vor der Rolle einer entwürdigenden und Deutschland an den Abgrund führenden Passivität zu schützen, sich enger zusammenschließen müssen. Aber wir beeilen uns, diesen Satz vor grobem Mißverständnis zu schützen. Solche Versuche sind gemacht worden einseitig von den Regierungen, sie waren unmächtig, und sie haben lächerlich geendigt. Unsere Meinung ist vielmehr, daß die öffentliche Stimme in den Mittelstaaten auf eine solche Einigung im volkstümlichen Sinn hinwirken müsse, und dies heißt nichts anderes, als wir müssen eine engere Föderation der Mittelstaaten mit Volksvertretung verlangen.

Indem wir hier die neuerdings oft wieder zur Sprache gebrachte Idee eines Parlaments aufnehmen, müssen wir sogleich bekennen, daß wir im geringsten keine Illusionen über den Erfolg eines Versuchs hegen, ein allgemeines deutsches konstituierendes Parlament einzuberufen. Ein Parlament kann nun und nimmermehr eine deutsche Einheit machen, es könnte sie nur, wenn sie durch Tatsachen sich gemacht hätte, approbieren und organisieren: soviel, meinen wir, sollte man aus den Erfahrungen von 1848 gelernt haben. Wir haben ein viel bescheideneres Ziel im Auge. Preußen hat seine Volksvertretung, seine Staatseinheit, es würde sich den Beschlüssen einer allgemein deutschen Volksvertretung so wenig fügen als das erstemal. Österreich ebensowenig, während es doch, im eigenen Staat ohne Volksvertretung, eine Masse von Abgeordneten in das deutsche Parlament schicken würde, deren Tätigkeit, in die Luft gestellt, wenigstens gewiß nicht geeignet wäre, zu einer deutschen Einheit mitzuwirken. Die Mittelstaaten sollen eine Volksvertretung berufen und ohne jeden entfernten Versuch der Konstituierung einer zentralen Einheit für sie, noch weniger für ganz Deutschland, sich mit ihr über Durchführung einer engern Gemeinschaft einigen. Diese engere Gemeinschaft soll vor allem der äußern Politik in der gegenwärtigen Stellung

gelten. Es ist ja durchaus die neueste Erfahrung, was den Ausgangspunkt bildet.

Wir sind über zwei Monate unter dem Druck eines preußischen Kabinettsgeheimnisses im Dunkel gesessen, haben in einer Schwüle gebrütet, welche die herrlichsten Kräfte in Fäulnis zersetzte. Kabinettsgeheimnis muß sein, aber über die Hauptsache, über das Ja oder Nein des Handelns in Zeiten großer Katastrophen darf ein Volk, dürfen Staaten, die ihre ganzen Kräfte zum Werk einsetzen sollen, nicht im Dunkel gelassen werden. Wir wollen in unsern eigenen höchsten Angelegenheiten selber *sehen*. Ein freies Mittelglied soll dieser engere Bund der Mittelstaaten zwischen den Großmächten stehen, nicht feindlich, sondern freundlich und zum Heil, zum Schutz gegen undeutsche Politik, komme sie von der einen oder von der andern Seite. Als Österreich angegriffen war, haben wir Preußen zum Handeln gemahnt mit einem Obwohl. Wenn es an Preußen kommt, werden wir Österreich zum Handeln treiben mit einem Obwohl — obwohl Preußen Österreich im Stich gelassen hat. Wir werden uns dabei keiner besondern Tugend rühmen, denn wir wissen, daß es uns selbst ans Leben geht. Aber Preußen hat nicht gemerkt, daß es ihm ans Leben gieng, als man Österreich bei der Ehre und seinem Besitzstand zu kränken sich anschickte; insofern darf Deutschland sagen, daß es heller, rascher blickte als Preußen. Die Mittelstaaten sind ein treibendes, sollizitierendes Element, das zu einer deutschen Politik zu drängen den Beruf hat. Sie sind durch ihre Verhältnisse an sich genötigt, sich an das Ganze zu lehnen, der deutsche nationale Gedanke lebt frischer, kräftiger in ihnen als in den beiden Staaten, welche außerdem, daß sie Teile Deutschlands bilden, auch Großmächte sind und hiemit zwei Schwerpunkte, den einen außer Deutschland, haben. Eben in der letzten Verwicklung haben die Mittelstaaten diesen Beruf, eine spornende Kraft im patriotischen Sinn zu sein, an den Tag gelegt; die Bevölkerungen gewiß, aber auch über unsere Fürsten haben wir nicht zu klagen. Ein mitteldeutsches Parlament soll jeder Intrige entgegenwirken, welche die Politik der enger verbündeten Staaten in unpatriotische Bahnen zu ziehen sucht. Tritt es zusammen, so soll sein erstes Wort eine feierliche Kundgebung sein, daß wir dessen nicht gedenken wollen, was wir jetzt erlebt haben. Alle Mittel der Öffentlichkeit sollen dahin wirken, daß der Maßstab für

die Wahl der Abgeordneten schlechterdings vor allem deutsche Gesinnung sein muß. Man soll keine Demokraten der alten Observanz wählen; der konsequente Idealismus der Freiheit ist zentrifugal, unpatriotisch, kosmopolitisch und unnational, er träumt von einem großen Völkerkotillon vor dem deutschen Walzer. Für Deutschland steht die nationale Frage schlechthin im Vordergrund und fordert mit absoluter Notwendigkeit die Beteiligung des Volks an dieser seiner höchsten Angelegenheit. Selbst die alte blutende Wunde Schleswig-Holstein wird sich nicht schließen, wenn nicht eine Volksvertretung sich ihrer annimmt.

Eine weitere Hauptaufgabe derselben wäre die gemeinsame Vertretung der enger verbundenen Staaten im Ausland. Wir sind jeder Begründung dieses Bedürfnisses durch das enthoben, was tausendmal gesagt und geklagt ist.

Nach innen drängt sich als nächste Folge des Zwecks, von dem eine solche Föderation ausgeht, natürlich das Heerwesen auf. Es handelt sich von keinerlei Einrichtung, die mit dem Allgemeinen des größern Bundes im Widerspruch stünde, sondern von allem dem, was von nun an unter den Heerkörpern der Mittelstaaten gemeinschaftlich und auf die Höhe der neuern Kriegskunst gleichmäßig gehoben sein muß, wenn nicht nach allen den langen Friedensausgaben ein Krieg uns weit mehr buntscheckig als leistungsfähig finden soll. Wir brauchen das alte Klaglied nicht anzustimmen, man kennt es. Natürlich muß auch das alte Elend unserer Schutzlosigkeit zur See wieder zur Sprache kommen und der mittlere Bund mit dem großen sich über die Bildung einer Flotte vereinbaren.

In zweiter Linie stünde nun das Innere, das Bürgerliche; Hebung der Hemmungen im Verkehr, Gleichheit im Gewerberecht, Handelsrecht, überhaupt alles, was im Gebiet des Ökonomischen gemeinschaftlich werden und dadurch das Bewußtsein der Gemeinschaft heben kann. Erst zuletzt nennen wir die Fragen der innern Freiheit oder das, was das erste Parlament Grundrechte nannte; nicht, weil wir die absolute Bedeutung dieser Sphäre übersehen oder Zustände wie die hannoverischen vergessen, welche uns wahrlich nahe genug legen, wie sehr die Landesvertretungen der Anlehnung an eine größere bedürfen, um mit mehr Erfolg als bisher für die bürgerlichen Rechte zu kämpfen. Wir sagen nur: eines nach dem andern, und das erste ist

die Einigung. Die Bewegung von 1848 war in erster Linie eine Freiheitsbewegung, in zweiter eine Einheitsbewegung. Beide Prinzipien durchkreuzten sich, und diese Durchkreuzung war nicht die kleinste der Ursachen, warum alles scheiterte. Wohl stehen beide große Ideen an sich in der tiefsten Verbindung, in der Wirklichkeit aber muß die eine oder die andere der Zeit nach früher sich entwickeln; und was in Deutschland jetzt unbedingt vorantreten muß, das sagt uns die Lage mit so lauter Stimme, daß es keines Wortes weiter bedarf.

Wir haben uns wohl hinreichend gegen den Schein geschützt, als wollten wir einen Sonderbund. Noch einmal: wir wollen ein freies Mittelglied zwischen den zwei Großstaaten, das die Gefahren ihrer Reibung mindert, wir wollen dem Dualismus durch eine Dreigliederung begegnen, und unser drittes Glied soll durch die Basis der Volksvertretung vor egoistischer Politik verwahrt sein.

Es ist ein Vorschlag, eine Überzeugung wie andere auch; sie mag sich Bahn brechen, wenn sie richtig ist. Etwas muß geschehen, ein großes Rettungsmittel muß gefunden werden, wenn Deutschland in den Abgrund, an dem es treibt, nicht stürzen soll. Wir fürchten das Äußerste, wenn nichts geschieht, wenn fort und fort die Nation an eine Politik gekettet bliebe, die sie nicht kennt, auf die sie keinen Einfluß hat, wenn dann diese Politik, wie es eben der Fall war, eine Politik der Uneinigkeit und widerdeutscher Verbindungen ist, wenn sie uns endlich unglückliche Kriege brächte: die Nation würde über Verrat schreien und in der Verzweiflung zur Revolution greifen, diese Revolution würde wütend, wild, entsetzlich sich gestalten, nichts zu organisieren vermögen, und das Schlußwort würde sein: finis Germaniae!

(Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" 2. und 3. August 1859.)

Betrachtungen über das deutsche Ehrgefühl und die Spielhöllen.

Es ist in diesen Blättern kürzlich streng gerügt worden, daß Münchner Kunsthandlungen französische Schlachtenbilder vom italienischen Kriege dieses Sommers aushängten, worin prahlerisch die Tapferkeit des österreichischen Heers in Schatten gestellt war. Dasselbe geschieht in allen deutschen Städten. Man wird Kunsthändlern, welche solche Ware zur Schau stellen, nicht direkt vorwerfen können, daß ihnen das nationale Ehrgefühl fehlt; der eine oder andere tut es wohl in ganz ironischem Sinne, indem er dem Publikum Stoff geben will, über französische Aufschneiderei zu lachen; die Mehrzahl einfach, damit das Publikum derlei Dinge eben auch sehe; an einigen Ertrag durch Verkauf werden im Ernst nur sehr wenige denken. Freilich, was die ironische Absicht betrifft, so würde sie nur dann entschuldigen, wenn neben den Bildern, welche die österreichische Waffenehre lügnerisch beschimpfen, andere ausgestellt würden, welche sie der Wahrheit gemäß retten. Es ist wahr, daß solche schwerlich aufzutreiben sind, denn die Kunst hat so wenig dafür gesorgt, uns das wahre Bild jener blutigen Hergänge zu zeigen, als zur Zeit die österreichische Regierung daran gedacht hat, die Lügenberichte der französischen Zeitungen durch zahlreiche und kräftige Federn zu entwaffnen und ihren braven Kriegern die Genugtuung zu geben, daß ihre Heldentaten in ein volles, reichliches Licht der Öffentlichkeit gestellt werden. Kann aber der deutsche Kunsthändler neben das falsche Bild nicht das wahre hängen, so sollte er billig auch jenes nicht ausstellen. Allein weit bezeichnender für die deutsche Art ist jener andere Fall, wenn nämlich solche Dinge ohne Absicht eines Für oder Wider ausgehängt werden, lediglich als Neuigkeiten des Kunsthandels, die man eben auch zeigen will. Darin offenbart sich die deutsche Objektivität, die sich außer der Partei stellt. „Es sind Kunstprodukte, stellen wir uns doch auf den ästhetischen Standpunkt, der über die Frage nach dem Stoff erhaben ist, und rein auf die Form sieht.“ Damit hat sich wohl mancher, und gar nicht bloß mancher Kunsthändler, sondern mancher ästhetisch korrekt gebildete

Deutsche gegen jene Rüge seinen Standpunkt genommen. Und diese Objektivität ist noch die verbreitete Weise der deutschen Auffassung. Wir wollen aus einem andern Kunstgebiet ein Beispiel aufnehmen.

In der „Regimentstochter“ wird ein Tiroler Bursche von französischen Soldaten vor unsern Augen herumgepufft, als deutscher Tölpel verhöhnt, und endlich gelangt er zu Ehren und in den Besitz der Geliebten, weil er zum Feind übergeht. Das spielen vor unsern Augen deutsche Sänger, wir sitzen davor und sind mächtig vergnügt; es ist eben Kunst, eine lustige Oper; wer wird so schwerfällig auf den Stoff sehen, wer ein solcher Tendenzbär sein, daß er sich durch unzeitige nationale Ehrbegriffe den Spaß verderbte?

Wir wollen uns nun doch nach Frankreich oder nach England versetzen. Niemand, der irgend eine Kenntnis beider Völker hat, wird zweifeln, daß Schlachtenbilder, welche die vaterländischen Waffen entehrt zeigen, kein Kunsthändler in irgend einer englischen oder französischen Stadt aushängen würde, und wenn er es täte, daß ihm in der ersten Stunde die Bilder weggerissen, mit Füßen getreten würden, ja daß es noch gut abliefe, wenn er mit heiler Haut davonkäme. Das würde geschehen, selbst wenn solche Bilder die Wahrheit enthielten; wieviel mehr, wenn sich jemand erdreistete, verlogene Bilder auszustellen! Oder man stelle sich vor, daß auf einem Theater zu Paris oder London eine Oper gegeben würde, worin ein Franzose oder Engländer, der gegen Fremdherrschaft gekämpft, dort von deutschen, oder hier von französischen Soldaten mißhandelt, nachher als Überläufer geehrt würde — wer sich das vorstellt und nicht in demselben Augenblick sich weiter vorstellt, wie ein Hagel von Projektilen jedes Materials auf die Bühne fliegt, ja das Publikum auf die Bühne stürzt und die Schauspieler, womöglich auch den Direktor, als ehrlose Wichte durchprügelt, dessen Phantasie muß von einer übernatürlichen Unbeweglichkeit sein.

Es ist wahr, diese Völker sind geistig unentwickelter als das deutsche; sie sind in gar manchen Dingen blind und von verhärteten Parteibegriffen bewegt, wo wir die Gegensätze hell von freier Höhe betrachten. Unsere Objektivität hat uns erhebliche Schätze des Geistes getragen; der reinste Zug davon ist unsere Literatur, die aus den Blüten aller Länder den Honig gesogen und in ihre Zellen gesammelt hat. Wenn nur wir guten Deutschen nicht in dieser Ob-

jektivität des Guten gar so viel zu viel täten! Spaß beiseite: mit dieser Objektivität haben wir mehr als einmal in der Geschichte zugesehen, wie uns die eigenen Glieder vom Leibe gerissen wurden; mit dieser Objektivität hat ein kleiner Bruchteil der deutschen Nation, der leider die Macht hatte, zugesehen, wie Österreich Niederlagen erlitt, die eine Niederlage des gesamten Deutschlands sind; mit dieser Objektivität würden wir, wenn sie die Oberhand behielte, einmal zuschauen, wie man uns das ganze Vaterland in Fetzen reißt, und mit geistreicher Befriedigung uns sagen: ausgezeichneter Stoff zu einem Trauerspiel!

Ein gesundes und tüchtiges Volk ist in allem dem, was auch nur entfernt seine Ehre angeht, eben nicht objektiv, sondern es ist Partei; es ist nicht unbefangen, sondern sehr befangen; es schwebt nicht ästhetisch darüber, sondern es stellt sich sehr stoffartig mitten hinein; es ist, wo auch nur entfernt eine Verkleinerung des eigenen Ruhms praktische Folgen haben kann, nicht einmal gerecht, sondern herzlich ungerecht. Und wir, wir lassen uns in demselben Fall gar die fremde Ungerechtigkeit recht sein! Da hier die praktischen Folgen genannt sind, so wollen wir auf jene Schlachtenbilder zurückkommen. Sie unterstützen den Lärm, der in allen Blättern von dem unwiderstehlichen Stoß der französischen Waffen gemacht worden ist.

Das Vorurteil ist namentlich im Kriege von unabsehlicher Wirkung. Ein Feind, dem die Meinung vorausgeht, er sei unüberwindlich, besitzt die doppelte Stärke seiner Zahl; der Schrecken fliegt ihm voran, und der Bedrohte hat doppelte moralische Kraft nötig, um seiner wirklichen Macht und dazu noch diesem Gespenst, diesem Medusenhaupt der Einbildung, die Spitze zu bieten. Wir haben manchen deutschen Patrioten, der zu Sommersanfang nicht daran dachte, an der Überlegenheit der Deutschen zu zweifeln, im August mit Grauen von diesen Zuaven, diesen unwiderstehlichen Bajonettangriffen sprechen hören. Warum? Weil nirgends zureichend, ausführlich geschildert wurde, wie die Österreicher gefochten haben, weil von ihren Bajonettangriffen uns niemand ein deutliches Bild gab. Die Wahrheit, daß in diesem Kriege der so gut als errungene Lorbeer dem österreichischen Krieger durch den einzigen Fehler seiner Oberführung, welche die bedrohtesten Stellen immer zu schwach ließ, aus den Händen gerissen ist — diese Wahrheit ist

im ganzen nicht unbekannt, aber sie ist uns nicht anschaulich gemacht, nicht lebendig geworden.

Es ist aber wohl an der Zeit, noch auf einen andern der manchen leidigen Punkte mit wiederholtem Nachdruck hinzuweisen, wo wir sehen müssen, wie schwach noch das Gefühl deutscher Ehre bei uns ist. Wir meinen einen Punkt, den auch die Allgemeine Zeitung mit einem kurzen Artikel in diesem Sommer wieder berührt hat: es sind die Spielhöllen in unsern Bädern. Wir beabsichtigen hier nicht, die vielbesprochene moralische Seite der Sache für sich zu beleuchten: sie kommt mit der nationalen Ehrenfrage von selbst zur Sprache. Jener kurze Artikel hat berichtet, welchen saubern Auszug der französischen Gesellschaft diese edeln Sammelpunkte zu uns herüberziehen. Nun nehme man dazu, wie den Franzosen durch die Siege dieses Sommers der Kamm geschwollen ist: da sah man denn keinen noch so gemeinen Glücksritter und Abenteurer, keine frech aufgeputzte Pariser Hure, denen nicht auf der Nase geschrieben stand: wir sind die höhere Nation und ihr deutschen Tölpel müßt es euch noch zur Ehre schätzen, daß wir uns bei euch das Stelldichein geben. Würde nicht das Spiel diese zahlreiche Bande herziehen, so stünde es nicht so, daß man, namentlich in Baden-Baden, kaum ein deutsches Wort vernimmt, daß man im eigenen Vaterland von dem französischen Ungeziefer sich verdrängt und gar noch verachtet fände. Mancher deutsche Ehrenmann, der diese geputzte Welt sieht und nicht weiß, was dahinter steckt, führt arglos seine Frau auf die von glänzenden Toiletten strahlenden Plätze und merkt erst, wo er ist, wenn die Frau sich zufällig einige Schritte vom Mann entfernt und im Schatten der Bäume für eine Buhldirne angeredet wird. Man mag die grünen Matten, die herrlichen Wälder, die schönen Berge der Heimat nicht mehr ansehen, es ist als ob von jenen Tischen mit dem unheimlichen Geklirr des Goldes und der giftigen Stille, worunter Gier, Wut, Verzweiflung, Verkohlung und Aussaugung des innersten Menschen sich versteckt, ein Dunst und Brodem, ein Samum und Pesthauch ausströmte, der ringsum Laub und Gras verdorren, den Duft des labenden Walddunkels in ekeln Gestank verwandeln müsse. Der schnödeste Anblick sind die überwachten, verbuhlten Weiber am Spieltisch. Man erlaubt in großen Städten Bordelle aus polizeilichen Gründen, die

wir hier nicht zu prüfen haben, aber man gestattet nicht, daß sie ihre Anlockungen nackt ausstellen. Die Spielbank ist nach unserer Überzeugung schlimmer als ein Bordell. Die Leidenschaft des Spiels zehrt den Kern des Menschen arsenikalischer aus als die Wollust. Man könnte, wenn die Sache nicht zu ernst wäre, lachen über die Einwendung, die man so oft hört: es sei ja eines jeden eigene Sache, im Spiel nicht weiter zu gehen, als es seiner Börse und der Ruhe seines Gemüts zuträglich sei. Gar manchen Mann bei Jahren, der so recht gesetzt sich anstellte, als wollte er mit dem Spiel nur ein wenig spielen, haben wir, willenlos hingerissen, in die Krallen des Spieldämons geraten sehen. Doch nicht darum handelt es sich, ob dieser oder jener, der Erziehung genug hat, um sich enthalten oder mäßigen zu können, sich nicht enthält, nicht mäßigt; auch nicht einmal darum, wie viele oder wie wenige von der unmündigen Masse sich hier zerrütten und verzweifelt hingehen; nein, von der schreienden Unsittlichkeit handelt es sich, daß eine Anstalt der Versuchung zum Gewinn ohne Arbeit öffentlich ihre Reize ausstellen darf!

Unglücklichen Ausgang leidenschaftlichen Spiels mag der einzelne, der ihn erleidet, sich selbst zuschreiben; entschuldigt ist zwar darum die Duldung einer Anstalt nicht, welche die verführerische Gelegenheit dazu gibt und deren Unternehmer sich durch ein so schlechtes Mittel bereichern. Allein, nicht was in die Augen fällt, ist die Hauptsache, sondern das im stillen wirkende, bleibende, allgemeine Ärgernis für alle Zuschauer ist es. Den Einwohnern des Orts ist das Spiel verboten — aber wer berechnet die unsichtbare Summe verderblicher, entsittlichender Eindrücke und Einflüsse auf eine Bevölkerung, die jeden Sommer um dieses schmähliche Schauspiel sich bewegt, gegen das Gefühl seiner Schändlichkeit sich abstumpft, im langen Anblick dieser Dinge mehr und mehr das Bewußtsein des wahren Verhältnisses von Arbeit und Gewinn vergißt, die deutsche Sitte abtut und die schöne Kunst lernt, den Schwärmen von Gästen, welche weniger Bad- und Naturschönheit als das Spiel anlockt, soviel Geld als möglich abzuzapfen, während einigen ihrer Mitbürger der höhere Wurf gelingt, als Aufwärter, Aufseher, Türsteher und Croupiers von den Brosamen des Göttertisches sich zu nähren? — eine Bevölkerung, die sommerlang nicht nur das an sich bordellähnliche

Wesen der Spielbank, sondern die wirkliche Verbindung von Bordell und Spielbank vor Augen hat? Diese Verbindung liegt in der Natur der Sache, der Spielteufel und der Unzuchtteufel sind Brüder; das Weib wenigstens, das dem einen verfallen ist, fällt sicher auch dem andern in die Krallen. Die einen werden feil, um spielen, fortspielen zu können, die andern steigen von der Feilheit erst zur Leidenschaft des Spiels auf; auch ihnen wird nun jene bloßes Mittel, das Spiel ist das Höhere. Man kann sich davon überzeugen, wenn man sieht, wie diese „Damen" zuerst einsam um den Spielsaal und Spieltisch schweifen und dann mit einem „Mann" am Arm erscheinen, der sie täglich hinbegleitet, und je nach dessen Leistungsfähigkeit hoch spielen. Und von dem Schmutzgeld, das eine solche Anstalt abwirft, läßt sich der Staat einen Zoll entrichten! Und das ist es, was diesen verpestenden Lachen Bestand und Dauer in unseren schönen deutschen Tälern sichert! Der Spielbankhalter ist Pächter, der dem Staat Zinsen zahlt; ein Vergehen gegen die öffentliche Sittlichkeit, auf das von Rechts wegen eine exemplarische Strafe gesetzt sein sollte, wird dadurch dem Begriff nach zu einer Art von Staatsanstalt. Außerdem wird aber der Spielhöllenpächter durch Herstellung glänzender Lokale, Verschönerung der Spaziergänge und dergleichen der „Wohltäter" der glücklichen Bevölkerung des Orts. Was uns in der kläglichen Rolle, die das zerrissene Deutschland in der europäischen Politik spielt, immer noch getröstet hat, das ist der Ruf der Unverdorbenheit deutscher Sitte. Nicht als wären die Deutschen eine Art von Heiligen, es kommt aber darauf an, ob etwas vom öffentlichen Urteil verworfen oder gebilligt wird. Es wird z. B. anderswo gelogen und betrogen wie in Italien, aber daß den Lügner und Betrüger hier nicht die öffentliche Verachtung trifft, darin liegt der Unterschied zwischen den moralischen Begriffen in Italien und in andern Ländern. In Sachen, welche in der Form einer eigentlichen Einrichtung auftreten wie das Spiel, findet eine Verwerfung durch das öffentliche, sittliche Bewußtsein den schließlichen Ausdruck natürlich nur durch ein Verbot. Frankreich hat das Spiel verboten, wir nehmen es auf und den Schmutz von Paris dazu, und rühmen uns noch unserer Sittenreinheit, und wundern uns noch, wenn Frankreich uns fragt: wo denn unsere gerühmte Moralität zu finden sei?

So wird eine Frage der öffentlichen Moral zu einer deutschen Ehrenfrage. Wir stehen nicht so hoch in der Meinung anderer Völker, um eine solche Schlappe noch hinnehmen zu können. Unser geistiger Ruhm ist ein doppelt schwacher Trost, wenn zur Mißachtung im politischen Gebiet noch die in der andern großen Sphäre des praktischen Lebens, in der moralischen, treten soll. Wir wünschen, daß jeder Deutsche, der es mit dem Ehrenpunkt seines Vaterlandes noch leicht nimmt, längere Zeit im Ausland leben und hören müßte, wie man von Deutschland spricht. Seit den französischen Siegen dieses Sommers ist es noch ungleich schlimmer geworden als vorher; keine Stunde ist man sicher, nicht durch eine höhnische Bemerkung verwundet zu werden. Man schlägt dagegen und erwehrt sich wie man kann, man widerlegt, man wird so grob als möglich, aber was hilft es? Der Spott schweigt nicht, und immer kann man nicht antworten. Jener Teil der deutschen Nation, der den Angriff Frankreichs auf Österreich nicht als einen Schlag in unser Angesicht fühlte und der unsern zum Gegenschlag gehobenen Arm bannte, wird sich auch um diese Folge der deutschen Unterlassung nicht kümmern. Der Spott trifft ja nur Deutschland, und Preußen ist etwas anderes als Deutschland; und Preußen tröstet sich jetzt Arm in Arm mit Rußland. Doch nicht dieses traurige Lied wollen wir weiter singen, nicht von dem reden, was ganze Teile des Vaterlandes miteinander abzukarten haben, vielmehr wir müssen uns noch auflegen, von einer andern traurigen Erscheinung zu sprechen, welche zeigt, wie wenig das deutsche Ehrgefühl noch erstarkt ist. Heute wie immer findet man Deutsche, die im Ausland die Heimat herabsetzen, verspotten lassen, selbst verspotten. Und man meine ja nicht: es seien nur Lumpen, die es so halten; nein, es ist ein Zug, worin auch bei manchem sonst bessern Mann jene an sich schöne und hohe Eigenschaft des deutschen Geistes, von der wir oben gesprochen, die Objektivität, der sich selbst preisgebende Humor unbewußt in Niedrigkeit und Schmach umschlägt. Man glaubt zu zeigen, daß man mit geistiger Freiheit über sich selbst stehe, daß man nicht blind sei wie andere Völker; man meint an Ruhm der Selbsterkenntnis zu gewinnen, was man an wirklicher Achtung realen Werts verliert. Im Privatleben mag der Humorist seine persönlichen Schwächen dem Lachen preisgeben, denn während das, was er

preisgibt ihn erniedrigt, so erhöht ihn die Freiheit, womit er es preisgibt; im Verhältnis von Volk zu Volk ist es anders, da wird das Preisgeben nicht als Erhöhung in der Erniedrigung verstanden, sondern nur als Vollendung der Erniedrigung; da hat man für den Humor des Teufels Dank. Wie diese unselige, unzeitige deutsche Objektivität in Frankreich, in England aufgefaßt wird, davon mögen andere aus Anschauung reden, hier möge von dem die Rede sein, was wir selbst in einem viel kleinern Land, in der Schweiz, sehen. Kein Vernünftiger wird die tüchtigen Kräfte verkennen, wodurch es diesem Staat gelungen ist, die passendste Form der Einheit für die Verbindung seiner Kantone zu finden, wodurch er mitten in dem von Kämpfen zerrissenen Europa in Frieden und Wohlstand blühend dasteht; allein es darf auch nicht geleugnet werden, daß die Schweizer, zu dem begründeten Stolz auf das, was sie sind, gern eine Eitelkeit fügen, als ob sie mehr wären, als sie sind. Es fehlt natürlich nicht an Einsichtigen, die wohl begreifen, wie wenig es der Schweiz ziemt, Deutschland zu verkennen, aber eine Überschätzung, die auf diesen Nachbar herabsehen zu dürfen glaubt, ist doch bei der Mehrzahl zu finden. Die Vergleichung mit Deutschland ist dem Schweizer nicht bloß durch die Nachbarschaft, durch die Geschichte, sondern noch mehr durch die Ähnlichkeit der innern politischen Aufgabe beständig nahe gelegt. Während andere Völker schon im Mittelalter durch rücksichtslose Gewalt kräftiger Herrscher zur Einheit gelangten, sind die Schweiz und Deutschland als eine Gruppe locker verbundener selbständiger Staaten in die neue Zeit herübergetreten. Es sind wesentlich deutsche Eigenschaften, es ist deutsche Besonnenheit, deutsche Tugend, wodurch es der Schweiz unter den Stürmen der letzten Vergangenheit gelungen ist, für ihre Einzelstaaten die zweckmäßigste Einigung zu finden, wie es ihr einst gelang, sich die Freiheit zu erkämpfen; aber sie hat dabei neben dem Verdienst wahrlich auch Glück gehabt, und ihr Glück ist vor allem ihre Kleinheit, ihre Machtlosigkeit. Sie besteht nicht durch ihre Macht, sondern sie besteht, weil von den Großmächten keine dulden kann, daß die andere sie erdrücke und wegnehme. Dieselben Eigenschaften, wodurch die Schweiz zu ihrem glücklichen Bestand gelangt ist, haben in Deutschland bis jetzt nicht zum Ziel gelangen können, weil es eine andere Aufgabe ist, monarchische

Staaten, worunter zwei Großmächte und vier Königreiche sind, zu einigen, als eine Anzahl kleiner republikanischer Kantone; weil die Deutschen neben der politischen große geistige Aufgaben zu lösen hatten, die sie zu ihrem Ruhm gelöst haben und deren Früchte namentlich der Schweiz zugute kommen; vor allem aber, weil alle fremden Großmächte die Einigung Deutschlands fürchten und ihr daher mit allen Mitteln entgegenarbeiten. Die Schweiz soll dies nicht vergessen, sie soll Deutschland in seinem Unglück achten; der abgetrennte Zweig soll nicht meinen, auf seinen Stamm herabsehen zu können, der groß genug ist, vom Blitz und Regen zerwühlt zu werden; es ist komisch, wenn die glückliche Idylle glaubt über die Tragödie spotten zu dürfen. Wer gönnt es den Schweizern nicht, wenn sie einander bei ihren Festen immer aufs neue erzählen und singen von ihrem Tell und Winkelried; sie dürfen nur nicht vergessen, daß Tell und Winkelried Deutsche waren, und daß das getrennte Deutschland unzählige Telle und Winkelriede aufzuweisen hat, deren Mut und Blut nur leider ohne Erfolg für Einigung des Vaterlandes, d. h. ohne einen bis jetzt sichtbaren Erfolg hingegeben ist. Die Erfolge französischer Waffen im letzten Krieg hört man hier oft in einem Tone preisen, als wären die Bajonette der Zuaven Schweizer Bajonette gewesen; die guten Leute vergessen, daß sie darum, weil ein Teil der Schweiz französisch ist, nicht die Franzosen sind, daß der Kern der Bevölkerung deutsch ist, daß der deutsche Schweizer sich herabsetzt, wenn er deutsche Tapferkeit herabsetzt, sich verspottet, wenn er deutsche Langsamkeit, Unbeholfenheit verspottet. Leider ist aber nun nicht zu leugnen, daß es Deutsche in der Schweiz gibt, die nicht etwa nur dem gerechten Selbstgefühl der Schweizer zustimmen, sondern auch ihrer Eitelkeit mit Preisgebung des Vaterlandes schmeicheln, und gibt es einen begründeten Vorwand, Deutschland zu verachten, so ist es der, welcher von dieser ekeln Tatsache hergeleitet wird.

Man könnte uns fragen, was denn gegen Stumpfheit des vaterländischen Ehrgefühls in einem Volk das Predigen nütze? Ob denn dieses Predigen etwas anderes sei als die traurige Bestätigung dessen, wogegen man predigt? Allein die Geschichte geht mancherlei Wege. Der deutsche Geist hat die Eigentümlichkeit, auf dem Umweg langer Vermittlungen, mühsamer Reflexionen zu erzeugen

und sich zu erarbeiten, was bei andern heißblütigern Völkern Sache des Instinkts, unmittelbare Macht der Empfindung ist. Wäre eine andere Nation auf Erden denkbar, die im letzten Sommer darüber disputiert hätte, was ihre Ehre verlange, deren einer Teil dem andern Gefühlspolitik vorgeworfen hätte, wo dieser empört ans Schwert griff, um bei Zeit den Schlag gegen eine Macht zu führen, deren Übermut und Übergriff nun ins Unerträgliche wächst und endlich seine Züchtigung leider wohl durch andere finden wird, welche uns, die wir die Rolle des Zusehens übernahmen, in diese Rolle noch tiefer verstoßen werden? Doch auch wenn es so kommt, Deutschland wird eines Tags sich aufraffen; das deutsche Ehrgefühl ist im Wachsen begriffen; möge man Stimmen wie die, welche sich hier vernehmen ließ, nicht als wohlweises Schulmeistern ansehen; es ist eben dieses wachsende deutsche Ehrgefühl, das mit sich selber spricht, das die zurückgebliebenen Glieder, die noch nicht merken, daß es anders geworden ist im Herzen der Nation, wecken und zu sich heranrufen will. Es ist noch keine Tat, es ist nur ein Reden, wenn wir nicht dulden, daß der Fremde über Deutschland spotte, aber sind wir erst alle so weit, daß wir Deutschland nicht verachten lassen in Worten, so wird es auch dahin kommen, daß Deutschland sich Achtung erzwingt mit der Tat. Unsere Möglichkeit steht hoch über unserer Wirklichkeit, wir können im politischen Gebiet dem Ausland nur entgegenhalten, was wir sein könnten, nicht was wir sind; hat aber das Bewußtsein dessen, was wir sein könnten, erst alle Einzelnen durchdrungen, so wird es nicht nur aus ihnen sprechen, sondern auch aus ihnen handeln.

(Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" 10. und 11. Januar 1860.)

Zu der Erklärung von Rodbertus, Bucher und v. Berg.

Es war hohe Zeit, daß endlich eine Stimme aus Preußen selbst kam, die uns verbürgt, daß es dort noch Männer gibt, deren reine politische Gesinnung außer Zweifel ist und denen doch der Fanatismus nicht Geist und Herz in politischen Dingen verkohlt hat. Fanatismus und nichts anderes ist es ja, wie die verbreitetsten Blätter Preußens den Haß gegen Österreich treiben und zum Prinzip ihrer Politik machen. Niemand zweifelt, daß die Preußen Ursache haben, Österreich zu zürnen, wenn sie der schweren Unbilden aus nicht lange vergangener Zeit gedenken, und niemand ist, der nicht mit ihnen ein System verdammte, dem zu entsagen die österreichische Regierung so spät, und noch immer kein volles Vertrauen erweckend, sich anschickt. Für einen gesunden Sinn aber hat dieser Haß nur eine bedingte Geltung: wir hassen das alte System Österreichs, aber wir hassen Frankreichs, des alten Erzfeinds, lügnerische Eroberungspolitik noch weit mehr; wir sehen auf Österreichs Übel, allein wir schicken den Blick weiter, dahin, woher uns und Österreich Überfall und, wenn wir uneins sind, Niederlage, Fremdenherrschaft droht. Der Fanatismus aber, wie in allen Dingen, so auch hier, sieht mit wildverbissener Abstraktion nur auf den e i n e n Punkt, der in seinem nächsten Umkreis liegt, hat keinen Horizont, ist absolut verrannt, hört nicht, nicht auf Gründe, nicht auf den Ruf des Herzens, nicht auf die Stimme, den Klageruf des schwer bedrohten Vaterlands. Hannibal mag vor den Toren sein: er weiß nichts davon, er hat keine Zeit, er muß mit dem nächsten Gegner raufen; man mag ihm in die Ohren schreien, brüllen, mit Kanonen schießen, er ist taub; der gemeinsame Feind wird ihn überfallen, peitschen, zerzausen, im Mörser zerstampfen, sein letztes Wort wird sein: „Ja, aber das böse Österreich!" Wäre die andere Hälfte Deutschlands demselben Fanatismus verfallen, wir würden überrascht wie Auerhähne in der Balzzeit, die im wütenden Kampf ihrer Eifersucht den Jäger nicht sehen, noch hören.

Dieser Fanatismus hat doppelte Stärke gewonnen durch Ver-

bindung mit einem an sich schönen, idealen Motiv, dem Kosmopolitismus. Wir wollen nun für diesmal die verwickelte Frage über das Verhältnis von Staat und Nationalität ganz beiseite lassen; es sei so, daß wir, wenn wir ganz außerhalb stünden, wohl täten, für die Italiener, Ungarn, Slawen und ihre Lostrennung von einem fremden Staat uns zu begeistern. Wer aber kann sich denn kosmopolitisch verhalten, wenn er selbst mit der ganzen Summe seiner politischen Interessen beteiligt ist? Kann ich von oben aus idealer Vogelperspektive zuschauen, wenn ich mitten darin bin? Kann ich Beobachter sein, wenn ich im Stücke selbst mitspiele? Man denke sich einmal, Deutschland träte einen Kampf um Wiedergewinnung des Elsasses an. Kein Deutscher kann zweifeln, daß Frankreich es mit Unrecht besitzt. Daß die Elsässer nicht wieder deutsch werden wollen, davon können wir jetzt absehen; ein erstarktes, den Kampf um das gestohlene Land mutig eröffnendes Deutschland könnte ja wirklich in den abgerissenen Provinzen schnell wieder die erstorbene Sympathie wecken. Nun aber frage sich der blühendste kosmopolitische Schwärmer, ob er selber, der zwar als Deutscher im vollen guten Recht ist, den Franzosen, der zwar im vollen Unrecht ist, zumuten würde, für uns, für Elsaß, für dessen Losreißung zu schwärmen? So bodenlos abgeschmackt wird er ja nicht sein, aber so bodenlos abgeschmackt ist er, für die Losreißung nichtdeutscher Provinzen von Deutschland zu schwärmen, welche dieses nach gutem Recht der Verträge besitzt. „Nicht Deutschland, nur Österreich besitzt sie, während das e i n e Frankreich, nicht ein selbständiger Teil Frankreichs, das Elsaß besitzt", wird er antworten, und er wird hinzusetzen: „dieser Besitz in Österreichs Hand ist für uns ein Übel, während der Besitz des Elsasses für Frankreich ein Gut ist."

Wir wollen zur Entgegnung nicht auf Preußisch-Polen verweisen, wir wollen zugeben, daß Österreichs soviel größerer außerdeutscher Besitz mit seiner Macht auch seinen absolutistischen Druck auf Deutschland gestärkt hat, wir wollen sogar vergessen, daß Ungarn und die Slawenländer Österreichs von unendlicher Wichtigkeit für die europäische Kulturaufgabe Deutschlands sind; aber das e i n e wollen wir sagen, das oft Gesagte und nie oft genug zu Sagende: daß jeder Schritt zur Schwächung Österreichs ein Schritt zur Niederwerfung Deutschlands ist. Hier handelt es sich von einer Umkehrung der

natürlichen, einfach richtigen Schlußreihe. Unser Fanatiker, jetzt Kosmopolit, sieht die Weltlage zunächst von Italien aus. Seine Befreiung ist der feste Obersatz, von dem er ausgeht. Daß diese Befreiung durch Frankreichs Hülfe möglich geworden, das ist ihm ein kleiner entstellender Makel an dem Gegenstande seiner Sympathie, ein sekundäres, untergeordnetes Attribut; von diesem Sehpunkt aus wird dann ebenso die ungarische Angelegenheit betrachtet usw. Er dürfte nur ein klein wenig die Augen auftun, so würde er entdecken, daß es sich umgekehrt verhält. Der Obersatz ist Frankreichs Eroberungspolitik. Daß Napoleons wesentliches und höchstes Ziel die Rache der Niederlage von Waterloo, die Eroberung der Rheinlande, die Unterwerfung eines reduzierten Deutschlands unter französischen Einfluß ist, dies wahrhaftig wird man doch nicht erst beweisen müssen!

Ein Tor sieht nicht ein, daß, was bekannte französische Broschüren uns angekündigt haben und was ohne sie von selber kinderleicht zu erraten war, seit den Vorgängen des letzten Sommers nur auf den gelegenen Moment aufgeschoben ist. Von diesem Punkt, und nur von diesem aus, wird ein Deutscher, der die natürliche Logik nicht auf den Kopf stellt, die italienische Sache ansehen; an der Befreiung Italiens wird ihm der Umstand, daß sie durch französische Hilfe geschah, nicht Nebensache, sondern das Wesentliche sein, und so wird er in ihr den ersten Schritt Frankreichs zur Demütigung und Zerschlagung Deutschlands durch Schwächung Österreichs erkennen. Die Aufwühlung Ungarns, Galiziens, Böhmens sind weitere Schritte zu demselben Ziel; wenn Österreich matt gelegt ist, so wird Frankreich sich auf Deutschland stürzen, und ohne Österreichs Heer werden wir ihm nicht gewachsen sein. Und wir, wir sollten Zeit haben, uns in Garibaldrian zu berauschen? Ach nein, gesteht es, ihr habt euch die Sinne in einem andern Pharmakon betäubt, im Haß Österreichs einfach habt ihr euch den wilden Brand getrunken, der euch Hirn und Herz verschmort.

Wir machen einem Karikaturmaler einen Vorschlag: der Preuße, wie gewisse Blätter ihn haben wollen, eine kleinbürgerliche Figur, ganz Sympathiephilister, sieht zu, wie Österreich zerrissen wird, Italien am einen, Ungarn am andern Bein, Galizien am einen, Böhmen am andern Arme zerrt; es behagt ihm, er nimmt sich schmun-

zelnd eine Prise; inzwischen holt der Franzose hinter seinem Rücken aus, um dem gemütlichen Beobachter einen ausgiebigen Tritt auf den Liebwertesten zu versetzen, der ihn sicher in dieselbe Patsche stürzen wird, worin Österreich zappelt.

Doch nein! Ihr stellt es euch ja anders vor. Euer Haß gegen Österreich ist, so sagt und meint ihr, wahre Liebe zu Preußen und hiemit wahre Liebe zu Deutschland, weil Preußens Beruf sei, Deutschland unter seinem Regiment zu einigen. Nun sei dies letztere einmal ganz zugegeben, also auch, daß das spezifische Preußentum wahrer deutscher Patriotismus ist. Ja beim Himmel! und dann doppelt gewiß darf Preußen nicht untätig der Beraubung Österreichs zusehen! Wer Preußen wirklich wohl will, der wird ihm zurufen: sei in dem drohenden Weltkampf nicht neutral, vergiß die Folgen des Basler Friedens nicht! Wer ihm recht besonders wohl will, wer ihm eine große Rolle in Deutschland zugedacht hat, der wird es ihm zehnmal zurufen. Handle nicht, wenn ringsum die Welt aus den Fugen bricht, und du wirst zertreten, zermalmt, wirst ein Nichts! Die preußische Presse stellt sich als Schulmeister mit dem Stecken in der Hand vor uns hin und teilt Tatzen aus, als wären wir Preußens ungehorsame Kinder; kommt aber eine Gelegenheit, wo Preußen durch Handeln ein organisches Übergewicht in Deutschland wirklich gewinnen könnte, so rät sie ihm ab. Es steht im Abc der Politik, daß nur Aktion zu Macht und Größe führt. Nur ein Österreich, dem Deutschland beigestanden, fügt sich in einen Neubau Deutschlands, dessen Haupt es nicht wird. Österreich aber nicht beistehen heißt entweder: Österreich, durch fremden Beistand gerettet, erneuert sein altes System und mit ihm den Druck auf uns, oder: wir gehen mit ihm zugrunde. Denn fremder Beistand ist ja nicht undenkbar, Rußland hat eigenes Interesse genug, gegen einen Aufstand Ungarns noch einmal mitzuwirken, und dann kann Österreich eines Angriffs auf Venedig sich wohl erwehren.

Doch freilich, ja freilich, ihr habt uns kürzlich gestanden, daß ihr auch eine Aktion wollt, nur allerdings ein bißchen anders als wir. Das Wort, das euch schon lange auf der Zunge lag, ist euch endlich über die Lippen gegangen — „Bund mit Frankreich" heißt es, falls Deutschland nicht gutwillig unter Preußens Oberleitung sich gäbe.

Dahin führt der Fanatismus; er kann ganz ehrenhafte Naturen so vergiften, daß sie beim Verrat ankommen, ohne des Verbrechens sich bewußt zu sein. Fanatismus ist immer sophistisch. Wir sind weit entfernt, vollzogenen Verrat, niedrige Motive bei dem Blatt anzunehmen, das zuerst dieses Wort aussprach; aber weiß Gott, es ist ein geringer Trost; denn leichter verschmerzt es eine Nation, daß einige bestochene Verräter sich in ihrem Schoße befinden, als daß man in ihrem Schoße zweifellos honett und gleichzeitig von sophistischer Verfälschung aller politisch ethischen Begriffe so bis auf das Mark zerfressen sein kann. Mit solcher Verirrung verglichen sind die Kreuzritter gesund und patriotisch; wir müssen dem Himmel danken, daß es sie noch gibt. Und wohl uns, daß ihr nicht die preußische Regierung seid! Vergeb' es euch der himmlische Vater, denn ihr wisset nicht, was ihr tut, und seht den Galgen nicht, den der Pharisäer Frankreich für Preußen schon errichtet hat, daß es daran baumle, wenn es ihm gelungen wäre, es zum Judas an Deutschland zu machen!

Euer Boden ist der innere Kampf für Freiheit, Recht und Verfassung; wir ehren ihn, wir stehen bei euch, kämpfen mit euch. Nun aber bringt ihr für den Fanatismus eurer äußern Politik den weitern Grund vor, es sei keine Zeit für den Krieg, wir müssen wohl unser inneres Verfassungsleben ausbauen. Die Franzosen werden schön warten, bis wir damit fertig sind! Es ist ganz wahr, daß man heute noch bequem durch das Brandenburger Tor spazieren kann, ohne ein einziges Paar rote Hosen zu sehen. Wenn wir hübsch ordentlich nur im Innern des Hauses mauern und zimmern, wird es aber bald anders aussehen, und habt ihr nur erst die roten Hosen in euern Häusern und Straßen, so mögt ihr dann zuschauen, wie es mit eurer Verfassung aussieht; auch könnt ihr euch dann gelegentlich besinnen, was angenehmer ist: französische Marschälle mitten unter uns, oder ein durch preußische Hülfe uns fügsamer angebildetes Österreich und einige durch dieselbe preußisch-deutsche Tat biegsamer gewordene Kleinstaaten und Mittelstaaten neben uns.

Die „National-Zeitung" hat das gute Wort von Rodbertus, v. Berg und Bucher mit Worten kalter Ironie begleitet. Niemand werde sich ihm anschließen als die Süddeutschen und einige Flüchtlinge, welche die Dinge idealistisch betrachten, weil sie nicht mitten

im Kampf der Gegensätze stehen. Was die Flüchtlinge betrifft, so diene zur Nachricht, daß gar mancher von ihnen zur Ideologie der preußischen Liberalen halten wird — Ideologie: denn mit Verlaub müssen wir die Begriffe umkehren, uns die konkrete, euch die abstrakte Auffassung zuerkennen. Es gibt unter den Flüchtlingen begreiflich nicht wenige, die auf dem Standpunkt von 1848 und 1849 stehen geblieben sind. Die deutsche Volkserhebung galt in erster Linie den innern Freiheitsrechten: erst spät begriffen wir alle, daß zuerst die Einheit gegründet werden müsse. Nach der Ebbe der Bewegungsflut begriffen wir weiter, daß die Einheit ohne eine neue große Erschütterung aller Verhältnisse nicht zu gründen sei, daß nur ein Nationalkrieg sie bringen könne, und, als Napoleons Politik ihr Geheimnis lüftete, daß er diesen Krieg uns bringen werde. Die tiefe Verbitterung, mit welcher die Mehrzahl der Flüchtlinge von ihrem Vaterlande schied, macht es begreiflich, daß sie auf der ersten Stufe dieser Ideenreihe stehen blieben und nichts im Auge behielten als die innern Übel Deutschlands, Druck, Unrecht und Zwang. Unter ihnen befanden sich ohnedies auch Demokraten vom reinsten Wasser. Dem absoluten Demokraten ist der Staat eine lockere Verbindung von Monaden, die notdürftig soviel, als gerade nötig ist, von ihrer Willkür opfern. Das Freiheitsprinzip auf diese Höhe geschraubt, ist schlechtweg zentrifugal, der unbedingte Freiheitsenthusiast hat und kennt kein Vaterland, also auch kein Gefühl der Ehre des Vaterlands, er ist dafür rein abgestumpft. Daß uns der Franzose verachtet, will er nicht sehen; eine welsche Phrase genügt ihm, der Narr der französischen Politik zu werden, und sein liebster Wunsch ist, mit den edeln Völkerbefreiern gegen die Tyrannen im eigenen Vaterlande zu ziehen; für den erwiesenen gnädigen Dienst wird er ihnen die Rheinlande schenken. Ach, sie sind leider nicht nur draußen unter den Flüchtlingen, diese reinen Patrioten! Im Herzen Deutschlands, auch in Süddeutschland, könnte ich Männer nennen, die, sonst ganz ehrenhaft, von den Irrlichtern des Idealismus in diesen stinkenden Sumpf geführt sind. In der Schweiz braucht man nicht lange zu fragen, wie es kommt, daß ein Land, dem fast ein Sechsteil des deutschen Gesamtheeres überlegen wäre, mit so wenig verhehlter Geringschätzung nach uns herübersieht: eine Hauptschuld trägt das ehrlose Schimpfen von Deutschen auf ihr Vaterland, das Ausbreiten

unserer schwarzen Wäsche vor Schweizern, die sich eben nicht beeilen, zum Gegendienst die ihrige vor uns auszubreiten. Zu schweigen von denen, die ganze Kloaken voll klebrigen Krötengifts vor den höhnenden Blicken des Auslands auf ihre Heimat ausspritzen. Das patriotische und das absolut demokratische Prinzip stehen sich schroff, schlechthin gegenüber. Der Patriot kann auch Demokrat sein, der absolute Demokrat kein Patriot. Jener will ein Vaterland, frei oder unfrei, gut oder schlecht, und er will es geehrt wissen wie sich, wie seine eigene Person. Dieser will frei sein, gleichgültig wo, und eine Freiheitsfloskel vom Feinde des Vaterlandes kann ihn verführen, daß er sich gelüsten läßt, mit ihm gegen die heimischen Altäre zu wüten. Die „National-Zeitung" kann sich aus der Mitte dieser Flüchtlinge die bessern auslesen, die nur in dem einen Punkt verkehrt sind, und Unterschriften gewinnen nach Lust; die Erklärung von Rodbertus wird hier nicht allzu viele finden, die im Exil mit der Nation fortgeschritten sind und sich das Auge frei erhalten haben.

Diese Erklärung ist allerdings nicht sehr klar abgefaßt; ihrem wackern Inhalt verschlägt es nichts, sie hätte aber das Objekt der Tätigkeit für eine patriotische Politik deutlicher bezeichnen sollen. Wir wollen nicht unbedingt deutsche Hilfe für Österreich bei einem Angriff auf Venedig; wir wollen sie nur in dem Fall, daß Österreich nach einem Sieg hinter den Piemontesen die Franzosen findet. Allein die venezianische Frage ist ja nur ein Teil des Problems, sie läßt sich von der ungarischen (und slawischen, die daran hängt) gar nicht isolieren. Noch in den Tagen, da die Erklärung von Rodbertus erschien, war es höchst wahrscheinlich, daß Garibaldi eines schönen Tages in Dalmatien auftauchen, mit lawinenartig schwellendem Anhang nach Ungarn ziehen werde und daß dann, wenn die ungarische Revolution Österreichs Wehrkraft ganz oder fast ganz verschluckte, Piemont es an der Ferse, an Venedig, fassen werde. Und wir verlangten, daß Deutschland in Ungarn Hülfe leisten solle, damit russischer Beistand hier entbehrlich werde und Österreich ohne ihn seinen Arm frei habe, um Venedig zu verteidigen: in Ungarn, nicht um es einer Reaktion, wie die letzte war, in den Rachen zu führen, sondern um es unter verfassungsmäßigen Zuständen Österreich, Deutschland zu erhalten.

Neuestens verliert diese Vorstellung vom Gang der Dinge an Wahrscheinlichkeit. Es wird Cavour wohl gelingen, Garibaldis Schwert in der Scheide zu halten, denn Piemont will für jetzt Venedig nicht angreifen, offenbar, weil es in Ungarn leider nicht deutsche, sondern russische Hülfe für Österreich fürchtet, ein Angriff auf Venedig aber und eine Insurgierung Ungarns einander stützen und decken sollten; und so werden beide miteinander unwahrscheinlich. Dagegen steigen nun drohende Zeichen am nördlichen Himmel für Deutschland auf. In der dänischen Angelegenheit scheint Frankreich den Vorwand suchen zu wollen, um sich auf uns zu stürzen, und Rußland und England werden wahrlich nicht unsere Freunde sein. Handelt Preußen als Vollzieher des zu erwartenden Bundesbeschlusses, so liegt sehr nahe, daß wir den Krieg gegen eine Welt von Feinden haben werden.

Hätten nun die preußischen Blätter, welche aus Haß Österreichs gegen das Handeln sind, in einem Krieg, der diesem gilt, von dem dänischen Krieg, der nunmehr uns droht, bloß in Rücksicht auf die ungeheure Gefahr abgeraten, so wäre das eben einfach eine Bedenklichkeit, die immerhin manches für sich anzuführen hätte. Nicht dies aber ist geschehen, sondern das Unglaublichste, Abgeschmackteste und zugleich Giftigste, worauf eine menschliche Phantasie geraten kann. Leider gieng selbst die „National-Zeitung" voran mit dem Gifttropfen des Argwohns: die Übertragung der Exekution an Preußen werde eine List Österreichs und der Mittelstaaten sein, um es anderwärts ruhmlos zu beschäftigen, um es in der großen Machtfrage Deutschlands vom Halse zu haben. Herr v. Beust hatte ja dafür gesprochen, und daß die Sachsen sich im Jahre 1848 in Schleswig so wacker geschlagen haben, gehört ja gar nicht hieher! Die „Volkszeitung" nahm es auf, die „Vossische" und natürlich die „Kölnische" warnten auf Grund dieses Verdachts vor dem Kriege gegen Dänemark. Nach dem elfjährigen Wehruf über die Schmach Deutschlands, über das Leiden der preisgegebenen Brüder — endlich, endlich ein Wagen, ein Entschluß und — nun! Dabei vergesse man nicht: als diese Warnung auftrat, war ein Krieg in Venetien und Ungarn noch nicht unwahrscheinlich geworden; also während Österreich noch im Sommer zu Teplitz sich um Preußens Hülfe angesichts dieser Gefahr bewarb, sollte es jetzt, wo es derselben eben zu bedürfen schien, es

beiseite schieben wollen! Doch das ist nur die Abgeschmacktheit; aber was soll man von einem Volke sagen, wo höchstverbreitete Zeitungen ihren vielen Tausenden von Abonnenten die Bosheit dieses Gedankens bieten dürfen, von einem Volke, das seufzt und drängt und klagt und ruft Jahr um Jahr, daß eine zum Himmel dampfende Schmach endlich abgewaschen werde, und dann — „es wird eine Mäusefalle sein — also lieber nicht — laßt's gehen —!" Schreiber dieser Zeilen hat es immer für unrecht gehalten, im Streit dem Gegner seine natürliche Bedingtheit, seine Nationalität aufzudrücken, statt ihn zu widerlegen. Hier aber wahrlich bedarf man zum Troste der Erwägung, daß der Israelit nur ausnahmsweise an eine europäische Heimat mit seinem ganzen Herzen anwachsen kann; das ist nur natürlich und im Grunde kein Vorwurf. Aber wer sich bewußt ist, als Fremder das Land nicht wahrhaft zu lieben, wo er wohnt, der sollte auch das Wort nicht haben, wo es sich um dessen höchste Interessen handelt, nicht den kosmopolitischen Prediger machen, wo wir durch Taten für unser eignes Haus uns aus der politischen Verwesung retten wollen. Mit einer wahren Aasgier studiert und verfolgt, Blatt aus, Blatt ein, die „Volkszeitung" die Anzeichen innerer Auflösung in Österreich. Hätte es erst sich aufgelöst, so könnte sie bei der Gelegenheit, wenn sie über die Schulter nach Preußen schaut, die Entdeckung machen, daß das Gasthaus, worin der ironische Prosektor angesiedelt ist, daß Preußen mit zerfallen ist, und ihr Triumphruf müßte sein: Au wai, ich hab's gewunne!

Hätte man — so sagten wir — mit Hinweisung auf die äußeren Gefahren eines jetzigen Kriegs gegen Dänemark vor ihm gewarnt, so wär' es nur Bedenklichkeit. Wir wollten kein stärkeres Wort brauchen, weil in der Tat diese Gefahren ungeheuer sind, und weil es, um ihnen fest ins Angesicht zu schauen, eines außerordentlichen Muts bedarf. Denn daß Frankreich daraus einen Vorwand zum Kriege gegen Preußen nehmen werde, ist nur die eine der drohenden Möglichkeiten. Es kann umgekehrt diesem Krieg zusehen, ihn scheinbar begünstigen, während es unter der Hand dafür sorgt, daß Preußen die äußersten Schwierigkeiten bereitet werden, in Wahrheit aber die Zeit, wo es dort beschäftigt ist, benutzt, um die aufgewühlten Nationalitäten nun doch ohne Aufschub gegen Österreich loszulassen

und sich dann auf Deutschland, das nur mit halben Kräften in den Kampf eintreten kann, unversehens mit voller Macht zu werfen.

So bewährt sich denn in dieser schwülen Weltlage, was immer vorauszusehen war: sobald sich Deutschland regen will, um aus seiner Ohnmacht herauszukommen, hat es alle Welt zum Feind. Einen Verzweiflungskampf bis auf den letzten Tropfen Bluts muß es wagen; wagt es ihn aber nicht, so erstickt es in sich, verfault von innen heraus und wird zerbröckeln. Schiebt ihn auf, den Kampf auf Leben und Tod: morgen, übermorgen, übers Jahr, über zehn, über hundert Jahre liegt die Sache wie heute — will Deutschland eine Verbindung werden, so muß es sich im Kampf mit allen Verbindungen Europas heraushauen. Der Unterschied ist nur der: wagen wir's jetzt, so haben wir noch die Kraft zu siegen; je länger aufgeschoben, desto mehr verkommen wir, desto weniger ist Hoffnung auf Sieg.

Übersehen wir nun in diesem furchtbaren Augenblick den Stand der öffentlichen Meinung in Deutschland, so bietet sich das trostlose Schauspiel, daß sie in zwei absolut feindliche Hälften zerfällt. Die eine erkennt die Lage, die andere nicht. Die eine will die Netze durchhauen, in welche wir eingesponnen sind, die andere meint: wir könnten im Frieden, oder gar im Bunde mit dem netzestrickenden Feind, zur Freiheit und wirklichen Einheit uns emporhelfen. Jene ist patriotisch, diese kosmopolitisch; jene deutsch, diese fanatisch preußisch; diese haßt mit der Verbissenheit des Wahnsinns nur Österreich, und was jene noch tödlicher haßt, das ist eben der Nichthaß Frankreichs bei dieser. Schnitte man jetzt nach der Einteilungslinie dieser wild verfeindeten Parteien durch die deutsche Nation hindurch, so würden zwei Teile entstehen, die sich fremder sind, als je zwei verschiedene Völker es waren. Und so stehen wir da, angesichts eines Kampfes der Nation auf Leben und Tod mit Feinden, die auf allen Seiten uns bedrohen! Eingeschnürt, daß uns die mächtigen Adern zu bersten drohen, die jene Partei öffnen will, diese noch enger bindet!

Ein dunkler Trost bleibt übrig bei diesem verzweifelten Bild: er liegt in der Vermutung, daß das Lager unserer Gegner schwächer sei, als es scheint, daß sie entschieden in der Minorität seien. Es bedarf hiezu einer Probe, es bedarf eines Mittels, die wirkliche

Majorität herauszubringen. Nun, und zu diesem Zweck kann die Erklärung von Rodbertus, Bucher und v. Berg dienen. Wir halten, ehrlich gestanden, sonst nicht viel von solchen Unterzeichnungsgeschichten, diesmal aber stimmen wir sehr dafür. Es handelt sich ja zugleich auch darum, herauszubringen, was eigentlich der sogenannte Nationalverein sei. Nimmt er die Massen, welche sich für die Erklärung von Rodbertus aussprechen, in seinen Verband auf, so ist er, was er sich nennt: deutscher Nationalverein; schließt er sie aus, so ist er, als was er uns bisher erschien: eine bloße Partei. Allein jene Erklärung müßte genauer formuliert, kürzer und populärer redigiert werden; sie müßte für die unbedingte Festhaltung der Donauländer, für Teilnahme an einem Krieg um Venedig unter der Bedingung sich aussprechen, daß Frankreich sich in ihn mischt; dieses überhaupt als unsern wahren, ersten und letzten Feind bezeichnen; sie müßte jetzt für mutiges Handeln gegen Dänemark trotz allen Gefahren sich erklären und überhaupt Deutschland aufrufen, daß es einen großen Krieg nicht scheue, weil er der einzige Weg ist, zur Einheit zu gelangen, deren Form wir noch als offene Frage behandeln müssen — zur Einheit, die erst befestigt sein muß, wenn es möglich sein soll, im Aufbau eines gemeinschaftlichen Verfassungslebens uns die innere Freiheit zu sichern.

(Allgemeine Zeitung, 29. und 30. Januar 1861.)

Vorschlag zur Güte an Viktor Emmanuel von Piemont und an Herrn v. Vincke von Hagen.

Mit seinem berühmten Amendement, das er am 6. Februar im Abgeordnetenhause zu Berlin siegreich durchgesetzt hat, will Herr v. Vincke natürlich sagen, daß auch Venedig, und was dazu gehört, an Piemont fallen solle. Und er hat recht, gewißlich recht, ohne Ironie, es ist uns ganz Ernst: Venedig gehört Italien, soll an Italien kommen. Nun ist es aber so eine eigene Geschichte mit nationalem Länderanspruch: was dem einen recht ist, das muß dem andern billig sein. Uns Deutschen gehört zum Beispiel Elsaß und Lothringen, ganz gewiß, ohne Ironie. Soll es nun daran gehen, daß man herausgibt, was man von Ländern fremder Nationalität besitzt, so gehört zur Wechselseitigkeit auch die Gleichzeitigkeit. Es kann nicht eine Nation mit dem Hergeben anfangen, gemütlich hoffend, daß die andern hübsch nachfolgen. Da ist der Tisch Europas; wir sollen hintreten und Venedig, noch einiges dazu, darauf legen, in der Erwartung, Frankreich werde es uns nachtun, Elsaß und Lothringen daneben hinlegen, England Malta und die Jonischen Inseln usw. Das geht nicht; wir werden aus der Tasche ziehen, was wir haben, und es hinlegen, nicht früher als just in dem Augenblick, wo die andern auch ziehen und legen.

Nun steht da eine Kleinigkeit im Wege: Frankreich wird nicht wollen. Dieser hinderliche Umstand führt uns aber gerade auf die Auskunft, nach der wir zielen. Wir müssen nur vorher noch einen Punkt aufnehmen, ein Bedenken, das zwar Herrn v. Vincke schwerlich in seinem Siegesjubel stört, aber etlichen andern Deutschen so hie und da aufsteigt. Der westfälische Ritter ist überzeugt, daß das neue Italien sich beeilen wird, zu Deutschland zu halten; er zweifelt nicht, daß es Arm in Arm mit uns das Jahrhundert in die Schranken fordern, vorerst gewißlich mit uns gegen Frankreich ziehen wird, wenn der Tanz losgeht. Und wirklich, Herrn v. Vinckes neuer Freund, Victor Emmanuel, hat ja in seiner Thronrede die deutsche

Nation seiner Sympathie versichert. Allein es steht hart daneben ein Wörtchen in dieser Rede, das da heißt: unauflöslicher Bund mit Frankreich. Welches von beiden Worten ist wahr, da nicht beide zugleich wahr sein können? Das ist die Frage, da liegt der Hase im Pfeffer. Mit Reden und Schreiben werden wir's nicht herausbringen; wir brauchen Beweis, mit welchem von beiden Worten es Ernst sei, Beweis, der zu greifen ist, Beweis „an dem kein Häkelchen sei, den kleinsten Zweifel daran aufzuhängen."

Italien rüstet zum Krieg, um Venedig zu erobern. Es will noch warten; aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben.

So liegen die Dinge. Jetzt haben wir beisammen, was wir brauchen, um auf unsern Vorschlag zur Güte zu kommen. Dreierlei haben wir: 1. gegen Venedig hat Deutschland das Elsaß und Lothringen herauszufordern; 2. wir wollen eine untrügliche Probe von der „Sympathie" Italiens mit Deutschland; 3. Italien bereitet Krieg, ohnedies und auf jeden Fall.

Wir bitten nun Herrn v. Vincke einzupacken, einen Paß zu nehmen und nach Turin zu reisen, daselbst seinem und Deutschlands neugewonnenem Freund aufzuwarten und ihm den Vorschlag zu machen: er möge das eben in Bildung begriffene italienische Gesamtheer, sobald es ganz organisiert ist, nach Deutschland herüberschicken, wo es, mit dem deutschen Bundesheer vereinigt, Elsaß und Lothringen uns erobern soll. Es kann nicht fehlen; wir können es zusammen fast auf zwei Millionen Mann bringen. Damit zwingen wir die beiden deutschen Länder den Franzosen ab. Für Italien macht es durchaus keinen Unterschied, ob sein Heer hier oder dort kämpft, da es ja kämpfen soll auf alle Fälle. Auch wird man Herrn v. Vincke nicht einwenden: es müsse jede Nation sich für das Ihrige selbst und allein umtun. Die Italiener haben sich ja gegen Österreich auch helfen lassen. Gut — und in der Stunde, wo wir mit italienischer Hilfe das Elsaß und Lothringen wieder erobert haben, soll Italien Venedig herausbekommen; genau zur selben Stunde, um 1 Uhr, 2 Uhr, 3 Uhr, kurz, was eben gerade die Glocke schlägt. Alles ist dann im Reinen. Italien hat das Seinige, wir das Unsrige; wir haben die Feuerprobe seiner Freundschaft, Italien die der unsrigen; es hat blutige Köpfe gegeben, aber die hätt' es ja im andern Fall vor Venedig gegeben: kommt auf eins hinaus. Also fertig, quitt! Punktum, basta!

Herrn v. Vincke soll es gut gehen, wenn er uns die Kleinigkeit, die sich so natürlich von selber macht, hübsch durchsetzt. Orden soll er bekommen, oh, der heilige Mauritius- und der heilige Lazarusorden und die Medaille von Mailand sollen Erbsen dagegen sein! Orden, eine ganze lange Schnur voll, die er sechsmal um den Leib wickeln kann! Und was am Ende er selbst, selbst er nicht ganz verachtet, Orden vom eignen Volk, Orden von deutschen Fürsten, Medaillen von deutschen Städten! Jetzt erst wird man die wahre Bedeutung des Erfolgs am 6. Februar erkennen; oberflächliche Menschen, welche dieses Ereignis isoliert betrachteten, die nicht ahnten, daß das nur der Teil eines erhabenen Dramas mit so glänzendem Schluß sei, werden beschämt verstummen; sie werden nicht mehr sagen: wie könnte man sich eines parlamentarischen Siegs erfreuen, und nun wird er in einer solchen Sache erfochten, nun ist es ein Sieg, der einem fremden Volk Freude bereitet und in das eigene eine neue Brandfackel des Hasses und der Zwietracht wirft! Sie werden gestehen: ja, jetzt erkennen wir „die Schöpfung im Zusammenhang". Herr v. Vincke kehrt mit dem Versprechen, mit dem geschlossenen Vertrag aus Italien zurück, die südlichen Züge schön gebräunt von der Sonne Hesperiens; wir schauen schon im Geiste seinen Triumphzug; gleich diesseits der Alpen spannen die dummen Süddeutschen, jetzt eines Bessern belehrt, die Pferde an seinem Wagen aus und sich selber vor; Blumen, Girlanden, Reden regnet es. So führt man ihn im Jubel bis Frankfurt; inzwischen ist bereits durch alle Gauen der Ruf nach einem deutschen Parlament erschollen, alle Regierungen haben eingewilligt; es tritt zusammen, und seine erste Tat ist, Herrn v. Vincke zum Statthalter in den neuen, schon so gut als erworbenen Provinzen des Reichs zu wählen.

Ah, bah! viel zu wenig!

Wir verstummen aber in schweigender Erwartung — bis, bis — das Gefühl reißt uns fort in der Sprache unsrer neuen Brüder zu schließen — E dunque aspettiamo, Signor di Vincke, finchè questa cosa sarà fatta!

(Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 27. Februar 1861.)

Ein Schützenfest in Frankfurt.

Eine kleine Friedenspredigt.

Während die Stadt Frankfurt mit höchst achtungswerter Hingabe zu dem zweiten, richtiger dem ersten, allgemeinen deutschen Schützenfest die Anstalten trifft, steigen leider bereits einige bedenkliche Wolken auf, welche dem schönen Unternehmen mit Schatten und Kälte drohen. Die Süddeutschen wollen sich nicht herbeilassen; in Schwaben, Bayern, Österreich glaubt man, es werde nicht ein Nationalfest, sondern ein Parteifest geben; ein Fest der „Gothaer, Kleindeutschen, Preußischgesinnten, Nationalvereinler", oder wie sonst wir, in liebreichem Überfluß der unzulänglichen Namengebung, die Anhänger eines Programms bezeichnen, das eben eine Meinung ist wie andere auch. Die Vermutung, das Fest werde durch die Majorität der Teilnehmer diese spezifische Färbung erhalten, geht vom ersten Versuch eines deutschen Schützenfestes aus, der im vorigen Sommer zu Gotha gemacht wurde; dort hatten allerdings die Anhänger des preußisch-unitarischen Programms (man erlaube den Ausdruck, es soll damit der Partei nicht, wie häufig geschieht, die Absicht einer eigentlich zentralisierenden Einheit untergeschoben werden), weitaus zum größten Teil Norddeutsche, das Wort, und wir haben einen süddeutschen Schützen über ihren ungemeinen Redebrang klagen und lachen hören. Die bestimmte politische Farbe ergab sich schon aus dem Ort und der bekannten Gesinnung des präsidierenden Fürsten. Er ist auch für das Frankfurter Fest zum Präsidenten gewählt; in Süddeutschland zählt keine Stadt und kein Staat so viele Mitglieder des Nationalvereins wie Frankfurt und das nahe Baden; Norddeutsche haben sich in großer Zahl zuerst zum Fest gemeldet; so ist der Schluß fertig, und der Schütze von Stuttgart, Ulm, Augsburg, München, Nürnberg, Innsbruck, Wien bleibt im Schmollwinkel sitzen, läßt die Büchse an der Wand, und denkt: schwätzt!

Ein hübsches Bild und Zeugnis unserer lieblichen Zustände! In der Tat, wie steht es jetzt um die Geister in unserm Vaterland?

In Gift und Galle hat sich ein großer, tiefer, charaktervoller Aufschwung des nationalen Willens zersetzt, tödlicher Haß scheidet das deutsche Volk in zwei Lager, die, wenn es heute zum Bürgerkrieg käme, wütender aufeinander als auf den gemeinschaftlichen äußern Feind schlagen würden. Das Unselige, Schicksalsvolle an diesem heillosen Schauspiel ist dies, daß wir niemandens Willkür darüber anklagen können. Der neueste Anlauf des Strebens der Nation zur Einheit trug den schwärenden Dorn mit seinem Ursprung schon in sich; er gieng aus vom Sommer 1859; die tiefe Empörung, daß es damals nicht zum Schlagen gegen den Erbfeind kam, nahmen die einen, das Frohlocken ebendarüber nahmen die andern, Hohn, Grimm und Haß aufeinander nahmen alle mit herüber in diese Zeit des Wachstums der Arbeit an unserer großen Aufgabe. Es bildete sich und stieg zu großer Stärke ein Verein, der sich Nationalverein nennt, während er durch sein anfangs latentes, jetzt zugestandenes Programm ein Parteiverein ist; nicht wenige seiner Anhänger lassen sich die logische Subreption beigehen, die Begriffe deutsche Einheit und preußische Hegemonie, das heißt die Begriffe Zweck und Mittel (das einem Teil der Deutschen gutdünkt) rein zu verwechseln. Sie denken und reden, als ob sie bis zur mathematischen Evidenz bewiesen hätten, daß, wer d i e s e s Mittel nicht wolle, den Zweck nicht wolle. Aber auch umgekehrt: die Föderalisten (wir wissen in der Kürze keinen andern Ausdruck) denken und reden, als hätten sie darum, weil ihnen d i e s e s Mittel verkehrt erscheint, bewiesen, daß die Unitarier insgemein mit diesem Mittel nicht den ausgesprochenen Zweck, nicht die Größe des Vaterlandes, sondern nur die Vergrößerung Preußens wollen.

Beide Lager sind reich an Patrioten vom besten Schrot und Korn, an braven Herzen und guten Köpfen; in beiden lebt dieselbe Liebe zum Vaterland, und gerade dieselbe Liebe entzündet in beiden denselben gegenseitigen Haß. Dies ist das Tragische unserer Lage: je mehr Begeisterung für den Zweck, desto mehr Grimm gegen den, der das Mittel will, das dem andern Lager zum Gegenteil, zur Vereitlung des Zwecks, zu führen scheint. So hassen sich wackere Patrioten, hassen sich in den Tod, schelten sich Vaterlandsverräter, Vaterlandsverderber. Was uns einigen sollte, eben die Einheit, der Wille der Einheit, gerade das entzweit uns. Beide schieben

und drücken am Wagen, der vorwärts soll, und beide in entgegengesetzter Richtung, bis — der Wagen zerbrechen wird. Das ist ein Schauspiel, daß die Teufel in der Hölle darüber lachen; o nein, es braucht keine Teufel: die Dämonen des Hohns wohnen in menschlichen Leibern, sie sitzen im Ausland ringsherum, und sitzen auf breitem Stuhl der Selbstsucht im Inland. Am politischen Hasse verschärft sich und, umgekehrt, den politischen Haß verschärft alles, was in der unmittelbaren Empfindung der verschiedenen Stämme, in ihren Instinkten, ihrer Geschmacksrichtung von Reibungsstoffen liegt. Nun erst kann man einander so recht eigentlich nicht ausstehen; der Schwabe, der Bayer würde dem Berliner vielleicht eher noch verzeihen, daß er statt mir und dir sagt mia und dia, und daß er Zucker auf dem Salat ißt, wenn er nicht in diesem Dialekt und bei solcher Speisekarte das Dogma verkündigte: Preußen könne sich nicht „majorisieren lassen", und umgekehrt: er würde ihm am Ende dieses Dogma eher verzeihen, wenn er es nur in weniger „unausstehlichem" Deutsch vortrüge und keinen Zucker auf dem Salat äße; mancher Preuße, mancher Hannoveraner würden vielleicht mit weniger Ironie und hoher Herablassung von den guten, naiven Bayern, Österreichern, Schwaben reden, wenn sie nur nicht zu den Ungeheuern, den Würzburgern, hielten, oder von dieser teuflischen Verschwörung milder urteilen, wenn sie nur auch sagten: mia und dia statt mir und dir, oder Feahd statt Pferd, und gezuckerten Salat, etwa auch Berliner „Fannkuchen" genössen. Unser Haß wird so zu einem Naturhaß, einem animalischen Haß, wie gewisse Tierarten einander nicht schmecken können. Es fehlte noch, daß man sich gegenseitig den Arhang, den Schwanz, vorrückt, als wäre es der Kopf. „Ihr haltet's mit den Pfaffen und Junkern", und „ihr mit Karl Vogt"; vergeblich sagen beide: nein, wir halten nicht mit Pfaffen und Junkern, nicht mit Karl Vogt, sondern leider diese mit uns; es bleibt dabei: haust du meinen Juden, so hau ich deinen Juden, nur daß hier die Postillone zugleich einander selbst hauen.

Nun haben wir den deutschen Schützenbund errichtet und wollen das erste große deutsche Schützenfest feiern. Ein solches Fest ist so recht dazu angetan, in der gehobenen Stimmung der Freude, im gesunden Element des Unmittelbaren, im Austausch von Blick, lebendigem Wort und Händedruck, im Gewimmel und lustigen

Knallen auszugleichen, abzurunden, was vom Gedanken aus die Geister stachlig gegeneinander sträubt. Aber nein, das muß auch hin sein! Auch da muß der Teufel sein Ei hineinlegen! Und diesmal trifft der Vorwurf mehr die Süddeutschen. Ihr wollt also nicht nach Frankfurt gehen, weil ihr da eine Majorität von norddeutschen Verbrechern zu finden fürchtet, welche die „kleindeutsche" Politik treiben? Nun ja, wenn die Mehrheit der bis jetzt zum Fest angesagten Schützenvereine zu diesem Lager gehört, dann gerade müßt ihr erst recht hin! Ziehet hin, je mehr Schützen, je besser, so sind ja jene nicht mehr die Majorität! Schwätzen die, so schwätzt ihr eben auch; tun sie das Maul auf, ihr habt ja auch eins. „So, auf daß gezankt werde statt Schießens und Festlust? Ist das nicht noch schlimmer, als wenn wir wegblieben?" Es wird kein entzweiender Zank werden, wenn ihr billig seid und über euren Parteistand euch mit einiger Selbsterkenntnis Rechenschaft ablegt. Dies führt zum Hauptpunkt, wo wir doch etwas verweilen müssen.

Die Partei, welche die preußische Hegemonie will, ist erstarkt durch die Lahmheit der Gegenpartei. „Naiv gesprochen," wird uns hier ein Anhänger der ersteren sagen: „ihr seid lahm, weil ihr kein Programm habt, und ihr habt keines, weil ihr keines haben könnt." Es ist wahr, wir haben in dem Sinn exakter Formulierung, wie die Gegner es haben, kein Programm, aber wir könnten für unser Ziel, obwohl es weniger strikt zu fassen ist, recht wohl energisch wirken, und wir wirken nicht, was wir könnten. Die Sache liegt so: jene sind mit allen Mitteln einer eifrigen Partei tätig für ein Programm, das zu realisieren nach unserer Überzeugung eine Unmöglichkeit ist, und wir sind zu wenig tätig für ein Ziel, das sich in ein so bestimmtes Programm nicht fassen läßt, das aber im Reiche der Möglichkeit liegt. Es dreht sich alles um die Frage: können Teile eines noch unkräftigen Ganzen, welche kräftiger geeinigt werden sollen, auf dem Wege geeinigt werden, daß einer der Teile die Rolle des Ganzen übernimmt? Wir antworten: nein, oder allerhöchstens dann, wenn dieser Teil an Höhe der innern Entwicklung, an weitgreifender Förderung aller berechtigten Forderungen des Jahrhunderts, an Genialität der Politik, an Entschluß, Talent wirklich den Vorrang vor allen andern hätte, und wir setzen hinzu: Preußen hat diesen Vorrang nicht, und ihr werdet nimmermehr,

wie sehr ihr auf baldiges Erreichen des Ziels verzichtet, ihr werdet durch keine noch so anerkennenswerte Geduld eurer Arbeit es dahin bringen; aber auch wenn Aussicht wäre, daß ihr nach ungewiß langer Zeit machtet, was niemand machen kann, daß ihr das Wunder schüfet, wir können so lang nicht warten, wir können's nicht auf die lange Bank schieben. Auf dieser einfachen Logik, daß ein Teil nicht das Ganze werden kann und soll, ruht der Widerstand der Fürsten und ebenso des größten Teils der Bevölkerungen im außerpreußischen Deutschland. Ja: Fürsten und Bevölkerungen; aber dennoch schließt dieses „und“ ein gar großes Fragezeichen in sich. Die Gegner sagen uns: „es ist nicht wahr, nicht der Grund dieser einfachen Logik ist es, auf welchem die ‚Würzburger‘ der Idee des Bundesstaats unter preußischer Leitung widerstreben; auch die Opfer würden sie einer Einigung Deutschlands nicht bringen, die eine nur irgend straffere föderalistische Form derselben ihnen auferlegen würde; versucht es nur, und ihr werdet es sehen! Eure Fürsten wollen angeblich eine Einheit, bei der sie auch wieder mitwirken, also wenn sie etwa ein Drittel ihrer Souveränität opfern, einen Teil des Drittels wieder herausbekommen: es ist nur Vorwand, sie wollen nicht bloß den Teil des Drittels opfern, sondern gar nichts.“ Gut, und wir, die Bevölkerungen, denen es mit dieser Logik einfach Ernst ist, wir sollten die Probe verlangen und legen statt dessen die Hände in den Schoß. Wir hätten unsern Regierungen zu sagen: wenn ihr nichts tut, um zu zeigen, daß ihr bereit seid, das Stück eurer Souveränität, das ihr einer deutschen Einheit jedenfalls zu opfern habt, auch wirklich hinzugeben, so glauben wir nicht, daß ihr irgendeine kräftigere Einheit wollt. Für diese Forderung nun eben ist nirgends der Eifer, die Rührigkeit, Tätigkeit unter den föderalistisch Gesinnten, wie sie die preußisch-unitarisch Gesinnten für ihren Zweck allerdings entwickeln; darin beschämen sie uns. Eine nur irgendwie vereinfachte Exekutivbehörde und ein, wenn auch anfangs auf noch so unzulänglichen Grundlagen eingesetztes Parlament: dieses bescheiden Gute, das freilich lange nicht das Beste, das aber erreichbar ist, wir wollen es, und doch ist nirgends der Grad von moralischem Druck wahrzunehmen, der es allein erreicht, der aber freilich ausdauernde, angespannte Tätigkeit aller Patrioten, stete Bearbeitung aller Schlum-

mernden, das tatkräftigste geschlossene Auftreten der Abgeordneten in allen Vertretungen unserer Staaten voraussetzt. Und weil es uns an diesem Fleiß und Eifer fehlt, so fassen uns die unitarischen Gegner mit unsern Regierungen, denen sie einen Willen der Unterordnung unter irgendwelche neue Form der Einheit überhaupt nicht zutrauen, in eine Kategorie des stumpfen, selbstsüchtigen Widerstands zusammen. Also noch einmal: dort das exaktere Ziel, das aber wir als unpraktisch verwerfen, und dafür die unverdrossene Tätigkeit, die nach unserm Dafürhalten zum Übel führt; hier das unscheinbare, aber nach unserer Überzeugung praktische Ziel, und dafür zu wenig Tätigkeit. Wir sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den wir vor Germania haben sollten! Nun, und das führt uns auf den Frieden zurück, die Versöhnung, ohne die wir kein Nationalfest feiern können. Wie wäre es denn, wenn die Partei des Nationalvereins sich zu dem Gedanken einer „Abschlagszahlung" verstünde? Die „Süddeutsche Zeitung" hat es einmal gesagt: wenn aus dem Lager der Mittelstaaten nur irgend eine Verbesserung der kollektiven Bundesgewalt mit einer Nationalvertretung ernstlich geboten würde, sie würde nicht die letzte sein, die mit dieser Abschlagszahlung fürlieb nähme. Ein wahrer verdammter Hexenkreis ist es, worin die deutsche Frage verrannt ist: die Mittelstaaten (und ihre Bevölkerungen in Mehrzahl mit) verhindern, daß der Bundesstaat unter preußischer Leitung werde, und Preußen mit seinen Anhängern hindert, daß die föderative Neugestaltung werde. Sollte heut ein neues Vorparlament und dann ein Parlament in der Paulskirche tagen: die Preußen und Preußischgesinnten kämen nicht, weil die Bayern, Schwaben, Sachsen usw. nicht wollen, was sie wollen, und umgekehrt: facit = Null! Die Patrioten sollen um Himmelswillen bedenken, daß, wenn es uns auch in der bescheidensten Form gelingt, eine stehende, periodisch wiederkehrende Volksvertretung am Bunde durchzusetzen, die Nation doch bei der Hand ist, das Ding am Zipfel hat, die deutsche Politik organisch kontrollieren kann! Dann besonnen und vernünftig weiter, vorwärts!

Die Schützen in Frankfurt werden nicht als Vorparlament in die Paulskirche ziehen, sie werden nicht nach Hanau oder Kassel rücken, um einen Putsch zu machen; sie werden schießen, trinken, singen, Trinksprüche ausbringen; den Zweck der deutschen Einheit

wird keiner herausschießen. Wir haben über solche Feste keine Illusion, als könnten sie direkt irgend einen politischen Nutzen bringen. Aber man sieht sich, man schmilzt zusammen im Festgefühl, man tauscht seine Gedanken aus, man kommt wärmer, gehobener nach Haus zurück. Es ist eine Form, keine Realität, aber eine Form, die zur Realität unberechenbar mitwirkt, nicht das Meer, aber ein tüchtiger Zufluß zum Meer und erwünscht vor allem als eines der Mittel, den giftig gärenden Haß zu lösen, zu schmelzen. Es ist doch etwas gewonnen, wenn man den Gegner menschlich achten und lieben lernt, dieses und jenes Vorurteil hebt sich doch auch in vernünftigem Gespräch auf. Wir möchten noch auf zwei Punkte hinweisen als auf Beispiele von Verkennung und Blindheit, über die sich doch im heitern Austausch festlicher Tage unter richtigen Herzen und Köpfen Billigkeit und Einsicht sollte ergeben können, Beispiele aus beiden feindlichen Lagern. Im preußischen und preußisch-gesinnten fehlt fast allgemein jede richtige Erkenntnis des Verhältnisses zu Österreich. Wenn jemals — wir glauben es nicht — aber wenn jemals Österreich den Bundesstaat mit preußischer Oberleitung zugeben soll, so ist doch sonnenklar, daß man sich billig mit ihm abfinden muß, und die absolute unerläßliche Hauptbedingung eines solchen Abfindens ist die Garantie Ungarns und der Slawenländer, um die verwickeltere venezianische Frage, wo es sich um den Fall der Unterstützung eines italienischen Angriffs durch Frankreich handelt, hier beiseite zu lassen. Während nun dies jedem Verstand einleuchten sollte, meint man dem Vaterland zum Heil zu reden, wenn man auf der Rednerbühne zu Berlin recht wacker gegen jeden Gedanken eines Beistandes an Österreich loszieht, hält man es dort für die verständigste Politik, Österreich ja recht tödlich zu verletzen, und spukt in breiten Massen des nördlichen Deutschlands noch der Wahn: man könne und solle durch Österreichs Erniedrigung und Zertrümmerung steigen. Wer nun so denkt und nicht ohnedies bemerkt hat, daß Österreich noch existiert und recht wohl die Kraft hat, Preußen Beschämungen zu bereiten, wer aus den „identischen Noten" nicht gelernt hat, daß dieser Weg sicher zu einem zweiten Olmütz für Preußen führt, und wer mit solchen Begriffen nach Frankfurt zum Schützenfest kommt: soll es denn dem nicht zu wünschen sein, daß er Österreicher findet, an denen er in Fleisch

und Blut sich überzeugen kann, daß Österreich eine Realität ist, und Süddeutsche, die ihn belehren, daß man Österreichs Freund sein kann, ohne Pfaffenknecht und Reaktionär zu sein? Wir kennen einander noch zu wenig, sehen und hören uns zu wenig, wir müssen uns erst ineinander rütteln und schütteln. Wenn nun auch nur etliche hundert Preußen, Norddeutsche in Frankfurt beim Schützenfest heller sehen lernen in der österreichischen Frage, so hilft das gewißlich nicht zur Verwirklichung des preußisch-deutschen Bundesstaats, aber Vernunft kann man immer brauchen, sie ist für alle Fälle gut wie das schöne Wetter.

Den Diesseitigen aber möchten wir als ein gutes Rezept gegen Parteihaß empfehlen, daß sie das badische Schreiben an Sachsen in der deutschen Reformfrage einmal unbefangen lesen mögen, wenn sie es noch nicht getan haben. Mag man über das Programm denken, wie man will, tief vom Haß verblendet muß der sein, der nicht den reinen und edlen Geist in dieser Schrift des Herrn v. Roggenbach freudig anerkennt und begrüßt. Endlich einmal sagt es eine deutsche Regierung heraus, das Wort, daß es sich nicht darum handelt, wie viel behalten, sondern wie viel opfern, daß uns nicht die Selbstsucht, sondern die Hingabe zum Ziel führt. Es ist die sittlichste Staatsschrift, die seit Menschengedenken in Deutschland aufgetreten ist. Bringt es mit vereinten Kräften erst dahin, daß ihr für euer föderalistisches Ziel Minister schafft, die von solchem Geist beseelt sind, nachher ist es dann noch lange Zeit, über das Mittel zu schelten, das ein so achtbarer Wille dort als das beste für den Zweck erwählt hat! Und noch etwas: vergessen wir nicht, wie wacker das preußische Volk und seine Abgeordneten jetzt in der innern Verfassungsfrage stehen und kämpfen, oder richtiger, vergessen wir darüber, wie kurzsichtig sie in der Mehrzahl über das Problem der deutschen Einheit im Verhältnis zu Österreich denken!

Und wenn das alles noch nicht hinreicht, unsern süddeutschen Schützen aus dem Schmollwinkel hervorzuziehen, nun so mag das eine Wort über die gegenwärtige Lage Deutschlands ihm vielleicht ans Herz langen: wir haben es — wir, die Fürsten, die Regierungen und wir deutsches Volk — durch unser Zerren und Zanken seit drei Jahren dahin gebracht, daß, wenn es heute dem Feind einfiele, einen raschen Schlag gegen Deutschland zu führen, er uns uneiniger,

morscher fände als jemals; ja das Bild, das wir darbieten, ist an sich schon so einladend, daß die wachsenden innern Verlegenheiten, das täglich fühlbarere Wanken seines Throns ihn doppelt leicht bestimmen können, die verführerische Gelegenheit zu benutzen. Wie dann? Dann braucht man vielleicht doch neben den stehenden Heeren auch die Schützen, und wenn auch diese nicht zusammenhalten, wie dann?

Noch möchten wir hier zwei äußerliche Punkte zur Sprache bringen, die dem Schützenfest einigen Eintrag zuzufügen drohen. Der eine bezieht sich auf die Waffe. Der Ausschuß hat als einzuführendes Gewehr den schweizerischen Ordonnanzstutzen festgesetzt (nebenbei gesagt: das Reglement ist noch immer nicht erschienen; man hat jenen Beschluß nur in den Zeitungen als vorläufige Notiz gelesen; dies ist auch ein Mißstand). Dieser Stutzen ist aber, obwohl in der Schweiz bei den Scharfschützenbataillonen und den sogenannten Feldschützen (Mitgliedern der Vereine gegen das kompliziertere Schießen mit dem sogenannten Standstutzen) eingeführt, dennoch eine Waffe, gegen deren Zweckmäßigkeit sich sehr viele Stimmen in Deutschland alsbald erhoben. Sie ist so schwer, daß beim Schießen der Ellbogen des linken Arms in die Seite eingesetzt werden muß, und auf dem Marsche muß sie sehr beschwerlich sein; geladen wird sie auch im Militär nicht mit Patronen, die zugleich das Pflaster bilden, sondern das letztere wird getrennt aufgesetzt. Dies sind Umständlichkeiten, welche gegen ihren Vorzug, die ungemeine Präzision und Gleichmäßigkeit des Aushaltens bei fortgesetztem Schießen, sehr bedenklich in die Wagschale fallen. Wir befinden uns darüber zwar in keiner Täuschung, daß wir so bald nicht eine volkstümliche Wehrverfassung haben werden, zu der unsere Schützen in ein organisches Verhältnis treten könnten; allein treibt man einmal die Kunst des Schießens, so treibt man es doch offenbar zweckmäßiger gleich so, daß man es im Notfall praktisch im Krieg anwenden kann, und wir wissen ja doch nie, ob der Notfall nicht früher oder später eintritt. Auch einer etwas leichteren Waffe, die beim Schuß frei an den Backen heraufgenommen und mit schon gepflasterter Patrone geladen wird, kann recht wohl die nötige Präzision und Ausdauer bei starkem Gebrauch gegeben werden. Ferner hat der Ausschuß eine Anzahl von Scheiben für den sogenannten Standstutzen ein-

geräumt; darunter ist zwar nicht, wie man bei uns häufig meint, jene ganz schwere Büchse zu verstehen, welche aufgelegt werden muß, sondern eine solche, die sich vom Ordonnanz- oder Feldstutzen nur durch künstlicheres, bloß auf eine bestimmte Distanz berechnetes Visir (Diopter und nadelförmiges Korn) unterscheidet, und wobei allerhand Hülfen für den tragenden linken Arm erlaubt sind; aber es ist dies dennoch ein alter Zopf, so gut wie das aufgelegte Schießen, den man lieber ganz beseitigte, oder bloß als Ausnahme bei höchstens e i n e r Scheibe zuließe. Doch dieser Punkt wird wohl bei dem Frankfurter Fest noch einmal in Beratung genommen werden. Ebenso wird die ganze Schießordnung noch nicht als unabänderlich zu betrachten sein, und übrigens, wenn sich keine finden läßt, mit der alle zufrieden sind, so bedenke man, daß etwas Allgemeines niemals allen gleich recht sein kann.

Ein andrer Umstand, welcher Verstimmung erregt hat, ist der Beschluß des Frankfurter Komitees: am Schießplatz ein Eintrittsgeld zu erheben. Es werden dafür zwei Gründe angeführt: man besorgt, daß ohne diese Maßregel die großen Kosten nicht hereinkommen, und man befürchtet, daß zuviel lästiger Besuch sich eindränge, wogegen dann die Polizei sich zu fühlbar machen würde — zwei Gründe sehr verschiedener Art, von denen doch wohl einer der entscheidende sein wird, und begreiflicherweise vermutet man, dies werde der erstere sein. Uns ist aber aus der Schweiz kein einziger Fall bekannt, wo der Ertrag nicht die Ausgaben reichlich ersetzt hätte; sind sie in Frankfurt größer, so wird auch — denn wir hoffen natürlich, daß die Süddeutschen sich noch bekehren — die Zahl der Schützen, also der Einlagen, um so größer sein. Was aber das andere Motiv betrifft, so ist an den Schweizer Festen das Schöne eben dies, daß die Sache immer so geordnet abläuft, ohne alle merkbare Tätigkeit der Polizei, welche den größern Teil ihrer Aufgabe dem Ordnungssinn des Volks überläßt. Es ist wahr, die Verhältnisse sind bei uns anders; sie sind größer, und in größeren Verhältnissen gibt es überall auf der Welt mehr Gesindel. Dennoch sollte man die Probe wagen: ohne dieses unliebsame Sichtungsmittel des Eintrittsgelds durchzukommen, die Polizei im ganzen und großen dem Ehrgefühl des Publikums anzuvertrauen. Der Deutsche sollte doch auch wohl zeigen können, daß bei ihm auf einem

Nationalfest die honetten Menschen hinreichend in der Mehrzahl sind, um ohne Lärm und Skandal die Ordnung aufrechtzuerhalten. Der Grund gegen das Eintrittsgeld ist ein absoluter; es ist schlechthin dem Charakter eines Nationalfestes entgegen. Gegen einen absoluten Grund mag man aber noch so viele Gründe bringen, es hilft nichts, er schlägt durch. Und wir haben noch einen besondern Grund für diesen absoluten Grund: nicht genug zu vermeiden ist die entfernteste Möglichkeit des Verdachts, daß man durch ein solches Mittel mehr erlangen wolle als den Ersatz der Einrichtungskosten. Nicht denen kann es einfallen, auf diesen Verdacht zu kommen, welche wissen, in wie durchaus ehrenhaften Händen die Sache liegt; aber nicht alle wissen es, und in der weiten Welt hat man noch den Schimpf von Köln in häßlicher Erinnerung. Die Stadt Frankfurt wird ihn glänzend auswetzen, am vollkommensten dann, wenn sie auch diesen kleinen Flecken, der den Glanz zu trüben droht, noch hinwegnimmt.

Wir schließen hier unsere Predigt mit einem herrlichen Amen. Es wäre doch schön, wenn in etwa fünfzig Jahren ein Geschichtschreiber melden könnte: „Zu dem Aufschwung, welchen damals die deutsche Nation nahm, und aus welchem das nun befestigte Werk ihrer Einigung hervorgieng, trugen ihr gutes Teil die Feste bei, welche die durch Haß und Vorurteil getrennten Stämme zusammenführten, und im Element gehobener freudiger Stimmung sie versöhnten, ineinanderschmelzten; wir nennen namentlich das Sängerfest in Nürnberg 1861 und die allgemeinen deutschen Schützenfeste, die in Frankfurt 1862 einen glänzenden Anfang nahmen.“

(Allgemeine Zeitung Augsburg 27. und 28. März 1862.)

Zum ersten deutschen Abgeordnetentag in Frankfurt.*)

In Österreich scheinen die Abgeordneten wenig geneigt, die politische Zusammenkunft zu besuchen, welche auf der sogenannten Pfingstversammlung in Frankfurt beschlossen worden ist und wozu Deutsch-Österreicher ausdrücklich eingeladen worden sind. Die Besprechungen der Vertreter haben, wie man liest, zu einem mehr negativ klingenden Resultate geführt: „Die Frankfurter Versammlung werde nach ihrer ganzen Zusammensetzung und Stellung keine solche sein, welche auf die deutsche Bewegung einen bestimmenden, praktisch wirksamen Einfluß werde gewinnen können; die Versammlung werde ausschließlich aus Mitgliedern der kleindeutschen Partei gebildet werden; insbesondere aber würde der Eintritt in die deutsche Bewegung in diesem Momente für den Nationalitätenhader im Innern Österreichs einen neuen Zunder abgeben.“ Auch die Donauzeitung hat gesprochen; die Besorgnis, es möchte aus der Versammlung so eine Art Vorparlament werden, scheint sie mehr zu beschäftigen, als ihre Worte zugeben; nicht bindende Kraft, sondern nur moralische Wirkung schreibt sie sehr abwehrend den Beschlüssen einer solchen Zusammenkunft zu, aber auch die letztere erwartet sie von *dieser* Versammlung nicht, weil „mit ziemlicher Bestimmtheit verlaute, sie werde nichts anderes als eine Verpuppung des Nationalvereins und aller damit zusammenhängenden Tendenzen darstellen.“ Ziemlich abschätzig will sie nichts dagegen einwenden, „wenn Österreicher sich der Mühe unterziehen, im Schoße der Versammlung das österreichisch-deutsche Interesse zu vertreten“, aber mehr als den Charakter einer *freiwilligen* und folgenlosen Besprechung kann sie dem bevorstehenden Wirken „dieses Vorparlaments“ nicht zuschreiben.

Wir glauben nicht, daß diese Zusammenkunft ein Vorparlament werden wird, aber wir glauben, daß ihre Besprechung keineswegs

*) 24. und 25. Mai 1863. Anm. d. H.

„folgenlos“ sein wird im Sinn einer „moralischen Wirkung.“ Doch nein! wir müssen uns richtiger ausdrücken: wir glauben, daß sie bedeutende moralische, d. h. mittelbar politische Folgen im guten Sinn haben wird, wenn die Österreicher tüchtig auf ihr vertreten sind, und fühlbare Folgen derselben Art in üblem Sinne, wenn dies nicht der Fall ist. Wird sie nämlich ein Monolog der „Kleindeutschen“ sein, so wird sie zwar die Bewegung, wodurch Preußen an die Spitze Deutschlands gelangen soll, nicht um einen Zoll fördern, wohl aber den Zwiespalt der deutschen Nation um einige volle Klafter erweitern; wird sie aber ein Dialog zwischen „Kleindeutschen“ und „Großdeutschen“ sein, so wird sie segensreich zur Ausgleichung der Parteien wirken, die das deutsche Volk in zwei feindliche Lager spalten, und uns um einen Riesenschritt dem näher bringen, worauf wir nicht lange mehr warten können, nämlich der Legung eines ersten Rechtsbodens, auf dem die Zukunft vorbauen kann. Die Mitglieder des Nationalvereins, von denen der Gedanke ausgegangen ist, leugnen natürlich unsere Sätze: nach ihrer Meinung sollen Deutsch-Österreicher allerdings zu einem Dialog berufen werden; dieser Dialog soll aber, so erwarten sie, die belehrende Wirkung haben, daß Deutschland die Unmöglichkeit erkennt, Österreich in den engeren Bund zu ziehen; der Schluß soll demnach doch ein Monolog ihrer Partei sein, aber vermöge dieser Voraussetzung ein solcher, der überzeugender als jeder frühere, daher keineswegs wirkungslos sein wird. Wir müssen hier auf die bekannte Einrede von zwei Württembergern erinnern, welche die Pfingstversammlung besuchten; die ganze Frage dreht sich um diesen Punkt. Man sagte ihnen nach, sie haben sich in ein Netz fangen lassen; aber sie verwahrten sich gegen die Nachrede. Mitglieder des Nationalvereins erklärten dagegen, es handle sich um eine ganz ehrliche Probe. Die Sache ist ganz einfach diese: die Württemberger meinten ihrer großdeutschen Gesinnung Ausdruck zu geben, wenn sie darauf drangen, daß die „Deutsch-Österreicher“ eingeladen werden, und dahinter lag die Vorstellung, man könnte von diesen Deutsch-Österreichern einen Weg, ein Mittel erfahren, wie eine Bundesreform zu bewerkstelligen wäre mit Einschluß Deutsch-Österreichs, mit Ausschluß der nichtdeutschen Länder Österreichs. Den Mitgliedern des Nationalvereins aber war klar, daß man von den Eingeladenen

ein solches Rezept nicht erhalten, sondern nur vernehmen werde, daß es auf der Welt kein Mittel gibt, Deutsch-Österreich vom übrigen Österreich zu trennen, keine Angel, es herauszufischen, kein Instrument, es herauszuhäkeln. Wenn diese nun bereitwillig auf die Einladung eingiengen, so liegt darin keine Unehrlichkeit, sondern nur eine Ironie der Einsicht, die besser übersah, daß da nur solches an den Tag kommen wird, was man vorher wissen kann, und die Württemberger sind das Objekt dieser Ironie geworden, weil sie meinten, wenn sie die Einladung durchsetzten, könne etwas Funkelnagelneues zum Vorschein kommen, könne der Stein der Weisen gefunden werden, Deutsch-Österreich vom übrigen Österreich wegzuärgern. Sie wollten die Deutsch-Österreicher herbeiziehen in der Hoffnung, durch sie den Punkt erhärtet und erwiesen zu sehen, worin sie vom Nationalverein abweichen, die Meinung nämlich, Deutsch-Österreich sei in den deutschen Bundesstaat einzuschließen, das übrige Österreich auszuschließen, und sie erkannten nicht, daß sie hiemit das Gegenteil erzielen, nämlich die Führung des Gegenbeweises. Wenn das die Ironie in der Sache ist, und wenn die versammelten Mitglieder des Nationalvereins, indem sie sich beeilten, auf das Verlangen der Schwaben einzugehen, im Genuß dieser Ironie sind, so könnte es immerhin doch auch wieder anders kommen: die Österreicher, wenn sie der Einladung folgen, könnten den strikten Beweis führen, daß b e i d e unrecht haben: die Württemberger, die da glauben, nur mit Deutsch-Österreich könne und dürfe Deutschland gehen, und die anderen, die meinen, ganz Österreich könne und dürfe von dem zu bildenden Bundesstaat ausgeschlossen werden. Die Ironie dürfte sich dann auch gegen die wenden, die vorher die Ironischen waren; d i e s e dürften entdecken, daß sie durch die Einladung der östlichen Brüder den Gegenbeweis nicht nur gegen die Meinung der Schwaben, sondern auch gegen sich selbst bestellt haben. Doch wir wollten vorerst von jener Vorstellung noch einige Worte sagen, die dem Antrag der Württemberger auf Einladung deutsch-österreichischer Abgeordneter zugrunde lag. Schon auf der Versammlung zu Eßlingen wurde als eine Art von Vorbehalt, erläuternde Zugabe, wesentliche Randbemerkung zu dem Eintritt in den Nationalverein Gruß und Ansprache an die deutschen Brüder in Österreich beschlossen und erlassen. Die Brüder in Österreich wußten nichts damit anzufangen,

sie verstanden es nicht, denn der Nationalverein will den Bundesstaat ohne Österreich, wer ihm beitritt, der verweist Österreich in den sogenannten weiteren Bund, und zwar ganz Österreich; es hat keinen Sinn, dem Nationalverein den Arm geben und den Deutschösterreichern die Hand zum Bündnis reichen. Was soll diese Kombination von Kleindeutschtum mit einem Viertel Großdeutschtum? Auch wir haben es nie verstanden. Wir haben die aufrichtigste, reinste Hochachtung vor den Persönlichkeiten, die sich mit dieser Vorstellung tragen, aber wir dürfen ihnen nicht verbergen, daß sie uns bei Männern von reifem und gesichtetem Denken, wie wir sie doch kennen, schwer erklärbar ist. Ein Frisch, ein Schott, ein Hölder kann doch die wirre Ansicht phantastischer Schwärmer für fremde Nationalitäten nicht teilen, welche Ungarn und die Slawenländer von Österreich abtrennen und sich selbst zu eigener Staatenbildung überlassen wollen; so gebildete Männer können sich doch nicht über das Chaos täuschen, das durch eine solche Ablösung wesentlicher Teile des Kaiserstaats einträte, können sich nicht verblenden darüber, daß das Ende des Chaos ein Hinfall an Rußland, eine Förderung der panslawischen Idee wäre, die gegenwärtig der hohle Kossuth betreibt, können doch nicht meinen, daß, wenn wir dies wahnsinnige Wagnis jemals ausführen könnten, wir es doch gar nicht *wollen* können. Ja, so ist es: wir können es nicht, und wenn wir es könnten, können wir es nicht wollen. Gewiß, diese braven Württemberger denken ebenso; sie haben nach dieser Seite keine bestimmte Absicht, kein Bild dessen, was werden sollte; daß Deutsch-Österreich bei uns sein müsse, ist ihr einziger positiver Gedanke; was aus dem Übrigen würde, diesen negativen Teil der Vorstellung lassen sie eben im Dunkel schweben. Wenn nur nicht Klarheit über diesen negativen Teil eben die Vorbedingung wäre zu der Aufstellung des positiven! Wenn nur nicht, wer Deutsch-Österreich trennen will von Österreich und zu uns herüberziehen, *vorher* müßte sagen können, was irgend Erträgliches mit dem übrigen Österreich werden soll, oder vielmehr wie es nur möglich sei, auch nur einen Augenblick sich den Zustand zu denken!

Wenn nun die Österreicher sich eines Bessern besinnen und der Einladung folgen, so wird es ihnen natürlich leichte Arbeit sein, die Unzertrennbarkeit ihres Staats zu beweisen. In der Tat, nicht dar-

um wünschen wir so lebhaft, daß sie erscheinen; nein, wir wünschen es um der anderen Seite der Ironie willen, von der wir gesprochen: daß die Schwaben erfahren, Deutsch-Österreich lasse sich nicht vom Ganzen trennen, ist nicht von Wichtigkeit; die werden schon von selbst hierin klarer werden; aber daß die anderen überzeugt werden, das ganze Österreich lasse sich nicht von Deutschland trennen, daß sie die Erfahrung machen, die lebendige Widerlegung ihres Programms sich auf den Hals gezogen zu haben: das ist es, was wir wünschen. Und auch an sich will es uns scheinen, es sei politisch reifer gehandelt, zu kommen, als wegzubleiben. Wir haben in Deutschland eine einzige große politische Verbindung; sie hat zu ihrem Programm die deutsche Einheit und verfassungsmäßige Freiheit. Was uns hindert, ihr beizutreten, das ist ihr bald verhülltes, bald wieder offenes Programm über die Form dieser Einheit und ihre bekannte starke Neigung, sich und andern einzubilden, wer diese Form nicht wolle, der wolle die Sache nicht. So sehr uns dies Programm und diese Neigung mißfallen mag, so sehr wir sie bekämpfen: es ist doch immer übel, es ist durchaus nicht rätlich, es erscheint gehässig und erzeugt mehr Haß als Gutes, einer Verbindung, die sich Nationalverein nennt und diesen Namen in verjährtem, allgemeinem Gebrauche befestigt hat, eine andere gegenüberzustellen. Um wieviel gerader, sie beim Wort zu nehmen: jeder, der die deutsche Einheit und Freiheit überhaupt wolle, sei zum Eintritt geladen; wieviel männlicher, in eine Versammlung eintreten, die sie zusammengerufen hat, und ihr Programm von innen heraus bekämpfen; wieviel klüger ihr so viele patriotische Elemente zuführen, daß ihre Farbe verändert, die zu enge Wandung des Gefäßes, in der sie die deutsche Einheit pressen will, gesprengt wird! Wir müssen durchaus lernen, aus dem Schmollwinkel herauszugehen und zu dem Gegner in den Saal seiner Beratung zu treten. Das Schützenfest ist ein guter Anfang dieser Schule: Die Süddeutschen wollten zu Hause bleiben, weil sie besorgten, die „kleindeutsche" Partei werde das große Wort führen; sie besannen sich eines Besseren, und wir werden wirklich ein rein deutsches Fest haben. Die „Kleindeutschen" haben eine politische Versammlung berufen: gut; so geht in solcher Anzahl hin, daß der Geist auf dieser Versammlung durch euch ein großdeutscher wird, — das wird wohl gescheiter sein, als untätig zuzusehen und zu schelten. Durch Schelten in Gespräch

und Zeitungen werden wir mit den Gegnern nicht fertig; wir müssen etwas tun, müssen handeln; einen zweiten Nationalverein gegen den Nationalverein gründen geht nicht, würde zum Gespötte der ganzen Welt; was bleibt denn? Nichts bleibt als den Nationalverein zu dem machen, was er dem Namen nach ist. „Tun, Handeln“: damit ist freilich mehr gesagt als bloß: zur Versammlung in Frankfurt und den späteren Versammlungen gehen und dort das Programm des Vereins mit Worten bekämpfen. Nein! wir müssen einen Vorschlag, wir müssen einen bestimmten Gedanken bringen, die Gegner von seiner Richtigkeit überzeugen und dann alle Mittel vereinigen, ihn ins Werk zu setzen. Der Gedanke wird, gestehen wir es ehrlich, sehr mager sein, so mager, daß die Logiker der geschlossenen Einheitsbildung fürs erste uns herzlich darüber auslachen und fragen werden, wie wir das einen bestimmten Gedanken nennen können; denn in der Tat: so bescheiden ist sein Inhalt, daß wir Besseres nicht zu sagen haben als: laßt uns für jetzt nur einen Rechtsboden legen, auf dem wir in künftiger Zeit, wenn die Verhältnisse sich lichten, fortbauen können; laßt uns jetzt nur so viel schaffen, daß wir, wenn es einst an das Werk der wahren politischen Schöpfung geht, ein gesetzmäßiges Organ haben und nicht revolutionär von vorn anfangen müssen, um — abermals zu scheitern; wie dürftig, wie vorläufig es sei, was wir machen können, wir müssen uns für jetzt begnügen, etwas zu machen. Und dies Etwas ist eine nur irgendwie vereinfachte Exekutive mit einer Volksvertretung, die vorerst nicht die große Frage eines politischen Neubaues, wohl aber das Gemeinsame in Gesetzgebung, Recht, Handel und Verkehr in die Hand nehmen, auf die äußere Politik nur einen mäßigen moralischen Druck im patriotischen Sinn ausüben kann, — eine Einrichtung, die aber doch nicht Nichts, sondern allerdings E t w a s ist und, sobald die rechte Stunde schlägt, noch viel mehr werden kann.

Wir haben ganz darauf verzichtet, das alte Lied noch einmal abzusingen, das jahraus, jahrein die „Großdeutschen“ im mißstimmigen Wechselchor dem Liede der „Kleindeutschen“ als Antistrophe entgegen anstimmen. Es war unsere Absicht nicht, die Gründe aufs neue zu durchlaufen, womit wir beweisen, daß die Neugothaer das Unmögliche wollen. Wir wollen diesmal einen anderen Weg einschlagen; wir wollen unsere eigene Partei und die Gegenpartei einladen,

einmal aus sich herauszutreten, die Lage von oben, aus der Vogelperspektive, anzusehen, um eine Rechnung vom einfachsten Fazit aus dieser Betrachtung zu ziehen. Beide Teile mögen sich nur vorstellen, sie haben eigentlich recht, beide sollen aber einfach erwägen, daß die Gegenpartei einmal da ist, daß diese Tatsache besteht, daß wir sie nicht verändern können und daß unser Wollen und Handeln sich schlechterdings nach dieser so und nicht anders beschaffenen Wirklichkeit richten und fügen muß. Wir mögen loben oder schelten, das ist ganz gleichgültig; es ist, wie es ist, und von einem anderen Grund aus Pläne spinnen ist unfruchtbarer Idealismus.

Man wird nicht falsch gehen, wenn man annimmt, daß unsere zwei Hauptparteien in Deutschland numerisch ungefähr gleich stark sind. Die „kleindeutsche" wird eher etwas schwächer sein, dafür schreiben wir ihre strengere Geschlossenheit und bestimmtere Tätigkeit ihr gut und rechnen diese Qualität für den Mangel an Quantität. Wir wollen nun einmal versuchen, dem Auge deutlich vorzuführen, was herauskommt, wenn diese zwei Parteien wie bisher nebeneinander und gegeneinander stehenbleiben. Wir wollen in zwei Kolonnen die Negationen einander gegenüberstellen, womit sie sich bekämpfen und dann einfach sehen, was sich ergibt. Nur die zwei Hauptparteien, wie gesagt, führen wir auf, ohne Rücksicht auf die mancherlei Schattierungen, z. B. bei der „großdeutschen" ohne Rücksicht auf die wenigen, welche noch von der Möglichkeit eines österreichischen Primats träumen, das vor dreihundert Jahren verscherzt worden ist; die großdeutsche Partei ist uns schlechthin die föderative. Also —:

Kleindeutsche.	Großdeutsche.
Die föderative Form taugt für Deutschland nicht.	Die unitarische Form, preußische Hegemonie, taugt für Deutschland nicht.
Hauptgrund: Preußen kann sich nicht majorisieren lassen.	Hauptgrund: Österreich läßt sich nicht hinausdrängen, und die übrigen Staaten unterwerfen sich einer Einheit nicht, in welcher ein Teil die Rolle des Ganzen übernehmen will.

Dieser Widerstand gegen die einzig wahre Form der Einheit ist Partikularismus, ja Verrat.	Preußens Widerstand gegen die Einreihung als Teil in ein föderatives Ganzes ist nicht Notwendigkeit, sondern Partikularismus, Verrat.
Eigentlich kommt es auf abstrakte Erörterungen über Staatsformen nicht an, sondern auf den wirklichen Stand der Dinge und Leute.	Sehr wahr.
Auf Österreich, bis es ihm gelingt, mit seinen fremden Völkern sich konstitutionell zu organisieren — gesetzt, es könne ihm überhaupt je gelingen —, müssen wir unendlich lange warten.	Auf Preußen, bis seine Regierung deutsch wird, d. h. nicht mehr zu Frankreich und Rußland neigt, und bis sie wirklich konstitutionell wird, müssen wir unendlich lang warten.
Nein! Seht auf unsere Wahlen, auf die Fortschrittpartei.	Ich sehe nicht, daß hier geweckte Menschen wären als in Österreich; aber es sei: wie ist es mit der deutschen Gesinnung?
Deutschland soll und muß einig sein!	Unter der Bedingung, daß ihr es regiert! Genug davon, das ist ja schon gesagt.
Wir schwärmen wesentlich für Italien, und vorzüglich die Liberalen neigen zu Frankreich, und zwar mit Recht.	Und ihr heißt ebendarum Unterlassungen und Schritte eurer Regierung gut, womit sie nichts erreicht als ein neues Olmütz, vgl. die identische Note.

(Unvollendetes Manuskript, Mai 1863.)

Ein Wort über die Schmeichelreden der Deutschen bei dem Schützenfest in La Chaux-de-Fonds.

Schon auf unserm Schützenfest in Frankfurt fuhr man den Schweizern mit so dichten Weihrauchwolken unter die Nase, daß es sie selbst anwiderte. Ich habe diese leidige Erscheinung in meinem „Schützengang" (Kritische Gänge, neue Folge, 4. Heft*) mit Samthandschuhen berührt; ich glaubte zart anfassen zu müssen, da ich um keinen Preis als neidisch über so vieles Lob erscheinen wollte gegen die Schweizer, unter denen ich wohne und von denen ich in der Reihe der Jahre so manches Gute und Freundliche erfahren habe. Allein seither haben manche Schweizer mir versichert, daß sie gar nicht verlangen, so sanft angerührt zu werden, sie haben mich in gutem Humor ausgelacht, daß ich so überflüssig delikat auftrete; daher ich mir denn längst vorgenommen habe, mit jenen Lobrednern, die so wenig die Würde des eigenen Vaterlandes wahren, bei nächster Gelegenheit rund herauszusprechen. Nicht weil ich zum Sittenprediger mich aufwerfen wollte; aber ich glaube, daß hierüber etwas öffentlich gesagt werden muß, viele Deutsche sind derselben Meinung, und da es kein anderer tut, so tue eben ich es. Die Gelegenheit ist leider da: „Wir verdienen so viel Ehre nicht", hieß es bei dem Empfang in Basel; „wir sind noch gar keine Nation — bei uns ist noch zu viel Untertänigkeitssinn — wir können an der Schweiz nur hinaufschauen — haben alles von ihrem Beispiel zu lernen", hieß es in der Festhalle und bei Banketten in La Chaux-de-Fonds, und nun Ruhm über Ruhm, als ob die Schweiz ein Inbegriff aller Vollkommenheit, das leibhafte Ideal selbst, absolute, makellose Verwirklichung des Vernunftstaats wäre! Ein Schweizer antwortet diesen Vergötterern: es sei in der Schweiz eben auch nicht alles bestellt, wie es bestellt sein sollte, die Schweizer müssen Tag für Tag ringen, das Gut ihrer Freiheit neu zu erkämpfen, zu stärken, zu

*) Zweite, vermehrte Auflage, Leipzig, Verlag der Weißen Bücher, 1914, S. 498 A. d. H.

mehren; er rät ihnen: sie sollen eben auch kämpfen, eben auch ringen; sie aber fühlen nicht den feinen Wink, hören nicht aus den schonenden Worten heraus, was darin liegt, verstehen nicht, daß sie übersetzt also lauten: „Lobt und schmeichelt nicht so, daß wir, unserer Gebrechen uns wohl bewußt, uns für euch schämen müssen;“ sie schwimmen gemütlich fort in der fetten, empfindseligen Brühe ihrer lobpreisenden Laune.

Ich will nun diesen deutschen Herren Festrednern in verständlichem Deutsch sagen, wie es klingt und lautet, wo der Schweizer den Festrock ausgezogen hat und zwanglos unter den Seinigen sich ausspricht. „Es hat uns angeekelt!“ so, meine Herren, lautete es schon nach dem Frankfurter Fest. Etwas weniger stark, aber in einem trefflichen Wort, das wert ist, den deutschen Sprachschatz zu vermehren, hörte ich jüngst nach diesem Schweizerfest dasselbe Gefühl von einem Schweizer ausdrücken: „Es hat mich angeschämt.“ Aber leider muß ich zu dem milderen Wort ein drittes fügen, das stärker ist als das erste: Jemand, der übrigens ein recht besonderer Freund Deutschlands ist, brach in die Worte aus: „Ach was, die Deutschen! die spucken sich ja selbst ins Gesicht!“

Das, meine Herren, ist das wirkliche Urteil, das die nackte Wahrheit! Fragt um in der Schweiz, in aller Stille, nicht an lauten Festtafeln, nicht bei den Jubeltrunkenen, sondern im vertrauten kleinen Kreise bei den Nüchternen, und seht zu, ob ich gelogen habe!

Wir werden, wenn wir unter uns sind, die Schäden, an denen Deutschland krankt, uns nicht verhehlen, werden klagen, verwünschen, spotten; wir werden auch dem Fremden im vertrauten Gespräche nicht leugnen, was wir alles nicht haben, was wir alles nicht sind; aber wo öffentlich vor dem Ausland, vor festlicher Versammlung zu sprechen ist, wo wir repräsentieren, wo wir, beauftragt oder nicht, im Namen unserer Nation sprechen, da sollte man meinen, daß es gelte sich dessen zu erinnern, was wir doch haben, was wir doch sind; da sollte man meinen, daß kein Glied der Nation vom Gefühl ihrer Würde so ganz verlassen sei, um sie in armutseliger Blöße hungerleiderisch vor den fremden Augen auszustellen.

Ich weiß gar wohl, was man mir einwenden wird: „Die eigenen Schwächen erkennen und bekennen, das erniedrigt ja nicht, wir sprechen ja mit diesem Bekenntnis zugleich den Willen der Besserung

aus, der uns Ehre bringt." Ja, wenn ihr mit einem Beichtvater unter vier Augen sprächet, da möchte das hingehen, denn der Beichtvater steht nicht in seinem Namen, sondern im Namen der Kirche da, vor der wir uns der armen Sünderschaft nicht zu schämen haben, und wir stehen vor ihm nur als einzelne; aber vor Menschen, vor Tausenden, die jetzt einen ganzen Staat vorstellen, die übrigens doch recht gut wissen, daß ihr Staat kein Muster des Vollkommnen ist, vor diese Menschen sich — nicht sich den einzelnen, sondern die ganze eigne Nation — als reumütigen Sünder hinstellen, der sich zu bessern gedenkt im Hinblick auf das absolute Muster des Nachbarstaats, — o pfui! pfui! und abermals pfui!

Das Laster der Schmeichelei — und dem Himmel sei es geklagt, daß es so stark bei uns im Schwange geht — es hängt allerdings auch mit den guten Zügen im deutschen Charakter zusammen, mit jener Gerechtigkeit, vor der uns schon Klopstock warnte: „Seid nicht allzu gerecht", und mit der Gemütlichkeit, namentlich mit dieser; es ist eben gar so behaglich, tut gar so wohl, wenn man in der himmlischen Traulichkeit dem andern so wohltut, ihn so gutmütig streichelt, wenn die Lippen schmunzeln, die Stirnen sich glätten; „wir sitzen so fröhlich beisammen und haben einander so lieb"; aber — mag es noch gehen in der Kneipe — es geht zwar auch hier nicht — und ist denn die Rednerbühne die Kneipe?

Was wir doch haben, was wir doch sind, dessen, sage ich, sollten wir uns erinnern, wenn wir im Namen von Millionen, im Namen unserer Nation stehen und sprechen. Ich meine, statt diese Millionen wie Schulknaben vorzuführen, die von den Fremden nur zu lernen haben, wäre da vielmehr der Ort, dessen zu gedenken, in wie großen Dingen sie unsere Schüler sind. Wir Deutschen haben uns in der Politik verspätet, weil wir an unserer und der Menschheit innerer Bildung gearbeitet haben. Wir wollten, ehe wir an den politischen Bau giengen, uns zu wahren und ganzen Menschen bilden; jene herrliche Lehre Schillers wollten wir verwirklichen, daß dem wahren Staat die schöne Menschlichkeit zugrunde liegen soll. Es ist wahr, wir haben uns mehr verspätet als recht ist, aber ein Festredner soll vor dem Ausland nicht diese unsere Unterlassung und Sünde bekennen und schweigen von jenem unserm Verdienst um die Menschheit, von all der ehrlichen Arbeit, die unser Zurückbleiben entschuldigt. Die

Schweiz weiß, wo sie stünde ohne die deutsche Bildung, sie darf aber recht wohl daran erinnert werden. Doch auch mit unsern politischen Vorarbeiten dürfen wir uns in Ehren wohl sehen lassen; wer als Redner in unserm Namen auftritt, soll die Kämpfe und Taten der Schweizer nicht preisen, ohne jener zu gedenken, die für deutsche Freiheit und Einheit still und bescheiden gewirkt und offen gehandelt, auf Schlachtfeldern und Blutgerüsten geblutet haben, in Kerkern ergraut sind. Habt ihr denn auch gar keinen Stolz? Und soll aus einer Nation etwas werden, die sich nicht ehrt, schon ehe sie ein Staat geworden?

Das Schmeicheln hieng zusammen mit der kosmopolitischen Verbrüderungsseligkeit und dem banalen Radikalismus, der sich auf dem Schützenfest in der welschen Schweiz so hold entwickelt hat. Ich darf den Anlaß nicht vorübergehen lassen, ohne davon ein Wort zu sagen, denn ich glaube wirklich, wenn unsere enfants terribles noch oft sich so liebenswürdig vernehmen lassen, so werden sie uns am Ende noch unsern deutschen Schützenbund zugrunde richten.

Wißt ihr auch, was ihr tut, ihr Künstler im Allesverderben, wenn ihr die „heilige Allianz der Völker gegen die heillose Allianz der Fürsten“, wenn ihr in merklichen Worten die Republik und als den Weg zu ihr die Revolution proklamiert? Ihr reizt mit großmauligen Reden die Feinde der Freiheit, ehe ihr irgend ein Mittel wißt sie zu besiegen! Das ist eure ganze Virtuosität! Wir ringen in langer schwerer Arbeit ihnen das Maß von Freiheit abzuzwingen, das wir brauchen; sie beschuldigen uns, daß wir ein Unmaß, daß wir die Gesetzlosigkeit, die unorganische Gleichheit aller, d. h. die permanente Revolution wollen, und nun weisen sie auf die Schreier und sagen: da seht hin, haben wir nicht recht? Vergeblich hat in La Chaux-de-Fonds gerade ein Schweizer vor der ultra-demokratischen Phrase gewarnt; es war gar so köstlich, sich im Taumel der gefahrlosen Ferienzeit des freien Schwätzens zu drehen und auf der Höhe des Jubels pfingstfestlich in Zungen, in fünf Sprachen als Apostel anwesenden und nicht anwesenden Völkern zu predigen.

Das war denn also ein Stück der Verbrüderungsseligkeit, des „europäischen Grütli“, für dessen Propaganda ein Deutscher gar Unterschriften sammeln will, um — von dem Hauswirt einer Spielhölle belehrt zu werden, daß dies denn doch unpraktisch sei. Es handelt

sich hier vor allem um die Italiener. Gewiß, es war herzlich gemeint von den welschen Gästen und im Namen vieler wahr gesprochen, daß die Italiener unsere Freunde seien; aber nicht in der Hand dieser einzelnen liegt die Politik Italiens. Italien will nicht nur Venedig, es will auch Triest und Welschtirol, wenn nicht Dalmatien noch dazu; Italien wird um den einzigen Preis Rom von den Franzosen geräumt sehen, daß es dem strengen Gläubiger zu Paris sein Heer im nächsten Kriege leiht, und dieser Krieg wird, wenn nicht in erster Linie, doch gewiß in zweiter oder dritter, auf das Ziel der Herrschsucht und Ruhmsucht aller Franzosen, auf den Rhein losgehen. Dies ist die Wahrheit der Lage, und demgegenüber sind die Tränen, die Umarmungen, die Brüderschaften gar nichts als eine Erheiterung gutmütiger Philister. Natürlich durfte dann das dreifach donnernde Hoch auf Garibaldi nicht fehlen. Garibaldi ist ein edles reines Gemüt und ein tapferer Mann, aber es gibt eben einen politischen Anstand, und dieser Anstand sollte einem Deutschen sagen, daß es nicht uns, die er bekriegt hat, sondern den Italienern ziemt, ihn zu verherrlichen. Ihr sagt: er habe nicht uns, nur Österreich bekriegt; ich frage dagegen: haben wir im Jahr 1859 keine Gründe gehabt zu verlangen, daß Österreich von uns nicht im Stich gelassen werde? Habt nicht damals wohl auch ihr selbst dafür gebrannt, daß wir ihm Hilfe leisten? War in dem Korps des unfähigen Urban, das in den Bergen um Como den kürzeren gegen ihn zog, nicht manches brave Soldatenherz, das für deutsche Ehre schlug, so gut oder vielleicht besser als das eurige? Wollte er nicht im letzten Sommer nach Welschtirol durchbrechen, das ein Bundesland ist? Ich meinte: man könnte es dem Zibeben- und Rosinenliberalismus unserer deutschen Schnupftabaksdosen in der Unschuld seines politischen Unterscheidungsvermögens überlassen, ihm goldene Kränze zu schicken. Wir können Garibaldi und die Italiener menschlich lieben und ehren, und ich halte dabei von Herzen mit, aber in der Politik gibt es innere Konflikte, die dem Herzen gebieten zu schweigen, und der Zunge die Fessel des Schicklichen auflegen.

Es wäre überhaupt ein Wörtchen zu sprechen von diesem Punkt, von dem Reifegrade des politischen Anstandsgefühls in Deutschland. Ich erinnere an die Vertreibung König Ottos aus Griechenland.

Nehmen wir an, er wäre ein französischer oder ein englischer Prinz: kein französisches und kein englisches Karikaturblatt hätte sich über ihn hergemacht wie der deutsche Kladderadatsch über den deutschen Prinzen; „mag er regiert haben wie er will, für euch Griechen war er gut genug“, so hätte im richtigen und gesunden Egoismus nationalen Selbstgefühls der Franzose, der Engländer gedacht. Bei uns aber da darf einer nur deutsch sein, um von uns gewiß vor dem Auslande verhöhnt zu werden; ist er noch unglücklich dazu, so kann er sich noch gewisser darauf gefaßt machen.

Wie soll es nun künftig mit unsern Schützenfesten gehalten werden? Sie dürfen sich, wenn unser Schützenbund nicht auseinanderbrechen soll, vor allem nicht zu internationalen Festen erweitern, wie dies mehr und mehr in der Schweiz der Fall ist. Hier, in der aus drei Völkerteilen zusammengesetzten Republik, die im glücklichen Besitz der für sie zweckmäßigsten Form der Einigung sich bereits befindet, hier liegt es nahe, an das Nationale das Internationale zu knüpfen; hier auf neutralem Boden mögen auch Deutsche sich an den Verbrüderungszärtlichkeiten erlaben; nach Deutschland kann, so scheint es mir, niemand eingeladen werden als die Schweizer, unsere Stammesbrüder, mit denen die Bremer diese wechselseitige Gastfreundschaft eingeleitet haben und die im Schützenwesen unsere Muster sind. Die Italiener können auch künftig unsere Nationalfeste so lange nicht mitfeiern, als die Politik Italiens — welche nach der guten Meinung einiger Deutschland wohlgesinnten Privatleute in ihren Landen nicht fragt — unsere südlichen Grenzen und, durch die unselige Verpflichtung gegen Frankreich, mittelbar wohl auch unsere westlichen bedroht. Wir dürfen es ein für allemal den Tirolern nicht zumuten, ein deutsches Fest zu besuchen, auf dem sie Gäste finden und anjubeln hören, mit denen sie über kurz oder lang vielleicht in einer ganz andern Art von Schützenfest zusammengeraten; wir dürfen es keinem Österreicher zumuten, daß er Trinksprüche und Reden mit anhört, die, versteckt oder offen, eine feindliche Spitze gegen Österreich kehren. Franzosen, Belgier, Engländer, Holländer einzuladen, davon ist bis jetzt, meines Wissens, nicht die Rede gewesen; wundern aber soll es mich, wenn nicht ein richtiger Feind der „Würzburger“ bald vorschlägt, die Griechen einzuladen, damit gewiß kein Bayer zu unsern Festen kommen kann. In Summa: wir wollen zuerst

unser eigenes Haus bauen; ist es fertig, so möge man alle Welt, meinetwegen auch Mongolen, Mohren, Malayen, Irokesen, zu unseren Festen einladen. Helfen werden uns ja die Gäste gewiß nicht bei unserem Bau; wir werden ihn freilich nicht aufführen ohne die Hilfe der Ideen, die der ganzen Menschheit angehören und die nur im Völkerverkehr entstehen und wachsen; aber der allgemeine Völkerverkehr und das Ablecken, Abschmatzen in zärtlichen Verbrüderungs-Festszenen, das ist zweierlei. Sind wir erst eine politische Person geworden, dann wird es Zeit sein, uns mit den andern Völkerpersonen brüderlich zu umarmen.

Wie aber ersparen wir künftig auf unsern Festen dem schweizerischen Gast den Ekel an den zuckrigen Lobreden, uns die doppelte Scham, die eigene und die Scham über seine Scham für uns? Wie steuern wir der radikalen Phrase, welche nur die Feinde der Freiheit herausfordert, zu doppelter Wachsamkeit mahnt, die Freunde der wahren Freiheit abstößt und ihnen am Ende unsern Schützenbund entleidet? Das zweckmäßigste Mittel geht leider nicht an: die holden Schwärmer über die Zeit des Festes in ein Ofenloch zu sperren. Eines aber geht wohl an und wäre wohl zunächst den Bremern zu empfehlen: man sorge dafür, daß Dämpfer aufgesetzt werden. Redefreiheit muß sein, es wäre ebenso vergeblich als abgeschmackt, sie unterdrücken zu wollen; der Inhalt, die Seele des Festes muß laut auf die Lippen treten; es fehlt ihm sonst die Blume, der Punkt auf dem i; da wird es denn auch ohne Torheiten und Taktlosigkeiten nie ablaufen; daraus folgt aber nicht, daß man gezwungen ist, ganz allein den Zufall walten zu lassen. Es wird in keiner Stadt, die ein Schützenfest vorzubereiten hat, an nüchternen Männern fehlen, die so viel Gewandtheit der Rede besitzen, um im rechten Moment einzugreifen, unvorsichtige, schiefe, ungesunde Worte durch besonnene, gerade, schlichte, gesunde gutzumachen. Man sehe sich nach ihnen um und beauftrage sie, sich bereitzuhalten; man mahne in Zeitungen, etwa auch in besondern fliegenden Blättern (wie solches die Bremer beabsichtigen sollen), herzlich und ohne Wohlweisheit bei Zeit zur Vernunft und Mäßigung; ein gelindes Lenken und Überwachen mit offenen Mitteln wird sich als möglich erweisen, nach und nach als Macht fühlbar werden; die Überschwenglichen und Maßlosen werden empfinden, daß andere Leute auch noch da sind, ein Gemeingefühl des

Taktes wird sich mehr und mehr einstellen, und aus den einzelnen Tollheiten, die, wie gesagt, niemals ganz ausbleiben, wird man sich dann im Gefühl der im ganzen gewonnenen Sicherheit nicht viel machen, sondern ruhig sagen: es geht in Herbst, tut nichts, es ist ja sonst gesorgt. Wer weiß, ob dann in ferner Zukunft nicht in einem Geschichtschreiber zu lesen ist: „Unter den Erscheinungen, welche der nun so glücklich vollendeten Konstituierung Deutschlands vorausgiengen und sie praktisch vorbereiteten, dürfen wir den allgemeinen deutschen Schützenbund nicht übergehen, der im Jahr 1862 zu Frankfurt sein erstes Fest begieng; wie alle politischen Schöpfungen, so zeigte auch diese in ihren ersten Jahren bedenkliche Spuren der Unreife: sie bestanden vornehmlich in Ausbrüchen eines oberflächlichen politischen Idealismus und kosmopolitischer Sentimentalität, die sich unter anderm, wie man in damaligen Zeitungen liest, in einem der Selbstachtung baren Lob auf die eingeladenen Schweizer ergoß; allmählich aber reifte und erstarkte die junge Pflanze und gab einen der kräftigsten Stämme zu dem stolzen und festen Bau, der vor den Augen der Welt sich erhob.

(Beilage der Allgemeinen Zeitung, Augsburg 3. August 1863.)

Frisch gewagt!

Vorwort.

Es bedarf einer Erklärung, warum diese Blätter, deren Inhalt nun zum Teil verspätet kommt, dennoch erscheinen.

Sie sind im Juli geschrieben, als über die Absichten Österreichs nur erst unbestimmte Andeutungen vorlagen. Die Herausgabe wurde durch mehrere Zufälle verzögert; als der Druck begonnen hatte, kam die Nachricht von dem entscheidenden Schritte, der Einladung zum Fürstentage. Nach mehrfacher Beratung kam ich mit der Verlagshandlung überein, daß wir besser tun, von unserm kleinen Unternehmen abzustehen, als es durchzuzwingen, nachdem es von den Tatsachen überholt sei. Die Überzeugung, daß manches, was das Manuskript enthält, eigentlich immer noch wert sei gesagt zu werden, überdauerte zwar den Entschluß des Verzichts, aber ich gab ihr keine Folge, bis mein Herr Verleger, von derselben Ansicht geleitet, wieder anknüpfte und mir eine der jetzigen Sachlage angemessene Umarbeitung vorschlug. Der Umarbeitung ziehe ich einen Nachtrag vor. Ich bitte den Leser, mir ein freundlicher Leser zu sein, d. h. mir zu glauben, daß es nicht Eitelkeit ist, wenn ich die ursprüngliche Arbeit als Hauptbestandteil dieser Flugschrift unverändert stehen lasse. Er wird finden, daß ich eben die Bewegung unserer Hauptparteien zu einem Kompromiß, die jetzt im Zug ist, richtig erkannt habe als dasjenige, was uns not tut. Es war nicht schwer zu erkennen, und es fällt mir nicht ein zu verlangen, daß man nun mit einer Art elegischer Rührung meine früheren Gedanken als merkwürdige Blicke eines Sehers betrachte. Nein! ich glaube wirklich, daß manches davon heute noch ein Wort zu seiner Zeit ist; die genannte Bewegung in den Parteien ist zwar im Zug, aber keineswegs schon vollzogen; es bleibt gar manches zu tun übrig, jetzt, damit eine wirkliche, fruchtbare Vereinigung zustande komme, und künftig, damit die Frucht weitere Früchte trage. Dem Teil des Inhalts, der jetzt zu spät kommt, mag nun dieser zur Entschuldigung dienen, der nicht zu spät kommt, mag mir Verzeihung

erbitten dafür, daß ich mich nicht entschließen kann, die ursprünglichen Fugen aufzulösen. Man weiß, wie es mit Umarbeitungen zu gehen pflegt: alle Mühe, aller Schweiß pflegt nichts mehr zu schaffen, dem man nicht ansähe, daß es nicht aus einem Guß ist. — Der Titel hatte ursprünglich den Beisatz: „Ein Versuch, zur Vereinigung der politischen Parteien in Deutschland zu wirken", er mußte verändert werden, denn er klingt jetzt, da bestimmte Fragen vorliegen, zu allgemein.

Das Weitere sei dem Nachtrag vorbehalten; nur über die Schärfe, womit ich mich an beide Parteien wende, sei hier noch eine Bemerkung erlaubt. Man könnte mir vorwerfen, manches harte Wort, das gerechtfertigt war, als sie sich noch in unwilliger Schroffheit gegenüberstanden, sei jetzt, da sie auf dem Wege zur Einigung sind, nur verletzend. Habe ich aber recht, wenn ich sage, eine Ansprache, die auf diesem Wege weiter treibt, sei noch immer am Platze, so werde ich auch recht haben, wenn ich ihr die Schneide nicht nehme, die sie gegen die Unversöhnlichen, Halben und Lauen kehrt, welche ja noch in Menge zurück sind.

*

Die Vertröstung auf eine späte Zukunft, mit welcher die düstern politischen Betrachtungen in meinem „Schützengang" schließen,*) muß ich mit einem raschen Worte, mit einem stürmischen Ruf in die Gegenwart vertauschen. Mag man mich belächeln, verspotten, mir das alte: Schuster bleibe bei deinem Leisten! zurufen: mir ganz gleich; was man nicht anders kann, das muß man, wessen das Herz voll ist, dessen geht es über, und ein treugemeintes Wort muß seine Stätte finden, wie viele ihm übrigens das Ohr verschließen mögen.

Ich falle mit der Türe ins Haus und sage mit einem Wort, was ich auf dem Herzen habe:

Wenn jetzt unsere zwei Hauptparteien sich zu einem Kompromiß entschließen auf das Programm: Volksvertretung und Reform des bestehenden Bundes; so können wir für Deutschland — nicht das Beste, aber viel Gutes, vor allem Schutz gegen die drohende Gefahr

*) S. Kritische Gänge, zweite, verm. Aufl., Leipzig, Verlag der Weißen Bücher, 1914, S. 498. Anm. d. H.

und für Preußen Befreiung aus dem Joche der Reaktion nach meiner Überzeugung in naher Zeit erreichen.

Kompromiß setzt ein Nachgeben, ein Ablassen und wohl auch eine positive Umbildung auf beiden Seiten voraus. Ich wende mich zunächst an die sogenannte kleindeutsche Partei.

Es soll zugegeben sein, daß die Errichtung eines Bundesstaats mit monarchischer Spitze und der Berufung Preußens an diese Stelle das beste für uns wäre. Ich lasse sogar den Grund fallen, den ich in meinem „Schützengang“ als den stärksten, den entscheidenden gegen diese Form vorgebracht habe: das föderative Grundgefühl der deutschen Nation, des deutschen Naturells; denn ich muß einräumen, daß die Anhänger des Programms den Einzelstaaten und hiemit den einzelnen Stämmen allerdings den Grad relativer Selbständigkeit zu lassen bereit sind, womit sich der föderative Sinn auch unter der Oberleitung eines Staats zufriedengeben könnte. Aber ich beharre bei meinen andern Gegengründen; sie heißen: der Widerstand Österreichs gegen die Ausscheidung und der Mittelstaaten gegen die Unterordnung unter Preußen ist nicht zu besiegen, und wäre er je zu besiegen, die Partei, die ihn am meisten wünschen muß zu besiegen, wird weit eher lernen ihr Prinzip aufgeben, als sie lernen wird unter Voraussetzung desselben die richtigen Mittel zu seiner Durchführung ergreifen, denn, wie die Erfahrung zeigt, verknüpft sich bei der weitaus größeren Mehrheit dieses Prinzip unverbesserlich mit einer feindseligen Haltung gegen eben die Staaten, mit denen es sich gütlich abzufinden hätte. Diese Sätze bedürfen einer kurzen Ausführung.

Also zuerst: der Widerstand Österreichs und der Mittelstaaten ist nicht zu besiegen. Die Mittel wären Gewalt, kluge Überraschung oder Güte. Gewalt: an Cavourpolitik denken in der Tat wohl nur wenige verdrehte Köpfe, aber mit der dunkeln Vorstellung eines Gewaltakts ohne fremde Hilfe tragen sich wohl nicht wenige. Der preußischen Bevölkerung spukt noch der Siebenjährige Krieg in den Gliedern; Herrn von Bismarcks „Eisen und Blut“ ist wohl manchem von den Lippen genommen, der übrigens nicht sein Freund ist, und 1859 wäre mancher Soldat und Landwehrmann lieber gegen Österreich gezogen als gegen Frankreich. Aber dies bleibt ein Traum; keine preußische Regierung wird es wagen, und wenn es eine wagte,

wird ihr das ganze Deutschland den Spaß verleiden. Kluge Überraschung: sie wäre unter Umständen mit der Ehrlichkeit zur Not vereinbar. Ehrliche Hilfe in Kriegsbedrängnis und gleichzeitiges Manifest an die Nation, das zur Parlamentswahl und Gründung des Bundesstaats aufriefe: das ließe sich denken und verzeihen. Im Jahre 1849 soll Österreich, ehe es sich an Rußland um Hilfe gegen die Ungarn wandte, bei Preußen angefragt und dieses die Einräumung der Hegemonie in Deutschland als Preis gestellt haben: ein vages Gerücht, aber se non è vero, è ben trovato, denn Preußen hat in allen seinen Halbversuchen, das höchste Ziel seiner Wünsche zu erreichen, nie das Sprichwort bedacht: wer lang fragt, geht lang irr. Die günstigere Gelegenheit bot der Sommer 1859. Aus Quellen, die unterrichtet sein könnten, erfährt man, unter der mystischen Formel: „bewaffnete Mediation" sei die gute Absicht verborgen gewesen, Österreich die Lombardei zu erhalten gegen die einzige Bedingung, daß es von seinem politischen Einfluß auf das ganze übrige Italien abstehe; geführt von dieser guten Absicht, so sagen die Freunde Preußens, habe es ja wirklich zum Schwerte gegriffen und eben, als dieses aus der Scheide gieng, habe Österreich selbst durch den Frieden von Villafranka alles vereitelt. Wenn es sich so verhielt: das Geheimnis jener unseligen, wohlweisen, verzwickten Formel hat alles verderbt; es reizte zum schlimmsten Verdacht; es schien anzudeuten, daß Preußen auch gegen Österreich sich wenden könnte, um so mehr, da man wußte, daß dies in Wahrheit die Neigung des preußischen Volkes sei; und hinter der Perfidie, die man unter dem heimtückischen Laut des Wortes zu wittern glaubte, suchte Österreich natürlich noch die andere, größere: die Absicht, den Zeitmoment zu benutzen, um die Hand über Deutschland zu legen. Dies war das Hauptmotiv des unglücklichen Schrittes, der in Villafranka geschah. Die politische Moral und die Privatmoral sind zwei sehr verschiedene Dinge. Wenn man durch Vergrößerung der eigenen Macht zugleich Millionen das Gut einer kräftigen politischen Existenz bereiten kann, so wird das Gewissen der Völker einen Streich der List, eine Perfidie, vergeben. Es gibt aber allerdings eine politische Moral: nur dem von großen Zwecken geleiteten, mutigen, entschlossenen Willen wird diese Verzeihung zuteil. Ich weiß nicht, ob hinter dem von Pfuscherhand gemalten Vorhang:

„bewaffnete Mediation“ als letzte Kulisse wirklich die preußische Hegemonie stand; man mußte es nur jedenfalls vermuten. Vermuten lassen, was der Gegner verhindert, sobald er es vermutet, ein Gelüste durchblicken lassen und so durchblicken lassen, daß man gewiß recht glänzend durchfällt: eine hübsche Art Politik! Nein: Dreinschlagen für Österreich, für die Ehre der deutschen Waffen, für Deutschlands Geltung in Europa, zur Abwehr französischer Übermacht in Europa, und ungefragt gleichzeitig die Nation zur Gründung des Bundesstaats aufrufen, der mit Österreich im unauflöslichen Bunde wechselseitiger Garantie stünde: dies war die Verbindung von Ehrlichkeit und Klugheit, die man dem Entschlossenen nicht nur verziehen, nein gedankt hätte! In dieser Hoffnung ist damals gar mancher kleindeutsch gewesen, der jetzt zu den geschworensten Großdeutschen gehört; das Zaudern in jenen Tagen, nicht das Zaudern an sich, — es war durch mancherlei Hemmungen entschuldigt, — aber das Zaudern unter Aushängung einer perfid klingenden und zugleich impotenten Formel, dazu der Hohn der preußischen Partei auf den guten Willen des gesamten übrigen Deutschlands, das wahrhaft chinesische Geschrei: „was geht uns Österreich an mit seinen nicht zum Bunde gehörigen Ländern!“, der gründliche Mangel an Gefühl für die Nationalehre, dem das Halbe, was, zögernd und verklausuliert, aber doch wirklich die preußische Regierung endlich tat, noch weit zu viel war: dies ist es, wodurch das Programm von der preußischen Hegemonie sich moralisch vergiftet hat; war es je möglich, seit jenen Tagen ist es hin, ist es unmöglich geworden.

Das zweite Mittel, von dem die Rede ist, die ehrlich-kluge Überraschung, wird künftig so wenig wie damals gelingen, weil es nie unternommen werden wird. Würde die preußische Regierung jemals so ganz ihre Natur verändern, daß sie es wagte: die Anhänger Preußens, die Preußen selbst und die Liberalen zu allererst würden es nicht dulden, denn ihre Losung ist: Österreich, wo nicht bekämpfen, doch im Stich lassen, um — von dem dennoch wieder erstarkenden Österreich beschämt, gedrückt, zur Nichtigkeit verdammt zu werden.

Eben darum wird aber gewiß auch aus dem dritten nichts werden: der Güte. Das mindeste, was Österreich geboten werden

müßte, wenn es jemals sich könnte bestimmen lassen, mit einem unter preußischer Leitung geeinigten Deutschland in das Verhältnis des weiteren Bundes zu treten, wäre, was ich soeben schon berührt: gegenseitige Garantie des Besitzstandes neben voller Einräumung jedes staatsökonomischen Vorteils, der mit den Interessen des Bundesstaats sich vereinigen ließe. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß Österreich dadurch sich bestimmen ließe, aber wir wollen es annehmen. Soll es je denkbar sein, daß Preußen sich zu einem solchen Angebot entschließt, so ist natürlich eine gründliche Regierungsveränderung vorausgesetzt; ungemeiner Geist müßte den Schritt auch dann noch immer begleiten, um den Widerstand der Mittelstaaten gegen die Unterordnung unter Preußen zu überwinden, der natürlich fortdauerte, auch wenn Österreich nachgäbe; die Überwindung desselben wäre nur möglich, wenn die Regierung mit den liberalen Ideen gienge; die „moralische Eroberung" müßte endlich Wahrheit werden. Vorausgesetzt ist also zugleich, daß in Preußen die liberalen Parteien wieder am Ruder wären. Nun frage man sich aber, ob dies nicht ein Schluß ist, der sich selbst widerspricht! Eben die Liberalen in Preußen sind es ja, die eher dem Teufel sich ergäben, als sie zu der Einräumung an Österreich sich entschlössen, die wir als mindeste Bedingung eines gütlichen Vergleichs aufstellen müssen.

Die kleindeutsche Partei sagt uns Großdeutschen: ihr dürft euch nicht auf die Verstocktheit und Blindheit der jetzigen preußischen Regierung berufen als auf ein Hindernis des Bundesstaats; wir müssen eben warten und warten müßt ja auch ihr; ihr wartet auf Ereignisse, wir auch. Und wir antworten: bis die preußische Regierung eine andere wird, das läßt sich zur Not abwarten, aber bis die preußische Bevölkerung, die Liberalen voran, gegen Österreich Vernunft annehmen, da warten wir leichter, bis der letzte Kroat den Hegel liest. Österreich ist jetzt auf gutem Wege; es könnte uns einfallen, hinzuzusetzen: wir warten leichter, bis eine österreichische Hegemonie, gestützt auf die liberale Idee, möglich wird. Wir tun es nicht, wir, d. h. die unter uns, die ich die rein Großdeutschen nenne, wollen eine österreichische Hegemonie so wenig als eine preußische.

Ich bin bei dem Satze wieder angekommen, den ich begründen wollte. Angenommen, der kleindeutsche Gedanke ruhe als abstrakter

Gedanke auf einer richtigen Schlußreihe: im Versuche, sich zu realisieren, zerstört er sich selbst. Die Gegner, die sie zu überwinden hätte, reizt die Partei zum äußersten Widerstand. Sie will Einheit, die möglichst straffe Form der Einheit, und indem sie dieselbe schaffen will, fängt sie es so an, daß sie doppelte Zwietracht schafft. Die Elemente, die ihr entgegenstehn, gegen sich selbst zum äußersten Kampfe beschwören, das ist ihre politische Kunst. Ein Bein zum Gehen vorsetzen und das andere ihm in den Weg stellen, daß Straucheln und Fall ja gewiß erfolge, das ist ihre Gangart. Ich erinnere mich unter anderm eines Artikels in den „Grenzboten", einer Reiseschilderung, die namentlich von Bayern handelte. Welcher Hohn war über das Land und die Leute, Regierung und Volk ausgegossen! Die Bayern, die Widerwilligsten gegen einen Vorrang Preußens, aufs Blut beleidigen: damit macht diese Weisheit Propaganda in Bayern! Aber freilich: wozu auch gute Worte, man wird es ja — erobern! Dies ist ein Bild im kleinen von dem Verhalten sämtlicher Fanatiker der Partei (und sie hat deren viele) im großen.

Doch hinweg von diesen verdrießlichen Betrachtungen! Ich halte mich an die Erfahrung, daß man am Ende angesichts der Not eher ein Prinzip aufgibt als seine vermeintlichen Konsequenzen, an denen man taub und zäh festhält, daß der Mensch leichter eine unglückliche Liebe ganz abschüttelt als ihren Zank und Ärger, solange er in ihren Banden liegt, oder, wenn ich mich darin täusche, an die Geneigtheit des Menschen, zurückzustellen und hoffend aufzuschieben, woran sein Herz einmal hängt, wenn die Umstände drängen, zu dem sich zu entschließen, was ihm widerstrebt; der Kleindeutsche kann sich ja immerhin noch damit vertrösten, daß aus der föderativen Form, wenn wir es einmal mit ihr versuchen, mit der Zeit ein unitarischer Bundesstaat sich herausarbeite. Ich denke mir aber doch auch gerne, daß es nicht an Unbefangenen in der Partei fehlt, die es über sich bringen, einfach und frischweg der Unmöglichkeit zu weichen, der Meisterin Notwendigkeit die Ehre zu geben und nach dem zu greifen, was wohl sehr unvollkommen, aber nützlich, rettend und möglich ist.

Ich fasse alles, was sich gegen eine Reform des deutschen Bundes als solchen, also gegen eine föderative Gestalt der Einigung sagen

läßt und tausendmal gesagt ist, in das **eine** Wort zusammen: eine kollegiale Form neben einer kollegialen Form, eine vielköpfige Regierung neben der vielköpfigen Volksvertretung ist eigentlich ein Widerspruch. Ein Beschluß der kollegialen Regierung, mühsam zustande gebracht durch Verständigung unter den vielen, soll noch einmal an die vielen, von ihnen geprüft, noch einmal geworfelt werden und umgekehrt. Was an die Vertreter der Vielheit des Volkes gelangt, das müßte von einer Einheit kommen, und was die vielen durch Verhandlung und Abstimmung mühsam festgestellt haben, müßte an eine Einheit gelangen, um rasch geprüft und rasch verworfen oder bejaht und ausgeführt zu werden. Und dazu kommt ja, daß wir in der Vielheit der Spitze noch überdies den Antagonismus zweier Großmächte haben, deren jede nach dem Übergewicht strebt, und daß die Mittel- und Kleinstaaten nach bisheriger Erfahrung nicht als ausgleichendes Mittelglied in diesen Riß treten, sondern ihn offen halten und erweitern, indem sie aus steter Furcht, von der einen Macht erdrückt zu werden, sich in stetem Wechsel zu derjenigen halten, von der sie weniger fürchten; denn wirklich, wenn Österreich heute ein Wort von Hegemonie fallen ließe, so ist nichts wahrscheinlicher, als daß sie sich beeilen würden, ihr Gewicht solange in die preußische Wagschale zu werfen, als sie dort nur etwas weniger Gefahr sehen.

Die Hegemonisten mögen jedoch vor allem nur erwägen, daß das letztere Argument weit mehr gegen ihr eigenes Prinzip spricht als gegen jene, die es mit der föderativen Form versuchen wollen. Der Selbsterhaltungstrieb, der die kleineren Staaten zu diesen Koalitionen führt, wird zu den äußersten Anstrengungen empört gerade durch das wirkliche Programm der Hegemonie eines Großstaats; wir, die Großdeutschen sind es, die sich auf ihn zu berufen haben als das gewisseste Hindernis der Durchführung dieses Programms. Wäre bewiesen, daß dieser Trieb in einer föderativ gebildeten Regierung Deutschlands ebenso schädlich, als er der Bildung einer monarchischen hinderlich ist, dann wäre bewiesen, daß wir — gar nichts schaffen können. Er wird es nicht sein; es ist doch natürlich genug, anzunehmen, daß die Teile eines lockern Ganzen, die sich mit allen Kräften dagegen stemmen, sich einem Teil unter den Teilen unterzuordnen, weniger gefährlich, fügsamer sein werden, wenn

ihnen ein gerechtes Maß der Geltung im Ganzen organisch gesichert ist. Im Bundesstaat unter preußischer Führung werden sie stets fürchten, verschlungen zu werden, man mag ihnen zusagen, so oft man will, daß sie relativ selbständig bleiben sollen; wer nicht mehr fürchtet, verschlungen zu werden, wird nach einem Gesetze der menschlichen Natur doch gewiß weniger intrigieren, als wer es befürchtet. Die besondere Verschärfung des Übels der Vielheit, die in diesem Triebe der machtloseren Staaten liegt, kann uns also nicht abhalten, es mit der föderativen Form zu wagen; aber auch der Dualismus der Großstaaten selbst wird weniger schädlich sein, wenn eine geordnetere föderative Form einmal besteht, als solange nur die gegenwärtige ganz lotterhafte besteht. Es gilt hier doch ganz natürlich dasselbe, was vom Verhältnis der Mittel- und Kleinstaaten zu den beiden Großmächten gilt: gerade solange ihr die eine derselben bedroht, der andern die Hegemonie über Deutschland zuzuwenden, werdet ihr irgend eine Art der Einheit so wenig zustande bringen als diese Hegemonie selbst; der Antagonismus wird mäßiger, ungefährlicher wirken, wenn entschieden ist, wenn nur dies einmal feststeht, daß jedem das Seinige werden soll, wenn nur so weit wenigstens „die arme Seele Ruhe hat", daß dieses Gespenst der Ausscheidung Österreichs und des preußischen Übergriffs über Deutschland verschwunden ist. Es bleibt also nur das Übel der Vielheit überhaupt und an sich, und wir kommen zurück auf unsern einfachen Satz: die Vielheit in der Regierungsform und die Vielheit in der Volksvertretung nebeneinander, dies ist eigentlich ein Widerspruch, mindestens eine höchst unvollkommene, schwerfällige Form. Man sehe sich aber die Sache einmal ganz einfach praktisch an, d. h. man fasse bestimmte Fälle ins Auge. Man erinnere sich z. B. an den Sommer 1859. In Preußen, in Berlin, vernahm man die Stimme aus Süddeutschland nicht; man wollte sie freilich nicht vernehmen, aber man hätte sie vernehmen müssen, wenn die Leute beieinander gewesen wären. Unsere Zeitungen blickt man in Berlin kaum an, der Verkehr, Austausch einzelner ist in großen Dingen gleich einem Tropfen im Meer; so war es möglich, daß man dort von „Strohfeuer", vom Laufen am Narrenseil des Pfaffentums und des schwarzgelbblauweißen Partikularismus reden konnte, als ob wir kein Wort gegen das dumpfe, stumpfe Mißdeuten unserer klaren

Begeisterung einzuwenden gehabt und eingewendet hätten. Wie ganz anders wäre es gewesen, wenn laut und gegenwärtig, vereinigt im offenen Saal einer Nationalvertretung die Gegensätze sich ausgesprochen hätten! Jene verworrenen Stimmen: „wir wollen keinen Kreuzzug für österreichischen Absolutismus und österreichisches Joch auf Italien unternehmen", wären durch klare Gründe der Politik zum Schweigen gebracht, die preußische Regierung, in ihrer Spitze damals nicht abgeneigt gegen entschlosseneres Handeln, wäre nicht durch undeutsche Minister und undeutsche Volksstimmung in zweideutiges Zaudern gebannt worden, und wir hätten den Krieg gehabt, nach dem wir jetzt — seufzen, seufzen, während wir, viel schroffer, viel herber noch zerrissen eben durch die Vorgänge jenes Sommers, ihn doch mit weit geringerer Hoffnung antreten würden.

Also eine Kontrolle der äußern Politik, und zwar eine solche, worin die geteilten Meinungen der Nation sich aussprechen und versöhnen könnten: wir hätten sie auch bei einer vielköpfigen Reichsgewalt, wenn neben ihr ein Parlament, natürlich nicht mit bloß beratender Stimme, sondern mit den wirklichen Rechten einer konstitutionellen Vertretung stünde.

Nun denke man vor allem auch an das National-Ökonomische. Der preußische Handelsvertrag mit Frankreich, dieser neue giftvolle Zankapfel, war nicht möglich, wenn wir, neben einer noch so mangelhaften Exekutive, ein Parlament hatten.

Man denke an das Organisatorische: an Heerwesen und Flotte, an die Frage der Führung im Kriege. Gewiß wird eine Nationalvertretung diese Knoten nicht an einem Tage lösen können, aber es ist doch sicher ein anderes Ding, wenn sie aus dem Dunkel der Kabinette an das Licht der Öffentlichkeit gezogen sind.

Man denke an Münze, Maß und Gewicht, das gesamte Verkehrswesen, Eisenbahnen, Telegraphen, Post, man denke an die Rechtsfragen, Handels- und Wechselrecht, an alle verwickelten Aufgaben, die in diesen Richtungen liegen und deren Verschleppung bei unsern jetzigen Zuständen kein Ende finden kann: ein Parlament müßte sie zum Abschluß führen können auch neben der unvollkommenen, föderativen Form der Regierung.

Man denke endlich an den Hauptinhalt der Reichsverfassung: an die Grundrechte. Einer gleichmäßigen Durchführung verfassungs-

mäßiger Freiheit könnte, wenn die Nation am Sitze einer deutschen Gesamtregierung durch ihre Vertreter gegenwärtig wäre, kein einzelner Staat widerstehen, und auch die allgemein deutschen Bürgerrechte: Niederlassungsrecht usw. müßten endlich eine Wahrheit werden.

Dieser Punkt führt mich auf die kleindeutsche Partei zurück, denn sie hat seit der Versammlung in Weimar eine Wendung von der Einheitsfrage zu der Freiheitsfrage genommen, durch welche die Bedeutung der Namen unserer zwei Hauptparteien sich in merkwürdiger Weise zu verschieben begonnen hat. Die Namen: kleindeutsch oder (nicht ganz, doch fast ganz damit zusammenfallend) Nationalverein und großdeutsch hatten sich früher rein auf die Frage über die Form der Einheit bezogen. Seit jener Versammlung wurde die „Oberhauptsfrage“ zurückgestellt, offen gelassen und die Reichsverfassung ohne sie zum Losungsworte gemacht. Nun stieg die Spannung in Preußen allmählich auf ihre Höhe; aller Augen lenkten sich dahin; unter den Kämpfern gegen den immer frecher hervortretenden Feind war die Fortschrittspartei im Vordertreffen; die Namen Nationalverein und Fortschrittspartei fiengen an ineinanderzuschmelzen; die Einheitspartei, d. h. die Partei, welche die Einheit unter Führung e i n e s bestimmten Staats will, scheint nun ganz Freiheitspartei geworden zu sein, d. h. Vereinigung aller, die verfassungsmäßige Freiheit im Innern der einzelnen Staaten als oberstes Ziel ihrer Tätigkeit wollen. Höchst merkwürdig ist dieselbe Verschiebung der Begriffe bei den neueren Wahlkämpfen in Bayern zum Vorschein gekommen. Es erwies sich, daß die Mitglieder des Nationalvereins die entschieden Liberalen, die „Fortschrittsmänner“ seien, und die Wähler, der preußischen Spitze grimmig abgeneigt, wie man es in Bayern ist, kamen in nicht geringe Verlegenheit, wenn sie liberal wählen wollten und doch keinen Anhänger des zwar zurückgestellten, aber doch vermutlich nicht aufgegebenen unitarischen Programms der Partei. Umgekehrt schienen die Begriffe großdeutsch oder Reformpartei und konservativ, illiberal oder lau, halb liberal zusammenzufallen und mancher, den man wegen seiner föderativen Ansicht in der Einheitsfrage gern gewählt hätte, war dem übrigens liberalen Wähler ein Anstoß wegen seiner Unentschiedenheit oder gar reaktionären Gesinnung in der Freiheitsfrage. Die großdeutsche Partei

fieng daher an, die Notwendigkeit einer Sichtung zu fühlen, und es begann aus ihrer Mitte sich etwas herauszuarbeiten, was ein Zeitungsartikel glücklich durch: „großdeutsche Linke" bezeichnet hat. Auf diese Seite komme ich zurück, wenn ich mich ausdrücklich zur großdeutschen Partei wende; ich muß vorerst noch bei der kleindeutschen verweilen.

Ich frage sie, ob das gut ist, ob man sich dessen freuen kann, daß diese Begriffsbildung entstanden ist, daß „kleindeutsch" und entschieden liberal gleichbedeutend geworden sind? Ob das nicht ein logisches, praktisches, politisches, menschliches Unglück ist, daß dieselben, welche die verfassungsmäßige Freiheit wollen, dem Staate die Oberleitung Deutschlands anvertrauen möchten, dessen Regierung sie am schmählichsten, am frechsten unterdrückt? Anvertrauen zwar auf Hoffnung, daß sie sich bessern werde, aber was ist diese Hoffnung? Verknüpft man je ein Zentnergewicht mit einem Strohhalm? Ist es ein Glück für eine Nation, wenn man sie in den innern Widerspruch des politischen Lebens stürzt, daß sie in e i n e r Partei verbunden sieht, was sie achtet und pflegen will, und was doch ein so großer Teil von ihr verwirft und haßt?

Doch ich habe vergessen, so höre ich mir einwenden, daß die Partei ihr preußisch-unitarisches Programm — indem ich das rechte Zeitwort suche, gebe ich auch die Antwort auf die Einwendung, — denn wie soll man sagen: aufgegeben, zurückgestellt oder — verborgen hat? Es ist Zeit, die Frage näher anzusehen und zu unterscheiden, was zu unterscheiden ist.

Ich kenne Demokraten, Demokraten in dem guten Sinne des Worts, der jede unvernünftige Begriffsverwirrung und wilden Idealismus ausschließt, Männer von altbewährtem Charakter, welche in den Nationalverein getreten sind, neuerdings mit ihm die Reichsverfassung auf ihren Schild geschrieben und dabei die Oberhauptsfrage ehrlich offen gelassen haben. Ich frage diese Männer, ob sich dabei etwas denken läßt? Deutschland sucht eine Form der Einheit, Deutschland sucht ein Organ; dies und nur dies ist unsere Frage, um dies und nur um dies handelt es sich. Ist das auch eine Antwort auf diese Frage, wenn ihr ausruft: wir wollen die Reichsverfassung — abgesehen von dem, was sie über die Form, das Organ der Einheit aufstellt? Es verlangt jemand lebhaft nach

Wurst, nur unglücklicherweise taugt ihm keine von den vorhandenen Wurstgattungen; da kommt ein Freund und spricht: ich weiß Rat, iß Leberwurst, nur ohne Leber!

Dies sind wenige Männer, welche sich zu dem unitarischen Programm wohl immer ablehnend, mindestens sehr skeptisch verhalten hatten und in den Nationalverein nach langem Widerstreben eintraten, um als Glieder einer geschlossenen und disziplinierten Partei für allgemeine vernünftige Freiheit zu kämpfen und auf diesem Umwege die Einheit vorzubereiten, die wir doch zuerst brauchen, nicht länger entbehren können und für deren Bildung man ein Programm haben muß. Neben ihnen besteht eine ungleich größere Gruppe von solchen, die früher positiv den hegemonistischen Gedanken geteilt haben, durch die Dinge in Preußen aber daran irre geworden sind, und eine größere von andern, welche auch jetzt noch auf Hoffnung an ihm festhalten, es aber als Gebot der Klugheit ansehen, ihn vorläufig zu verbergen. Vom Hoffen habe ich oben meine Meinung gesagt. Wir können sie alle zusammenfassen und denjenigen gegenüberstellen, die heute noch das ursprüngliche Programm, das eigentliche Erkennungszeichen der Partei nicht nur hoffend im Innern hegen, sondern laut und unumwunden aussprechen, und dies sind vor allem — die Preußen selbst und unter den Preußen die Liberalen und die Fortschrittsmänner.

Ich wende mich an diese sämtlichen Gruppen ohne Unterschied und sage: eure Partei hat sich seit den wachsenden Beweisen der Unfähigkeit der preußischen Regierung, noch mehr seit dem Eintritte ihrer offenen Reaktion von der Einheitsfrage auf die Freiheitsfrage geworfen; wie nun, wenn ihr eben der Freiheit durch Annahme des großdeutschen Programms über die Form der Einheit einen unendlichen Dienst erweisen könntet? Wie, wenn ihr durch diese Annahme Preußen aus seinem jetzigen Elend retten könntet? Und ihr könnt es: an dem Tage, wo im übrigen Deutschland die Wahlen zu einem Parlament ausgeschrieben werden, muß die Reaktion in Preußen fallen; ein Parlament aber könnt ihr haben, jetzt haben, wenn ihr euch bescheidet, eine föderative Zentralgewalt mit den Regierungen zu vereinbaren.

Die kleinen und die mittelgroßen unter ihnen haben sich längst

bereit erklärt, zu einer Reform der deutschen Bundesverfassung mitzuwirken, Österreich hat den ersten, kümmerlichen Schritt mit dem Delegiertenprojekte getan und soll nun, nach dem Besuche des Herzogs von Koburg, zu größeren Zugeständnissen bereit sein. Eines intensiven moralischen Drucks auf alle wird es natürlich noch bedürfen, wenn etwas geschehen soll; von dieser Vorbedingung werde ich nachher sprechen, zuerst handelt es sich darum, daß die politisch Lebendigen, Tätigen in der Nation einverstanden seien, denn wie soll sonst der moralische Druck zustande kommen? Nach wiederholten neueren Nachrichten ist die österreichische Regierung ernstlich mit Vorlagen für Bundesreform beschäftigt; ja eine Nachricht wollte sogar wissen, im Notfall sei man nicht abgeneigt, sich der Forderung eines Parlaments aus direkten Volkswahlen zu fügen. Die Frage über die Form der Wahl kann im Namen des nationalen Interesses selbst noch als eine offene angesehen werden. Die Wahl aus den Einzelvertretungen bietet den Vorteil des innern organischen Zusammenhangs zwischen Reichsvertretung und Vertretung in den einzelnen Staaten, hat aber gegen sich alle Bedenken, die aus den illiberalen Wahlgesetzen, wo solche bestehen, geschöpft werden. Direkte Volkswahl hat für sich nichts Geringeres als das Prinzip der Freiheit, gegen sich den stets möglichen Konflikt mit den Vertretungen in den Einzelstaaten, namentlich Preußen und Österreich. Genug, auch ein Parlament aus direkter Volkswahl werden wir, wenn es unser gemeinsamer Wille ist, durchzusetzen vermögen. Geben wir nun durch einmütiges Wirken auf ein bestimmtes Ziel den Schritten, zu denen Österreich nach dieser Mitteilung geneigt scheint, den nötigen Nachdruck: es wird natürlich zuerst bei Preußen anfragen und, wie sich von selbst versteht, abgewiesen werden. Werde Preußens Zustimmung verweigert, so wolle man, heißt es in jenen Nachrichten, ohne Preußen bei den Einzelregierungen vorgehen. Wer wäre so sanguinisch, darauf allein glänzende, rasche Hoffnungen zu bauen? Aber wer darf so matt und flau sein, nicht zu wollen, daß wir die leise Zusage und ihre zögernde Erfüllung durch die Energie unserer vereinten Forderung ergänzen? Wo ist der Beweis, daß es dann nicht gelingen könne? Wenn wir nur die Hände nicht in den Schoß legen, so muß es möglich sein, den Tag einer Parlamentswahl herbeizuführen.

Kann Preußen dann eine Insel im Meere der allgemeinen nationalen Bewegung bilden? Nimmermehr! Es muß mitgehen; aber freilich die Preußen selbst müssen zuerst wollen, dürfen nicht zu spröd, nicht zu stolz sein, sich von der Nation retten zu lassen, sich mit ihr zu retten.

Man hat uns oft gesagt: hinter dem Widerstand der Fürsten gegen eine Unterordnung unter Preußen verbirgt sich nur der Widerstand gegen jede Unterordnung unter eine künftige Gesamtregierung, mag sie beschaffen sein, wie sie will. Gut, versuchen wir's einmal, nehmen wir die Widerstrebenden beim Wort, bei dem Wort, daß sie sich einer föderativen Neugestaltung nicht entziehen wollen; machen wir die Probe! Sie sollen dieser Neugestaltung Deutschlands Opfer bringen, das Opfer eines Teils ihrer Souveränität; sie erklären sich bereit, wenn sie einen Teil dieses Teils wieder herausbekommen, d. h. nach gerecht abgewogenem Verhältnis als Glieder in der Gesamtregierung mitwirken: können wir unter der Bedingung, daß wir es darauf wagen, ein Parlament haben, warum sollen wir den Versuch mit der unzulänglichen Spitze nicht machen? Angenommen, noch einmal zugegeben, eine monarchische Spitze sei das beste, warum, da jeder Versuch, sie zu schmieden, uns nur den Stachel der Zwietracht schärft, nicht mit dem etwas Besseren, dem Bescheidenen, dem Möglichen es versuchen?

Ich sage also, die kleindeutsche Partei möge sich zu einem Kompromiß verstehen, worin sie das Zugeständnis einer föderativen Form der Reichsgewalt macht. Ich hätte sagen sollen: „die bis jetzt unitarische Partei"; der Name kleindeutsch hat etwas Gehässiges, und ich gebrauche ihn nur, weil wir keinen andern kurzen und mundgerechten haben; er fällt von selbst weg, sobald sie das Zugeständnis gemacht hat; was ihr Eigenes bleibt, ist dann nur noch ihre Entschiedenheit in der innern Frage, der Frage der Freiheitsrechte, sie wird den Namen Fortschrittspartei, der sich neuerdings an die Stelle des andern geschoben hat, behalten und als solche in der Nationalvertretung ihr Wirken fortsetzen, ihr Verdienst und ihre Ehre haben, — solange die großdeutsche Partei nicht diejenige Sichtung mit sich vornimmt, von der ich sogleich zu reden habe und wodurch sie in dieses Verdienst sich teilen wird. Die Unbefangeneren in ihrer Mitte mögen zusammentreten, einen Kern bilden, der sich durch die Propa-

ganda der Überzeugung ausdehnt und sich mit dem Kerne der groß-deutschen Partei verbindet, um die Fanatiker, die starr am Dogma von der preußischen Führung hängen, zu überflügeln, unschädlich zu machen. Zu den Fanatikern gehören die spezifisch Wohlweisen, die leider in der Partei so stark vertreten sind. Alles, was der Gegner sagt, ist „Gefühlspolitik“, sind „politische Phantasien“; den Verstand, die Gründe haben sie gepachtet. Man kann sie ruhig dem Genuß ihrer Weisheit überlassen.

Und nun zu den Großdeutschen!

Es verstand sich immer von selbst, daß eine Partei, welche in bestimmtem Sinne konservativ genannt werden kann, — denn in föderativer Form ist das gesamte Deutschland, obwohl locker und schlecht, bereits verbunden, die Form soll zwar verbessert, aber die Grundlage erhalten werden, — daß in einer solchen Partei mancherlei trübe Elemente sich zusammenfanden. Das trübste darunter ist das unduldsam katholische, weil es einer rein politischen Aufgabe ein fremdes, aus einer ganz andern Sphäre genommenes Motiv unterschiebt, weil es also unter einer Maske agiert. Man muß zwar auch billig sein; nicht alle, die Österreichs besondere Freunde sind, weil es katholisch ist, sind darum ultramontan, d. h. haben ihr Vaterland jenseits der Berge und lügen nur, wenn sie sagen, es sei ihnen um das wirkliche Vaterland zu tun; nicht mit ihnen wollen wir so manches brave Gemüt vermengen, das eben mit einfacher Liebe an der Religionsform seiner Väter und ebendarum, wiewohl ohne positiven Haß gegen das protestantische Preußen, an dem katholischen Österreich hängt. Konfession und Patriotismus können sich auch naiv vermischen. Der Gegensatz der Konfessionen besteht einmal bei uns, er ist ein Faktor, mit dem wir rechnen müssen, und es dürfte dies immerhin ein Bestimmungsgrund weiter zu der geforderten Einräumung für die Kleindeutschen sein; sie werden vergeblich wiederholen, der „weitere Bund“ mit Österreich wäre kein Ausschluß, keine Ausstoßung des Kaiserstaats; es ist allerdings falsch, einem politischen Sich-Abfinden, wie das vorgeschlagene, einen Namen zu geben, der auf die Gemütswelt, auf ein liebloses Wegschieben weist; aber es wird nie gelingen, dieser Auffassung ein Ende zu machen; in den katholischen Bevölkerungen

ist das alte Reichsbewußtsein; ein Strich, der zwischen Deutschland und Österreich gezogen werden soll, so dünn er sein mag, wird sich ihnen immer zu fühlen geben wie ein Strich durch ihr Gemütsleben. Doch nicht so ist dies billige Wort gemeint, daß es den Fanatikern zugute kommen soll, die jesuitisch sprechen: Vaterland! und denken: katholische Kirche!

Ein zweites trübes Element ist das aristokratische. Es versteht sich, daß ich unter: „aristokratisches Element" nicht verstehe: Leute, die von Adel sind, denn es wäre verrückt und heillos, zu meinen, man könne nicht von Adel und von echter patriotischer Gesinnung zugleich sein, und zu verkennen, daß die Aristokratie in der großdeutschen Partei durch sehr gesinnungsvolle Männer vertreten ist. Allein leider ist es auch wahr, daß der deutsche Adel in seiner Mehrzahl nicht ist wie der englische, dem Ehre und Macht seines Vaterlands über Hof und Vorrecht geht. In vielen unserer Heere ist er zum Nachteil des bürgerlichen Offiziers und, was noch schlimmer ist, der Leistungsfähigkeit der deutschen Waffen auf empörende Weise bevorzugt, ja adelige Geburt und militärisches Talent gelten noch so sehr für synonym, daß wir darum hauptsächlich — im nächsten Kriege Niederlagen solange in sicherer Aussicht haben, bis das Talent heraufkommt und über die Geburt siegt; von Preußen nicht zu sprechen, dessen ganzer jetziger Notstand vom absoluten Egoismus seines Adels kommt, eines Adels, der auch nicht ruhen wird, bis er dem Land ein zweites Jena bereitet. Da nun zu der großdeutschen Partei der Adel ein so auffallend starkes Kontingent geliefert hat, während die kleindeutsche im besten Sinne eine vorherrschend bürgerliche zu nennen ist, so entsteht eben natürlich der Verdacht, es spielen auch nach dieser Seite fremde Motive hinter dem Vorhang; denn der Aristokrat, der nicht weit, weit mehr Patriot als Aristokrat ist, knüpft an die partikulare Gewalt des einzelnen Fürsten seine sozialen und bürgerlichen Vorrechte; diese Fürsten waren ja einst, was er, sie sind Landesadel, der zu Landesherrn geworden ist; der Konflikt zwischen Adel und Fürst, der hiedurch allerdings auch gegeben ist, wird stets zurücktreten, wo es gemeinsame Opposition beider gegen das Bürgertum gilt, der Kern der Nation aber liegt im Bürgertum, und so mag denn gar mancher adelige Herr, der einer Verbindung für den großen nationalen

Zweck beitritt, seine Hintergedanken haben. Wir werden die Ausnahmen nicht vergessen und gebührend in Ehren halten, aber die großdeutsche Partei wird sich doch wohl umzusehen haben, daß sie unterscheide und ausscheide.

Nun kommen die Stammes-Partikularisten, die in bedenklichen Massen zur großdeutschen Partei ungezählt sich rechnen. Unter den Stammes-Partikularisten verstehe ich mehr oder minder dumpfe Naturen, die es mit der deutschen Einheit gemütlich meinen, aber noch viel gemütlicher mit der besonderen Vortrefflichkeit ihrer Nußschale von Land und Staat. Sie rufen, sie schreien, sie jubilieren, sie trinken Räusche für die deutsche Einheit und schimpfen, wenn „ein Ausländer", d. h. ein Deutscher aus einem andern Lande bei ihnen angestellt wird. Sie erfreuen sich so recht dick und fett aneinander als gute Schwaben, Bayern usw. und haben nie bedacht, was eigentlich zu opfern ist, wenn es einmal Ernst wird. Wäre man in Bayern über dieses gemütliche Helldunkel so weit hinaus, als man billig hinaus sein sollte, so wären wohl in der neu berufenen Kammer nachdrücklichere und mehr Worte gegen die Stelle der Thronrede gefallen, die einmal von Bereitwilligkeit zum Mitwirken an einer Reform der Bundeseinrichtung sprach und daneben zweimal die „Selbständigkeit" Bayerns betonte, — Worte, die der Regierung die Schönheit des Sprichwortes ans Herz gelegt hätten: den Pelz waschen, ohne ihn naß zu machen. Was ist Bayern als „selbständiger" Staat? Wo hatte es seine Flotte, um den Königssohn, den es in den Ameisenhaufen, genannt griechischer Thron, gesetzt hatte, gegen das unregierbarste und undankbarste aller Völker zu schützen? Und was könnte Bayern sein als ein Glied von Deutschland? Glieder sind aber eben nicht selbständig schlechthin, sondern relativ, sehr relativ selbständig. Wenn es an die deutsche Einheit geht, so heißt es nicht zweimal „selbständig" und einmal „opfern", sondern zweimal „opfern" und kaum einmal „selbständig". Und der Minoritätsantrag dieser Kammer, der in dem Abschnitt der Adresse von der deutschen Frage nur eine etwas straffere Fassung verlangte als der Kommissionsantrag, wäre auch nicht gefallen, wenn man sich dort jenes guten deutschen Sprichwortes bewußter wäre. Er fiel, weil das Wort „Unterordnung unter eine Zentralgewalt" darin vorkam und dieses Wort, da die Antragsteller der

Fortschrittspartei angehörten, auf Unterordnung unter Preußen gedeutet wurde; aber es sieht fast danach aus, daß er gefallen wäre auch ohne diesen Verdacht, denn die Redner, die dagegen auftraten, schienen nicht zu wissen, daß, wenn etwas werden soll aus Deutschland, die Parole auf jeden Fall heißt: Unterordnung und abermals Unterordnung, wie immer die Zentralgewalt gebildet sein mag.

Dies führt auf ein rein negatives Element, das sich an die großdeutsche Partei anhängt und natürlich mit dem gemütlich partikularistischen und ultramontanen dunkel ineinanderläuft: es sind die geschwornen Preußenhasser, die großdeutsch sind nicht aus Liebe zur deutschen Einheit, sondern aus Haß gegen eine deutsche Einheit mit preußischer Spitze. Es ist nicht zu leugnen, daß ein dumpfer, stumpfer, stierköpfiger Haß gegen Preußen in Süddeutschland und namentlich in Bayern spukt; davon habe ich sonst gesprochen, aber auch von der merkwürdigen Geschicklichkeit, womit er von norddeutschen, namentlich preußischen Blättern genährt wird.

Diese letzteren Zuflüsse verlieren sich schließlich in eine unbestimmbare Substanz, die man einfach als die Substanz der Trägheit zu bezeichnen hat. Es sind Leute, die da möchten, daß etwas geschehe, und doch auch, daß nichts geschehe, damit sie ja nichts zu tun bekommen. Eine Partei, die in gewissem, zunächst ganz tadelfreiem Sinn konservativ ist, zieht natürlich diese breite Substanz an und schleppt sie als Ballast mit sich.

Was ergibt sich aus dieser Mischung, wenn man nach der Frage der Freiheit sieht? Nicht notwendig, nicht durchaus, aber naturgemäß und zum großen Teil sind die genannten Elemente in dieser innern Frage halb liberal, nur scheinbar liberal, wenn nicht illiberal. Wer da wünscht, daß in der Einheitsfrage nicht tief geschnitten, nicht energisch kuriert werde, der wünscht auch, daß mit dem verjährten Unrat in einzelnen Staaten nicht ernstlich aufgeräumt werde. Die kleindeutsche Partei steht von ihrem Ursprung an in innigerem Zusammenhang mit der modernen Idee, dem modernen Staatsrecht, der protestantischen Bildung, kurz der Aufklärung, die der Pfaffe beliebt als „Ausleerung, Aufkläricht" zu verhöhnen. Es

ist ein Unglück, daß sich mit diesem geistigen Parteicharakter das Vorurteil für Preußen verknüpft hat, aber es ist erklärlich, weil das protestantische Preußen durch einen Fürsten, der zu den geistreichsten Vertretern der Aufklärung gehörte, im Kampfe gegen das katholische Österreich groß geworden ist.

So kam es denn, daß die großdeutsche Partei eine unglückliche Figur machte, als sie sich konsolidierte. Sie wollte sich organisieren und sie hat sich blamiert. Ja, blamiert, es ist nicht anders; die unbefangen Großdeutschen, zu welchen mich zu zählen ich mir erlaube, dürfen es sich wohl gestehen. Sie werden aus der Erfahrung eine Lehre ziehen, und die Lehre wird heißen, daß die „Reformpartei", wie sich die aus so mancherlei Stoffen gemischte Masse nun nannte, einer Sichtung bedarf. Ein schwacher Ansatz zur Sichtung ist in jener Erscheinung bei dem Wahlkampf in Bayern sichtbar geworden, die ich oben erwähnt habe: man mußte erleben, daß der wahre Liberalismus auf seiten der preußischen Hegemonisten sei, man fühlte das Gewicht jener Verschiebung des ursprünglichen Begriffs der Parteinamen, und ein kleines Häuflein wirklich freisinniger Männer sonderte sich als „großdeutsche Linke" aus der Masse ab. Was hier der besondere Fall mit sich brachte, das ist ein Wink, der uns sagt, was wir mit Bewußtsein und Vorsatz im großen zu tun haben. Ausscheiden sollen sich die, denen es mit dem Fortschritt in der Freiheitsfrage und denen es mit der Neugestaltung in der Einheitsfrage wahrer Ernst ist; abschütteln sollen sie alles, was hinter der Maske Großdeutsch Partikularismus des Stammes, Standes, Staates, Zelotismus der Konfession, Marasmus der Trägheit betreibt; es sind ihrer genug, um nach Abschüttlung des Balastes noch eine mächtige Partei zu bilden; am Morgen nach dem Waschtage wird sie von der kleindeutschen Partei klar und einfach nur ihre Ansicht in der Einheitsfrage unterscheiden und versteht sich diese zu der Sichtung, die ich ihr empfohlen, — nein! die ihr des Vaterlands Not empfiehlt, so sind die Parteien geeinigt, der Kompromiß ist da, und die Abgeschüttelten haben das Zusehen. Es ist nicht schwer, die Erkennungszeichen aufzustellen, um die sich zu sammeln hat, wer zusammengehört. Man denke sich das Programm eines großdeutschen Blattes, das diese Sichtung darstellen und vollenden soll, und in der Tat, das Bedürfnis eines solchen

Organs ist stark genug vorhanden. Es würde in der Frage der Einheit alle vorgeschlagenen Formen ohne Haß gegen Preußen, ohne Vorliebe für Österreich besprechen, während es die Notwendigkeit der föderativen natürlich festhielte. In der äußern Politik würde es die Linie einhalten, von welcher sich das gesunde Selbstgefühl einer tüchtigen Nation durch keinen innern Zwiespalt jemals hinwegrücken läßt; die Richtschnur heißt: nichts hergeben, was unser ist, wäre es auch nicht deutsches Bundesland, und am wenigsten dann, wenn untätiges Zusehen oder gar egoistisches Gönnen die französische Macht vergrößert, den alten Erb- und Reichsfeind, der nie aufhört, uns zu bedrohen, nachdem er zwei Kleinode aus unsrem Schatze längst gestohlen hat. Auch Rußland hat uns bestohlen, aber Rußland vermag die öffentliche Meinung in Deutschland nicht mehr zu täuschen wie Frankreich, das durch scheinbares Bündnis mit den modernen Ideen, durch die Nationalitäts-Phrase und durch den aus der Ferne hingehaltenen Speck einer Unterstützung preußischer Hegemonie-Gelüste die Schwachen, nicht nur an den Stufen der Throne, sondern auch im Volk, immer aufs neue ködert und verlockt. Über das Recht der Nationen auf politische Existenz und auf Teile seines Besitzes, die ihm genommen sind, müßte sich das Blatt einen klar gedachten Maßstab feststellen. Dieses Recht besteht unzweifelhaft, aber es soll sich durch die Tat erweisen, es wird ihm nichts geschenkt. Darum wird nichts geschenkt, weil dem, dem man das Schenken zumutet, auch nichts geschenkt wird. Italien z. B. hat ein gutes Recht auf Venedig; wir werden es ihm schenken dann, wenn uns Elsaß und Lothringen geschenkt wird. Solange wir diese Länder nicht herausbekommen, müssen wir den Italienern zurufen: holt euch Venedig, wenn ihr könnt, wie wir uns jenes unser Eigentum holen müssen, wenn wir können. Kurz das Recht der Nationen ist in abstracto wahr, aber verwickelt sich in concreto mit dem allseitig sich durchkreuzenden Geflechte alten Unrechts, und dies alte Unrecht kann von Nationen, die selbst solches erlitten haben, andern gegenüber nicht einseitig gutgemacht werden; nicht zu reden von einem allgemeinen geschichtlichen Naturgesetze der Verzahnung, wonach die Grenzlinie der Staaten sich nicht mathematisch nach der Linie der Nationalität abgrenzen kann, sondern in andere Völker hinüberschneiden muß, und nicht zu reden von Völkerfragmenten,

die aus hundert innern und äußern Gründen einen eignen, selbständigen Staat nicht bilden können, wie z. B. die mit andern Völkerbruchstücken bunt durchschossenen, ritterlichen, aber der Grundlage des modernen Staats, des gewerbsfleißigen Philisterstands entbehrenden Magyaren.

Dieser Maßstab dürfte ein rein großdeutsches Organ nicht abhalten, die innern Angelegenheiten des neuen Italiens mit Wohlwollen zu besprechen. Ich sage: mit Wohlwollen, obgleich es uns noch bedroht, ja in einem besondern Sinne bedroht, von dem ich am Schluß ein Wort sagen werde. Es hat einmal, was es hat, und, nachdem es dies einmal hat, werden wir uns erinnern, daß wir einem alten, um die Bildung Europas hochverdienten Kulturvolke, das sich aus langer Erschlaffung aufrafft, gönnen müssen, daß es ihm gut werde. Und es handelt sich ja wahrhaftig um mehr als dies: ein geistiges Interesse, das uns geneigt machen könnte, diesem Lande mißgünstig zu sein, weil es uns noch heute bedroht, im Urteilen, im Denken wenigstens zurückzustellen, solange und wo wir irgend können und dürfen: Italien bedarf, um seine Einheit zu befestigen, nicht Venedig, aber Rom; es ist der natürliche Feind des weltlichen Besitzes der päpstlichen Macht, und wir müssen das auch sein. Es ist unsere eigene Angelegenheit, wir müssen uns Glück wünschen, daß es ein Volk gibt, das aus politischem Interesse verlangen muß, was wir aus religiösem, sittlichem, allgemein menschlichem Interesse verlangen müssen. Mag die Stärke, die das Königreich Italien durch die Vernichtung jener heidnischen Ruine in Rom gewinnt, auch die Gefahr vermehren, womit es uns bedroht: wir werden uns seinerzeit zu schützen wissen und vorerst der Wahrheit die Ehre geben: die römische Frage ist eine Frage der europäischen Bildung und Geistesfreiheit. Ein echt großdeutsches Blatt wird daher keinen Korrespondenten dulden, der hämisch, feindselig von den Schwierigkeiten spricht, die sich der Neugestaltung Italiens entgegenstemmen, empfindsam seufzt, daß im Neapolitanischen so viele Briganti (die armen Tröpfchen!) erschossen werden, über „den König Biedermann“ spottet wie ein Mazzinist, es wird keiner Pfaffenfeder und keiner pfäffischen Laienfeder seine Spalten öffnen. Im übrigen tolerant, überall bemüht, die Kluft zu heilen, die der Gegensatz der Konfessionen durch

Deutschland gerissen hat, aber im Prinzip protestantisch, der Idee des Jahrhunderts, der wahren und vernünftigen Freiheit ein tapferes Rüstzeug!

Es ist kaum vonnöten, daß ich die Unterscheidungsmerkmale, woran die unbefangen Großdeutschen sich erkennen und wodurch sie sich zusammenfinden sollen, weiter ausführe; es folgt alles von selbst aus dem Gesagten; ein entschieden liberales großdeutsches Blatt wird in allen innern Fragen und Kämpfen von selbst wissen, wohin es sich zu stellen hat, in Fragen der Gesetzgebung, des Rechtes, wie der Kirche und der Wissenschaft; es wird sich frei halten vom Vorurteil in der Besprechung unserer einzelnen Staaten; es wird für Österreich gegen preußische Anmaßung eintreten, aber ohne Illusion, ohne das Schwarzgelb, woraus das Gelb als Farbe des eiternden Hasses gegen Preußen und Nationalverein spritzt; es wird sich nie durch Parteihaß verleiten lassen, irgend ein Bestreben darum allein zu bekämpfen, weil es von den Gegnern, oder darum allein zu unterstützen, weil es von Parteimitgliedern ausgeht.*)

Habe ich nicht geträumt, sondern Mögliches gedacht, gelingt die Sichtung unserer zwei Hauptparteien, entschließt sich die kleindeutsche zu der Einräumung in der Einheitsfrage, die großdeutsche zu der Umwandlung in der Freiheitsfrage, gelingt dieser Kompromiß, ohne den beide Parteien unfruchtbar bleiben, so können sie vereint den moralischen Druck ausüben, ohne welchen trotz aller angeblichen Bereitwilligkeit die Regierungen keinen Zug tun werden.

*) Die Aufrichtigkeit fordert, daß ich hier mit einem offenen Wort mich an die Augsb. Allg. Zeitung wende, sie kann es einem Manne, der um ihrer obersten Tendenz willen ihr zugetan bleibt, nicht feindselig auslegen. Nach meiner Überzeugung hält dieses Blatt im ersten der oben aufgeführten Punkte, in der äußern Politik, in der Frage, wo unser äußerer Feind zu suchen sei, unverrückt den Weg eines richtigen Patriotismus ein; was die andern Punkte betrifft, so können nur gereizte Gegner sie ein „großdeutsch reaktionäres“ Blatt nennen, aber dennoch leugne ich nicht, daß ich nach dieser Seite in einen Teil der obigen Bemerkungen Vorwürfe für sie habe legen wollen. Ein zweites großdeutsches Organ wird neben einem so verbreiteten Blatte schwer aufkommen; um so dringender erscheint mir die Pflicht, daß es im Prozesse der Sichtung, welchen der großdeutschen Partei der hohe Ernst der Zeit gebietet, mit würdigem Beispiel vorangehe.

Aber auch wenn sie ihn tun, wenn es sich als wahr erweist, daß eben jetzt Österreich über neue, etwas weitergehende Angebote an die Nation mit den deutschen Regierungen zu verhandeln beginnt, die Anspannung unserer ganzen Kraft, die regste Tätigkeit wird noch immer nötig sein, das eine zu erreichen, was wir vor allem brauchen: ein Parlament womöglich aus direkten Volkswahlen und mit dem wesentlichsten Teile der Befugnisse, welche die Reichsverfassung ihm zuerkennt. Allerdings, wir werden es auch dann nur erreichen, wenn wir auf der andern Seite ein großes Zugeständnis machen: die erste Versammlung hat die neue Bundesverfassung mit den Regierungen zu vereinbaren.

Ich weiß, wie man mir mitspielen wird, wenn ich eingestehe, daß ich mich überzeugt habe: es war 1848 unser Fehler, daß wir dies nicht taten. Die Fürsten waren eben noch da; wir ignorierten sie, und indem wir drei Vierteljahre die Grundrechte verhandelten, sammelten sie in Stille ihre Kraft zur Rettung ihrer Oberrechte in dem ungeschmälerten Umfang, durch welchen das vielköpfige Deutschland in Unmacht und Schmach verfault.

Ich weiß auch recht wohl, wie dunkel und verworren alles noch liegt, wenn ich mir denke, daß die Nation sich zu dieser Vereinbarung entschließt. Ich stelle mir vor, die Zusage einer regelmäßigen, periodischen Volksvertretung müsse vorhergehen, müsse vorher durch die moralische Gewalt der vereinten Parteien erwirkt sein und nun trete die erste Versammlung zusammen, um alle übrigen Gegenstände, welche den Inhalt der Reichsverfassung von 1849 bilden, mit den Regierungen zu vereinbaren, natürlich vor allem die Form der künftigen Reichsgewalt. Fragt man mich, wie es denkbar sei, daß die Regierungen sich verständigen und als Frucht ihrer Verständigung etwa die Form des Direktoriums vorlegen, von welchem in der erwähnten Zeitungsnachricht über die Ergebnisse der Bemühungen des Herzogs von Koburg die Rede ist, fragt man mich, wie ich mir zu einer solchen Vorlage die Befugnisse und das Verhalten des vereinbarenden Parlaments vorstelle, ob ich glaube, daß Gegenvorschläge, mögen sie die Trias, oder ein Direktorium aus mehr oder weniger Organen, mit oder ohne Turnus enthalten, gegenüber den Vorschlägen angenommen, in Erwägung gezogen werden oder nicht; fragt man, welche Mittel und Wege ich wisse,

es möglich zu machen, daß ein Direktorium nicht wie der Bundestag eine Maschine der unendlichen Verschleppung aller Geschäfte durch ein Gesandten-Kollegium, sondern was natürlich absolut zu fordern ist, eine wirkliche, unmittelbar aktive, am Sitze des Parlaments periodisch in Person der Fürsten selbst anwesende Regierung sei; welche Mittel und Wege, es möglich zu machen, daß die Staaten, die darin nicht selbst, sondern mittelbar, ständig oder nach einem Turnus durch Wahl im Haupte eines andern Staats vertreten sind, diesem Haupte sich auch wirklich unterordnen, so daß es handeln kann ohne Umfrage im einzelnen Fall, daß sie ihm vor allem eines der bisher so eigensinnig festgehaltenen Souveränitätsrechte, die Vertretung im Auslande durch eigene Gesandte, opfern, — ich kann auf alle diese Fragen nur antworten: alles ist möglich, alles kann sich entwirren, wenn wir selbst nicht lahm sind. Es wird gehen, weil es gehen muß, und es muß gehen, wenn die innere Notwendigkeit der Sache zum wirklichen Willen der in ihren Hauptparteien einverstandenen Nation geworden ist: einverstanden im Wesentlichen, der föderativen Form der Gesamtregierung und der Volksvertretung. Ein von gemeinsamem Willen bewegtes und entschlossenes Volk kann ohne Revolution seine absolut berechtigten Forderungen durchsetzen. Warum? Weil die Erscheinung eines solchen Willens, das Aussprechen desselben das Bild eines also von e i n e m Geiste durchdrungenen Volkes an sich schon einen Eindruck unwiderstehlicher Art macht. Man besinne sich zurück auf die Stimmung, die geistige Luft des Jahres 1848! Alles schien möglich, das Eisen schien jede Form annehmen zu können, denn es glühte, und es war auch alles Vernünftige möglich, das Eisen konnte auch geschmiedet werden, — wenn — wenn nicht eine Gesamtschuld aller Parteien, aus der die einzelne Schuld gar nicht auszusondern ist, im Ganzen aber der Idealismus, der das scheinbar absolute Gute statt des tunlich Guten und nach Umständen Besten wollte, uns alles verdorben hätte. Könnten wir aus uns selbst die Stimmung jener Tage wieder erzeugen und sie mit der Mäßigung und Nüchternheit vereinen, die uns damals gebrach! Soll nicht einmal auch Deutschland es sein, von dem ein neues Leben ausgeht? Müssen wir immer auf Frankreich warten? „Die Deutschen schlafen, wir müssen ihnen einmal wieder einen Zwick geben", so

heißt es dort. Die Wahrheit ist, daß wir es sind, die ihnen den Zwick zu geben hätten, denn was das Leben nach innen betrifft, so schlafen sie viel schmählicher als wir; doch nein, sie leben nach außen, sind ein Staat, handeln, schlagen, siegen, bestimmen die Schicksale Europas, und wir?

Ich höre fragen, ob ich denn die größte aller Schwierigkeiten ganz vergessen habe, die Schwierigkeit, welche Österreich durch seine außerdeutschen Länder darbietet. Ich habe sie nicht vergessen, aber ich habe mich nicht beeilt, sie zu besprechen, weil ich sie nicht für so groß halte, als sie scheint. Man bringt sie von preußisch hegemonistischer Seite mit übersteigertem Nachdruck vor, um die Notwendigkeit des eigenen Programms zu beweisen, und ich sage umgekehrt, weil der Bundesstaat unter preußischer Führung und mit Aussonderung Österreichs aus hundert Gründen nicht geht, so müssen wir uns eine Anomalie, eine Art logischer Schiefheit der Verhältnisse gefallen lassen, bis die alles entwirrende Zeit sie löst. Österreich kann nur mit den deutschen Teilen und dem Bundesland Böhmen in den Verband eintreten und beansprucht doch notwendig im Direktorium, oder wie die neue Form lauten soll, dasjenige Gewicht seiner Stimme, das ihm nur der ganze Umfang seines Länderbesitzes verleiht. Wir können es uns gefallen lassen, weil dieser Machtumfang, wie er zum großen Teil auf den außerdeutschen Ländern, namentlich Ungarn, beruht, allerdings zwar lang und oft genug eine Leidensquelle für uns gewesen ist, aber, seit Österreich in die neue Bahn eingelenkt hat, eine Quelle des Wohls für uns werden muß, national-ökonomisch und militärisch; die Zeit wird ja kommen, die uns die unendlichen Quellen Ungarns öffnet, und die Zeit wird wieder kommen, wo wir froh sind, wenn die Husaren mit uns ausziehen; aber auch die Zeit wird kommen, wo Österreich sich die noch murrenden und trotzenden Völker, die es so lange despotisch zusammengehalten hat, assimiliert haben wird, so daß sie erkennen, daß unsere Interessen zusammengehen und daß sie mit uns tagen können. Umgekehrt kann es sich Österreich gefallen lassen, im Parlamente nicht nach dem Umfange seiner Völker vertreten zu sein, denn die Abgeordneten der Österreich freundlichen deutschen Länder sind verbunden mit den Deutschösterreichern stark genug, um seine berechtigten Interessen im Reichs-

tage zu wahren selbst gegen die Feinde in seinem eigenen Busen, die Tschechen, die, wenn sie überhaupt kommen, fürs erste wenigstens nur kommen werden, um gegen uns und gegen Österreich selbst zu wirken und zu stimmen. Wer sich bei diesen Erwägungen, Hoffnungen nicht beruhigen will, der mag angeben, wie wir es anfangen sollen, Deutschösterreich aus Österreich herauszuschneiden und uns einzuverleiben oder, um es abermals und abermals zu sagen, wie wir es anfangen sollen, einen Bundesstaat ohne Österreich zu gründen, Österreich zu verhindern, daß es uns daran verhindere! Wirft er mir Unklarheit vor, so werfe ich ihm rabenschwarze Finsternis der völligen Ratlosigkeit vor; sagt er: nun, wir beide wissen nicht Rat, darum ist eben überhaupt nichts möglich, so antworte ich, etwas muß möglich sein, weil etwas schlechthin notwendig ist.

Und warum ist denn etwas schlechthin notwendig? Ich denke, das könnten wir wissen: weil die Schmach Deutschlands nicht länger auszuhalten ist. Wer die Dinge in Schleswig-Holstein ansieht, dem muß sich ja das Herz in einem Krampfe von Scham und Grimm zusammenziehen. Dem im Stich gelassenen, verratenen Bruderstamm werden wir vergeblich sagen: nicht wir tragen die Schuld, sondern die Verhältnisse, die Regierungen usw.; er wird antworten: wir halten uns an einen, denn zuletzt trägt immer nur einer die Schuld, und dieser eine seid ihr alle, ist die Nation. Und diese Schuld liegt im Zwist unserer Parteien. Wir haben kein Recht über den Widerstand unserer Fürsten gegen die Einheit zu klagen, solange wir selbst uns nicht zu einigen vermögen. Die beste Kraft, der wir zum gemeinschaftlichen Werke bedürfen, verbrauchen wir im Kampf unter uns.

Die Schleswig-Holsteinische Schmach ist aber ja nur der örtliche Auswuchs unserer chronischen allgemeinen Schmach, der Schmach unserer Nichtigkeit unter den Staaten Europas. Auch sie ist unsere nationale Gesamtschuld, und auch angesichts ihrer dürfen wir uns nicht auf die Geschichte, auf die Verwicklung unserer Verhältnisse berufen. Das Urteil Europas kann sich auf das Rechenexempel der Verteilung der Schuld nicht einlassen, es hält sich eben auch an uns alle zusammen; weisen wir nun so und so nach, daß wir jetzt keine Formel für unsere Einigung ersinnen und keinen Weg finden können,

sie durchzusetzen, wenn sie ersonnen wäre, so lautet die Antwort: etwas, was immer es sei, und wäre es auch etwas Zweckwidriges, Unbesonnenes, etwas hättet ihr längst getan, wenn ihr Feuer hättet, wenn ihr nicht Schwätzer, Zänker und Schlafhauben wäret, denn eine Nation, die Feuer im Leib hat, die duldet eben diese Schmach nicht, einfach, sie duldet sie nicht; ihr wartet zu lang, zu lang, so lang, daß niemand mehr an euer Erwachen glaubt.

Dies ist das Urteil des Auslandes —

„Und möcht' ich sie zusammenschmeißen,
Ich kann sie doch nicht Lügner heißen":

im Innern nämlich, denn wir werden dem Fremden nicht zugeben, was wir uns untereinander zugeben, ihm kein gehässiges Wort gegen unser Vaterland hingehen lassen, noch weniger dem Ausland schmeicheln. Aber was hilft die einzelne Gegenrede gegen das Urteil ganzer Völker?

Man sollte jeden ins Ausland schicken, der es nicht fühlt oder nicht genug fühlt, was es heißt, einem verachteten Volk angehören. Ja, verachtet, so ist es und nicht anders. Man läßt uns die Ehre unserer Wissenschaft, Bildung, Literatur, und man verachtet uns als politische Nullen. Der Billige, der Rücksichtsvollere, Feinere, im Grunde sogar Wohlwollende zuckt nur die Mundwinkel, wenn von Deutschland die Rede ist, er entschuldigt, doch so, daß man leicht erraten mag, wie sein Urteil lautet, wenn er unter den Seinigen ist, und unwillkürlich verschnappt er sich doch auch vor dem Deutschen, den er schonen wollte; aus rohem Munde aber könnt ihr vergröbert jeden Tag hören, was alle denken. Ja, hieher, ins Ausland sollte man vor allem die führen, die über dem Wohlbefinden im engen Kreise der Heimat, des Standes die Verachtung nicht spüren, die uns wie geschmolzenes Blei auf die Haut brennt, so bald man uns als Ganzes faßt, wie es sich nach außen reflektiert! Hieher den behaglichen Bürger, der bei fetter Küche, gutem Bier und Wein, leidlichen Abgaben und ganz leidlich liberaler Regierung nicht fühlt, wie er sich draußen als Atom in einer breiigen, von langem Stillstand stinkenden Substanz ausnimmt; hieher den Soldaten, der da meint, er sei etwas als Offizier in der hannöverischen, sächsischen, württembergischen, bayerischen „Armee", weil

ja doch die Wachen zu Hause ihn salutieren, der Feldwebel ihm rapportiert, der gedrillte Rekrut gehorcht; hieher vor allem, verkleidet, unerkannt unsere Fürsten. Sie hätten Gelegenheit, sich zu fragen, wie es mit der Majestät eines Fürsten bestellt ist, wenn die Nation, deren er ein Bruchstück regiert, keine Majestät hat. Wenn die Bücklinge aufhören, wenn die Wachtparade nicht vor ihnen aufzieht, wenn die Schmeichler schweigen, wenn sie die Wahrheit hören, mögen sie sich fragen, was es heißt und wie sich's fühlt, einem Volk angehören, das unter den Völkern jetzt nicht viel anders wandelt als einst die Juden.

Es ist wahr, ein Preuße und ein Österreicher stellt draußen noch eher etwas vor als ein — Deutscher. Daß man so unterscheiden muß, dieser logische Unsinn, das ist freilich das Bild der jämmerlichen Unnatur unseres Daseins; es ist gerade wie man in der deutschen Schweiz ganz, als verstünde es sich von selbst, Schweizer und Deutsche unterscheidet, es ist wenigstens nicht viel besser, die Schweiz ist vom Mutterlande getrennt, jene Staaten mindestens halb. In Preußen ist das Gefühl, ohne Deutschland nichts zu sein, trotz dem übrigen Selbstgefühl stärker als in Österreich, dem ungleich mächtigeren Großstaat. Wenn sich nur nicht das Selbstgefühl zu dem Gefühle des nationalen Bedürfnisses in der unglücklichen Weise schlüge, daß man deutsch werden will nur unter der Bedingung, Deutschland zu beherrschen! Preußen soll unser Arm sein; indem es sich vermißt, unser Haupt zu werden, ist und bleibt es nichts als der verklemmte Bruch an unserm Leibe. In Österreich weiß man, daß man sich auf Deutschland „stützen“ muß; aber der Begriff ist so vag, das Bewußtsein der Notwendigkeit einer wahren Vereinigung so schwach, der Ausdruck dieses halben Bewußtseins im Reichstage war bisher so matt und lau, daß gerade hier eine tiefe Umwandlung vor sich gehen muß, wenn wir erringen sollen, was wir nicht länger entbehren können. Nichts Geringeres verdankt Österreich der unheilvollen Zerrissenheit Deutschlands als den Verlust der Lombardei, den Frieden von Villafranka und einst die Niederlage von Wagram. Dies sind die Früchte des bloßen „Sichstützens“ auf Deutschland. Durch Österreich besitzt Deutschland heute noch ein Stück seiner alten Größe, die Frucht alter deutscher Siege über wilde Ungarn und Slawen; Österreich ist unser,

denn deutsche Kraft zuerst hat seine Größe begründet, deutsche Hilfe nach langem Verrat es erhalten; zum Danke dafür hat es im Bunde mit dem willfährigen Preußen uns jahrzehntelang mißhandelt, in Dumpfheit des Mittelalters zu treten gesucht; es hat sich aufgerafft, der deutsche Kern hat den vereinigten Völkern ein neues Leben im Lichte verfassungsmäßiger Freiheit eröffnet; nur mit uns kann es auf dieser Bahn fortschreiten, und der nächste Krieg wird ihm aufs neue sagen, daß es außer Deutschland ein Scheinleben in schiefen Verbindungen, nur mit Deutschland ein wirkliches Leben in organischer Verbindung führt.

Der nächste Krieg: soll denn nicht endlich der Tag kommen, wo andere zufrieden sein müssen, daß nicht wir sie angreifen? Soll eine Nation von 40 Millionen die niedrige Rolle fortspielen, daß sie stets befürchten muß, angegriffen zu werden und dem ersten Angriff mit ihren größten Junkerheeren nicht gewachsen zu sein? Ist es unser würdig, die Passiven in Europa zu sein?

Mir geht die Wahrscheinlichkeit, daß der listige Abkömmling des großen Korsen nicht hingehen wird, ehe er die letzte Karte gegen uns ausgespielt, aus keinem Anzeichen bestimmter hervor als aus den neueren Andeutungen Victor Emanuels von besseren Aussichten für Italien und aus seinen vermehrten kriegerischen Rüstungen. Das war immer leicht erraten, daß Napoleon nur um einen Preis Rom freigeben wird: um den Preis italienischer Mitwirkung in einem großen Kriege. Je sichtbarer man also in Italien Hoffnung schöpft, um so näher wird der Krieg sein, der mittelbar oder unmittelbar den Rhein zum Ziel hat.

Von Tag zu Tage schwankt jetzt das Zünglein der Wage. Wir Deutsche haben in der Rat- und Trostlosigkeit unserer Zustände uns angewöhnt, den Krieg herbeizuwünschen, stellen uns anfängliche Niederlagen vor, hoffen von ihnen die Wirkung, daß die Nation, der es bis jetzt noch am nötigen Wärmegrade der Leidenschaft fehlt, sich aufraffe, unter dem Hochdruck der Notwendigkeit sich für eine bestimmte Form der Einheit entschließe und mit vereinten Kräften dann den äußern Feind bezwinge. Dabei schwebt wohl den meisten ein einfacher Krieg vor: d. h. ein Krieg, der eben schlechthin gegen Deutschland als Ganzes losgeht. Sie bedenken nicht, daß die Napoleonische Politik ihn nicht unternehmen wird,

ehe sie Deutschland so entzweit hat, daß die Interessen seiner verschiedenen Teile in vollem Widerspruch gegeneinander stehen. Früher wurde an Preußen herumgetastet, wurden ihm Lockspeisen jeder Art geboten. Die Vermutung lag nahe genug, daß die Absicht war, die Spannung gegen das übrige Deutschland, welche das Hegemonie-Gelüste an sich schon erzeugt und welche durch die Freundschaft mit Frankreich wuchs, bis dahin zu schrauben, daß der Vorwand zu einem Kriege vom Zaune gebrochen werden konnte, dann mit einem raschen Schlage ein ansehnliches Stück Deutschlands zu nehmen und es Preußen zu bieten gegen eine kleine Entschädigung: die Rheinlande. Preußen hatte bereits tief genug in den Köder gebissen, als der polnische Aufstand kam und plötzlich in voller Naturplumpheit der reine tartarisch-mongolische Instinkt der feudalen Partei zutage trat; er führte Preußen in die Arme Rußlands und verfeindete es mit ganz Europa. Wenn jetzt Österreich bis auf einen gewissen Punkt mit Frankreich hält, so ist dies Zusammengehen nicht mit dem früheren preußischen zu vergleichen; jenes war eine Willkür, dies ist eine Notwendigkeit.*) Im ganzen übrigen Deutschland sind die preußischen Schergendienste für Rußland nicht minder gehaßt und verdammt als in Frankreich und England; denn wir schwärmen zwar nicht mehr für Polen wie 1830, wir haben uns erinnert, daß wir die Teile des untergegangenen Königreichs, die in unserem Besitze sind, trotz dem Frevel der Teilung nicht mehr abgeben können, und wäre es auch nur darum, weil fast das ganze Bürgertum in diesen Landen deutsch ist, wir haben uns ernüchtert in unserm Urteil über den polnischen Nationalcharakter; aber die viehische Grausamkeit, womit jetzt Rußland in dem Stücke Polens haust, das ihm zugefallen ist, streicht alle Parenthesen und Vorbehalte der politischen Reflexion durch, reißt die russisch-polnische Frage aus der übrigen polnischen Frage heraus, macht sie zu einer Frage der Menschheit und Menschlichkeit schlechthin und empört jedes Menschenherz gegen den willigen Folterknecht Preußen. Kommt es nun zum Kriege gegen Rußland in erster und natürlich gegen Preußen in zweiter Linie, so findet er die Nation im furcht-

*) Nachschrift. Als dies geschrieben wurde, war die Sage noch nicht wieder erstanden, daß ein österreichischer Erzherzog geneigt sei, sich von Napoleon einen Thron schenken zu lassen. Hoffen wir, daß sie lüge.

barsten und gefährlichsten innern Konflikte, der sich denken läßt; der Napoleonischen Politik ist ein Meisterzug gelungen: wie Österreich 1859, so ist Preußen nun isoliert. Nein! Es wird nicht isoliert sein, wir werden es nicht im Stich lassen, aber mit halbgelähmter Hand werden wir Schild und Schwert für es erheben. Woher sollen wir die innere Kraft, den moralischen Hebel in einem Kriege bringen, dessen Objekt wir verteidigen sollen, während wir sein Motiv billigen? In einem Kriege, worin die halbe Welt gegen uns ist und wir im innern Bewußtsein mit dieser halben Welt gegen uns selbst kämpfen? Und wir entzweit unter uns selbst auch ohnedies? Und wir ohne Vertrauen auf unser Kriegswesen, unsere Führung?

Während ich diese Zeilen schreibe, scheint die Schaubühne sich abermals verändern zu wollen; Spuren von Erkenntnis tauchen in der ägyptischen Finsternis der preußischen Politik auf, die Uhr weist augenblicklich wieder auf Frieden. Dies kann natürlich von der Wahrheit unserer Erwägungen kein Jota brechen. Es ist an sich schimpflich genug, daß wir wie ein Spielzeug am Faden der wechselnden Gedanken baumeln, die das Gehirn an der Seine brütet; aber es wird sicher in nicht allzu großer Zeitferne den Krieg gegen uns in einer Konstellation ausbrüten, welche die eine unsrer Großmächte isoliert und die ganze Nation zwischen widersprechende Interessen und Motive ins moralische Kreuzfeuer wirft.

Und angesichts dieser Gefahr wollen wir immer noch nichts tun, uns zu einigen? Der *ausgebrochene* Krieg — möglich, daß er mit Strömen von Blut nach namenlosen Leiden uns zusammenkittet: wär es nicht besser, wenn der *drohende* uns einigte? —

Nachtrag.

Dies also war geschrieben, als Österreich den entschlossenen Schritt tat. Was ganz Deutschland, freiwillig oder widerwillig, an diesem Schritt hoch anerkennen mußte, das ist, noch abgesehen vom Inhalt, eben — der Entschluß. Dem kläglichen Zaudern, Zweifeln, Wollen und Nichtkönnen, Zappeln, Starren, Kleben, worin alle Parteien, alle politischen Faktoren Deutschlands sich verstrickt hatten,

ist ein Ende gemacht; eine Tat ist geschehen. Es ist einer gekommen, der es gewagt hat, in die faule Luft die Bewegung zu werfen, sich zu entscheiden und uns die Entscheidung zu bringen. Niemand wagte, es auszusprechen, das dem Unentschlossenen so fürchterliche: Jetzt! Aus der unendlichen Reihe der Bedenken springen, die unendliche Linie durchhauen und alles auf den Punkt des Momentes, auf diese haarscharfe Messerschneide setzen, das ist keine Kleinigkeit, das will einen Mann. „Aber es ist ein Fürst", sagt der gestrenge Demokrat vom reinen Wasser. Ich frage ihn: was habt denn ihr getan? Jahraus, jahrein ruft ihr: Handeln! und abermals: Handeln! Taten! Wo sind die euern? Ihr werdet ins Grab gehen, auf die Brust schlagen und ausrufen: ich habe nichts hervorgebracht, aber ich habe doch meine Prinzipien gerettet! Hier hat einer gehandelt, gewagt, und zwar nicht wenig gewagt, denn welchen Gefahren nach allen Seiten er ins Gesicht sehen mußte, kann ein Kind begreifen. Ich sage es offen und laut, daß mich das Entschlossene und Kühne dieses Schritts an und für sich erfreut, ich rühme den Mut eines Regenten, von dem ich keinen Orden habe und keinen will. Wir danken es diesem Mute, daß bereits eingetreten ist, wonach der früher geschriebene Teil dieser Blätter mit den Worten seufzt: „soll nicht einmal auch Deutschland es sein, von dem ein neues Leben ausgeht? Müssen wir immer auf Frankreich warten?" Das Ausland schaut auf uns, die Rubrik Deutschland in den Zeitungen ist interessant geworden, und so der Himmel und unsre Vernunft will, wird sie bald noch interessanter werden. In Frankreich treten inspirierte Artikel mit den ersten leisen Drohungen auf: ich denke, ein wichtiger Wink für uns, für die Nation; denn was Frankreich fürchtet, das kann für uns nichts Schlechtes sein. Hiemit lockert sich zugleich ein Vertrag Österreichs, das eine schiefe Bahn befürchten ließ, und wenn ich in einer Nachschrift zu Seite 233 mit Sorge auf das neu auftauchende Gerücht vom Erzherzog Maximilian und dem mexikanischen Thron hinwies, so erscheint jetzt die unbegreifliche Geneigtheit eines österreichischen Prinzen als etwas von der österreichischen Politik ganz Unabhängiges. Wahrhaft abgeschmackt finde ich die Vermutung, daß der österreichische Schritt mit Frankreich abgekartet und diesem das Versprechen irgend eines Verrats an Deutschland als Preis für seine Zulassung in

die Tasche gesteckt sei; ich bin überzeugt, daß man den wahren Sachverhalt in kurzer Zeit aus einer neuen Annäherung des westlichen Nachbars an Preußen erkennen wird. Übrigens brauche ich mit denen kein Wort zu verlieren, die darum das österreichische Projekt bekämpfen, weil Österreich dabei ebensosehr an sich und sein Interesse als an das deutsche denkt und weil es Preußens Blindheit klug benützt hat; sie sprachen entweder aus einer wahrhaft rührenden politischen Unschuld, und darin will ich sie nicht stören, oder aus preußischer Parteileidenschaft, und dann frage ich sie, ob Preußen, wenn es umgekehrt eine schwache Stunde Österreichs zu einem ähnlichen Schritte benützt hätte, etwa mit engelsreiner Interesselosigkeit gehandelt haben würde? Jene in sublimiertes Krötengift getauchten Federn, denen kein Verdacht zu künstlich ist, den sie nicht auf Österreich und die „Würzburger" werfen, warum sagen sie nicht lieber einfach, nicht das sei Österreichs Verbrechen, daß es nicht ohne Interesse handelt, sondern, daß es nicht Preußen ist?

Ich verweile noch ganz im allgemeinen, befasse mich bloß mit der Stimmung überhaupt, auf welche das Projekt gestoßen ist, wenn ich diejenigen, die ihm als einem Fürsten-Angebote zum voraus abgeneigt sind, ersuche, sich zu besinnen, ob nicht ihr abstraktes Denken die Hälfte der Wahrheit übersieht. Wir sind es ja doch selbst, denen wir das Angebot verdanken. Österreich hat die Notwendigkeit erkannt, und diese Notwendigkeit hat die Nation durch ihr langjähriges nachhaltiges Drängen erzeugt. Es ist ein Doublé auf dem Billard: der Ball kommt zu uns her, aber wir haben ihn nach dem Band gestoßen. Nein! handelt es sich noch allgemein von der Stimmung, so wird mir kein Vernünftiger bestreiten, daß es nur e i n e richtige Losung gibt, und sie heißt: laßt nicht auch diese Schicksalsstunde ungenützt vorübergehen! Verscherzen wir nicht auch diesen Moment! Sorgen wir, daß uns das Ausland nicht abermals nachsage: aus den Deutschen wird ewig nichts, weil sie unverbesserlich unpraktische Prinzipienreiter sind. Es stehen sich zwei Standpunkte gegenüber: dem Prinzip folgen und: praktisch sein. Wären sie im vorliegenden Fall unvereinbar, verhielten sie sich als ein Entweder—Oder, so hätten wir uns freilich nicht lange zu bedenken; aber opfern wir denn das Prinzip, wenn wir nicht alles auf einmal wollen, sondern eine Verfassung für Deutschland

mit großen Mängeln und Lücken annehmen, die nach ihren eigenen Bestimmungen und vor allem durch die der Gesamtvertretung eingeräumten Befugnis der Vervollkommnung fähig ist? Doch ich habe vergessen, erst zu fragen, was unter dem Prinzip verstanden sein soll. Es handelt sich nicht um ein Prinzip, sondern um zwei: Einheit und Freiheit. Unsre Prinzipienritter sollen nicht vergessen, daß wir die unendlich schwere Aufgabe haben, beide zu vereinigen, und daß sie nicht zu vereinigen sind, wenn man jedes von beiden in seinem strengsten Begriff und seiner schroffsten Konsequenz nimmt. Das Prinzip der Einheit, absolut verstanden, müßte für Deutschland eine despotische Monarchie fordern. Gar manche von uns haben im tiefen Unmut, im Gefühl unsrer Zerrissenheit oft ausgerufen: käme einer, der uns vereinigte, und wäre es ein Tyrann, wäre es der Teufel selbst, wir ließen es uns gefallen! Der Entwurf bietet uns keine monarchische Einheit, kein despotisches Joch; er bietet uns im Direktorium ein Organ, wie es Deutschland bisher nicht gehabt hat, d. h. ein Organ, das durch die Art der Abstimmung wirklich beschluß- und handlungsfähig ist. Dies ist das Wesentliche, dies der Mittelpunkt unsrer ganzen Frage, um den sich alles dreht; nicht auf die andere Seite, nicht auf die Artikel von der Abgeordnetenversammlung, sondern auf die Artikel von der neuen Regierungsform hat sich die Kritik zuerst zu werfen, denn was Deutschland braucht, ist ein Organ zum Handeln, und ich wiederhole aus dem obigen Teil dieser Blätter, daß wir mit einer Verbesserung der föderativen Form, die uns ein solches Organ bringt, in Betracht der Verhältnisse Deutschlands, wie sie real beschaffen sind, uns begnügen müssen und können. Mit dieser Form der Einheit vereinigt dann der Entwurf ein Zugeständnis für das Prinzip der Freiheit in einer Nationalvertretung, die aus den Kammern gewählt werden soll. Dies Zugeständnis ist in mehrfacher Hinsicht ungenügend; ich gehe hier auf seine Mängel und Lücken noch nicht speziell ein, weil ich die Sachlage noch ganz im allgemeinen betrachte; für jetzt sage ich nur: das Zugeständnis ist ungenügend, ist auch dann, wenn es uns gelingt, es in einigen Punkten zu verbessern, noch ungenügend, aber keineswegs so ungenügend, daß wir darum das Ganze ablehnen und hiemit die Form der Einheit, die uns der Entwurf bietet und die für unsre Ver-

hältnisse genügend ist, von uns stoßen müßten. Dies ist die Formel, in der ich meine Ansicht vorerst zusammenfasse. Nun aber nehme man noch hinzu, daß die ungenügende Schöpfung erweiterungsfähig ist durch ihre eigenen Einrichtungen: eine Versammlung mit den Rechten der Beschwerde und Petition, der Feststellung der Bundesfinanzen, mit der beschließenden Kompetenz in der ganzen Gesetzgebung und namentlich in Abänderungen der Bundesverfassung hat das Heft in der Hand, die Grundlagen zu vervollkommnen, auf denen sie selber steht, wenn — der rechte Geist in ihr ist, aber dafür haben wir ja, wir selbst zu sorgen. Und so sage ich: ja, es ist recht, es ist in Ordnung, wenn wir uns in dieser Stunde von dem Grundsatz als dem bestimmenden leiten lassen: die Gelegenheit nicht verscherzen, sondern praktisch an der Locke packen! Die Fürsten, die, weiß der Himmel! viel an uns gesündigt haben, bieten uns ein Stückchen des Seiles, das wir haben müssen, wenn wir zu einer vernünftigen und ehrenhaften Existenz gelangen wollen: es wäre töricht, es darum nicht anzufassen, weil es noch zu kurz ist; ich denke, es ist gescheiter, wir fassen an und lassen nicht nach mit stetem Ziehen, bis wir so viel des Seiles haben, als wir bedürfen. Ein Tor, dessen ganze politische Weisheit heißt: Revolution! der im Traume der Zukunft lebt, die immer Zukunft bleibt, und der darum nicht ergreift, was die Gegenwart, was die Wirklichkeit bietet! Ein vernünftiger Mann, wer den Boden betritt, auf dem er durch Reform weiter schreiten kann! Es verspricht selten einen schönen Tag, wenn auf feuchten Boden früh morgens die helle Sonne sticht; grauer Himmel, aus dem sie sich langsam herausarbeitet, daraus wird viel eher das rechte gute Wetter.

Im ganzen und großen haben nun unsre zwei Hauptparteien diesem Grundsatze des praktischen Verhaltens Raum gegeben, und, wie mein Vorwort sagt, der Kompromiß, auf den ich hinarbeiten wollte, noch ehe das österreichische Projekt vorlag, ist im Werden. Das schwere Opfer bringt dabei die unionistische Partei, und es ist höchlich anzuerkennen, es ist als ein Akt der politischen Tugend und Einsicht zu begrüßen, daß sie durch den Beschluß des Abgeordnetentags im Wesentlichen — und dies ist die föderative Regierungsform — eingelenkt hat. Noch mehr: es scheint ein wirkliches Zusammentreten der Parteien sich vorzubereiten. In Mainz sind

österreichische Reichstagsabgeordnete mit einer Anzahl von Mitgliedern des Abgeordnetentags zusammengekommen, von denen einige zu den entschiedensten Anhängern des Programms von der preußischen Hegemonie gehörten. Solche Versammlungen von Großdeutschen und früheren Kleindeutschen werden sich, so hoffe ich, mehren und die heillose Kluft, die uns gespalten hat, wird sich allmählich füllen. Ebendahin kann vielleicht meine verspätete Frühpredigt noch wirken. In Wahrheit, wer zur Versöhnung mahnt, wird nicht schlechthin zu spät kommen. Die Preußen selbst, um es sehr gelind auszudrücken, schmollen noch; wie sich hier die widerwillige Stimmung gestalten wird, ist noch gar nicht abzusehen; die Großdeutschen haben noch viel zu tun, die Sichtung ihrer Partei zu vollziehen, die ich als notwendig dargestellt habe und die nun auch darum doppelt notwendig ist, weil es gilt, die Besorgnis zu zerstreuen, daß die österreichische Initiative und das österreichische Präsidium im beabsichtigten neuen Bunde religiöse Unfreiheit, kirchliche Bevormundung bringe. Ich halte diese Besorgnis für grundlos, denn, wie mir scheint, muß in der neuen organischen Verbindung vielmehr Deutschland in umgekehrtem Sinn auf Österreich hinüberwirken, aber sie ist vorhanden, und es liegt an den Großdeutschen, zu zeigen, zur Wahrheit zu machen, daß sie eine rein politische Partei sind. Es liegt aber auch an ihnen, auf jede mögliche Weise und jeder billigen Forderung derjenigen entgegenzukommen, die das große Opfer in der Frage der Einheit, das Opfer ihres monarchischen Programms zu bringen bereit sind. Davon nachher noch ein Wort; vorerst darf ich zum Schutze meiner verspäteten Blätter noch sagen, daß ja, selbst wenn zwischen Fürsten und Nation ein Übereinkommen gelingt, noch lange nicht alles getan ist; dann geht es ja an das Wählen, dann fragt es sich, mit welchem Menschenstoffe der fertige Rahmen sich ausfüllen soll, und die Frage geht ja natürlich von der Delegiertenwahl in alle Zukunft zurück auf die Volkswahlen für die wählenden konstitutionellen Körper der einzelnen Staaten; da hat sich die großdeutsche Partei wahrlich wohl zu besinnen, wie sich der künftige Bund ausnehmen würde, wenn Aristokraten, Partikularisten und Ultramontane sich breit auf den neuen Plätzen dehnen würden.

Und nun sei es mir erlaubt, meine geringe Weisheit vorzubringen

über das einzelne, vielmehr nur über die Punkte vorzubringen, die mir die wesentlichen scheinen.

Vorausgesetzt ist natürlich, daß die Nation in irgend einer Form gefragt wird. Daß das Resultat des Fürstenkongresses einem ersten, vereinbarenden Parlament aus Delegierten vorgelegt werde, ist nicht anzunehmen; die Ministerkonferenzen, von denen früher die Rede war, sollen, wie jetzt verlautet, wegfallen; die Vorlage wird einfach an die Kammern der Staaten gelangen, deren Regenten die Akte unterzeichnet haben. Man befürchtet, daß ihnen nur die Wahl zwischen Annahme en bloc oder Ablehnung gelassen werde. Dies müßte sich faktisch einfach als unmöglich erweisen. Es ist nach meiner Überzeugung kein Grund, zu besorgen, daß sie nicht einzelne Abänderungen noch durchsetzen können.

Nun denn zum Hauptpunkte, zu der Frage: Parlament aus direkten Volkswahlen oder Delegiertenparlament? Im früher Niedergeschriebenen habe ich mich, wie man sieht, noch skeptisch verhalten. Ich habe mich jetzt entschieden, und zwar als reiner Philister für die zweite Form, aus einem doppelten Grunde. Der eine, schon oben ausgesprochne und von allen Stimmen, die sich für das Projekt aussprechen, oft genug betonte Grund ist der, daß nur durch diese Form die organische Verbindung und Einstimmung zwischen dem Reichsparlament und den Einzel-Landtagen, d. h. zwischen dem Gesamtwillen und dem Partikularwillen der Nation hergestellt wird. Dieser Grund ist in der Tat schon stark genug, um durchzuschlagen, und ich meine, das sollte selbst der demokratischen Partei einleuchten. Es ist in Wahrheit ein Volksinteresse, um das es sich handelt. Unser Parlament im Jahre 1848 sah sich keineswegs nur im Konflikte mit der sich allgemach erholenden Reaktion; nicht minder fühlbar war der Konflikt mit den großen Versammlungen Preußens und Österreichs, die sich um Frankfurt nicht kümmerten, und man wird sich wohl noch der Anträge erinnern, welche in ihrem gleichzeitigen Tagen geradezu eine Intrige der Regierungen sahen; gewiß unrichtig: der Konflikt war ein innerer, lediglich in der Sache selbst gegründeter. Der Sonderwille in den einzelnen Ländern, ich meine den berechtigten Sonderwillen des Volkes selbst, kann sich mit dem Gemeinwillen der Nation nicht auseinandersetzen, wenn dieser in einem Parlament aus direkten Volkswahlen sein Gefäß hat; es fehlt

das Band; es ist ein unvermitteltes Verhältnis zwischen den Teilen und dem Ganzen. Möglich, daß wir das Band entbehren können, wenn die Nation durch eine längere politische Schule gegangen, wenn die neue Gesamtform erprobt, wenn das Geleise eingefahren ist, für jetzt aber ist der flüssige Übergang zwischen beiden Faktoren Bedürfnis.

Dies sind oft gesagte Dinge, mir erscheint ein zweiter Grund ungleich wichtiger. Ich befürchte, eine Versammlung von Abgeordneten aus direkter Volkswahl werde uns die Elemente auf die Oberfläche werfen, die nicht den kleinsten Teil der Schuld am Rückgang unserer großen Bewegung vom Jahre 1848 tragen. Sie sind noch da; die Gattung der Demokratie, die seit damals nichts gelernt hat, die überhaupt niemals lernt, für die es keine Erfahrung gibt, sie ist noch reichlich unter uns verbreitet. Ja sie hat sich vermehrt; die Jugend ist in einem glühenden Hasse gegen die Regierenden aufgewachsen; der Haß begreift sich aus dem ungeheuern Mißbrauche des Sieges über die Volksbewegung seit 1849, aus der Schmach, die man seither über Deutschland lasten ließ — man denke nur an Schleswig-Holstein — aus der neuesten Geschichte Kurhessens, Preußens, aus hundert andern Ursachen. Aber eine Leidenschaft, die wir begreifen, ist darum wahrlich nicht berechtigt, uns zu führen, unsre Interessen zu vertreten. Die unverdaute Idee: Volkssouveränität ohne jeden Begriff einer Gliederung, eines Organismus durchdringt so verworren als in jenen Bewegungsjahren heute noch die dunkel aufgeregte Masse. Wohin werden wir gelangen, wenn uns dieser Fanatismus die Schreier, die das Volk mit unverstandenen Schlagwörtern aufwühlen, wieder in unser Parlament wirft? Zu einigen dummen Putschen und noch dummeren Morden, zu nichts weiter. Jene werden wieder das große Maul brauchen, zu denen die wahre Freiheit sprechen muß: der Himmel schütze mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden getraue ich mir schon fertig zu werden! Ich habe die Erfahrung gemacht in einer Versammlung, die wir kürzlich in Zürich hielten, um eine Kundgebung über den jetzigen Stand der deutschen Frage zu beraten. Vom reineren, aber unpraktischen Idealismus des gebildeten Mannes bis zur wirren Leidenschaft unvergorner, eitler Jugend und zur rohen Selbstgefälligkeit banausischer Hemdärmelpolitik blieb

keine Note des abstrakten Pathos unangeschlagen, als ich einen Entwurf vorlas, der einfach die Meinung ausdrückte, daß die Nation den günstigen Moment nicht durch verschleppenden Prinzipienstreit verscherzen möge, und ein Artikel in einer hiesigen Zeitung, der diesen Entwurf zum Ausdruck des abgeschmacktesten Servilismus entstellt wiedergab, soll von — einem Deutschen geschrieben sein. Ich war ganz in das Jahr 1848 zurückversetzt und sagte mir, daß wir, was die Massen betrifft, seither um kein Haar weiter gekommen sind. Ich würde aus dem untergeordneten Fall keine Schlüsse ziehen, wenn nicht freisinnige Männer, die aus Deutschland kommen, mich versicherten, daß dieser Fall das richtige Bild unsrer einheimischen Zustände gebe, daß z. B. in Berlin eine Volkswahl für ein Parlament zu den traurigsten Resultaten führen müßte. Daher stimme ich mit denjenigen, welche für die Vertretung der Nation Männer wünschen, die ihre politische Schule in den Kammern der einzelnen Staaten durchlaufen haben, Männer, die wissen, daß Pathos und Politik zwei verschiedene Dinge sind und daß man mit dem Ideal nicht ausreicht, wenn es sich um konkrete Fragen handelt. Ich weiß auch nicht, warum wir befürchten sollen, daß die Delegiertenwahlen schlecht ausfallen. Fährt der rechte Geist in die Nation, so muß er sich den Kammern mitteilen. Es ist an uns, in das beschränkte Gefäß den rechten Inhalt zu gießen, der es von innen heraus erweitert. Auch die Bestimmung, daß ein Teil der Delegierten aus den ersten Kammern gewählt werden solle, halte ich nicht für so gefährlich, als sie aussieht. Es sitzen doch noch andre Leute als Junker, wie die preußischen, in diesen Körpern. Baden hat eine liberale erste Kammer, Bayern wird unter seinen Reichsräten Männer finden, die durch Intelligenz und Charakter dem Parlament wohl anstehen, an solchen fehlt es doch in keiner ersten Kammer und auf die reaktionären Elemente, die natürlich nicht ausbleiben, kann das Tagen mit den Volksabgeordneten in einem und demselben Haus unmöglich ohne Wirkung bleiben, wenn jene nur den rechten Geist mitbringen, und dafür, ich sage es noch einmal, dafür müssen wir selbst sorgen, und wir können es.

Erscheint mir demnach der Wahlmodus und die Zusammensetzung an sich nicht so bedenklich wie vielen andern, so bleiben doch nach meiner Überzeugung allerdings große Bedenken anderer Art zurück,

Punkte, auf deren Verbesserung wir mit allem Nachdruck bestehen müssen.

Unerläßlich ist die Vermehrung der Zahl der Abgeordneten, die aus den zweiten Kammern zu wählen sind. Das Prinzip der Bewegung, der Freiheit oder, wenn man will, der politischen Unbefangenheit und richtigen Vielseitigkeit fordert dem Elemente gegenüber, das mehr oder minder ein träges befangenes und einseitiges ist, schlechthin der Stärkung. Wir müssen mehr verlangen, als bloß ⅔ Abgeordnete aus den zweiten Kammern; ¾ ist das mindeste, worauf zu dringen ist. Dies bedarf für den Freund einer vernünftigen Freiheit und wahren nationalen Lebenskraft keines Beweises.

Der andere Punkt ist die nur dreijährige Periodizität. Durch nichts hat sich der österreichische Entwurf mehr geschadet, durch nichts die erwachte Hoffnung peinlicher abgekühlt, durch nichts den Vorwurf bloßer Scheinkonzession an das Volk schlimmer niedergeschlagen als durch die unheimliche, klaffende Pause der zwei Jahre, in welchen nach jeder Sitzung des Abgeordnetentags die Nation am Bunde nicht vertreten sein soll. Jedes Wort wäre überflüssig zur Rechtfertigung des Argwohns, der sich in die Leere dieser zwei Jahre stürzen muß; man gebe uns einjährige Perioden, oder wir müssen uns für betrogen halten!

Nun käme der schwierigste Punkt, der Anspruch Preußens auf eine höhere Stellung im neuen Bunde, als die der Entwurf ihm einräumt. Ist Mahnung zu Kompromiß und Versöhnung unsrer Parteien die ursprüngliche Tendenz dieser schlichten Blätter, so würden sie sich selbst widersprechen, wenn sie nicht mit der Anerkenntnis schlössen, daß Deutschland dem begründeten Selbstgefühl unsrer zweiten Großmacht, wie immer jetzt die innern Zustände dieses Staats beschaffen sein mögen, eine Konzession schuldig ist.

Vermag sich Preußen nicht den Wechsel im Präsidium zu erwirken, so müssen wir, ich meine die Großdeutschen selbst, verlangen, daß es in richtigerem Verhältnis zu seiner deutschen Einwohnerzahl im Parlament vertreten sei. Ich habe schon oben gesagt, daß durch die realen Verhältnisse die Anomalie sich ausgleichen werde, vermöge welcher Österreich die stärkere Großmacht, die im Kriege ebensoviel, wenn nicht mehr Militärkräfte einsetzen muß als Preußen, doch im Parlament schwächer vertreten sein werde; es

hat seinen natürlichen Anhang in Süddeutschland, und es wird daher faktisch immer mehr Stimmen zählen als buchstäblich. Der Beschluß des Abgeordnetentags will das Mißverhältnis ungenügender Vertretung Preußens durch die Aufnahme seiner östlichen Provinzen ausgeglichen sehen. Dies würde zu Verwicklungen führen, die wir meines Erachtens jetzt nicht wagen dürfen, es gibt den fremden Mächten den vollen Vorwand zur Einmischung und bringt uns in ungeeigneter Stunde die entsprechende Frage über Aufnahme Triests und Istriens in den Bund. Richten wir uns erst innerhalb des bisherigen Rahmens ein, die Lösung des übrigen muß und wird die Zeit bringen.

Dies und nur dies sind nach meinem Dafürhalten die Bedingungen, über welche die Parteien rasch sich verständigen müssen, um mit der Kraft der Eintracht auf ihre Erfüllung zu dringen. Um das andre braucht uns nicht bange zu sein. Man vermißt in dem Entwurfe die Gewährleistung der wesentlichsten Grundrechte und allgemeinen deutschen Bürgerrechte; ein Verfassungsentwurf, der uns eine Vertretung der Nation mit den Befugnissen bietet, die in Artikel 20 und 21 ausgesprochen sind, kann nicht die Absicht haben, diese Rechte zu verweigern, und wenn man es doch beabsichtigte: diese Vertretung, die aus konstitutionellen Staaten hervorgeht, ist entweder durch unsre Schuld ein leerer Schatten, oder sie kann und muß jene Rechte erkämpfen.

Aber Preußen? Im obigen ist die Hoffnung ausgesprochen, es werde sich an dem Tage, wo das übrige Deutschland in ein Parlament wähle, aus den Klauen der Feudalen befreien. Dies setzt voraus, daß die Bevölkerung mit uns andern gehe; ob sich ihr politisches Urteil, das sich heute noch in einer trüben Gärung befindet, dahin abklärt, können wir nicht wissen; welche Schachzüge die preußische Regierung ausbrütet, welche Bündnisse sie sucht, auch nicht; eine rührende Probe war die Aussicht auf ein Parlament aus direkten Volkswahlen, die ein Bismarck uns eröffnete. Prophezeien ist nicht meine Sache: ich weiß nur, wenn wir fest hinstehen, das Unentbehrlichste rasch fordern und durchsetzen, dann ohne Zaudern annehmen, so bauen wir uns eine Burg, aus der wir geschützt zusehen und, wenn es not tut, einen Bürgerkrieg und eine

Zweiteilung Deutschlands, vor welcher eine guter Genius uns bewahren möge, überstehen können.

Und jetzt noch ein Wort! Österreich hat größere Sünden gegen die deutsche Nation gutzumachen als irgend ein anderer deutscher Staat. Eine der größten ist seine Sünde gegen Schleswig-Holstein. Ganz wird es unser Vertrauen erst gewinnen, wenn es diese gutmacht. Wer uns die eine Hand reicht, uns gegen Dänemark zu führen, der mag uns mit der andern sehr bescheidene Anfänge der Freiheit bieten: er hat uns gewonnen, und wenn dieser Krieg oder schon die Bundesreform die halbe Welt in Waffen gegen uns aufrührt, dann erst recht: Frisch gewagt!

(Gedruckte, aber nicht herausgegebene Broschüre, Nördlingen, C. H. Beckische Buchhandlung, 1863. Das Vorwort handschriftlich, an Stelle des alten gesetzt. Dieses und der Nachtrag [S. 234 ff.] vom 20. August bis zum 7. September 1863.)

Ein deutscher Mahnruf.

Zürich, 23. November 1863.

Die schleswig-holsteinische Sache, die ganz Deutschland in Bewegung setzt, wie wird sie von den Österreichern aufgenommen? Wenn sich dort noch viele dazu lau verhalten, so muß ihnen klargemacht werden, was den andern und jedem richtigen Deutschen klar ist: daß jetzt auf diesem Punkte die ganze deutsche Frage liegt. Zunächst schlechtweg die deutsche Ehre. Man soll dort nur nicht meinen, es gebe für die Österreicher darum, weil sie dem großen Kaiserstaat angehören, dann noch eine Ehre, wenn sie nicht jetzt mit uns nehmen, was uns gehört. Man soll sich dort ja nicht einreden: was uns lokal fern ist und uns nicht so nah auf die Haut brennt, wie unsere Finanzen, Reichstag und Ungarn, das geht uns nichts an. Wenn jetzt wieder nichts wird, so schämt sich hierzuland ein Deutscher, daß er mit einer Kappe übers ganze Gesicht unter den spottenden Schweizern umgehen möchte. Den Juden gleichen wir, wie sie einst verachtet und verhöhnt waren, rot müssen wir werden, wenn der Name Deutschland nur genannt wird; ja bald wird uns kein Hund mehr an.... Es handelt sich aber um die deutsche Ehre, weil es sich um die deutsche *Sache* handelt. Der Staat, der jetzt für uns handelt, hat den Vorgang in der Schöpfung der deutschen Einheit. Die preußischen Blätter schüren an Preußen, daß es handle, um endlich seine Rolle in Deutschland anzutreten. Dort soll diese Aktion nur *Mittel* sein, die Gewinnung der Hegemonie der Zweck. Der Vorteil der Lage für Preußen ist klar; es hat auch genug gesündigt an Schleswig-Holstein, aber die ungleich schwerere Sünde liegt auf Österreich. Hier ist es, wo Österreich am meisten gutzumachen hat, und hier, wo es den Grad von Popularität in Deutschland gewinnen kann, um die Form der Einheit, welche die Großdeutschen wollen, meinetwegen mit viel oder wenig Präponderanz seines Zepters, durchzuführen. Die österreichische Regierung sucht ja doch die Popularität in Deutschland. Versteht sie unser Interesse, unser Recht, unsere Ehre jetzt nicht, so ist sie nicht deutsch. Wir alle müssen dann zu dem Programm übertreten, das die Ausscheidung Österreichs aus dem neuzugestalten-

den Bunde oder Bundesstaat will. Und Österreichs Volk ist auch nicht deutsch, wenn es jetzt nicht mit uns geht und die Regierung vorwärts drängt. Kroaten, Polen, Böhmen, Ungarn sind dann in Österreich keine Deutschen mehr.

Bei uns ist die Masse im Glühen. Das Kennzeichen jeder wahren großen Bewegung: daß der Besitzende, der Gebildete, der Besonnene, daß der Philister mitgeht, es ist da. In Württemberg sind städtische Behörden mit der Forderung vorangegangen, daß die Regierung den Prinzen von Augustenburg anerkenne und im Notfall den Schutz seines Rechts durch Waffengewalt bei dem Bunde mitbewirke; in Frankfurt hat der Senat die Anerkennung ausgesprochen usw. Alles lebt, alles kocht. Am 1. Dezember wollen, höre ich, Freischaren ausziehen. Das wird den Regierungsorganen nach Revolution aussehen, uns vielleicht eine neue Reaktion bringen. Dann haben wir später nur gewisser eine blutige Revolution. Jetzt ums Himmels willen nicht ins Feuer schlagen, sondern das Feuer *leiten*, zum Guten leiten, daß es uns zugleich noch anderes als das Nächste in Fluß bringe, gußfertig brenne — die Form der deutschen Einheit! Es ist die äußerste Eile. Besetzen wir nicht, sobald Dänemark sein erschlichenes, erlogenes Recht wirklich in Anspruch nimmt, im ersten Moment die Herzogtümer, so haben wir den Vorteil der vollendeten Tatsache verscherzt und alles wird verschleppt.

Aber der große Krieg, den wir mit höchster Wahrscheinlichkeit heraufbeschwören? Jeder Freund des deutschen Vaterlandes *will ihn, seufzt nach ihm.* Ohne Krieg lösen wir den Knoten nicht, an dem wir uns theoretisch abquälen. Darüber braucht es für politisch Erfahrene kein Wort der Erläuterung.

(In der Konstitutionellen Vorstadtzeitung in Wien am 27. November 1863 abgedruckt mit der Vorbemerkung: „Wir erhalten von dem Ästhetiker Friedrich Vischer ein aus Zürich datiertes Schreiben, welches, obwohl es zunächst an uns persönlich gerichtet ist, wir dennoch im Dienste der Sache in die Öffentlichkeit bringen. Der Brief lautet mit Weglassung unwesentlicher Stellen“:)

Wie weiter?

Es gibt gar viele Fälle in der Politik, wo die Ungeduld der Völker den Regierungen unrecht tut, über Bedenken, Rücksichten, Verzögern schilt, während doch die Verwicklung des Knotens, den Uneingeweihten verborgen, solches Verfahren fordert. Der jetzige Fall ist kein solcher, er ist ein absoluter Fall, verlangt absolutes, d. h. plötzliches und ganzes Handeln. Die Nation steht den Regierungen mit dem Vorwurfe gegenüber: der Londoner Vertrag und das gesamte Verhalten in der Schleswig-Holsteiner Sache seit dem Waffenstillstand von Malmö war schmachvoll und verräterisch; auch das sei verziehen, wenn jetzt, da die Weltordnung selbst den Weg zeigt, das unzweifelhafte Recht augenblicklich mit dem Schwerte geschützt wird; geschieht es nicht, so ist die Schmach eine vollendete. Daß die preußische Regierung sich nicht entschließen will, befremdet niemand. Hier sind wir bereits gewohnt, uns über nichts mehr zu wundern. Neu aber ist uns allerdings, daß eine Kammer, die in den inneren Fragen so brav ihre Pflicht tut, in dieser Sache nicht begreift, wie sich ein absoluter von einem relativen Fall unterscheidet. Liegt ein absoluter Fall vor, so ist alles andere unterzuordnen. Handelt es sich um Recht, Ehre und Macht einer Nation und drängt diese höchste und heiligste Notwendigkeit so, daß jeder verlorene Tag unendlichen Nachteil bringt, so ist danach nicht zu fragen, welche Bedenken für das Innere des einzelnen Staates ein entschlossenes Handeln etwa mit sich führt. Das Werkzeug, das man einmal hat, ist augenblicklich und rücksichtslos zu benützen; eine Heeresorganisation, die aus inneren Gründen mit Recht bekämpft wird, kann in diesem Momente nicht weiter angegriffen werden; auch die wohlgegründete Besorgnis, daß ein verfassungswidriges Regierungssystem aus einem Kriege neue Stärke ziehen werde, muß hintangestellt werden, denn davon handelt es sich jetzt nicht. Der Schaden, der hier im einzelnen erwächst, kann repariert werden, aber der Schaden, den die Nation erleidet, wenn der Moment unbenutzt bleibt, ist irreparabel. Dies ist der eine Satz; der andere, daß das Allgemeine dem Besonderen schlechthin vorgeht, ist nicht minder

unumstößlich, und es folgt aus ihm, daß, wer jetzt nur an sein besonderes Land denkt, und wollte er noch so treu sein Bestes, egoistisch handelt. Aber die Wahrheit des ersten Satzes wird verstärkt durch die Wahrscheinlichkeit, daß für Deutschland der Krieg auch die Lösung der inneren Fragen bringen kann, der preußischen so gut wie der größeren nationalen. Das aber wundert uns, daß Österreich den Fall nicht begreifen will, Österreich, das doch in neuerer Zeit den Wert der öffentlichen Meinung, der Popularität so gut zu verstehen schien. Österreichs Recht auf deutsche Hülfe war im Sommer 1859 gewißlich zweifelhafter als heute das Recht des deutschen Prinzen auf die Herzogtümer. Wir, die Freunde eines ungeteilten Deutschlands, fragten nur nach einem Rechte, das höher ist als das verbriefte. Einiges Zögern war damals nicht so gefährlich, war weit entschuldbarer als heute; einige Wochen, ja ein paar Monate bedeuteten weniger als heute *ein* Tag. Dennoch fieberten wir vor Hast und Drang des tiefbesorgten Herzens. Wenn Österreich jetzt zaudert, hemmt und die Nation um den großen Augenblick bringt, so verscherzt es Millionen von Freunden: alle die Millionen, die ohne konfessionelle und partikularistische Hintergedanken, rein aus politischer Überzeugung den Kaiserstaat im inneren Bunde mit Deutschland haben wollen. Sie sind fertig, sie haben für die Gegner keine Antwort mehr; Österreich selbst erklärt sich für außerdeutsch, für undeutsch. Daß aber die österreichischen Volksvertreter sich so matt und kühl verhalten, das ist hier ebensowenig durch innere Fragen entschuldigt, die scheinbar näher auf die Haut brennen, als es durch die inneren Schwierigkeiten in Preußen entschuldigt ist, daß dort die zweite Kammer nicht entschlossen auftritt. — Sollen wir uns überzeugen müssen, daß unsere *beiden* Großstaaten nicht wahrhaft deutsch sind? Doch glücklicherweise scheint sich neuestens in Österreich die Sache anders zu wenden: der Gemeinderat von Wien hat den Reichsrat beschämt, wie in Preußen der Nationalverein die Schicksalsstunden so viel besser begreift als die Kammer. — Zwei traurige Möglichkeiten liegen vor uns, da der Bundestag uns mit einer Halbheit abspeisen will. Entweder die Nation besinnt sich, ob sie sich abspeisen lassen wolle, die Bewegung wird unschlüssig, irre, staut sich. Oder sie bleibt auf der Höhe, ja wächst an Leidenschaft und Feuer, vermag aber die radikalen Elemente, die sich für jetzt ihr korrekt ein=

geordnet haben, die Hitzköpfe und die brausende Jugend nicht länger von Exzessen zurückzuhalten, es kommt zu Putschen, die leicht niedergeschlagen werden. Dies wäre ein ungeheures Übel. Das Große und Schöne unserer Bewegung liegt ja eben darin, daß alles dabei ist, alt und jung, vornehm und schlicht, der Beamte wie der Privatmann, der Besitzende wie der wenig Bemittelte und der Arme, der Gebildete, der Gelehrte wie der einfachste Mann des Volkes. Kommt es zu wilden Ausbrüchen der Ungeduld, so ist als nächste Folge zu befürchten, daß diese Gemeinsamkeit, dieses Zusammengehen aller sich auflöst, zersplittert, zerstäubt, indem der besonnenere Teil der Nation verstimmt zurücktritt. Das Schwere der Aufgabe ist, daß wir dieser Gefahr gegenüber die Zügel anziehen und doch dem großen Zwecke gegenüber sie lüften und die Pferde antreiben müssen. Doch in der Tat, wir dürfen wohl überzeugt sein, daß weder das eine noch das andere eintreten wird: die Bewegung wird nicht erlahmen, und sie wird sich nicht entmischen, sie wird noch eine gute Zeit auf der Höhe ihrer kompakten Kraft bleiben, denn der deutsche Charakter ist nachhaltig, und wir haben in fünfzehn Jahren viel gelernt. Ist diese Hoffnung begründet, so fragt sich: wie weiter? Die Exekution ist eine Halbheit, ja sie ist noch weniger, denn sie ist faktische Anerkennung des Königs von Dänemark; sie läßt Schleswig in den Krallen des Feindes, sie läßt der diplomatischen Verschleppung, ja der Intervention, und sie läßt Dänemark zur vollständigsten Bewaffnung, zur Armierung aller festen Plätze bequem Zeit. Allein sie ist dennoch etwas, und zu diesem Etwas dürfen wir addieren, daß der Bundestag doch vorerst den dänischen Gesandten ausgeschlossen hat. Auf uns kommt es nun an, daß wir mehr daraus machen. Vor allem natürlich muß der ganze moralische Druck der Nation darauf gehen, daß alsbald marschiert wird. Sind die deutschen Bundestruppen in Holstein — wobei wir annehmen, daß Dänemark aus verschiedenen Gründen der Klugheit sich dem Einmarsch nicht mit Waffen widersetze — so können Zufälle, Umstände, es kann die Naturgewalt der Tatsache mit dem nachdrängenden Willen der Nation sich verbünden. Es können Unruhen in Schleswig ausbrechen, neue, empörende Gewalttaten der Dänen hervorrufen, so daß die Beschränkung des Exekutionsheeres auf Holstein zur Unmöglichkeit wird. Für die Gewalttaten sorgt uns vielleicht ein Pöbelaufruhr in Kopenhagen,

der sie erzwingt. In Deutschland werden die sich organisierenden Freischaren nicht in die Länge zu halten sein; sie rücken nach, überschreiten die holsteinische Grenze, binden in Schleswig mit den Dänen an — werden deutsche Truppen ihnen den Weg verlegen? Wenn sie geschlagen und geworfen werden, sie im Stich lassen? Es ist möglich. Es ist auch möglich, daß die Prüfung der längst geprüften Frage des Sukzessionsrechts, die während der Okkupation Holsteins vorgenommen werden soll, von Preußen und Österreich, trotz der vorläufigen Ausschließung des Gesandten, gegen Deutschland entschieden wird. Dies und vieles andere ist möglich; wer erlebt hat, was wir Deutschen erlebten seit dem Waffenstillstand von Malmö, der hält gar vieles für möglich. Und was dann? Dann gibt es in Deutschland nur noch zwei Parteien: die Nation und die Regierungen. Es gibt in der ersteren keine Kleindeutschen und keine Großdeutschen, keine Liberalen und keine Konservativen, keine Demokraten und keine Konstitutionellen mehr, es gibt nur noch Patrioten und der allgemeine Parteiruf ist: „unerträglich!“ Wir wollen es nicht, daß es so weit kommt; mit Revolutionen ist so viel gedroht worden, daß es nachgerade lächerlich wurde; da wir diesmal glauben, daß es so weit kommt, wenn der Wille der Nation nicht geschieht, so sagen wir es nicht um zu drohen, sondern einfach, um ein schmerzliches Voraussehen auszusprechen. Wir wissen sehr wohl, was alles eine Revolution in Frage stellt, wie schwer und spät ihre Wunden heilen. Die Regierungen ihrerseits haben die letzte große Erhebung der Nation bemeistert und von ihrem Siege den ausgedehntesten Gebrauch gemacht. Eine Nation kann vergessen und vergeben, wenn gutgemacht wird. Nicht die Blutgerichte, nicht die Verfolgungen, nicht die Vorenthaltung oder Zurückziehung zugestandener Verfassungsrechte sind die schwerste Erinnerung aus jenem Siege der Reaktion. Auch das Volk hatte viel gefehlt; der Sieg einer bestehenden Ordnung über eine irrende Freiheitsbewegung hat noch immer die Grenzen der Mäßigung und Gerechtigkeit überschritten; was aber die Nation nicht vergessen hat, was sie nie und nimmer vergessen und vergeben kann, bis sie volle Entschädigung erlangt, das ist der Faustschlag in das Angesicht ihrer Ehre und Größe, den sie in der Sache der Herzogtümer erlitten hat. Anderswo drücken despotische Regierungen nach innen, auf die Freiheit, zugleich aber tüchtig nach außen, gegen den äußern Feind, um

ihre Völker durch Macht, Größe, Ruhm für den innern Druck zu entschädigen; wir in Deutschland mußten — und wie oft schon! — in Zeiten der Reaktion, und auch in besseren Zeiten erleben, daß unsere Regierungen nach innen drückten, und von außen sich selbst drücken ließen, damit ja gewiß die Nation zum Schaden noch die Schmach habe, und ein russischer Sklave stolz auf sie herablächeln könne. — Man kann uns nun sagen: „Gut, ihr denkt an Revolution; wir wagen es darauf, wir wollen mit ihr fertig werden wie damals." Wir wollen sie nicht machen, sie wird sich selbst machen, wenn auch fernerhin der Zwerg Dänemark dem Riesen Deutschland ins Gesicht spucken darf. Aber die Regierungen mögen bedenken, daß sie eine andere, eine reifere Nation vor sich haben als 1848, und daß auch damals ihr Sieg mit Opfern erkauft wurde, die — uns, die Besiegten, mit ihnen schmerzen. Denn welchem richtig fühlenden Deutschen wird nicht heute noch die Seele bluten, wenn er auch nur des braven Soldatenbluts gedenkt, das am 18. September 1848 im Bürgerkampfe floß, im Sturm auf Barrikaden, die errichtet waren — eben, weil es nicht im Kampfe gegen die Dänen fließen durfte, denn der Barrikadentag in Frankfurt war die unmittelbare Folge des Waffenstillstands von Malmö. Es ist wahr, daß an den Ausbruch des Grimms über diesen Verrat deutscher Ehre sich damals anarchische Elemente knüpften, die wir verwarfen und nach Kräften niederzuhalten gesonnen sind. Aber wenn der Krater sich öffnet, wird es nicht so leicht sein, mit ihnen fertig zu werden wie in jenen Tagen. Ein Grund, gewiß nicht der einzige, aber vielleicht doch der tiefste Grund, warum unsere Regierungen so voll Unlust sind, in den sauern Apfel der dänischen Frage zu beißen, liegt in der leidigen Schwäche des deutschen Charakters, sich in das Einzelne, Nächste zu verbeißen und das Entfernte, aber Wesentliche und Allgemeine nicht zu sehen. Die Nation hat in dieser Stunde die leidige Schwäche überwunden, der Parteihader schweigt. Wollen die Regierungen noch nicht vorwärts, so ist es, weil mit dem beschränkten Sinne so mancher Staatslenker diesmal das Gegenteil, die Furcht vor einer unberechenbaren Perspektive, sich verbindet. In dieser Perspektive erhebt sich das Gespenst eines großen Krieges, und der große Krieg kann eine Lösung der deutschen Frage in seinem Schoße führen, die von den einzelnen Staaten noch ganz andere, bleibende Opfer an eine Gesamtregierung

Deutschlands fordert als das österreichische Reformprojekt. Und eben darum wünscht die Nation den großen Krieg. Ja, es ist wahr, in der Schleswig-Holsteinischen Frage liegt die Deutsche Frage eingewickelt. An diesem Punkt angekommen: was sollen wir sagen? Was anders, als was tausendmal gesagt ist: daß jedes Opfer des einzelnen Staates an das Ganze sich tausendfältig belohnt durch die Macht, Größe, Blüte, Wohlstand, jedes Gut, das er als organisches Glied des Ganzen ernten wird?

(Schwäbische Kronik 3. Dezember 1863.)

Aus Süddeutschland.

(An die Konstituelle Vorstadtzeitung in Wien, 6. Dezember 1863.)

Neuere Nummern Ihres Blattes bringen sehr treffend die schleswig-holsteinische Angelegenheit in Verbindung mit dem österreichischen Reformprojekt. Diese Äußerungen veranlassen mich, auszusprechen, was eben um die Zeit, da Österreich den Fürstenkongreß berief, gar manchem Großdeutschen auf der Zunge lag. Will Österreich, so sagte man sich, seinem Vorschlag wirkliche Popularität in Deutschland verschaffen, so muß es mit dem Wort, mit dem organischen Gedanken alsbald eine Tat verbinden, und diese Tat kann in nichts anderem bestehen als darin, daß es ungesäumt Anstalten trifft, der tiefen, unerträglichen Wunde der deutschen Ehre in den Herzogtümern gründliche Heilung zu schaffen. Der Staat, der diesen schwarzen Flecken tilgt, der uns auf diesem Punkte Genugtuung bringt, bewährt seinen Beruf zur Neugestaltung Deutschlands: dagegen kann ja kein Zweifel sein. Ich dachte eben daran, dies in irgendeinem Blatte mit allem Nachdruck zu beleuchten, als der Fürstenkongreß durch seinen Majoritätsbeschluß über den Paragraphen, der von Veränderungen der Reichsverfassung handelt, dem ganzen Reformprojekt den Todesstoß gab. Dasselbe bot wenig, sehr wenig, wir waren bereit, dies wenige anzunehmen auf Hoffnung, d. h. als einen Anfang, als eine Basis, darauf fortgebaut werden könne; jener Beschluß schlug alle Hoffnung nieder, indem er für Verfassungsänderungen Einstimmigkeit des Fürstenrats forderte, indem er also dem dürftigen Werke die Entwicklungs-, die Vervollkommnungsfähigkeit absprach. — Nun war es nicht mehr von Interesse, an das Reformprojekt irgendwelchen wichtigen Gedanken zu knüpfen. Was vernichtet war, daran gab es nichts mehr zu ergänzen durch eine politische Tat. Allein der Satz, daß nur derjenige Staat einen inneren Beruf zur Reform des deutschen Bundes dokumentiert, der durch eine gesunde, ganze, absolute Handlung beweist, daß im Wörterbuch einer deutschen Regierung das Wort Nationalehre noch

vorkommt, dieser Satz bleibt stehen nach wie vor. Wollen sich die Regierungen unserer größeren Staaten von dem Gefühl und Bewußtsein der Nation völlig trennen: sie können es, aber der Satz bleibt auch stehen, daß im ganzen und großen, wie leidlich auch eine einzelne Regierung im Innern wirken und bauen mag, das Verhältnis zwischen Regierungen und Volk in Deutschland doch nur noch auf der Gewalt ruht, wenn das moralische Band gemeinsamer Begriffe von Ehre zerschnitten ist; die Frage aber, wie lange man mit der bloßen Gewalt regieren könne, gibt zu denken. Und unser Bewußtsein von Ehre kennt jetzt nur eine Losung: keine Exekution in Holstein, sondern Wegnahme von Schleswig-Holstein, denn es gehört uns, es ist deutsches Eigentum!

(Nicht veröffentlicht, überholt von dem Beschluß der Bundesexekution, 9. Dezember.)

Briefe aus der Schweiz.

I.

Sie wünschen, von mir etwas aus der Schweiz zu vernehmen, natürlich nicht dies und das vom Lande, seinen Zuständen und Sitten, sondern Sie wollen wohl wissen, wie sich Deutschland überhaupt und besonders jetzt in den Augen des Auslands spiegelt, und an die Schweiz denken Sie wohl darum hauptsächlich, weil der Reflex in keinem Lande klarer sein kann als in einem Freistaate, wo der Volkswille die Politik bestimmt, und weil Sie überzeugt sind, daß das Urteil sich unumwundener, ungeschminkter da aussprechen werde, wo die Staatsform eine natürliche Geradheit, eine gesunde Herbe der Formen mit sich bringt als da, wo stärkerer aristokratischer Einschlag in das Gewebe der Gesellschaft mehr Rücksicht und höfliches Verhüllen zur Gewohnheit macht.

Ich weiß kaum, ob meine Stimmung es mir erlauben wird, Ihrem Wunsche gerecht zu werden; ich zweifle, ob ich die nötige Ruhe zur Darstellung in dem Augenblick zusammenbringe, wo Recht, Ehre, Zukunft der deutschen Nation auf dem Spiele stehen. Der Mann muß von grober Bauart sein, an dem in der furchtbaren Spannung dieser Schicksalsstunde nicht jeder Nerv zittert. Nach dem sinnlichen Anschein, nach dem unmittelbaren Eindrucke der Wendung, die sie für jetzt genommen hat, ist unsere große und heilige Sache bereits verloren. Die Vergleichung mit dem Jahre 1851 liegt so schrecklich nahe, daß man verzweifeln möchte. Die Aufgabe der Exekutionstruppen in Holstein und der starken preußisch-österreichischen Reserve ist kein Geheimnis mehr und erinnert haarscharf an jene Zeit, da ein österreichisches Armeekorps, dem die Preußen Brücken schlugen, an die Elbe rückte, um die Schleswig-Holsteiner zu entwaffnen und wehrlos ihrem Todfeind zu überliefern. Da war viel edles Blut umsonst geflossen! Nein, nicht umsonst: dem Feinde zu Nutzen war es geflossen.

Im Herbst 1847 begegnete mir auf einer Fußreise in Bayern bei Augsburg ein Wagen, aus dem mich ein bekanntes Gesicht grüßte. Es war einer meiner Zuhörer, ein Schleswiger, er war auf einem

Umwege nach der Heimat begriffen, wo die Erhebung sich vorbereitete. Er ließ halten, nahm Abschied von mir und erwähnte mit einiger Verlegenheit, daß er nicht wisse, wann er das „gestundete“ Honorar für die Kollegien, die er bei mir gehört, werde bezahlen können. Ich lachte und sagte: entrichten Sie das Honorar an Ihr Vaterland. Er hat es ehrlich gezahlt in barem Blute. Er fiel vor Friedrichstadt, und über seinem Grabe — wie über so vielen teuren Gräbern — waltet der Däne.

Im Herbst 1852 fuhr ich von Hamburg nach Helgoland. Auf der Elbe sah ich das dänische Wachtschiff, welches damals zum frechen Hohn absichtlich aufgepflanzt, jedem deutschen Schiffe die Begrüßung abzwang. Das Herz schnürte sich in einem Krampfe von Grimm und Empörung zusammen bei dem schändlichen Schauspiel. Die weitere Fahrt führte an den Gestaden, an den grünen Triften Holsteins hin. Auf dem Schiffe befand sich ein in Trauer gehülltes Ehepaar. Der Mann gieng in düsterem Schweigen bald auf dem Verdeck auf und nieder, bald setzte er sich zu der Frau und wechselte leise Worte mit ihr. Man konnte wohl bemerken, daß es Worte des geteilten Kummers, Worte des Trostes waren, die er ihr zuflüsterte. Ein tiefer Gram hatte sichtbare Furchen in seine wie in ihre Züge gegraben. Ich entschloß mich, ihn anzureden, ich kam ins Gespräch mit ihm, und er erzählte mir, daß er seinen einzigen Sohn in der Schlacht bei Idstedt verloren habe, daß er aber nicht unter den Gefallenen gefunden worden, sondern verschollen und trotz allen Nachforschungen keine Spur von ihm entdeckt worden sei.

Gefallen, modernd in irgend einem Sumpf oder Teich, gefallen fürs Vaterland, aber umsonst! Haben „die Fürstenrät' und Hofmarschälle mit kaltem Stern auf kalter Brust“ wohl auch bedacht, was es heißt: sterben? Geliebte, einzige Söhne dem Tod hingeben? Sterben, dem Tode teure Kinder opfern, aber — umsonst sterben? umsonst opfern? Sterben, opfern, damit das Land, das Vaterland, nachdem all das teure Blut dafür geflossen, an den Feind verhandelt werde? Heldentod fürs Vaterland! Herrlicher Tod, schönster von allen! In Deutschland aber, da heißt es: Heldentod — zum Spaß, zum Spiel für die Schachkunst der Diplomatie, da folgt der Träne um die Toten ein Kichern, ein vernehmliches ironisches Lächeln über die Toren, für die es so ein Ding gibt, das man Vaterland nennt. Wenn die Spiel-

künstler die gefallenen Jünglinge nicht zählen wollten, die freiwillig ins nationale Heer eingetreten waren, erinnerten sie sich nicht, daß sie auch ihre Soldaten hingeschickt hatten, daß ihrer nicht wenige dort von dänischen Kugeln getroffen, mit brechendem Auge wohl noch geflüstert hatten: ich sterbe den Tod der Ehre! Tod der Ehre? Wie glücklich ist dagegen ein Polizeidiener, der im Dienste fällt, aber auch weiß, daß er im Polizeidienst kämpfte! — In Kopenhagen finden sich an einem öffentlichen Gebäude Wandgemälde, dänische Siege darstellend, worauf deutsche Krieger in jedem Zerrbilde schmählicher Karikatur zu sehen sind. Um also zu prangen, dafür fällt man in Schleswig-Holstein.

Wer erlebt hat, was unsere Generation nach dem Jahre 1848, der weiß, wie es dem Menschen zumut ist, wenn die Welt aussieht, als gebe es keine idealen Mächte mehr, als sei es einzig Gewalt und List, welche die Herrschaft in der Menschengeschichte führen. Es ist ein Gefühl, das mit nichts verglichen werden kann als mit dem äußersten physischen Ekel. So erdfahl, so brecherisch, so überdrüssig an allem, so zerschlagen wie ein Seekranker wandelt der enttäuschte Freund der Völker und der Menschheit auf der schönen Erde; nichts freut ihn mehr; Frühling, Vogelsang, blaue Luft, Blume, Baum und Sonnenlicht scheinen ihm so blaß, so matt, so müd wie seine Seele. Das Gesicht der Schöpfung grinst ihn an wie das hippokratische Antlitz eines Sterbenden. Der Beste hat sich zu hüten, daß er nicht an einer göttlichen Weltordnung verzweifle. Keine Erfahrung aus jenen Jahren aber war so sehr geeignet, den Geist in solche Untiefen des Weltekels zu stürzen als die, welche die Nation in der Sache der Herzogtümer gemacht hat. Die Eingriffe in das Heiligtum der Freiheitsrechte waren graß und schneidend genug, aber diese Wunden werden nicht so tief gefühlt als die Wunden der Ehre. Denn über das richtige Maß der Freiheit läßt sich streiten und einer Reaktion, welche unzweifelhaft dieses Maß verletzt, setzt die menschliche Natur, elastisch wie sie ist, die Hoffnung entgegen, daß der Verlust kein unwiederbringlicher sei. Anders verhält es sich mit dem Begriff der nationalen Ehre. Er umspannt seinem wahren Wesen nach das Ganze einer Nation, wie es sich nach außen in seiner Würde darstellt; dort, in der Freiheitsfrage, gibt es Parteien, hier in der Ehrenfrage, darf es keine geben; das Volk, wie es immer nach innen

mit seiner Regierung sich entzweit wissen mag, erwartet, hierin wenigstens mit ihr in Übereinstimmung zu sein. Der Russe, so unfrei er als Bürger im Innern war, ehe der jetzige Kaiser seine Reformen begann, konnte doch mit stolzem Selbstgefühl umherblicken in der Welt, denn er wußte, daß Macht und Ehre des Ganzen in starker Hand war. Die Fälle aber, wo ein Volk für seine Ehre einzustehen hat, tragen den Charakter des Unwiederbringlichen. Es heißt: Jetzt! und ist das Jetzt verscherzt, so hängt ein Makel an der Nation wie an einem Individuum, das einer Infamie wegen in der Gesellschaft gemieden wird. Dieser heilloseste aller Schläge ward dem deutschen Ehrgefühl in der schmachvollen Führung der Angelegenheit der Herzogtümer von ihren eigenen Regierungen versetzt. Blutgerichte, Verfolgungen, Entziehung wesentlicher, unveräußerlicher Freiheitsrechte, wie Preßfreiheit, Versammlungsrecht — und dies, die Unehre nach außen, die Schmach noch dazu! Welchem Gemüt ist es zu verargen, wenn durch so gehäufte Wunden sein Glaube an ein höheres Gesetz der Gerechtigkeit, das in den menschlichen Dingen waltet, zu verbluten drohte!

Mit solchen Gedanken und Empfindungen schaute ich in die dunkle See. Die Wogen waren gewachsen, fernes Gewölk und steigendes Brausen verkündigte Sturm. Er war ausgebrochen, als wir auf Helgoland ans Ufer traten. Ich gieng bis nach Mitternacht auf der Insel umher und betrachtete im Scheine des Mondes, der durch die Wetterwolken sich Bahn brach, das große Schauspiel. Hochauf bäumten sich an den steilen Wänden der bastionförmigen Insel die wilden Wogen, weißer Schaum und Gischt blitzte weit umher im geisterhaften Licht auf der fürchterlichen Wasserwüste. Der Sturm zerzauste und zerwühlte mich und stärkte mir im Verein mit dem erhabenen Anblick die Nerven und riß mir die erfrischte Seele heraus aus dem dumpfen Drucke der tödlichen Müde und Mattigkeit, in welche die qualvollen Erwägungen sie versenkt hatten. Du sollst nicht verzagen, nicht verzweifeln! rief ich mir zu. Es ist die Schwäche des Deutschen, daß er so leicht den Mut sinken läßt, die Hoffnungen der Nation aufgibt und müde der politischen Arbeit sich wieder in das Privatleben, seine Geschäfte und Genüsse einspinnt, in seine alte Einsiedelei, die Literatur, die Theorie sich flüchtet.

So rüttelte ich damals mich auf. Elf Jahre sind vorüber. Die

alte Frage der deutschen Ehre, welche dort über den Wellen der Nord- und Ostsee brütet, steht erneuert vor uns, jetzt von sonnenklarem Rechte begleitet; eine Bewegung, die nur von satanischer Verleumdung anarchischer Hintergedanken beschuldigt werden kann, eine Bewegung, rein, lauter, gesetzlich, wenn es je eine auf der Welt gegeben hat, heilig, einmütig, ergreift die Nation; ein einziger rascher Entschluß unserer Regierungen und die vollendete Tatsache ersparte ihnen jede gefährliche Verwicklung mit dem Ausland, erfreute, dankbare, treue Bevölkerungen jauchzten ihnen zu und Deutschland stand zum erstenmal geachtet vor Europa. Da — doch was sage ich weiter, als: da sollen wir's noch einmal erleben, noch einmal die Schmach, den Hohn, die tödliche Bitterkeit, den geistlähmenden Zweifel, ob das Gerechte, das Gute, die Ehre noch eine Macht habe auf Erden? Und da lebe ich im Ausland, wo der Schimpf mit verdoppelter Zentnerlast auf die arme Seele stürzt, wie geschmolzenes Blei auf nacktes Fleisch brennt. In solcher Stimmung, das erkennen Sie, ist es schwer, ein Bild davon geben, wie sich in den Augen des Auslands die deutschen Zustände ausnehmen. Doch ich will es versuchen.

II.

Wer in der Schweiz, wer zumal in einem Kanton, wo nun seit 15 Jahren die liberale Partei am Ruder ist, als angestellter Lehrer lebt, der genießt voll und ungeteilt die wirkliche Freiheit und naturgemäße Einfachheit der Zustände. Tut er seine Pflicht und beobachtet er im Lehren und im Leben nur den Takt, der überhaupt von jedem gebildeten und rechten Mann in aller Welt erwartet wird, so bewegt er sich frei wie der Fisch im Wasser. Kein Formelkram drückt ihn, keine Reverenzen krümmen ihn, er redet die höchsten Behörden im Dienste mit „Hochgeachtet" an und unterzeichnet „Hochachtungsvoll" (die Worte untertänig und gnädig bringt ein richtiger Schweizer nur mit äußerster Not über die Lippen), er gibt den ersten Staatsdienern mit einfachem Gruße die Hand, er hat im Hörsaal keine Auflaurer zu fürchten, die seine Worte entstellt hinausschleppen und denunzieren.

Meine Lehrtätigkeit hat, seit ich in Zürich bin, bei Jung und Alt einen Anklang gefunden, der im Überfluß zeigt, daß es an geistigem,

humanistischem Interesse in dem industriellen Lande nicht fehlt. Auch gesellig ist es mir nicht erschwert worden, mich ins Ausland einzugewöhnen; freundlich aufgenommen, habe ich gar manche menschlich wohltuende und geistig erquickende neue Verbindung geknüpft. Dies alles soll nicht sagen, daß ich auch nur einen Augenblick mich dem Vaterland entfremdet hätte; im Gegenteil, je schwerer und leidensvoller es ringt, zu einem würdigen nationalen Dasein zu gelangen, je dunkler die Schatten sind, die es nach außen wirft, um so teurer wird es mir, um so tiefer wachse ich ihm an. Ich wollte nur, ehe ich an den schwierigen Punkt gelange, der Wahrheit die Ehre geben und aussprechen, wie gut es sich hier in der soliden Republik, die so schlagend zeigt, daß die beste Bürgschaft der Ordnung die Freiheit ist, unter den tüchtigen Menschen leben läßt. Der schwierige Punkt, der Punkt, wo das Heimweh beginnt, das ist nicht etwa die ungemütliche Teuerung, wofür man so wenig Schmackhaftigkeit des Lebens erkauft, nicht das blauliche Wasser, das man als Milch trinken muß, die halb mit Semmelteig gefüllte Blase, die man als Bratwurst essen soll u. dgl., es ist das politische Urteil der Schweizer über Deutschland.

Dies Urteil ist mit unendlich kleiner Ausnahme ein mißgünstiges; es ist ein Vorurteil. Die ehrenwerten Männer, die mit Einsicht und Umsicht, mit ganzem Wohlwollen auf Deutschland blicken, wird diese Behauptung nicht verletzen; das Herrschende, das Verbreitete ist es, was den Eindruck bestimmt, und sie selbst werden sich gestehen, daß ihr Urteil von dem der Masse eine Ausnahme bildet. Von dem, was der deutsche Ausländer hier anhören muß, wenn Deutschland einmal wieder von sich reden macht, darf also viel abgezogen werden, was leicht zurückzuweisen und heimzugeben ist; leider nur bleibt so viel Wahres übrig, daß man tausendmal danach seufzt, die Unehre des Vaterlands inmitten der Seinigen tragen zu dürfen, wo an seine Zukunft geglaubt wird, noch ehe der Beweis vorliegt.

Der erste Grund dieser Mißgunst liegt tief in der Vergangenheit. Es ist eine alte Erfahrung, daß Provinzen, die sich vom Mutterlande losgerissen haben, eine üble Stimmung bleibend gegen dasselbe bewahren. Die Kämpfe, welche die Lostrennung gekostet, stecken ihnen noch in den Knochen. Dazu muß man billig nehmen, daß die Schweiz von den deutschen Regierungen auch in neuerer Zeit, in den

Jahren der langen Bundesreaktion, eine Behandlung erfahren hat, wofür wir Deutsche eben keine Komplimente erwarten dürfen. Natürlich wirkt aber im Hintergrunde des halb spöttischen, halb mitleidigen Lächelns, woraus man uns bei jeder Regung Deutschlands sagt: es wird wieder nichts! ein anderes, der Verachtung entgegengesetztes Motiv: die Besorgnis. Man fürchtet, gewiß ohne Grund, ein erstarktes Deutschland. Nur daraus erklärt sich, daß man in Bern, nahe der französischen Grenze, unbefangener, gerechter über Deutschland urteilt als in Zürich; davon kann man sich überzeugen, wenn man die, überhaupt trefflich redigierte, in Bern erscheinende Zeitung: „Der Bund" liest. Dagegen sieht man in Bern argwöhnischer und besorgter nach Frankreich hinüber als in Zürich, wo man noch heute mancher Illusion über die Napoleonische Politik begegnet. Natürlich: jedes Grenzland hat Sorge vor dem größeren Nachbar: das östliche vor dem deutschen, das westliche vor dem welschen; nur dieses schon jetzt mit um so viel mehr Recht, als jenes selbst in einer Zukunft, wo Deutschland geeinigt sein wird.

Der ganzen Schweiz aber, soweit ich sie kenne, ist eine Neigung gemeinsam, französisches Wesen überhaupt, und abgesehen von politischen Beziehungen, zu bewundern, zu überschätzen und uns Deutschen als etwas Höheres entgegenzuhalten. So wurde mir z. B. während des Krieges in Italien 1859 gesagt: „solche Bajonettangriffe wie die Zuaven könnt ihr Deutsche nicht machen". Die naheliegende Antwort: „Ihr seid ja auch Deutsche, wollt ihr es euch auch absprechen?" kam ganz unvermutet. In der Tat redet der deutsche Schweizer oft, als wäre ihm über die politische Trennung das Bewußtsein seiner Abstammung rein abhanden gekommen, während er doch in solchem Anstaunen des Fremden gerade zeigt, daß ihm eines der schlimmsten deutschen Laster anhängt. Jener Sommer war überhaupt eine der bittersten Zeiten, die ein Deutscher, der begriff, um was es sich bei der französischen Hülfe in Italien eigentlich handelte, hier zu durchleben hatte. Während uns über dem Zögern Deutschlands, über der elenden Führung der Österreicher, die sich wie Löwen schlugen, das Herz im Leibe zu reißen drohte, umstand täglich eine jubelnde Menge die öffentlich angeschlagenen Telegramme, welche die Niederlagen des tapferen Heeres meldeten. Man möchte bitter lächeln, wenn man sieht, wie dieses Österreich, für dessen Ret-

tung wir damals so in tiefster Seele glühten und zitterten, uns nun wie zum Hohne Ungarn, Böhmen, Polen nach Schleswig-Holstein schickt, als gelte es, dort zu wiederholen, was im Jahr 1851 geschah, und zu diesem Zweck Soldaten zu wählen, die taub sind für unsere Sprache, für die Stimme Deutschlands. Wir haben uns ereifert für außerdeutschen Länderbesitz Österreichs, weil französische Siege Frankreich eine für Deutschland gefährliche Übermacht geben mußten, also aus deutschem Interesse, freilich auch aus einem einfacheren Motive: dem natürlichen Mitgefühl eines Deutschen mit den Erfolgen deutscher Waffen; wenn nun Österreich jenen Länderbesitz gegen das Interesse, gegen das unzweifelhafte Eigentum Deutschlands benützt, indem es mit nichtdeutschen Truppen eine Bewegung für die heiligsten Güter der Nation knebelt, so wissen wir, was wir zu tun haben, wenn es in solchem Besitze wieder bedroht und angegriffen wird. Wir haben keine Lust, unsere Sympathien wegzuwerfen.

Vom politischen Urteile des Schweizers über Deutschland muß man aber auch darum ein gut Teil abziehen, weil nur sehr wenige sich einen klaren Begriff von der Verwicklung unserer Verhältnisse, von den Schwierigkeiten, von der Größe der Hindernisse machen können, die sich der ersehnten Einigung entgegenstellen. In einem gewissen bedingten Sinn kann man sagen, der politische Verstand des Schweizers sei klarer, unbeirrter als der des Deutschen. Die Schweiz ist eine entwickelte freie Gemeinde; die Selbstregierung, von der eigentlichen Gemeinde sich aufbauend zum Gipfel der republikanischen Gesamtregierung, hat die Augen des gesamten Volkes bis zum einfachsten Landmann geschärft und ihnen nüchterne Gesundheit des Blickes verliehen für die politischen Bedingungen, für die übersichtlichen Verhältnisse des eigenen Landes, für innere, für Freiheits- und Regierungsfragen fremder Länder, so weit sie nicht schwer verwickelt sind. Für große, mit der äußeren Politik schwierig verflochtene, für solche Fragen, wo eine ungeheure Übermacht in Rechnung kommt, reicht der Maßstab nicht aus, und doch trägt man, mit Ausnahme der überall kleinen Zahl der tiefer Gebildeten, diesen Maßstab voreilig auf die Stoffe über, für die er eben zu kurz ist. Ich führe als e i n Beispiel aus unzähligen an, daß ein Schweizer mir auf die Bemerkung, unsere stehenden Heere seien der furchtbare Schutz

für eine unnationale Politik, wie eine Neuigkeit den Satz vortrug: das Heer sei ja aus dem Volke hervorgegangen, müsse also das Werkzeug für den Gesamtwillen des Volkes sein, — als wüßten wir das nicht! als verstünde es sich nicht von selbst! Er meinte, das Wissen und Aussprechen der sonnenklaren rationellen Wahrheit sei auch ihre Verwirklichung. Erwidert man auf solche Belehrungen, eben darum handle es sich ja gerade, wie man das, was sich vernunftgemäß von selbst verstehe, auch wirklich durchsetze, so erhält man etwa die Antwort: Die Schützen sollen sich verbinden und erzwingen, was das Volk verlange. Dabei stellt man sich vor, das wäre so ein leichtes Spiel wie im Jahre 1839, wo die Schützen vom See die Regierung von Zürich (damals freilich eine liberale, wovon wir hier absehen müssen) nach kurzem Widerstand stürzten. Es war dies der bekannte „Züri-Putsch“ oder „Straußen-Putsch“. Vormittags war gegen die schlechtbewaffneten Bauern eingehauen, mittags war geschossen worden, die Artillerie aber versagte den Gehorsam, abends kamen die Bewohner der Seeufer mit den Stutzen und die Regierung floh. Was eine in der strengsten Subordination zusammengeschlossene Armee von 400 000 Mann mit ihrer Artillerie vermag, davon geben solche Vorgänge freilich keinen Begriff. Im Kampfe gegen den Sonderbund giengen Freischaren voran, unterlagen zwar, zogen aber infolge von Wahlsiegen das reguläre Heer sich nach, der Sonderbund fiel nach ein paar unbedeutenden Gefechten, und das Land gab sich 1848 die vortreffliche neue Bundesverfassung, bei der es sich so glücklich befindet. So einfache Erinnerungen sind keine hinreichende Schule für die Auffassung der unselig verschlungenen Verhältnisse einer großen Nation. Könnten wir den Knoten mit ein paar Freischaren und Wahlsiegen lösen, so wären wir wohl schon lange mit der Arbeit fertig. Wenn man auf den Spott über unser Zaudern mit der Darstellung dieses Knotens antwortet und dann fragt, welchen Rat denn nun ein Schweizer wisse, so macht man häufig die Erfahrung, daß im Kleinen, als Einfall des einen und andern, die Meinungen unserer politischen Parteien sich wiederholen.

Der eine rät, Preußen an die Spitze zu setzen, der andere, die föderative Form, vor allem durch Änderung des Abstimmungsmodus im Bunde, zu reformieren; nur stellen die meisten es sich zu leicht

vor und meinen, wir könnten die Einheit samt der Freiheit aus dem Ärmel schütteln. Daß die republikanische Form für eine Nation nicht möglich ist, die einer Welt von Feinden gegenüber vor allem der Einheit und Stärke bedarf, darin freilich sind auch hier alle Denkenden einverstanden. — In Abzug kommt schließlich die Selbstüberschätzung, die in einem Lande, dem viel Verstand und noch mehr Glück so zweckmäßige und gesunde Zustände gebracht haben, natürlich und verzeihlich ist.

Die Zeiten, wo der Despotismus in unseren Staaten blühte, werden besprochen, als ob so etwas nur bei uns möglich gewesen sei; wie es in der alten Republik hergieng, wie der Partikularismus die Kantone entzweite, wie die patrizischen Regierungen auf das Volk, die Städte auf das Land drückten, bis Napoleon die alte Schweiz über den Haufen warf, wie der Schweizer Söldling bis auf die neueste Zeit im Dienste des Absolutismus focht, daran muß der nur allzu billige Deutsche oft genug zuerst sich selbst und dann den Ankläger erinnern, der sich in der naivsten Selbstvergessenheit ergeht. Und nun der Vorteil der Neutralität! Die fast insularische Stellung in den Verwicklungen der großen europäischen Politik: welches Glück! Aber auch welch unzulänglicher Boden, um helle Einsicht in die politischen Machtfragen zu erzeugen! Es entsteht schließlich eine Verwechslung rein politischer und politisch-moralischer Begriffe und bildet sich der Schein, als genüge eine Mahnrede über den Wert der Einigkeit, um Rat zu schaffen.

Wohl gut, wenn nur nicht nach Abzug aller irrigen und zu kurz gemessenen Begriffe so schrecklich viel Wahrheit in den Beschuldigungen des Schweizers gegen den Deutschen übrig bliebe! Sie haben so viel unrecht und ach, sie haben eben doch auch recht!

III.

Mein dritter Brief sollte sich mit der Frage beschäftigen, wieviel Wahres an dem herben Urteile des mich umgebenden Auslands über die Deutschen übrig bleibe, wenn man das Falsche, das Vorurteil, abrechnet. Ich muß Ihnen aber gestehen, dies arithmetische Geschäft ist mir in der Zwischenzeit entleidet. Nach meiner Überzeugung hat

unsere Nation durch die Einmütigkeit, Lauterkeit, Beharrlichkeit der gegenwärtigen Erhebung für ihr Recht und Eigentum den Beweis geliefert, daß ihr Charakter den Makeln, welche eine lange Leidensgeschichte ihm aufgedrückt hat, zu entwachsen im vollen Zug ist. Das Ausland aber will Erfolge sehen und läßt das, was wir bis jetzt vermocht haben, die Tätigkeit der Presse, der Versammlungen, die Beschlüsse in und außer den Kammern, die Sammlungen, die Rüstungen nicht als Äquivalent für eine wirkliche Tat, nicht als Beweis gelten, daß wir die Laster der Uneinigkeit, Streitsucht, des Schwätzens und Nichtstuns abgelegt haben. Was soll man nun lange streiten? Es führte am Ende einfach zu einer Zankszene, wo jeder Teil hinausgibt, soviel er kann; denn unsereiner möchte auch nichts schuldig bleiben und könnte leicht am Schweizercharakter auch gewisse Flecken entdecken, die ihm einigen Stoff zum Vorrücken und Heimgeben liefern möchten. Statt diese unerquickliche Kontroverse einzuleiten, will ich mit einem Wort abschließen, das ich vielleicht besser statt alles andern gesetzt hätte. Was zwischen uns Deutschen und den Schweizern schwebt, davon ist der Grund nicht in Willkür und Schuld des einen oder andern Teils zu suchen. Wir können keine Untersuchungskommission einsetzen, um herauszubringen, ob zuerst ein Schweizer die Deutschen eitle Schwätzer, unpraktische Idealisten usw. oder ein Deutscher die Schweizer viereckige Kontormaschinen, gefrorene Prozentgesichter usw. tituliert habe. Die Sache liegt tiefer: uns entzweit ein logischer Widerspruch im geschichtlichen Tatbestand selbst, uns spannt gegeneinander, was uns binden sollte, und was uns bindet, eben das treibt uns auseinander. Die Schweiz ist in ihrem Kerne deutsch, und ihre Geschichte hat sie von Deutschland getrennt; wir zählen die Schweizer zu uns, und sie wollen nicht zu uns gezählt sein; sie ziehen eine Scheidewand zwischen sich und uns und fühlen doch, daß sie zu uns gehören. Jeder von beiden Brüdern müßte auf sich selbst böse sein, daß er vom Bruder getrennt lebt, und, echt menschlich, ist jeder auf den andern bös; jeder rechnet mit Bitterkeit dem andern auf, was ihm die Trennung alles geschadet habe, statt es sich selbst aufzurechnen: eine Anziehung in der Abstoßung und eine Abstoßung in der Anziehung, wie sie gerade nur zwischen identischen Stämmen herrschen kann, die politisch auseinandergerissen sind. Einem ganz fremden Volke steht man weit unbefangener gegen-

über, man kann es unparteiischer beurteilen; von uns zweien aber gilt ganz das Wort, daß der Haß eine verkehrte Liebe sei.

„Zwei Männer sind's, ich hab' es lang gefühlt,
Die darum Feinde sind, weil die Natur
Nicht einen Mann aus ihnen beiden formte."

Setzen wir statt „die Natur": die Geschichte — denn von Natur sind wir ein Mann —, so wird durch dieses Wort des Dichters die richtige Formel für den Dorn gefunden sein, der zwischen Schweizern und Deutschen sitzt.

Was soll ich von der großen Angelegenheit des Tages sagen? Sie stockt in diesem Augenblick wie ein gewaltiger Eisgang an einer Wehre, wo man nicht absieht, wie es weiter gehen, wer Meister sein wird, der gewaltige Anprall, oder der Damm.

Die Wehre, der Damm ist nicht der äußere Feind, es sind unsere zwei Großmächte. Sie wollten der Bewegung der Nation nicht folgen, weil sie für revolutionär gilt. Das Wahre ist, daß sie diejenigen Elemente, welche ihr den rein nationalen Charakter genommen hätten, ausgestoßen hat oder vielmehr diese sich selbst ausgestoßen haben. Es gibt eine Art von Demokraten, welche die zwei verschiedenen Aufgaben der Nation unverbesserlich stets aufs neue verwechseln und durcheinanderwerfen. Wo jeder gesund und richtig fühlende Mensch an Eigentum, Macht und Ehre der Nation denkt, fällt ihnen sogleich die Frage der Freiheit ein, der innere Verfassungskampf. Wir sagen: das Recht und die Ehre der Nation muß gerettet sein, obwohl im Innern da und dort etwas noch nicht Ordnung, das vernünftige Ziel einer wirklich konstitutionellen Staatsform noch nicht erreicht ist; sie kehren es um und sie gleichen in der gegenwärtigen Gefahr einem Manne, der aus dem Fenster sieht, wie man ihm Pflug, Rind, Roß oder gar Kind stiehlt, der aber sagt: ich kann da nichts machen, ich muß vorher im Haus die Händel mit meiner Schwiegermutter ins reine bringen, und sich geruhig sein Eigentum fortschleppen läßt. So denkt die große Mehrzahl der Bevölkerung in Preußen, darum ist man dort im ganzen so lau in der großen Frage des Tages. In der Kammer sah und fühlte glücklicherweise die Majorität klarer; dagegen ist hier eine kleine Minorität aufgetreten, welche wir nicht besser charakterisieren können, als wenn wir unser

Bild fortführen: diese Minorität hat nicht nur gesagt, man müsse sich das Eigentum wegschleppen lassen, weil man im Hause noch nicht fertig sei, sondern sie hat hinzugesetzt: das Roß hat es besser im Stalle, das Kind besser im Hause des Räubers, der es fortnimmt; sie hat auf die Freisinnigkeit der dänischen Verfassung hingewiesen und, daß diese Freisinnigkeit nicht hindert, unsere deutschen Stammesgenossen totzuquälen, das hat sie rein vergessen. Dies ist die rechte Höhe, dies die Art derjenigen, an denen sich die alte Erfahrung bestätigt, daß einseitige Verranntheit in die weltbürgerliche Freiheitsidee das nationale Einheits- und Ehrgefühl auf ganz ähnliche Weise verglüht und ausbrennt, wie in der Seele des Jesuiten der *eine* fanatische Zweck jede rein menschliche Empfindung verglüht, verkohlt, die die Art der Leute, die Kosmopoliten sind, wo sie Patrioten sein sollten. Diese Partei, wohlgemerkt, hat unsere Bewegung für eine reaktionäre erklärt, weil sie für das Erbrecht eines Fürsten kämpfe. Wo ist sie nun? Sie hat den Mund geöffnet nicht nur in der preußischen Kammer, sondern allerorten in Versammlungen, und er ist ihr augenblicklich gestopft worden, sie hat nicht vermocht, den reinen Strom unserer Erhebung zu vergiften; dafür verleumdet man diese, als gehe sie eben von den Fanatikern aus, denen sie die Tür gewiesen hat. Es ist doch merkwürdig, wie klar auch jetzt wieder die tiefe Verwandtschaft zwischen den Freiheitsfanatikern und den Junkern, den reinen Reaktionären aller Farben, sich bestätigt; beide sind taub gegen die nationale Idee, wie beide taub sind gegen die Forderung einer vernünftigen Freiheit, daher sind beide vereinigt im Hasse der Liberalen und Patrioten.

Unsere Bewegung will einfach und ehrlich Schleswig-Holstein; daß sich an den nächsten Zweck der Gedanke knüpft, die Ereignisse könnten zur Lösung der deutschen Frage führen, dies ist nicht eine Willkür, sondern einfach eine innere Notwendigkeit. Es gibt für uns keinen politischen Fall, an den sie sich nicht knüpfte, weil wir keine Seele haben müßten, wenn sie uns nicht vom Morgen bis Abend in der Seele brennen sollte, und weil jede politische Spannung uns zeigt, wie es bestellt ist, wenn Deutschland einer gemeinsamen Aktion bedarf; ja man kann sagen, Deutschland gleiche einem Podagristen, der, so oft Tauwetter kommt, nur seine Rheumatismen um so

empfindlicher spürt. Hätten sich diesmal unsere Regierungen einfach, einmütig und rasch zu dem entschlossen, was so natürlich und klar liegt, als daß zwei mal zwei vier ist, so knüpfte sich an die Begeisterung für das Recht der mißhandelten, preisgegebenen Herzogtümer nicht der verdoppelte Grimm über unsere Zustände an sich, das Gefühl ihrer vollen Unerträglichkeit.

Es steht jetzt so, daß die Nation einig ist, während die Regierungen uneinig sind. Wo ist gegenwärtig die Parteiung ohne Einheit, der auflösende Fraktionsgeist, dies innere Unglück eines Staates? Bei uns, im Volke nicht. Zwar dieser Geist hat auch unter uns leider sich wieder geregt. Die Spaltung auf dem Abgeordnetentage in Frankfurt hat ihren tieferen Grund nicht in dem Bedenken über den Vorschlag eines Zentralausschusses, sondern darin gehabt, daß dieser Vorschlag von einer Mehrheit ausgieng, die aus Mitgliedern des Nationalvereines bestand; es war Ausbruch des alten Zwiespalts zwischen diesem und dem Reformverein und unmittelbar nach dem verdrießlichen Vorgang gieng auch richtig wieder der alte Zank in den Zeitungen los, den wir in der Einmütigkeit der Nation begraben glaubten. Es wäre ebenso lächerlich als heillos, wenn wir den alten Zankapfel „Kleindeutsch" oder „Großdeutsch" in dem Augenblick wieder umherzerren wollten, wo das Verhalten unserer beiden Großmächte uns das Weder — Noch so klar unter die Augen stößt, daß uns die Augen beißen. Über die Form der Neugestaltung Deutschlands weiß jetzt noch weniger irgend ein Menschenkind Rat als vorher. Wir steuern dem europäischen Kriege zu, und dieser kann uns Rat bringen. Den Krieg aber bringt uns eben das Verhalten unserer Großmächte.

Zur Zeit, als es noch möglich war, durch eine rasche Handlung der Welt eine vollendete Tatsache hinzustellen und dadurch einer europäischen Verwicklung zuvorzukommen, gaben Preußen und Österreich als Grund ihres Widerspruchs an, daß diese Handlung zum europäischen Krieg führen würde. In der griechischen Tragödie kommt es häufig vor, daß der Held eben durch die Mittel, die er ergreift, um dem prophezeiten Schicksal zu entgehen, in dies Schicksal rennt. Gerade die Unterlassung, die Verschleppung wird uns in den allgemeinen Krieg stürzen. Österreich hat gegen die Sache Schleswig-Holsteins von jeher den gründlichsten Widerwillen aus mancherlei Gründen,

gewiß aber aus dem Hauptgrunde genährt, weil sie ihm bei seinen eigenen Verwicklungen quer und überlästig in den Weg kommt.

Die Nemesis dafür, daß man es uns nicht gestatten will, die sonnenklare schleswig-holsteinische Frage einfach nach Recht und Gerechtigkeit zu lösen, wird darin bestehen, daß gerade die ungelöste Frage als Gespenst umgehen und alle Schwierigkeiten in unserem eigenen Hause verdoppeln wird. Gelöst wird sie nie sein, solange die Herzogtümer nicht uns gehören. Sie wird und kann nie schlummern, sie wird aus ihrem Grab stets aufs neue erstehen, solange sie nicht in diesem Sinn entschieden ist. Sie ist von einer höheren Ordnung der Dinge gesetzt zu einem Markstein, an welchem die deutsche Geschichte sich wendet, wie sie gesetzt ist zu einem Zeichen, woran die Nation sich selbst, ihre innern und äußern Feinde erkennt. Dies Zeichen, dies hochragende Signal, dieser Leuchtturm im Meere hat uns auch angezeigt, woran wir mit der österreichischen Politik sind. Der Tag wird kommen, wo es sich auf das Gewicht der öffentlichen Meinung, auf den Wert der Popularität wieder besinnen wird. Es wird sich nach seinen Freunden in Deutschland umsehen, die einst dafür glühten, daß man es in Italien nicht im Stiche lasse, es wird sie suchen und — —

Ich breche hier ab und erwähne eine kleine, eine ganz winzige eigne Erfahrung; ich gedenke einer Abendstunde des letzten Spätsommers, da ich mich in einer Versammlung hiesiger Deutscher für Annahme des österreichischen Reformprojekts verstritt auf Hoffnung, daß das wenige, was geboten war, sich werde erweitern, ergänzen lassen. Ich fiel glänzend durch und wurde noch als Fürstenschmeichler verleumdet; heute liegt die neueste Nummer eines Karikaturblattes aus Schwaben auf, die mich verdächtigt, als suche ich einen Lohn in Wien! — Bedürfte je es noch eines Beweises für meine kindliche Unschuld, so wäre er durch die Striche des Rotstiftes, die Sie in meinem letzten Briefe zu machen genötigt waren und in diesem wohl wieder werden machen müssen? Übrigens ist es ungeheuer gleichgültig, was mir einzelnem widerfahren ist, und es wäre mehr als lächerlich, wenn ich mit einem Märtyrertum für Österreich kokettieren wollte, ich, dem es nur um das gesamte Deutschland zu tun war; aber das ist nicht gleichgültig, ob Tausende und aber Tausende in Deutschland selbst, die sich damals eines entschlossenen Schrittes

erfreuten, nun Österreich den Rücken kehren, das uns durch Ungarn, Kroaten, Böhmen hindert, Länder in Besitz zu nehmen, die deutsch sind und uns gehören, und das ein andermal wünscht, daß wir ihm Länder erhalten helfen, die nicht deutsch sind und nicht zum Bunde gehören.

Ich schließe mitten in der Qual der Ungewißheit, in welcher die heilige Angelegenheit der Nation schwebt. Ich blicke aus meinem Fenster über die See hinaus nach dem Hochgebirge. Die beschneiten Alpen blicken herüber, als hätten sie ein ernstes Wort zu sagen. Deutschland wird nicht untergehen, sondern nach Stürmen hoch und fest stehen wie dort die Berghäupter mit dem Helm von Schnee.

(Konstitutionelle Vorstadtzeitung in Wien. I: 25. Dezember 1863, II: 2. Januar 1864, III: 19. Januar 1864.)

Nicht nachlassen.

Schleswig-Holstein ist verloren, wenn die Regierungen, die sich bereit erklärt haben, für das gute Recht einzutreten, nicht außerordentlichen Mut, außerordentlichen Entschluß an den Tag legen. Die Bewegung im Volke, durchaus lauter, rechtlich und ebenso besonnen wie kräftig, hat es erreicht, daß in Bayern, Württemberg, Sachsen, Baden, Hessen, Thüringen die Regenten und Ministerien die Anerkennung des Herzogs Friedrich und das Wirken für dessen Recht zugesagt haben. Hoffentlich folgen Hannover, Kurhessen und Nassau. Das Volk kann nicht ohne, nicht neben, nicht gegen diese Regierungen handeln; die Geldsammlungen sind keine politische Tat, und die militärischen Übungen der Freiwilligen können nur die Bedeutung haben, den Kern unserer regulären Kriegsmacht, der in Tätigkeit treten muß, wenn der Zweck erreicht werden soll, zu verstärken und zugleich für den Fall eines europäischen Kriegs die Nationalkraft vorzubereiten. Kurz, das Organ, durch welches wir vorwärtskommen sollen, ist die legale Gewalt in den süd- und mitteldeutschen Staaten. Wir kommen aber nicht vorwärts, wenn diese legale Gewalt nicht von dem Geist erfüllt ist, der das Außerordentliche wagt, und zwar alsbald ohne Säumen wagt. Preußen und Österreich scheinen entschlossen, alles daranzusetzen, nicht nur um die Herzogtümer der Krone Dänemark zu erhalten, sondern auch um unsere reine Bewegung für eine große Reaktion auszubeuten. Sie werden schwerlich freiwillig nachgeben. Was heißt nun das Außerordentliche? Ein aus den Kontingenten der gutgesinnten Staaten gebildetes Heer nach Holstein und Schleswig schicken mit dem erklärten Willen, den Herzog Friedrich als rechtmäßigen Regenten in beiden Ländern einzusetzen, und es darauf ankommen lassen, ob die an der Grenze aufgehäuften preußischen und österreichischen Truppen dem Vorrücken dieses Heeres Gewalt entgegensetzen: dies und nichts anderes ist das Außerordentliche, das allein uns, das Volk und die Fürsten vor einem Abgrund von Schmach retten kann. Wer davor zurückschreckt, der frage sich, ob es einen andern Weg gibt, und behelfe sich, wenn er kann, mit ungenauen Vorstellungen und

Illusionen; sieht er aber dem Schreckbild mit Fassung in die Augen, so wird das Grauenhafte des Anblicks verschwinden. Zunächst ist immer noch zu hoffen, daß die Politik der zwei Großmächte ins Wanken kommt, wenn sie endlich einem ganzen und männlichen Entschlusse sich gegenübersieht. In Preußen kann die Luft sich reinigen, wenn es so zum Klappen kommt, und dann gibt Preußen gegen Österreich den Ausschlag. Trügt diese Hoffnung, so entzündet die erste Kunde von einem Zusammenstoß unter Deutschen ein Feuer in Deutschland, das *unsere* Regierungen nicht zu fürchten haben, wenn sie es zum rechten Ziele leiten. Man wird fordern, daß der letzte Mann, der Waffen tragen kann, nach den bedrängten Landen eile, es wird sich erweisen, was schon lange kein Geheimnis ist, daß in unserer Mitte Deutschland ist, und *dankbare Bevölkerungen* werden den rettenden Staaten die Stütze sein, an deren Hand sie im Bunde die Geltung und Bedeutung erringen, daß sie von den Großmächten nicht mehr als lächerliche Nullen behandelt werden können. Das Düstere und unheimlich Spannende des Augenblicks liegt aber darin, daß wir nicht wissen, was die Regierungen, die eine Bereitwilligkeit im allgemeinen zugesagt haben, eigentlich zu tun gedenken, während doch die Zeit so furchtbar drängt. In Augenblicken wie der jetzige ist das völlige Dunkel über die Operationen der Kabinette unerträglich, die Natur der Sache, das innerste Gefühl des in seinen Tiefen bewegten, fieberhaft wartenden Nationalgefühls sträubt sich gegen das Geheimnis. Zweifel, Argwohn gräbt sich in dies Dunkel ein, brütet gehässige Vorstellungen aus und droht, das einmütige Verhältnis zwischen Volk und Regierung zu zerreißen; daß aber dies immer ein Übel ist, braucht man keinem Staatsmann zu beweisen, dessen Idee vom Staat auf etwas Besserem beruht als auf dem Begriffe der Gewalt. Auf der andern Seite ist es wahr und versteht sich von selbst, daß ein Minister in schwierigen Verwicklungen nicht vor der Zeit ausschwatzen darf, was im Werk ist. Zwischen diesen zwei Wahrheiten, die sich entgegenstehen, gibt es aber doch einen Ausweg. Können die Organe der Regierungen sich nicht ausführlich, nicht ganz aussprechen, so sollten sie sich wenigstens warm aussprechen, so warm, daß die Gemüter erhoben werden, Hoffnung und Zutrauen fassen. Dazu bedarf es keiner pathetischen Phrasen, keiner enthusiastischen Ergüsse; wenige

Worte können sagen, daß man zum Außerordentlichen, zum Großen, zum Ungemeinen den Mut hat. Wo aber soll Zuversicht und Hoffnung herkommen, wenn uns nichts gesagt wird, als daß man an dem eingenommenen Standpunkt entschieden festhalte, über weitere hieher gehörige Fragen aber jetzt keine Mitteilung machen könne? Wir brauchen einen erhebenden Moment, der unsere Zweifel zerstreut, wir brauchen ein Wort, ein helles, unumwundenes Wort, das uns sagt: ihr könnt fest vertrauen, in kürzester Zeit wird gehandelt werden. Die Sachsen stehen vor dem Kronwerk und greifen es nicht an. Der Frost, der das Wasser, die Stärke der dänischen Verteidigungswerke in Brücken für uns verwandelt, wird nicht benutzt. Die Preußen rücken in Holstein nach, und gewißlich nicht als seine Befreier. Die Diplomatie strickt eifrig an dem Netze, worin sich deutsches Recht und deutsche Ehre verzappeln soll. Jeder Tag, jede Stunde ist unwiederbringlicher Verlust; man müßte kein Mensch sein, wenn nicht vor Drang nach Entscheidung jeder Nerv zitterte. Unsere Stände befinden sich im Einklang mit der Regierung, aber dies darf sie nicht abhalten, mit erneuter Energie auf eine Erklärung zu bringen, die keinen Zweifel übrig läßt, daß die entscheidende Tat vor der Tür steht. Die Bayern sind nach dem Dankjubel für die erste Zusage allzu still geworden; auch sie sollten ihrer Regierung erklären, daß wir endlich klar sehen wollen. Dies Fordern, Fragen, dieser beharrliche moralische Druck hebt das Einverständnis mit den Regierungen, die sich für das Recht erklärt haben, nicht auf, es kann und soll zu dem Bündnis der süd- und mitteldeutschen Regierungen und Bevölkerungen führen, das uns jetzt schlechterdings not tut, das allein Deutschland durch die Stürme zu steuern vermag, die ihm bevorstehen, das nur eine vorübergehende Form sein, aber doch so lange bestehen kann, bis es die übrigen Staaten Deutschlands in dem Sinne sich assimiliert, daß in ihnen die Konstitution eine Wahrheit wird.

(Schwäbischer Merkur 14. Januar 1864.)

Marschieren!

In Deutschland sieht es jetzt aus, als ob eine Menge von Wagen in einer schmalen Straße sich ineinander verfahren, verwirrt, verhängt, verschränkt hätte. Da tut ein entschlossener Fuhrmann not, der, ohne lang zu fragen, frischweg tüchtig draufhaut, so daß die Hengste mit *einem* wilden Ruck seinen Wagen herausreißen, ob auch links und rechts die Stangen, die Latten, die Splitter fliegen mögen.

Der Wagen ist die ehrliche deutsche Politik, und wo der Fuhrmann? Wir müssen das Bild verlassen: wer uns rettet, das kann nicht *ein* Mann sein. Es ist eine Mehrheit, aber dieser Mehrheit fehlt nicht die Kraft der moralischen Einheit, es sind die rechtlich gesinnten Regierungen vereinigt mit ihren Völkern. Freilich die moralische Einheit ist damit noch nicht hergestellt, daß beide, die Herrscher mit ihren Organen und die Bürger mit ihrer Vertretung, dieselbe Überzeugung teilen von dem, was Recht und Ehre fordert. Beide Teile müssen auch *eins* werden im raschen Entschlusse, denn der Boden brennt uns unter den Füßen. Die Regierungen, denen die Verwicklung, die Verhältnisse und die möglichen Folgen ungewöhnlicher Tat so viel klarer vorliegen als dem Volk, neigen naturgemäß zum Zaudern; sie sind, an sich und im gewöhnlichen Laufe des Lebens mit Fug und Grund, das bedenkliche Element; das treibende, das feurige Element in allen den Fällen, wo große Fragen das Einfachste im Menschen, das Innigste und Tiefste, das reine Gefühl in Bewegung setzen, ist das Volk. Diesmal sind beide miteinander verloren, wenn nicht das erste Element vom zweiten sich bestimmen läßt zu ungesäumter mutvoller Tat. Unsere Regierungen müssen es sich gefallen lassen, daß wir ihnen einheizen; sie müssen es und können es in allen Ehren. Es ist unmöglich, daß sie sich von uns trennen, denn sie sind nun mit uns ganz in *einer* Verdammnis. Sie sind von den Großmächten beschuldigt, daß sie aus Schwäche mit der Revolution gehen, sie sind um dieser Schwäche, um der geringeren Macht willen vom Auslande, vor allem von der englischen, durch Preußen und Österreich

ermutigten Presse wie Knaben behandelt. Nicht durch Proteste, nicht durch Noten, nicht durch ihre stehenden Heere werden sie aus der Erniedrigung sich retten, sondern durch das Volk, das hinter ihnen steht. Sie sind unüberwindlich, so bald sie nur mit ihm gehen; wer über die ganze begeisterte Jugend und Mannheit Süd- und Mitteldeutschlands zu gebieten hat, der hat niemand zu fürchten. „Laßt die kleinen Hunde bellen," sagt die Times, „sie werden schon stille werden, wenn sie eins auf die Schnauze kriegen." Soll das wahr werden? Solang in unsern Ländern ein Mann noch Waffen tragen kann, nicht, aber doch nur dann nicht, wenn die Regierungen ganz das Band begreifen, das mit der zwingenden Gewalt der höchsten moralischen Notwendigkeit uns an sie und sie an uns bindet. Wir sind in ihnen geschmäht und bedroht, sie in uns; wir heißen Revolutionäre und sie nicht minder, weil sie unsrer reinen und lautern Bewegung recht geben. Wir retten ihre Ehre, wenn sie uns unverweilt zur Tat führen, sie retten die unsrige, wenn sie uns drauf schlagen lassen. Aber wir retten nicht nur beide einander, sondern wir retten Deutschland, wenn wir den großen Schicksalsmoment vereinigt benützen.

Wer es heute auf einen augenblicklichen Bürgerkrieg wagt, den aber Gott gnädig von uns wenden möge, der bewahrt Deutschland vor einem langen, blutigen und zerrüttenden Bürgerkrieg.

Es bedarf keines Wortes weiter, um zu beweisen, was Millionen von Menschen in dieser Stunde erkennen: daß es, wie jetzt die Dinge liegen, nur einen Weg gibt, und dieser Weg heißt: ohne Zaudern den Herzog Friedrich anerkennen, dann gemeinschaftlich erklären, daß Preußen und Österreicher in Holstein und Schleswig einzurücken nicht berechtigt sind, weil sie nicht im Auftrage des Bundes handeln, und zugleich eine Heeresmacht, so groß, als sie irgend zusammengerafft werden kann, nach den verratenen Herzogtümern schicken mit der Instruktion, Gewalt mit Gewalt zu erwidern, wenn man ihnen die Schwelle verlegen will. Wir unseres Teils sind eigentlich überzeugt, daß kein Schuß, wohl aber die Politik der Großstaaten und das preußische Regierungssystem fallen wird. Wer alles wagt, gewinnt alles. Wem man ansieht, daß er es auf das Äußerste ankommen läßt, wer ganz zeigt, daß er ein Mann ist, der — ist unser obiger Fuhrmann und reißt mit

seinen Hengsten den Wagen durch. Das jetzige Regiment in Preußen kann nur in Zeiten trägen Stillstands bestehen: eine große Stunde, ein Augenblick, wo das Allgemeine, das Außerordentliche in die Welt tritt, muß den schnöden Anachronismus stürzen, daß das Mittelalter über die neue Zeit herrscht, muß dem gebildeten Bürgertum im Kampfe gegen das Vorurteil der Rasse zum Sieg verhelfen, und mit Bismarck fällt auch — der Geist Metternichs, der in Österreich wieder aufgelebt ist und auf Deutschland anwendet, was er sonst nur in Österreich betrieb: Volk gegen Volk benutzen, um eines durch das andere im Schach zu halten und alle zu unterjochen; in der Tat: Ungarn und Slawen nach Schleswig-Holstein senden, dies ist ein Akt des Hohnes gegen Deutschland, den wir von einem äußern Feind, nicht von einer deutschen Regierung erwarten konnten. Fällt aber der Schuß doch, fließt Blut, bricht die Furie des Bürgerkriegs von der Kette, so liegt die Sache einfach so: zu den Regierungen, die man genötigt hat, dies Äußerste zu wagen, wenn sie nicht in Schmach untergehen wollten, steht ihr ganzes Volk, zu denen aber, die den dumpfen Zwang ausgeübt haben, nur ihr Heer und hoffentlich auch dies nicht ganz, nicht lange mehr. Das empörende Schauspiel kann daher nur einen Moment dauern, denn die Macht, die wir, reguläres Heer und freiwilliges Heer, darstellen, ist größer als die Macht, die uns gegenübersteht. Dabei ist vorausgesetzt, daß die treugesinnten Regierungen ihr Volk zu den Waffen rufen. Wenn je in der deutschen Geschichte, so ist jetzt der Zeitpunkt zu einem solchen Aufruf. Der Staatsmann, der seinen Fürsten dazu nicht zu raten wagt, steht nach unserer Überzeugung unter dem Mahnruf der großen, ernsten Schicksalsstunde. Er beweist ein Mißtrauen, wodurch eben das erst geschaffen wird, was eben es voraussetzt: Bestrebungen, Bewegungen im Volke, die in Widerspruch mit den bundestreuen Regierungen treten. Es gibt nur ein Mittel, die jetzige Bewegung zu bemeistern; es heißt: ihr Arbeit anweisen, sie zum Ziele führen. Den Jubel möchten wir sehen, wenn es eines Morgens hieße: Bayern, Württemberger, Sachsen, Badener, Hessen, Thüringer! Wir Fürsten wollen Recht und Ehre Deutschlands retten, wir bedürfen der geeinigten Volkskraft: wollt ihr mit uns gehen?

Es ist uns sehr wohl bewußt, daß Köpfen, die keinen andern Maßstab besitzen als den, der auf den hergebrachten Alltagslauf des Lebens paßt, dies unser Mahnen und Drängen verrückt erscheinen muß und daß sie nichts anderes zu hören glauben als die Sprache der unvergornen Freiheitsschreier von 1848, der sogenannten Gefühlspolitik, der rein zerstörenden Demokratie usw. Wir haben keine Antwort als: eben dies, daß unsre Staatslenker den Maßstab, der dem Ordinären entnommen ist, immer auch auf den außerordentlichen Moment anwandten, hat Deutschland in den Sumpf geführt, in welchem es seit mehr als 300 Jahren sich hinschleppt. O, daß die große Stunde große Geister fände!

Der Abgrund, in den wir haltlos rennen, wenn nicht urplötzlich das Außerordentliche gewagt wird, ist so oft gemalt, daß wir es uns ersparen können. Wir fügen zu den wohlbekannten Bildern der Schmach und Fäulnis, die uns bevorsteht, wenn der Fuhrmann ausbleibt, der draufhaut, nur noch eines, das soeben am westlichen Horizont aufsteigt. Die Absicht des französischen Kaisers, die Schleswig-Holsteinische Frage im geeigneten Moment in die Hand zu nehmen, fängt an, in deutlicherem Umrisse sich zu enthüllen. Er hat zu verstehen gegeben, daß Frankreich ein Einrücken Preußens und Österreichs in Schleswig ohne Bundesbeschluß nicht zugeben könne; französische Gesandte sollen erklärt haben, daß, wenn die beiden Staaten als europäische Mächte intervenieren, der Streit mit Dänemark aufhöre, eine innere deutsche Angelegenheit zu sein, und einen europäischen Charakter annehme. Wenn ihr nicht eilt, wie man eilt, wenn die Feuerglocke läutet, so wird, ehe ihr euch nur umschaut, der Fuhrmann aus Westen kommen und euch die Peitsche aus der Hand nehmen. Wollen wir das lieber wagen, als daß wir selbst unsern Wagen durchreißen? Wollen wir uns nachsagen lassen: alles wartete nur auf einen M a n n, der kam auch, aber — nicht aus Deutschland!?

(Manuskript vom Januar 1864.)

Die Pause.

Von einem Deutschen im Ausland.*)

Man glaubt nicht, wie unheimlich und niederschlagend die Stille, die in Deutschland eingetreten ist, im Ausland sich ausnimmt, wo ich diese Zeilen schreibe. Zuerst, als der traurige Umschlag der mitteldeutschen Regierungen bereits unleugbar sich enthüllt hatte, schien es uns hier, als hoffe man noch zu viel, und jetzt will es scheinen, als hoffe man zu wenig; richtiger: damals schien es, als vertrauten die Deutschen noch zu viel auf die Zusagen jener Kabinette, und jetzt will es scheinen, als vertrauten sie zu wenig auf — sich selbst. Der Umschlag, durch manche bedenkliche Vorzeichen längst angekündigt, war uns klar, als die Nachricht von der letzten württembergischen Kammerverhandlung (am 19. Januar) ankam. Die Erklärungen der Minister legten die eingetretene Wendung so unverkennbar an den Tag, daß wir nicht begriffen, was die Kammer mit ihrem unbestimmten, jeder schärferen, praktischen Spitze entbehrenden Antrag auf Mobilisierung eigentlich bezwecke, und warum sie dem einzelnen Mitgliede, das sein Mißtrauen unverhohlen aussprach, mit sichtbarem Unwillen entgegentrat. Wollte man vielleicht, ohne daß man selbst noch Hoffnung hegte, doch noch Hoffnung zeigen, um die Volksstimmung aufrecht zu erhalten? Aber wie lange konnte man dann diesen künstlichen Schein noch fortführen, da schon die nächsten Tage die völlige Enttäuschung bringen mußten, da dieselbe sogar schon aus der Äußerung des Ministers von gewissen „mildernden“ Erklärungen Preußens und Österreichs sich sonnenklar ergab? Es handelte sich um einen Konflikt, an welchem nichts, gar nichts zu mildern ist, um ein absolutes Entweder — Oder. Entweder man setzte dem Marsch des preußisch-österreichischen Okkupationsheeres die Tat entgegen, d. h. nach rasch bewirkter Anerkennung des Herzogs Friedrich das Ausrücken eines Bundesheeres mit dem Auftrag, es im Notfall, wenn das erstere ihm den Weg zu verlegen drohte, auf Gewalt ankommen zu lassen: oder man ließ den un-

*) Am 3. Februar 1864 geschrieben. A. d. H.

ersetzlichen Moment vorübergehn, ließ sich einschüchtern, begütigen, machte unfruchtbare Vorbehalte, Proteste, unterhandelte, diplomatisierte, schrieb und handelte, d. h. entweder man rettete Schleswig-Holstein, oder man gab es auf; man hat das letztere vorgezogen, und es ist aufgegeben, wenn nicht —. Doch von diesem „Wenn nicht" nachher ein Wort. Man ist erschrocken vor dem Wort „Bürgerkrieg". Es wäre nicht zum Bürgerkrieg gekommen, wenn man es auf ihn gewagt hätte. Die zwei Großmächte sind nicht so vertrauensvoll, als es scheint; schon der bloße, kurze, schnell wieder aufgegebene Anlauf Bayerns, Ernst zu zeigen, hat sie zu jenen „mildernden" Erklärungen, d. h. freilich zu nur scheinbaren Konzessionen vermocht, aber man sieht doch, was man mit dem wirklichen und standhaften Ernst erreicht hätte. Den Bürgerkrieg eröffneten Preußen und Österreich, die beiden Großstaaten haben uns die Gewalt entgegengesetzt. Gegen die Gewalt hilft keine Halbheit, helfen keine Formen; da heißt es handeln, da heißt es Mann sein, da heißt es: „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein." Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil, man hat gegen die Revolution im Bunde, gegen den Klotz — Schreibfedern gehabt, sonst nichts. Sobald wir uns dies nicht mehr verbergen konnten, war auch kein Zweifel mehr möglich, daß diese Partei für uns verloren ist. Der Akt des Dramas, der bis jetzt gespielt, hat für die Nation unglücklich geschlossen; uns bleibt nur die Hoffnung, daß es nicht der letzte ist. Wir bescheiden uns, den rüstigen Kämpfern der württembergischen Kammer Vorwürfe darüber zu machen, daß sie in der gedachten Sitzung handelten, als ob das alles nicht bereits klar wäre; wir sind zu fern vom Schauplatz, um die Motive ihres Verfahrens zu kennen; vielleicht wollten sie im Vorgefühl, daß nun eine Pause folgen werde, worin das Volk ratlos den anfänglich bereitwilligen, dann im entscheidenden Moment untätigen Regierungen gegenüberstehe, für diese Zeit des Stockens ein Bild ungebrochen in die Zukunft bauender Kraft hinterlassen.

Unsere anscheinend bundes- und rechtsgetreuen Regierungen haben sich in einer Stunde von uns getrennt, wo, wenn je in der Geschichte, ein wahrhaft heiliges Band Regierung und Volk umschlang. Wir waren in einer Schmach, in einer Verdammnis. Der Vorwurf: Revolution, erhoben von denen, die wirklich die

einzigen und wahren Revolutionäre sind, galt ihnen wie uns; das Hohnwort: „Man gebe diesen kleinen Kötern eins auf die Schnauze, so werden sie schon stille werden", traf sie womöglich noch mehr als uns. Wir wollten alles opfern, sie in uns, uns in ihnen aus dieser Schmach zu erlösen. Da, in dem Augenblicke, wo die Glocke der Entscheidung schlug, pflanzten sie eine Scheidewand zwischen sich und uns, um sich hinter ihr ungestört zurückziehen zu können. Ruhe, kalte Überlegung sei, so hieß es, niemals notwendiger gewesen als jetzt. Jawohl! wenn mir das Haus über dem Kopfe brennt, wenn mir das Messer an der Kehle sitzt, das ist so recht der Moment, wo Säumen, Denken, Grübeln die höchste Pflicht ist! Jetzt hüllte man sich in das Mysterium des Geheimnisses; während uns vor Angst um die höchsten Güter einer Nation, Recht und Ehre jeder Nerv zitterte, waren wir vor eine undurchdringliche Wolke hingestellt. Der Satz vom beschränkten Untertanenverstand wurde von Bismarck, unserem gemeinsamen Feind, heruntergelangt und an uns verabreicht, flog als richtiges Billard-Tachée von dort aus gestoßen uns an die Köpfe. Das Ministerium Linden in Württemberg hielt es für recht und gut, auf eine herzliche Adresse an den König mit einer Beleidigung für das Volk zu antworten. Wir sind Privatleute, wir verstehen nichts von der Sache; sie kann nur vom Fachmann, vom Techniker beurteilt werden. Wir hatten gemeint, es gebe Fragen in der Politik, von denen der schlichteste Mann im Volke so viel versteht als der gewiegteste Politiker; flammende Fragen, die das Einfachste, Ursprünglichste, Heiligste im Menschen aufwühlen und wachrufen und in deren kritischem Stand ein Kind den Moment zu erkennen vermag, wo schlechterdings gehandelt und entschieden werden muß. Wer zweifelt, daß die Politik eine Kunst und nicht eine Sache des unmittelbaren Gefühls ist? Wer zweifelt aber auch, daß sie ihre Momente hat, wo die Kunst getrennt von der Natur, taub gegen das Orakel in der gesunden Brust des Volks, zum Fluche der Nationen wird?

Mit einer Mischung von Mitleid und Ironie blickt das Ausland auf uns und sagt: „Es schien einmal wieder etwas werden zu wollen, aber es wird nichts, denn euch fehlt ein — Mann." Der Vorwurf ist ungerecht und doch gerecht. Das Volk hat das Seinige getan; man kann nicht mehr tun, als in den wirklich deutschen

Ländern, d. h. in Deutschland mit Ausnahme von Preußen und Österreich, geschehen ist. In beiden Großstaaten fehlte den Vertretern der Rückhalt und Nachdruck im Volk. Der Österreicher fieng an, warm zu werden, dann aber hatte er keine Zeit mehr, er mußte tanzen. In Preußen war wie immer das preußische Selbstgefühl stärker als das Nationalgefühl; der preußische Patriotismus, in diesem Falle reiner Egoismus, stellte die innere Frage des eigenen Hauses über die brennende deutsche, blind gegen die einleuchtende Aussicht, daß, wenn des ganzen Volkes ganze moralische Kraft sich auf diese warf, durch sie und mit ihr jene sich lösen mußten. Im Grunde wollte man für die Bewegung einfach darum nicht warm werden, weil sie — von den kleinen Staaten ausgieng. Die einzige energische Erweisung einer mitteldeutschen Regierung, die Antwort des Ministers Beust auf die unverschämte englische Note wurde — genau wie eine ähnliche gegen Rußland 1859 — verlacht, weil sie — eben von Sachsen kam, und der Kladderadatsch durfte den reinen Fusel seines blasierten Pessimismus über alles, über jede heilige Regung ausgießen. Die Bevölkerungen aber, die ungeteilt und ganz ihr Herz dem e i n e n öffneten, was not tat, sind grenzenlos unglücklich gewesen. Nachdem die Regierungen ihr Wort gegeben, durften sie sich nicht mit ihnen entzweien. Die reguläre Macht des Staates war die einzige Spitze, in welcher ihr hoch und rein erregter Wille sich zusammenfassen konnte. Sie standen wie e i n Mann, aber nur w i e e i n Mann; in der Spitze bedurfte es buchstäblich Männer oder e i n e n Mann. Er blieb aus, die Spitze bog in dem Augenblick um, da die Nation durch sie den Stoß führen wollte; wir hatten geschmiedet und geschmiedet: wir mußten entdecken, daß wir Blei gehämmert hatten. Im Volke der Mut, im Werkzeug Lahmheit und Feigheit! Und diese Schmach fällt, obwohl wir alles getan, was in unsern Kräften stand, doch auf uns zurück, und mit Recht. Das Urteil des Auslandes kann schließlich nicht unterscheiden, es rechnet alles ineinander und zieht die Summe: der große Moment hat bei euch keinen Mann gefunden!

Doch es ist noch nicht aller Tage Abend. D i e s e Partie ist für uns verloren, aber es ist nicht die letzte, dieser Akt ist tragisch geschlossen, aber das Drama spielt noch. Unsere Mittel sind zunächst erschöpft, wir stehen in einer Pause, wo wir nach außen nichts be-

wegen können. Zunächst ist es an der Bevölkerung Schleswigs, sich zu rühren; sie hat erklärt, daß jedes Dorf, jede Stadt, die von den Dänen befreit sei, den Herzog Friedrich proklamieren werde, und bereits hat sie angefangen, Wort zu halten. An uns kommt die Reihe wieder, sobald die Gefahr des europäischen Krieges uns näher rückt, den die „Vormächte", eben indem sie als ihren Zweck vorgaben, ihn zu vermeiden, über unserem Haupte zusammenziehen. Was der Deutsche Bund durfte und konnte, was namentlich Frankreich ihm einzuräumen bereit war, was als rasch vollendete Tatsache Europa imponierte und fremden Einspruch abschnitt, dazu wird den zwei Großstaaten, die nicht als Mandatare des Bundes, sondern im eigenen Namen handeln, das Recht von den europäischen Mächten bestritten, und so sind sie es, die Deutschland in die Wogen des allgemeinen Krieges stürzen. Die Mitschuld aber trägt die Lahmheit und Unentschlossenheit unserer Mittelstaaten, die für das Recht einzustehen geschworen hatten und die Hände in den Schoß legten, als man zur Tat schritt, es zu erdrücken. Wenn die Wogen über ihren Köpfen zusammenschlagen, dann, in der Not werden sie den Geist wieder anrufen, dem sie jetzt widerwillig einige Schritte folgten, um ihm dann die Türe zu weisen. Die unberufenen „Privatleute" werden dann auf einmal wieder zu Ehren kommen. Wir aber — beschworen sei jeder, für den es noch etwas Höheres als Gewalt gibt, daß er mit ungeschwächter Spannung seiner Seele dazu wirke, bis dahin und während der gegenwärtigen bangen Pause das heilige Feuer nicht erlöschen zu lassen! O, keine Stunde, keine Minute sei es vergessen, daß vor uns nur die Wahl: entweder mit Ehren bestehen, oder zur Infamie verurteilt sein unter den Völkern der Welt. Und gestehen wir es uns nur: eine neue herbe Lehre haben wir verdient; der vorzeitige Dankjubel für bloße Versprechungen war kindisch, war ein Zeichen tiefer Unreife. Dürfen wir uns wundern, wenn unsere Regierungen, denen wir uns als Kinder gezeigt haben, uns nun, da wir sie an ihre Versprechungen mahnten, als Kinder heimschickten? Die Lehre sei unverloren! Wir wollen es uns gesagt sein lassen, daß es Zeit ist, endlich, endlich die Kinderschuhe abzulegen und als Männer vor unsere Throne zu treten.

Es gibt eine besondere Gattung von Schlechtigkeit, welche aus-

zuhecken Deutschland vorbehalten blieb. Wir rühmen uns einer größeren Sittlichkeit als andere Völker, wir betrachten die Tugend der Treue als eine Art von Monopol des deutschen Charakters. Mag sein, daß unser Privatleben diese Kräfte reiner aufzuweisen hat als das Privatleben anderer Völker. Aber wie steht es im Öffentlichen? Keines neueren Volkes Geschichte hat einen Verrat der eigenen Macht an den Heiligtümern der Nation aufzuweisen wie die Verschleuderung des Elsaß, die Verschacherung Schleswig-Holsteins, das Kriegführen im Interesse des Feindes, gewürzt mit dem hämischen, giftigen, grinsenden Hohn gegen das eigene Recht, die eigenen Interessen, die heilige Begeisterung der Nation, die materiellen Leiden der preisgegebenen, verkauften Stämme des eigenen Bluts. Anderswo nimmt man, erobert man ohne Recht, um dem Staat Größe und Ruhm zu verleihen; bei uns kämpft man für den Feind, um ihm zu erhalten, was Recht und Ehre und Wahrheit u n s zusprechen. Andere haben den Feind draußen, wir im eigenen Schoße, wir sollen uns mit uns selbst schlagen, um aller Welt Spott zu sein. Die Schmach dieser vollendeten, rein deutschen Schlechtigkeit fällt auf uns, auf die Nation, wenn wir ihr nicht ein Ende machen. Halten wir unsere innere Kraft ungebrochen: die Verzweiflung wird ihr den Weg weisen, wenn die Stunde schlägt. Man wird uns wieder brauchen, wir werden wieder gut genug sein, die wankenden Throne zu retten, wir aber werden dann unsere Bedingungen stellen, und unser erster Ruf wird sein: eine Nationalvertretung.

(Süddeutsche Zeitung Frankfurt a. M., Nr. 73, Mittwoch, 10. Februar 1864 Morgenblatt; Schluß Nr. 74, Abendblatt.)

Die Wahrheit unserer Lage.

Der Verrat an Schleswig-Holstein wird in kurzer Zeit vollendet sein, und bereits kann man über das, was wir in diesen letzten Monaten erleben mußten, Betrachtungen anstellen wie über etwas Vergangenes. Daß die Sache der Herzogtümer, obwohl bald abermals begraben, dennoch nicht tot sein wird, versteht sich; ebendarum ist es der Mühe wert, unsere neueste Erfahrung uns zu überlegen und uns zu Erwägungen zu sammeln, die unsern Willen kräftigen, daß wir nicht verzagen. — Wir erkannten, daß nur ein engeres Bündnis der süd- und mitteldeutschen Staaten das deutsche Recht und die deutsche Ehre retten könne. Ein solches Bündnis ist aber an sich und abgesehen von dem bestimmten Fall eine Notwendigkeit; der Fall belehrte uns nur aufs neue, wie sehr es uns not tut. Manche gewichtige Gründe sind gegen die Trias vorzubringen und vorgebracht; noch neuerdings, am 24. Februar, hat der badische Ministerpräsident sich gegen diese Form erklärt. Er hat aber hinzugesetzt, das Föderativsystem zur Wahrheit zu machen, dahin müsse unser Bestreben gehen. Nun und eben das Föderativsystem fordert eine dritte Gruppe im Bunde; denn in der Tat, der folgende einfache Schluß ist unseres Wissens noch von niemand widerlegt: ein föderatives Verhältnis unter einer Zahl von Staaten, die an Größe und Macht unendlich verschieden sind, ist ein Unding, ist nicht ein Bund, wohl aber ein Ausbund von Uneinigkeit und Schwäche; die zwei Großstaaten haben kein Gegengewicht; sind sie uneins, so rollen die andern kleinen und halbgroßen Gewichte haltlos wie Kugeln zwischen ihnen herüber und hinüber; sind sie einig, so setzen sie, wie wir ja eben jetzt erleben, die letzteren zur reinen Null herab; einigen sie sich also gegen das Recht und Interesse der Nation, so ist keine Macht da, ihnen zu wehren. Da wir nicht mediatisieren, einen dritten Großstaat nicht bilden können, so ergibt sich die Notwendigkeit einer Gruppe, die durch engeren Zusammenschluß eine Einheit bildet, so klar, als $A = A$, oder $2 \times 2 = 4$. Wer diesem Schluß entkommen will, der muß sich für Hegemonie eines der Großstaaten entscheiden; er mag zusehen, wie er sie fertigbringt, und wenn er sie fertigbrächte, was er damit

Gutes schafft; ein Drittes gibt es nicht, denn Republik ist für Deutschland ein Phantasiebild. Da eine Gruppe von Staaten, auch möglichst eng verbunden, immer schwächer ist, als e i n Staat, so muß dies Bündnis durch einen moralischen Hebel ersetzen, was ihm an strafferer Einheit fehlt, und dieser Hebel ist gemeinsame Vertretung, er ruht im Volke. In den süd- und mitteldeutschen Staaten liegt das eigentliche Deutschland. Jetzt soeben führen die zwei Großstaaten vor unsern Augen den neuen Beweis der alten Wahrheit, daß sie eigentlich nicht deutsch sind, die Regierungen nicht und das Volk nicht, denn hinter den Abgeordneten, die für Deutschlands Interesse, Eigentum und Ehre auftraten, stand ja kein Volk; die Bewegung in Preußen und Österreich verlief sich in einigen zerstreuten, matten Wellen. Die oft gemachte Erfahrung hat sich wiederholt: die Bevölkerung der politisch schwachen Staaten ist es, in welcher der deutsche Gedanke wahrhaft lebt und die brennenden Fragen, die auf ihn zurückführen, nachhaltig zünden. Dieselben Stämme sind aber in alter konstitutioneller Schule weit vorangeschritten an politischer Reife, und so sind sie doppelt berufen, als moralischer Faktor in gemeinsamer Vertretung ihren verbündeten Staaten die Stärke zu geben, die ihnen in ihrer Vereinzelung und selbst in ihrer Verbindung fehlt. Wir sprechen von mittel- und süddeutschen Staaten; was aus Hannover werden soll, dürfen wir der Weltgeschichte anheimgeben, die ja von Anbeginn darauf angelegt ist, daß es bestehe und „daure bis ans Ende der Tage". — Der große und ernste Rechtsfall, der sich für Deutschland durch den Tod des Königs von Dänemark ereignete, stand zu dieser Aufgabe der schwächeren Staaten, die an sich und ohne ihn durch die Natur der Sache gegeben ist, in einem doppelten Verhältnis: er brachte die erwünschte Gelegenheit, sie in Angriff zu nehmen, und umgekehrt, ihre rasche Lösung rettete die unglücklichen Herzogtümer. Alle guten Sterne des Himmels konnten eine günstigere Lage nicht bringen; das Schicksal selbst, die freundliche Gottheit selbst drückte unsern Regierungen das Heft für die neue Schöpfung in die Hände. Ein treues, herzliches, redliches Volk rief ihnen mit tausend Stimmen zu: faßt das Werk an! Mit noch stärkerer Zunge womöglich als das Gut und der Segen, den unternehmender Mut versprach, predigte die Aussicht auf die Übel, welche die Unterlassung bringen mußte: Erniedrigung, eigene Nichtigkeitserklärung, Lächer-

lichkeit, Schmach, unselige Zukunft der abermals preisgegebenen Stämme an der Elbe. Umsonst! Unsere Regierungen wollten lieber durch ihresgleichen zu Nullen herabsinken, als sich auf das Volk stützen und durch seine moralische Kraft, seinen opferwilligen Geist zu Macht und Würde steigen. Eigentlich waren es zwei Quellen, woraus ihr Kleinmut floß: neben dem Mißtrauen gegen das Volk Mangel an Entschluß, an Unternehmungsgeist überhaupt. Als die ersten großen Fehler begangen waren, blieb nur eine Wahl: man mußte es auf einen Zusammenstoß zwischen den rasch zu vermehrenden Bundestruppen und der Heeresmacht der Großstaaten ankommen lassen. Darüber ist viel gestritten; fest aber steht: entweder man wagte dies, oder die Lahmlegung der schwächeren Staaten war entschieden. Wem Gewalt angetan wird, der muß mit Gewalt antworten, oder er antworte gar nichts, füge sich alsbald und ganz. Was ist Widerstand gegen vorschreitende Gewalt, der sich vor der Entscheidung scheut, der den Bruch meidet? Null und nichts, das reine Geständnis der Schwäche, die Lächerlichkeit. Für uns aber, die wir behaupten, daß es zum wirklichen Zusammenstoß, zum Bürgerkriege, wenn man es auf ihn wagte, nicht gekommen wäre, liegt ein schlagendes Beispiel vor: Ein Mann, General Hake, wagte es, den Ernst zu zeigen, als die Preußen in Altona die Hauptwache mit Gewalt zu besetzen drohten; er erklärte, daß er von den Waffen Gebrauch machen werde; das wirkte, und die Sachsen behielten ihre Hauptwache. Dies ist ein Bild im kleinen von dem, was im großen hätte geschehen sollen und können. Es bewies, daß Preußen Ursache hat, den vollen, entschiedenen Bruch zu scheuen, und mit Österreich wird es sich nicht anders verhalten; es bewies, was die Mittelstaaten erreicht hätten, wenn sie Manns genug gewesen wären, vor dem Momente der Entscheidung nicht zurückzubeben. Die größte Sünde in der Politik ist die Schwäche. Bismarck und Rechberg handeln gegen das heilige Recht, aber sie handeln wie Männer, und sie gewinnen, denn die Stärke siegt. Die Gedemütigten hatten ihnen keinen Mann entgegenzustellen, und das wird ihnen die Geschichte nicht vergessen. — Nicht minder als die augenblickliche Tat scheuen die Mittelmächte die organische Schöpfung. Bedurfte es je eines Beweises, daß Deutschland mit seiner Bundeseinrichtung nicht länger leben kann, so lieferte ihn die gegenwärtige Verwicklung. Daß die schleswig-holsteinische

Frage die deutsche Frage in ihrem Schoß berge, konnte vom ersten Moment ein Kind einsehen. Hier wie dort, wo es auf rasche Aktion ankam, hat mit dem Argwohn gegen das Volk die Unentschlossenheit an sich zusammengewirkt, daß man nichts unternahm, nichts tat. Man fürchtet, die Roten kämen herauf, sobald man das Volk riefe; man hört das Wort Parlament und denkt augenblicklich an die äußerste Linke, an Barrikaden, badische Revolution, Reichsregentschaft usw. Man tut also nichts, fristet das kümmerliche Leben so hin und hinterläßt die Erbschaft eines unmöglichen Zustandes den glücklichen Enkeln, welche die Folgen der Schwäche der Ahnen ausbaden mögen. — Die anfangs, wie es schien, so willigen Staaten haben beschlossen: 1. Preußen und Österreich auf keinen Fall feindlich entgegenzutreten, 2. alle Mittel anzuwenden, um den Herzogtümern zu ihrem Rechte zu verhelfen. Da nun Preußen und Österreich das Recht der Herzogtümer schlechterdings nicht wollen und in Gutem nicht nachgeben, so wird Nr. 2 durch Nr. 1 aufgehoben: macht Null. Und wohin es mit den vorher schon schwankenden und halbwilligen Staaten gekommen ist, hat uns der letzte Bundesbeschluß gesagt. So steht es. Was soll es tun, das unglückliche, verlassene Volk der Deutschen? Sich selbst nicht verlassen, seine neuesten Erfahrungen tief in sein Buch eingraben und auf der Wache stehen, nicht einschlafen, nicht verzagen. Die Verwicklung in Schleswig-Holstein ist noch nicht zu Ende. Nach menschlichem Dafürhalten ist es wahrscheinlich, daß den Großmächten das widerspruchvolle Unternehmen, einen blutigen Krieg im Interesse des bekriegten Feindes zu führen, über den Kopf wächst. Die Geschicke sind stärker, als die Willkür und der Frevel der Menschen. Entspinnt sich ein europäischer Krieg, so bedürfen unsere Regierungen die Hilfe des Volksgeistes, den sie heute noch scheuen und verachten. Er wird zur Hand sein, aber wahrlich nicht, um das Chaos zu besiegeln, das unter dem Namen deutscher Bund das Gelächter der Welt ist. Wir können irren; die Nemesis geht oft lange Wege; möglich, daß es der edlen Staatskunst gelingt, die Angelegenheit der Herzogtümer durch Konferenzen abermals zu „ordnen". Darum aber wird sie dennoch nicht zu Ende sein; der Schluß, daß sie wieder aufstehen wird, wie sie fünfzehn Jahre nach ihrem letzten Begräbnis auferstanden ist: dieser Schluß kann nicht trügen, und daß die Zeit ihres Schlummers nicht abermals

fünfzehn Jahre dauern wird, das ist doch wohl mehr als eine Wahrscheinlichkeitsrechnung. Was aber immer kommen mag, wir sind nicht verloren, wenn wir nur leben. Ein Volk, das lebt, muß zu seinem Rechte gelangen, auch ohne den Weg der Gewalt, der doch stets mit Reaktion zu endigen pflegt. Haben wir bis jetzt nichts erreicht, so ist es an uns, uns zu gestehen, daß wir noch nicht genug leben, daß die Lebenden noch in der Minorität sind. Ist die Majorität erst da, sie muß durchdringen. In ihrer Mitte werden sich Männer finden, denn sie sind hoffentlich Deutschland nicht ausgegangen. Ersteht kein Freiherr vom Stein mehr aus dem deutschen Adel — und daran allerdings zweifeln wir — das Bürgertum, das jetzt noch mitten im Kampfe gegen das brutale Vorurteil der Rasse steht, wird ihn erzeugen. (Schwäbische Kronik, 4. März 1864.)

Elsaß und Lothringen.

Ein Beitrag zur Feststellung der öffentlichen Meinung.

Die Frage, ob wir nach schließlichem Siege das Elsaß und den Deutsch redenden Teil von Lothringen nehmen sollen, wird mit wachsender Lebhaftigkeit in und außer der Presse besprochen. Man kann eine Art von Schicksalsscheu dagegen fühlen, vom Siegespreise so viel zu reden, ehe der Sieg wirklich errungen ist, man kann mit Solon warnen: der Mensch solle den Tag nicht vor dem Abend loben; man kann es umgekehrt auch komisch finden und an die Frau mit dem Eierkorb, oder an die kinderlosen Eltern erinnern, die über die Erziehung ihrer Sprossen sich zanken: die Frage wird trotzdem nicht ruhen, sie kann nicht ruhen, die Motive sind zu stark, die uns über solche Bedenken hinwegtragen. Die öffentliche Meinung muß in diesem Punkte zur moralischen Macht werden, ehe er von der Diplomatie entschieden wird. Ganz Europa wird gegen uns sein, denn niemand gönnt uns, was uns gehört, und niemand will uns groß und stark; die Erfahrungen von 1814 und 1815 haben uns gelehrt, daß wir den Gespinsten der Diplomatie nicht vertrauen dürfen; haben wir jetzt auch Grund zu mehr Vertrauen — es gibt in der Politik kein Vertrauen, wo Schicksale der Völker ohne ihr Wissen und Mitraten entschieden werden sollen. Die öffentliche Meinung hat bei dieser Entscheidung mitzuwirken; sie wird es direkt nicht können; man wird die Vertretungen der Nation nicht fragen, ehe man handelt; desto gewisser muß die Nation indirekt, eben als moralische Macht, ihre Beteiligung erzwingen. Ihr Wille muß so gewichtig, so unbedingt ausgesprochen sein, daß die Regierenden ihm nicht zuwiderhandeln können; diejenigen, in deren Hand die Entscheidung liegt, sollen in keinem Zweifel darüber sein, was diese Stimme einmütig, mit dem ganzen Nachdruck der unendlichen Mehrheit fordert und was vor ihr, wenn es geschehen ist, verantwortet werden kann, was nicht.

Man sollte nun meinen, es sei so sonnenklar, daß jeder Versuch einer Beweisführung nur lächerlich werde: wir müssen das

Elsaß und den deutschgebliebenen Teil von Lothringen wieder haben. In der Tat, kein richtig bestelltes Gefühl, kein gesund denkender Kopf kann auch nur einen Augenblick daran zweifeln, daß mit gleich gebieterischem Befehl unser Recht, unsere Ehre, unser Interesse es fordern. Das Recht: denn wir wollen und sollen endlich wieder an uns nehmen, was unser ist, was uns gestohlen, was uns geraubt ist; war die Schlechtigkeit der alten Reichszustände, die Charakterlosigkeit unserer Ahnen mitschuldig, daß der Raub begangen werden konnte, so sind wir doch nicht verpflichtet in Ewigkeit unter dieser Schuld zu leiden; das Recht: denn gerächt soll endlich werden alle Mißhandlung, alle Plünderung, Sengen, Brennen und Mord, was diese Tigernation seit Jahrhunderten an uns verübt hat; und noch einmal das Recht: denn mit Geld nicht kann uns so viel teures Blut bezahlt werden, das vergossen ist, das heute und morgen noch in Strömen vergossen wird; nicht um Franken und Taler sollen unsere Söhne, Gatten, Väter auf den Schlachtfeldern ausgeröchelt haben, als Krüppel ihr Leben fortschleppen; wir verlangen für das, was unersetzlich ist, wenigstens Land und Leute. Eine Nation, deren Heer auf Verbandplätze, auf Parlamentäre schießt, eine Nation, deren öffentliches Urteil dies und den Mord und die Blendung von Verwundeten billigt — diese Nation genießt noch eine unverdiente Gnade, wenn wir ihr bloß ein Stück abreißen. Das Interesse: denn nicht länger soll der Nachbar, der nie Ruhe gibt, nie aufhört, als das Seinige anzusprechen, was unser Eigentum ist, seinen gepanzerten Fuß, zum Sprunge stets bereit, seine starken Burgen und Wälle als ebenso viele gesicherte Ansätze zum Ausfall und Schlupfwinkel des Rückzugs in unserm Rhein-, Saar- und Moseltal haben. Schon beunruhigen peinliche Gerüchte die öffentliche Meinung: Preußen werde das letztere, aber nicht das elsässische Rheingebiet verlangen. Dies kann nur Lüge sein, aber solche Gerüchte erzeugen sich, wo die Gemüter beunruhigt sind. Und die Ehre? Nun, dafür sollte es keines Beweises mehr bedürfen; wer nicht will und tut, was recht und gut ist und was ihm zu wehren niemand die Macht hat, wer nicht wagt zu nehmen, was sein ist, der ist eben schlecht und mag fernerhin verachtet unter den Nationen wandeln.

Nun aber ist eben nicht jedes Gefühl richtig bestellt, nicht jeder Kopf gesund. Wir erwähnen nur als absurde Kuriosität den Vorschlag: aus jenen Landen solle ein selbständiger neutraler Staat geschaffen werden. Wir gedenken nicht, uns mit dem absolut Querköpfigen zu befassen. Dagegen taucht mit etwas mehr Schein von Sinn da und dort die Meinung auf: man müsse erst die Elsässer und Lothringer nach ihrem Willen fragen, ob sie ferner zu Frankreich oder jetzt zu Deutschland gehören wollen. Aus ganz verschiedenen Lagern wird diese Meinung vernommen; da ist es ein ängstlicher oder zweideutiger Realist, dort ein sentimentaler Freiheitsidealist, der sie vorträgt. Nennen wir den Realisten einen möglicherweise zweideutigen, so denken wir an die französischen Neigungen, die in manchen Kreisen Deutschlands fast unausrottbar sind. Wir würden es nicht der Mühe wert finden, hier die wiederholten Klagen zu erwähnen, über gewisse Erfahrungen in unsern Bahnhöfen, wenn wir nicht ein Zeichen darin sähen; daß kokette Herren und Damen deutsche Verwundete übergehn, um mit französischen zu parlieren und ihnen Sträuße zu reichen, das weist darauf hin, daß selbst all das Blut nicht vermag, die alte Erbsünde der Franzosensucht in uns auszutilgen, und diese wird sich in der Politik schädlich genug als ein Instinkt äußern, Frankreich selbst jetzt nicht zu schwächen. Doch es gibt auch einen ehrlichen, nur zu bedenklichen Realismus. Seine Meinung ist: diese deutschen Stämme haben sich längst gewöhnt, sich als Franzosen zu betrachten; sie haben sich als Glieder eines großen und starken Ganzen wissen und das zerrissene, unmächtige Deutschland verachten gelernt; das Gefühl der Nationalität ist ihnen erloschen im Gefühle des Staatsverbandes, dessen Schicksale sie so lange geteilt haben; sie wären uns ein schlechter, gefährlicher Zuwachs, wir wollen keine widerspenstigen, gezwungenen Landsleute, keine Lombardei, kein Venetien. Es ist wahr, daß die Abkehr dieser Bevölkerung von Deutschland, wenn einmal nur von der Vergangenheit die Rede sein soll, erklärt und entschuldigt ist; aber gerechtfertigt ist sie auch so nicht. Diese Elsässer, welche den Tag über nicht Deutsch können, abends jedoch, wenn sie vom Wein kommen, auf einmal ihre Muttersprache wieder verstehen, die deutsch auf Deutschland spotten, und von den Franzosen doch als deutsche Lümmel und Quadratköpfe mißachtet und belacht

werden — man gestehe nur, sie waren immer eine widerliche Erscheinung. Es gibt nur einen Fall, wo naturgemäß das Nationalitätsgefühl im Staatsgefühl erlöschen darf, er tritt ein, wenn ein Staat verschiedenen Nationalitäten, die er in sich vereinigt, ein so über alle Güter großes Gut gewährt, daß sie wirklich die natürliche Abstammung darüber vergessen können; dieses Gut ist eine vernünftige, von tüchtigem und wahrhaft konservativem Bürgersinn gehütete Freiheit, wie sie die Schweiz besitzt; aber ein solches Gut haben die Elsässer nie besessen in ihrem Verbande mit Frankreich, und selbst der Ausnahmefall, die Schweiz: ihr Kern ist doch ein nationaler, ihr Kern, der zuverlässige Träger ihrer Freiheit, ist doch der deutsche Stamm, und liebenswürdig ist es wahrlich auch am deutschen Schweizer nicht, wenn er Frankreich bewundert und sein Mutterland herabsetzt; er zeigt dadurch, daß er gerade im schlimmsten Punkte nur zu sehr ein Deutscher ist: im Laster der Anbetung des schimmernden, durch hohlen Schein bestechenden Fremden. Doch es sei: die Elsässer sollen absolviert sein für die frühere Vergangenheit; aber die Vergangenheit seit 1851? Die Gegenwart? Die Ehre, von einem Croupier regiert zu werden? Für ihn, damit er seinen Thron erhalte, sein Blut vergießen? Dagegen, sollte man meinen, wäre die Aussicht, nun zu honetten Leuten zu kommen, Motivs genug, sich zu erinnern, wohin man von Haus aus gehört. Und die sichere Zukunft? Die Aussicht, an ein Deutschland zurückzufallen, das durch diesen Krieg hoffentlich geeinigt wird, an ein Deutschland, das Ehre und Größe nun auch zu bieten haben, das aber eine friedliebende Macht sein wird, die ihre Söhne nicht in blutige Eroberungskriege schleppt: Vernunft und gesunder Sinn müßten ja ganz erstorben sein in den Gemütern jenseits des Rheins, wenn diese Aussicht nicht rasch ihre Kraft übte. Nehmen wir dazu, daß Sitte und Wesen trotz alledem und alledem noch deutsch sind, daß das Landvolk noch deutsch, nur deutsch spricht, so müßte es doch seltsam zugehen, wenn nicht im Verlauf von ein paar Jahrzehnten der französische Lack vom deutschen Kern abblätterte und die überrheinischen Deutschen gern wären, was sie von Natur ja wirklich sind, nämlich eben Deutsche. Wir unterjochen kein fremdes Volk, wir schaffen uns keine Lombardei, kein Venetien, wir holen verlorne Söhne ins Vaterhaus zurück. Der Realist wird noch ein anderes

Bedenken aufführen. Wohin mit diesen Landen? Die Einzelstaaten dürfen nicht vergrößert werden, und Preußen, wenn auch der führende Teil, soll doch Teil bleiben, darf also auch nicht über alles Verhältnis an Umfang sich ausdehnen. Wird aber Deutschland, wie wir hoffen, ein wahrer und wirklicher Bundesstaat, d. h. wird Heerwesen, Vertretung im Ausland, Verkehr und alles, was wirklich allgemein ist, Bundessache, und bleiben die Glieder nur in dem selbständig, was wirklich ihre eigene Angelegenheit ist, so kann eine Vergrößerung der Teile, wodurch sie einander gleicher werden, nicht nur nicht schaden, sondern dem Ganzen nur dienlich sein. Der führende Staat mag dann an Größe alle andern noch mehr überwachsen als vorher: ist das Bundesverhältnis einmal geordnet, so kann dies nur die Kraft des Ganzen stärken. Hätten wir seinerzeit gegen das Übergewicht der Großmächte einen Bund der Mittel- und Kleinstaaten auch nur versucht, so hätten sich ja zwischen diesen und jenen und wieder zwischen den stärkern und schwächern Mittelstaaten dieselben Mißverhältnisse und Reibungen eingestellt wie zwischen ihnen allen und den Großstaaten. Teile, die durch die Vergrößerung im wiedereroberten Land unter sich gleicher geworden sind, werden sich der gleichen Unterordnung unter den führenden Staat, mag auch er an Macht noch vergrößert sein, leichter fügen als Teile, die in der alten Ungleichheit unter sich verharren.

Nun aber bleibt ein Wort mit den Idealisten zu sprechen, welche aus ganz anderm Grund ihr Bedenken auf den angeblichen Willen der Landesbewohner gründen. Der Realist denkt an den konkreten Fall, an die Sinnesart der verwelschten Deutschen, er schließt aus einer Tatsache, nur daß er zu großen Respekt vor dem Schein in dieser Tatsache und vor der Einmischung des Auslands hat, das aus diesem Schein den Vorwand für die Schwierigkeiten ziehen wird, die es uns zu bereiten gewiß entschlossen ist; der Idealist geht vom abstrakt verstandenen Freiheitsprinzip aus, das — man mag sagen was man will — als zentrifugale Richtung auf die zentripetale, den Vaterlandssinn, lähmend wirkt; der Demokrat, nicht wie er sein sollte, sondern wie er einmal ist, denkt an Freiheitsverbrüderungen unter den Völkern, ehe er daran denkt, der natürlichen Brüderschaft des Volkes ihre Existenz zu sichern. Da von Frankreich die moderne Freiheitsidee ausgegangen ist, so sieht er das französische

Volk in der französischen Demokratie, ist blind gegen die unverschämte Herrschaft und Ruhmsucht des ganzen Volkes, und also auch blind dagegen, daß jene Partei das Eroberungsgelüste mit allen Parteien in Frankreich, mit allen ihren natürlichen Brüdern von jeher geteilt hat. Er hofft einmal von dorther das Heil und wird sich auch jetzt nicht von dem Glauben trennen, daß den deutschen Brüdern, die drüben im Stiefbruderverbande sitzen, mögen sie gegenwärtig auch samt diesen den Fröschen in der Fabel gleichen, die den Storch zum König gewählt haben, doch in Bälde das tausendjährige Reich angehen werde. Diese Vorstellung wird insgeheim, vielleicht unbewußt zugrunde liegen, wenn die politische Sentimentalität geneigt ist, jetzt den Gedanken aufzunehmen: man solle im Elsaß und in Lothringen herumfragen, etwa gut bonapartisch durch ein Plebiszit herausbringen, ob man bei Frankreich bleiben oder zu uns gehören wolle. Hübsch! Die Kinder sollen abstimmen, ob sie Kinder ihrer Mutter seien! Der W i l l e! Als ob es nicht auch einen schlechten Willen gäbe! Ich denke, die Mutter treibt Kindern, die ihr widerspenstig sind, den schlechten Willen mit der Rute aus. Und mit der Rute leider haben wir anfangen müssen. Die entarteten Kinder müssen unsere Faust fühlen. Zwar die mörderischen Schüsse auf die Unsrigen, die haarsträubenden Greueltaten an Verwundeten, die wir in prompter Justiz mit Kugel, Strang und schädelspaltender Axt gerichtet haben, sind — es gereicht noch zum Troste — nicht ausschließlich aus politischem Haß hervorgegangen, und diese Untaten werden, soviel uns bekannt, nur von Nationalfranzosen gutgeheißen; doch aber darf und soll die ganze Bevölkerung der deutschen Provinzen die Leiden, die ihr dieser Krieg bereitet, als Züchtigung eines langen, wohl entschuldigten, doch nimmer gerechtfertigten Abfalls ihrer Gesinnung vom Mutterlande betrachten. Der Züchtigung wird die Liebe folgen, und diese wird sie wieder zu Deutschen erziehen. Der Sprachunterricht mußte immer mit dem Stock anfangen, es wird schon besser kommen, und sie werden bald froh sein, sich wieder in der Zucht und Hut des Vaterhauses zu befinden.

Daß man eine Frage, die dem politischen Mut und der frischen Entschlossenheit so gar keine Frage ist, von verschiedenen Seiten mit so schüchternem und besorgtem Finger anrührt, das scheint doch

eines der Symptome zu sein, die von einer Unklarheit zeugen, in welcher begreiflicherweise unsere Begeisterung sich noch bewegt. Gewiß ist sie viel heller, wacher als die Begeisterung der Freiheitskriege. Gestehen wir uns, daß jener Aufschwung, der in dem heutigen so wunderbar wiederkehrt, so schön, so groß er war, durchaus etwas Unreifes, Unmündiges an sich trug. Alle herrliche Poesie, alle Äußerungen der allgemeinen Geisterbewegung von damals tragen doch einen Zug des Kindischen an sich; man sieht ihnen sämtlich an: das sind die Gefühlsregungen einer Nation, die sich nicht bewußt ist, was sie für ihre ungeheuren Opfer fordern soll — einer Nation, die auf dem Schlachtfelde tapfer, im Rate blind ist; die draufschlagen, aber nicht bauen, nicht organisieren kann; einer Nation, die von ihren Dichtern mit Romantik und Mittelalter chloroformiert ist; einer Nation, die sich um die Früchte ihres Bluts betrügen lassen wird. Etwas von diesem Dusel geht uns doch noch nach, wenn wir so vorschnell rufen: „Die deutsche Einheit ist da." Die Wahrheit ist: wir sind für jetzt, in diesem Akt, in diesem Krieg einig; aber wir sind lange noch nicht eins. Es ist etwas, und es ist etwas Großes, daß wir einig sind, und Großes, Herrliches haben wir bereits dadurch erreicht. Selbst wenn wir — was der Himmel verhüte! — den Krieg nicht siegreich zu Ende führen: niemand, keine Nachwelt kann uns bestreiten, was geleistet i st. Deutsche Tugend hat die alten Stammeszwiste, hat den alten Eigensinn geopfert, deutsche Tapferkeit und Intelligenz hat in furchtbaren Schlachten gesiegt, der Genius Deutschlands steht hoch aufgerichtet als ein Geist des Lichtes, der Wahrheit, der Ehrlichkeit und setzt den Fuß auf den Dämon der Lüge, der Verdorbenheit, der Bosheit, der Grausamkeit, der moralischen Fäulnis. Das ist aber geschehen und geschieht in der Stunde der Begeisterung. Wenn die nüchternen Tage kommen, wenn es heißt, ein dauerndes Gebäude aufführen, wenn es gilt, so viel der Selbständigkeit bleibend opfern, als wir dem Ganzen einer wirklichen Einheit opfern müssen — wer steht uns dafür, daß dann die Einsicht und die Opferwilligkeit uns vorhält? — daß dann der Staat, der jetzt seinen Beruf, uns zu führen, unzweifelhaft bewährt, der Partei endlich den Abschied geben wird, die ihn unverbesserlich zurückhält in der Entwicklung zum wirklich modernen Staat, ihn uns entfremdet und uns gegen die Unter-

ordnung unter ihn verbittert? — daß die Fürsten, wenn es Ernst wird, daß sie von nun an nicht mehr im alten Sinne souverän sein sollen, sich fügen? — daß in den Stämmen der Nation, in den Parteien die Querköpfigkeit, die Verstocktheit, die da behauptet, die Freiheit retten zu müssen, und nur dem Partikularismus dient, endlich weiche? — daß der giftigste Feind aller nationalen Einheit, Macht und Größe, den Ultramontanismus, dessen letzte Brut diese Eintracht im Kriege zertreten hat, uns nicht neue Dracheneier ins Nest legt?

Doch genug! Diese Zeilen wollen kein unheimlicher Eulenruf und keine wohlweise Belehrung sein; sie wollen sich nicht anstellen, als seien sie von einem Besserwissen über die bestimmtere Form des Bundesstaats diktiert, von der wir jetzt alle noch wenig Klarheit haben; sie wollen allerdings Besorgnisse aussprechen, sie wollen Sorge mitteilen, auf andere übertragen, aber nur mit dem unbefangenen Zweck, Vorsorge zu wecken. Organisieren wir nach dem Siege Deutschland nicht, so liegt freilich auch nichts daran, ob wir unser Eigentum, Elsaß und Lothringen, wiedernehmen; haben wir den Mut nicht, dies wiederzunehmen, so werden wir auch den Mut und den Verstand und die Entsagung nicht haben, Deutschland zu ordnen. Doch laßt uns hoffen! Frisch auf! Straßburg und Metz her, und die Mainlinie weg!

(Beilage zur Allgemeinen Zeitung Augsburg, 30. August 1870.)

in den reinen Kelch der großen Zeit ist das Übermaß von Ehre, das man dem gefangenen Kaiser erwiesen hat. — Um uns gegen naheliegendes Mißverständnis zu decken, müssen wir den Beweisen für unsern Satz die Versicherung voranstellen, daß wir nicht so naiv sind, den Wert der Form nicht zu kennen. Ein gekröntes Haupt, immer noch — die Republik war ja damals noch nicht einmal proklamiert — Kaiser der Franzosen: also warum nicht dem Gefangenen seinen Hofstaat lassen, ihm ein schönes Schloß anweisen und hübsch einrichten, ihn durch Zivil- und Militärbehörden empfangen, mit Trommel- und Pfeifenklang und Gewehrpräsentieren begrüßen? Es ist eben eine Form. Man macht manchem ein höfliches Kompliment, den man im Innern einen Schurken nennt. Allein, es ist so eine Sache um die Form. Es geht mit ihrer Einhaltung so lange, als der Widerspruch zwischen Form und Inhalt, Schein und Wesen nicht ein gar zu schreiender wird, und schreiend wird er besonders dann sein, wenn das Wesen, wenn die Wahrheit in dem gegebenen Fall mit ungewöhnlicher Tiefe und Gewalt, in ungewöhnlicher Allgemeinheit von einem ganzen Volk ohne Unterschied der Stände und Bildung empfunden wird. Ein solches Volksgefühl ist immer einfach, läßt sich nicht auf Unterscheidungen, Besonderheiten, Feinheiten ein, und es muß geachtet werden, denn es ist nicht das blinde Gefühl des sogenannten Volks, auf das sich die Parteien für ihre Zwecke gern sophistisch berufen.

Napoleon ist gewiß nicht der Urheber dieses Krieges; er hätte ihn nicht unternehmen können, wenn nicht die schlechten Leidenschaften seiner Nation ihm bereitwillig entgegengekommen wären; ja es ist außer Zweifel, daß sie ihn getrieben und bestimmt haben, indem er glauben mußte, sich nicht auf dem Throne zu erhalten, wenn er sie nicht befriedigte. Allein, er ist es, an den wir uns zunächst zu halten haben; er hat diese Leidenschaften als Motiv seines Unternehmens bestätigt, ihnen sein Siegel, seinen Namen aufgedrückt; er ist der Vollstrecker, er ist uns der Schuldige, der

Verantwortliche. Ist dieser Krieg ein Verbrechen: er ist der Verbrecher. Wir werden in solchem Falle dem Volksgefühl vergeblich die Lehre von der Unverantwortlichkeit der Monarchen einreden. Wer Ursache ist, daß Tausende und Tausende unserer Brüder in den blutigen Tod hingesunken, an Todeswunden ungepflegt — da der Tod auf diesen Schlachtfeldern zu wild gemäht hatte, um allen beizeiten Hilfe zu reichen — verschmachtet sind, ihr Leben als Krüppel hinschleppen; wer Ursache ist, daß Tausende und Tausende hungern, dürsten, in kalter Regennacht auf der Erde lagern und tödliche Fieber holen — den mögen wir nicht mit glänzendem Hofstaat an uns vorüberfahren, an feiner Tafel von seinen und unsern Köchen üppig bedient, nicht in ausgesuchter Bequemlichkeit eines der schönsten deutschen Schlösser bewohnen sehen. Am wenigsten unsern braven Soldaten soll man es zuleide tun, ihnen dieses verletzende Bild vor das Auge zu rücken. Großmut ist schön, man war aber noch lange großmütig genug, wenn man ihn anständig behandelte und unterbrachte: reich und glänzend — das ist des Guten zuviel.

Und doch ist dies noch sehr allgemein gesprochen. Die französische Nation hat sich in diesem Krieg als eine gemeine und böse Nation erwiesen. Ja, als gemein und bös, und ja, die Nation hat sich als solche erwiesen. Denn ich frage: wie unendlich klein muß die Minorität der Guten und wie feig muß sie sein, wenn sich (ich kenne nur ein paar Stimmen, die gerechter sind, aber ich kann irren, weil ich so wenig als irgend jemand alle Zeitungen lesen kann) fast gar keine Stimme erhebt gegen die Greueltaten, die gegen uns begangen werden? Ja wenn aus den Kreisen der Gebildeten diese Scheußlichkeiten belobt werden? Verwundete blenden, ihnen die Zunge ausschneiden, die Hände abhauen, sie in die Flamme werfen! Dann die Greuel, welche zugleich Barbarei und zugleich Ehrlosigkeit sind: auf Verbandplätze, auf Parlamentäre schießen, alle Deutschen austreiben, sie noch mißhandeln, und jetzt — die übergebene Zitadelle von Laon in die Luft sprengen! Das alles tat nun freilich nicht der Kaiser; aber der Kaiser wollte die afrikanischen Bestien und den verwilderten Abschaum einer faulen Bildung, Zuaven und Zephyrs, auf unsern Boden herüberwerfen; daß von ihnen nicht Mann und Greis und Weib

und Kind zu Tod gemartert, geschändet, an den Bettelstab gebracht sind — sein Verdienst ist es nicht. Die Anschuldigungen der badischen Regierung, die bei dem französischen Volk verklagt wurde, sie versehe ihr Heer mit Sprengkugeln und lasse französische Bürger mißhandeln — diese Bezichtigungen, durch welche die Greuel, die vor allem das badische Land treffen sollten, vorbereitet, zum voraus gerechtfertigt, beschönigt wurden: es wird niemand so kindlich sein zu meinen, sie seien ohne Wissen des Kaisers vorgebracht worden. Von den Verbrechen, welche diese ruchlose Nation im Laufe des Kriegs begangen hat und begeht, hat er gewiß keines befohlen, aber gewiß bedauert er aufrichtig keines. Für das deutsche Volksbewußtsein faßt sich in ihm das Tigerhafte zusammen, das im französischen Charakter liegt; sollte man es uns, vor allem unserem braven Heere, nicht zuleide tun, daß man den, der an so viel Blut und Leiden schuldig ist, so sanft, so reich, so ehrenvoll bettet, so ist es doppelt verletzend, wenn man bedenkt, daß er als Oberster der Turkos uns noch so viel gräßlichere Leiden zugedacht hatte.

Es schelten jetzt viele auf den Mann, die ihn, bis er sich so enthüllte, als Retter der Gesellschaft respektiert haben. Der Verfasser dieser Zeilen darf sagen, daß er niemals eine Illusion über ihn hatte, und wenn es unedel ist, auf einen Gefangenen zu schelten, so wird es doch erlaubt sein, jetzt zu wiederholen, womit man in Zeiten seiner Blüte nicht zurückgehalten hat. Ich habe die Jahre her mir mehr als einmal gefallen lassen müssen, für einen Roten gehalten zu werden, wenn ich ihm den Namen gab, für den ich keinen bessern weiß: croupier. Heute darf ich es ganz öffentlich sagen: Napoleon erschien mir nie als ein anständiger Mensch, immer als eine zynische Existenz. Der croupier wurde willkommen genannt und als Bruder aufgenommen, weil er pompier war. Aber hatte man denn nicht schon genug gelöscht ohne ihn? Brauchte man denn noch ein so unsauberes Mitglied in der Feuerwehr? Die Sippschaft, mit der er den Staatsstreich ausführte, bestand aus Abenteurern und Börsenspielern. Er selbst hat als Kaiser den Zusammenhang von Börse und Politik sehr gut zu benutzen gewußt und sehr gute „Geschäfte" gemacht, wenn wir auch nicht glauben, daß er jährlich die Summe von 60 Millionen, namentlich dem Militärbudget entnommen, in die Westentasche strich. Napoleon

hat nicht nur durch sein Regieren, das genötigt war, Geist und Rechtschaffenheit zu unterdrücken, sondern auch durch sein Beispiel — ja Beispiel: man erinnert sich z. E. der Abende, wo er sich die Dame der Cafés chantants singen ließ — die moralische Fäulnis der Nation in furchtbar raschem Fortschritt befördert. Er ist uns ihr Beschleuniger und ihr persönliches Bild zugleich. Er ist der sittliche Schmutz Frankreichs.

Dieser Krieg hat es zugleich herausgestellt, daß der französische Geist ein Geist der Lüge ist. Es ist merkwürdig: man sollte nicht glauben, daß dasselbe Volk ebensoviel Fertigkeit haben könne im Lügen als im Sichanlügenlassen, gleiche Meisterschaft in der Täuschung und in der Selbsttäuschung. Es wäre komisch, wenn es nicht so traurig abscheulich wäre: der Franzose ist wohl jetzt schwer zu finden, der nicht glaubt, Frankreich sei von Deutschland mitten im Frieden schändlich angegriffen, mit feindlichen Horden überschwemmt worden, die alle Bestialitäten begehen, welche die Franzosen an uns begehen, und noch ganz anders begangen hätten, wenn sie über den Rhein gekommen wären; kein Märchen ist so absurd, das nicht erfunden und geglaubt, kein Bär so plump, der nicht aufgebunden und gern getragen würde. Es wäre nie und nimmer möglich in Deutschland, solche falsche Kriegsnachrichten, solche faustdicke Erdichtungen zu verbreiten; unsere Nüchternheit, unsere Vernunft würde den Wahn, den Rausch nach der ersten Stunde abschütteln.

Nun aber wie verhält sich zu diesem Lügengeist der Mann vom 2. Dezember? Er hat von der ersten Stunde des Meineids, durch den er Frankreich in seinen Schnappsack steckte, bis zu der, wo er es gegen Deutschland hetzte, vor allem auf drei große Lügen sein Reich gebaut: er, der Zwingherr, hat den Demokraten gespielt, wie er durch den getäuschten Wahngeist der unechten Demokratie überhaupt Kaiser geworden ist; er hat den Frieden gelogen, während er die Welt in Blut badete; er hat gelogen, daß er für eine Idee kämpfe, für die Unabhängigkeit und Selbstbestimmung der Nationalitäten. Der Konto pflegte hübsch nachzufolgen, und schließlich, als er mit uns anzubinden wagte, ließ er die Heuchlermaske fallen. Keine Frage, daß in allen politischen Handlungen dieses Reineke Fuchs wirklich das Talent des ergötzlichen Helden der deutschen Tiersage

sich verrät; Napoleon III. ist kein unbedeutender Mann: List und Entschluß sind politische Eigenschaften, durch die man hoch steigen kann, wenn die Welt umher an Charakteren arm ist. Frankreich ist jetzt arm daran, und Napoleon ist doch mehr durch die Kleinheit, in die seine Nation versunken ist, als durch den Wert seiner Kräfte groß geworden; denn Talent ist lange kein Genie und Entschluß ohne wahren Inhalt noch lange keine Größe. Er ist der Kopist des Oheims; sein Aufkommen und seine Regierung sind der Abklatsch der großen Werke, die ein großer Geist schuf, und — merkwürdig wie parallel und symmetrisch das Schicksal oft zeichnet — ohne sein Wollen ist auch sein Ende eine Abschrift vom Ausgang Napoleons I. geworden, eine dünne freilich, nur wie mit Bleistift geschriebene Abschrift. Wir verlangen vom großen Feldherrn, vom Umwälzer einer Welt gerade nicht, daß er einen tragischen Heldentod sterbe, indem er sich in die Schwerter stürzt, wenn seine Sache verloren ist, und es verändert sich für uns am Bilde Napoleons I. dadurch nichts, daß er es bei Waterloo nicht getan hat. Aber er hat auch nicht Theater gespielt; er hat nicht gesagt: „Da es mir nicht gegönnt war zu sterben“ usw. Man hat bis heute noch nichts Klares darüber erfahren können, ob der Neffe bei Sedan den Tod gesucht hat — bis dies aufgehellt wird, sei uns erlaubt anzunehmen, daß er etwa ein paar Minuten sich ausgesetzt hat, um in der Formel, womit er sich als gefangen ergab, einen dramatischen Effekt anbringen zu können. Gerade dadurch hat er eben das Gegenteil erreicht: sein Ende erscheint nun als feig. Wie hat der Oheim im Jahr 1814 noch gekämpft, wie geistvoll und mutig sind die Schlachten gegen den vordrängenden Blücher und den nachhinkenden, aber an Zahl so überlegenen Schwarzenberg! — Schlechter Kopist! Nein, Napoleon III. ist kein Macbeth, der ficht, bis ihm das Fleisch von den Knochen gehackt ist! An dem Tage, da der Staatsstreich bekannt wurde, war ich in der Vorlesung über Shakespeare gerade am Macbeth, und zwar an der Ermordung Duncans. Ich konnte mich nicht enthalten zu sagen: „Heute haben wir vernommen, daß eine Verfassung im Schlafe ermordet worden ist, doch glauben Sie mir: einst kommt der Tag, wo auch gegen diesen Mörder ein Birnamswald heranrückt“, und siehe, der Birnamswald, deutscher Eichenwald, ist herangerückt gegen Sedan wie gegen

Dunsinan. Napoleon III. ist auch kein Darius, es ist nichts Antikes, nichts Monumentales in seinem Falle. Darum erscheint auch die Schuld an all dem vergossenen Blut in einem andern Licht als bei einem großen Mann. Dem Geniedrang des gebornen Feldherrn verzeihen wir viel leichter den Schlachtentod von Tausenden als dem Talent der Schlauheit und Maskerade, das die zweite Auflage in Szene setzt. Und übrigens: wenn man ihn so behaglich logiert, wer steht uns denn in diesen Zeitläufen, wo sich die Weltgeschichte in Überraschungen gefällt, dafür, daß er uns nicht auch noch eine Sudelabschrift der Rückkehr von Elba und der Schlacht von Waterloo liefert?

Doch in den Stunden, da dieser eilige Tagesartikel geschlossen werden soll, scheint eine Möglichkeit der seltsamsten, ja der lächerlichsten Art sich nahelegen zu wollen. In Paris ist Republik. Die Herren in der neuen Regierung machen sich nun ergötzlich weis: Frankreich danke die Entthronung Napoleons und die nagelneue Freiheit sich selbst; man ruft uns zu: wir sollen einen großmütigen Frieden schließen, da wir nicht gegen die Nation, nur gegen den Kaiser gekämpft haben, und durch den geschwollenen Viktor Hugo reicht uns und allen Völkern die befreite Nation die Bruderhand. Meine Herren! Von eurem Cäsar haben wir euch befreit, ihr habt ihn bald 20 Jahre geduldet; eure Republik haben wir euch gemacht, wiewohl wir sie euch nicht machen wollten; denn — verzeiht das grobe Wort — dies ist eine Lumpenrepublik. Zu einer ordentlichen Republik bedarf es Leute mit Eigenschaften, die gerade euch Franzosen und insbesondere euch heutigen Franzosen am meisten abgehen: Nüchternheit, vernünftig konservativen Sinn, Rechtlichkeit, Bürgertugend. Diese Eigenschaften habt ihr allein schon durch den jähen Wechsel von Verfassungsformen verliederlicht, in dem ihr euch seit acht Jahrzehnten berauscht. Ihr bietet uns Völkerbrüderschaft, großen Schmollis, während ihr die wilde Barbarei der Austreibung der Deutschen aus eurem Lande nicht nur nicht beendigt, nicht einmal mißbilligt; ihr wollt uns küssen und umarmen, während ihr auch jetzt nicht ein Wort des Abscheues habt über alle in diesem Kriege begangenen Schandtaten, ja das Verbrechen von Laon eine heroische Tat nennt. Beeilt euch zuerst wenigstens, das System des Meuchelmords zu verdammen, ehe ihr uns Hand und

Lippen reicht. Diese Hand, diese Lippen müßten reinlicher sein, wenn wir annehmen sollten — wir danken. Es *gibt* bei uns eine Demokratie, die stets von euch das Heil erwartet; sie hat, als der Krieg schon gewiß war, als wir schon so gut wie im Feuer standen, als aller Gegensatz der Parteien schwinden mußte, hochverräterisch noch den Haß gegen den Kampfgenossen Preußen fortgeschürt, statt ihn auf den Feind zu lenken, und in den Entschluß der Nation erst eingestimmt, als sie nicht mehr anders konnte. In jenen Tagen, ich gestehe es, war es mir gegen diese Partei zumute, daß ich, hätte ich mein Urteil abzugeben gehabt, nicht anders gestimmt hätte als: wer es in der Stunde des Kriegs mit dem Feind halte, sei standrechtlich zu behandeln. Diese Gattung von Demokratie wird jetzt durch eure Bruderphrasen gerührt sein, und bereits finden sich Anzeichen, daß sie geneigt wäre, euch den alten Raub Elsaß und Lothringen zu *lassen*. Wir wollen euch von einer andern Demokratie sagen, einer schönern: die Demokratie, die echte Demokratie, worin der Unterschied der Stände verschwindet, wo König, Graf, Beamter, Student, Kaufmann, Handwerker und Bauer gleich ist und gleich mutig in den Heldentod geht — diese Demokratie ist das *deutsche Heer*, das euch unverschämte Nation noch zusammenschnüren wird, bis euch das Blut aus den Nägeln spritzt. Den Krieg führen wir gerade erst recht gegen euch als Nation; ihr seid nie zufrieden gewesen mit der alten Länderbeute, *alle* Parteien eures Volks waren immer einverstanden, uns noch weiter zu berauben, euer Kaiser war uns, ist uns der Name, an den wir uns halten müssen, aber er ist nur der Extrakt eurer Herrschsucht, Länderhabsucht und Gewissenlosigkeit. Euch die geraubten, endlich wiedergenommenen Lande lassen hieße einem gestraften, aufs Blut gereizten Räuber und Mörder den Dolch in der Hand lassen.

Mit wem sollen wir nun den Frieden schließen, wenn wir euch mürbe gemacht haben? Man kann auf den Gedanken kommen: den Kaiser wieder einsetzen, mit ihm abschließen; für die Franzosen ist er ohnedies immer noch gut genug. Doch nein! wir wollen nicht hoffen, daß Preußen dies tut — angenommen, es wäre überhaupt möglich. Wir wollen es nicht hoffen, weil es ein Heinescher Witz wäre. Das Gedicht, das Deutschland jetzt im Blut seiner Söhne

geschrieben hat, ist zu schön, zu erhaben, als daß es mit einer Ironie à la Heine schließen dürfte; die Saiten, auf denen dieser große Hymnus gespielt wird, dürfen nicht mit einem komischen, ironischen Mißklang reißen.

Ich habe harte Dinge über die französische Nation gesagt. Ich will das im gerechten Unmut Gesagte zunächst dahin mildern: ein Volk voll Geist und von wenig Vernunft; ein Volk voll Einsicht, aber ohne Selbsterkenntnis; ein Volk, bestechend in allen Dingen des Geschmacks und arm an Gefühl der höhern, vor allem der sittlichen Schönheit; ein Volk, das sich immer in Szene zu setzen weiß, aber auch theatralisch eitel ist bis in die Fußspitze; ritterlich fein im Umgang und roh, sobald Interesse und Leidenschaft spricht, in der Rache wutwild, graß, schändlich; ein Volk, das jetzt die grausamste der Grausamkeiten dadurch an uns verübt, daß es uns, die wir menschlich sind, zwingt, auch grausam zu sein; ein Volk, das adelige Züge hat, und das unedel ist; von viel Witz und wenig Gewissen; liebenswürdig und hassenswert; elegant und fein und boshaft wie die Katze, wogegen wir, wenn einmal mit Tieren verglichen werden soll, der täppische ehrliche Hund sind; aber, bei der ewigen Natur, der Hund ist ein edleres Tier. Ihr seid jetzt greisenhaft blasiert, und ihr seid doch auch Kinder an Leichtgläubigkeit, Blindheit, Torheit, Unart, Teufelei. Der Geist der Welten hat uns die Rute in die Hand gedrückt, euch zu erziehen; wir müssen euch hauen, aber wir dürfen euch nicht für unverbesserlich nehmen. Wenn wir aber dies ehrlich wollen, so dürfen wir, es ist wahr, euch den Rabenvater nicht wieder aufbürden, der euch tiefer und tiefer in den Schlamm geführt hat. Es wäre, noch einmal sei es zugegeben, Humor darin, wenn der König von Preußen dem Manne, der ihm und in ihm der deutschen Nation eine moralische Ohrfeige zugedacht hatte, als furchtbarste Strafe auflegte, Kaiser der Franzosen zu bleiben, wenn er damit den Franzosen zuriefe: ihr und er — ihr seid einander wert: es wäre ein Schluß, der besten Komödie würdig; aber wer erziehen will, darf nicht Humor treiben, und wahrhaftig das Schauspiel ist zu groß und ernst, um als Komödie zu schließen.

Es wird sich in diesen Tagen der Not eine Friedenspartei herausbilden, und aus ihr ein Körper, mit dem wir in Ehren unterhandeln

können. Das Weitere ist eure Sache. Braucht irgend ein Volk einen Monarchen, so ist es das französische; aber es soll ein anständiger sein. Wir haben ihn nicht für euch zu suchen, wir sind zufrieden, wenn wir hoffen dürfen, euch zu bessern durch eure Demütigung.

(Beilage zur Allgemeinen Zeitung 25. September 1870.)

Der zweite Akt unseres Krieges.

Er hat begonnen seit dem Siege von Sedan und der Gefangennahme des Kaisers; der dritte, der Friede, wird ihm, gebe es der Himmel, bald folgen. Dieser zweite Akt trägt einen andern Charakter als der erste, er hat den Nimbus von Reinheit und Größe verloren, der um diesen leuchtete, verloren freilich nur für die Augen, die auf den Schein, nicht auf das Wesen sehen, und für die schlimmern, die nicht richtig sehen *wollen*, sondern das Bild der Dinge verkehren; aber leider, die Menschen, die so falsch sehen, sind die Mehrheit, und so kommt es, daß unser gerechter Krieg unpopulär geworden ist. Gibt es je einen Grund, etwas so Schreckliches wie den Krieg schön zu nennen, so dürfen wir den ersten Aufzug unsers Kriegs mit diesem Namen schmücken; ein jugendfrischer Flug von Sieg zu Sieg, unter dem Staunen, dem Jubel der Nation. Es ist anders geworden; zäh und hart und giftig schleppt sich der Krieg, sein wahres Ende unwahr überlebend, fort; wir kämpfen gegen einen zur Wut gereizten Feind, der vernichtet ist und es sich nicht gestehen will, zu diesem Feinde steht das verdrehte Urteil der halben Welt, zu ihm ein grausamer Winter; der Jüngling ist zum Mann geworden, dem die spröden, schweren Reibungen des Lebens die Stirne furchen; Geduld und Ausdauer ist nach der ersten Begeisterung das Losungswort; wir sind aus den Flitterwochen in die Prüfungszeit einer schwierigen Ehe mit Mars getreten. Wir haben höhere sittliche Eigenschaften zu beweisen im Widerstand gegen die verhärteten Hindernisse, die uns nun umgeben. Wer darf uns leugnen, daß wir diese Eigenschaften bekunden, daß wir die schwere Prüfung bestehen? Wohl müßten wir keine Menschen sein, wenn uns die Geduld nicht manchmal risse. Es sind einzelne Fälle von Grausamkeit bei unsern aufs Blut gereizten Soldaten vorgekommen, aber zwischen diesen Ausnahmefällen, die in der Leidenschaft des Augenblicks geschahen, und der Reihe von Schand- und Greueltaten des Feindes besteht keine Proportion der Zahl. Wir müssen harte Maßregeln brauchen, wir müssen das Feindesland aussaugen, wir müssen streng, blutig strafen, wir sind gezwungen, uns gegen die eigene Weichheit zu

wappnen; unser Wille war und ist es nicht, der Feind ist es, der es nicht anders wollte und will. Der Grundzug aber, der diesem zweiten Akt des Kriegs seinen Stempel gibt, ist treues Aushalten, ist Ausdauer ohne Murren, ist immer gleiche, nach dem Verrauschen der ersten Begeisterung ungeschwächte Tapferkeit.

Eigentümlich ist es unserm Württemberg ergangen. Wir waren im ersten Aufzuge des großen und blutigen Schauspiels mehr Zuschauer als Mithandelnde. Unsere Truppen haben bei Wörth mit entschieden, haben sich bei Mézières und Montereau tapfer geschlagen, doch war dies, im Verhältnis zu der Reihe von furchtbaren Kämpfen, welche die andern Heeresteile zu bestehen hatten, noch immer sehr wenig; die Strapazen, die unsere Leute redlich mittrugen, vergaßen wir nicht, aber Dulden ist nicht Handeln. Uns wurde allmählich zumute, als hätten wir es zu gut, als werde es uns zu leicht, als säßen wir, wo wir mitspielen sollten, auf den Bänken und ließen uns die blutigen Siege vorspielen. Es liegt in der menschlichen Natur, daß sich in lange Pausen einer spannenden Handlung, ins ungewisse Leere das Mißtrauen einnistet, der Argwohn düstere Gerüchte spinnt. Wie ein böser Geist lief die Sage um: man gebe unserm Heere mit Absicht keine größere Aufgabe. Da kamen die Tage von Mont Mesly und Champigny. Da war es aus mit dem bloßen Zuschauen! Da war die Luft gereinigt von den giftigen Dünsten des Verdachts, dem Pestqualm, den die Selbstquälerei, die Selbsterniedrigung, die Selbstverleumdung ausgebrütet hatte! Wohl uns in allem Weh, das die Trauerkleider auf allen Straßen dem Auge verkünden! Wohl uns in allem Weh an den Gräbern der Braven! Und doppelter Dank unserm Heer! Es hat nicht nur den Ruhm des Ganzen erhöht, es hat die Ehre des Teils seines besondern Vaterlands gerettet! Zwei Lorbeerreiser gehören jedem unserer Helden an den Helm, wenn sie heimkehrend einziehen unter dem Jubel und den Tränen ihrer Brüder!

Dies war für uns der Übertritt aus der jugendlichen Periode des Kriegs in die zweite, die Mannheitsperiode, wir haben unsere Bluttaufe bekommen, wir haben unsere Meisterprobe bestanden. Doch genug vom Teil, ich kehre zum Ganzen und zum Anfang dieser Betrachtung zurück.

Unser Krieg hat seinen Nimbus verloren, der Schein ist — für

schwache und schielende Augen — gegen uns; so habe ich gesagt, und ich möchte es versuchen, an diesen Augen eine Operation vorzunehmen; gelingt sie nicht, wie ich befürchte, so muß es mir genügen, die Krankheit konstatiert und aufgezeigt zu haben.

Es ist ein Unglück, daß der Kaiser unser Gefangener wurde; ich war gewiß nicht der einzige, der es bei der ersten Nachricht ahnte und sich nicht recht freuen konnte. In ihm war alles Unrecht dieses Kriegs, in ihm alle Frivolität seiner Nation personifiziert; er war das Symbol, der gemalte Schild, der das Verbrechen der Hervorrufung dieses Krieges einfach, ohne Wort und Beweis, verständlich vor jedes Auge hinstellte. Die Mehrheit ist sinnlich und denkträge, man weiß es; das Symbol aus den Augen, das Verständnis verloren! Der gemalte Dämon hinweg, so meinten alle blöden und queren Köpfe, wir kämpfen von nun an gegen den guten Engel der französischen Nation; sie begriffen nicht, daß mit dem Symbol nicht die Sache, mit der Personifikation nicht das Übel, das in ihr personifiziert ist, mit der Quintessenz nicht die Säfte verschwinden, die in ihr gesammelt sind. Eine logische Verwirrung besonderer Art kam noch hinzu. Wir haben im Kaiser den Kriegsherrn Frankreichs bekämpft. Er war außerdem und überdies seiner Nation ein Despot. Wie er vom Schauplatz verschwand, so lag für alle konfusen Geister, auch wenn in Frankreich keine Republik entstand, der Schein nahe, als kämpften wir nun gegen die Freiheit, wir, die wir nichts wollen als unser Recht, unser gestohlenes Eigentum. Die Republik kam, und der dumme Schein war fertig; weil unsere Staaten monarchisch sind, dort aber ein Freistaat errichtet ist, so ist der Krieg, versteht sich, ein Krieg des Despotismus, der Zwingherren und ihrer Knechte gegen die Freien. Von da an geht nun in den zwei Lagern, von denen die Rede wird sein müssen, dem der angeblich Neutralen im Ausland und dem der liebenswürdigen Demokratie in Deutschland, die Behauptung um: wir hätten nach dem Siege von Sedan Frieden machen sollen. Ein Ausländer, welcher die Dinge nicht in der Deutlichkeit sieht wie wir, die Beteiligten, mag sich von der unsinnigen Vorstellung einer solchen Möglichkeit befangen lassen; ein Deutscher von nur einiger Bildung des Denkens, der sie ausheckt oder nachschwätzt, muß sich künstlich selbst belügen, wenn es ihm überhaupt Ernst ist, wenn er nicht wissentlich für Parteizwecke sich nur den

Schein gibt, als erkenne er nicht, was er sehr wohl erkennt. Wir können uns das Blut unserer Söhne, Brüder, Gatten, Väter nicht mit Frankentalern zahlen lassen, wir müssen, wenn wir nicht wahnsinnig und schmachvoll uns um die Früchte des Sieges betrügen wollen, unsere gestohlenen Provinzen wiedernehmen, das stand vor dem Tage von Sedan und stand nach ihm ebenso fest. Wer es nicht zugibt, wer uns die kindische, nein, die frech geheuchelte Zumutung stellt, wir müßten die Elsässer und Lothringer erst abstimmen lassen, der muß uns nicht sagen, wir hätten nach jenem Siege Frieden machen sollen, sondern er muß den ganzen Krieg von Anfang an verurteilen: er muß sagen: wir hätten uns wehrlos vom Feind überfallen und aufs neue berauben lassen sollen. Sobald wir uns wehrten und siegten, so mußten wir den alten Raub zurückverlangen. Das republikanische Frankreich verweigerte unsere gerechte Forderung, wissend, daß wir nur um den Preis ihrer Erfüllung Frieden schließen konnten. Wir wollten den einzig möglichen Frieden, Frankreich wollte ihn nicht. Es ist nicht wahr, es ist Phrase, daß wir Frankreich entwürdigen, vernichten wollen; es bleibt ein mächtiger Staat auch ohne Lothringen und Elsaß. Man sagt: es sei unrecht, die Nation durch Schmälerung ihres Besitzstandes zu züchtigen für das, was ihr entthronter Herrscher verbrochen. Die Nation belügt aber sich selbst, wenn sie sich nicht bewußt werden will, daß dieser Krieg ihre Gesamtschuld ist. Ich werde darauf zurückkommen, der Beweis ist sehr leicht zu führen. Hätte sie so viel Selbsterkenntnis, dies einzusehen, so müßte sie auch erkennen, daß sie sich für diese Schuld eine Buße aufzulegen hat. Es ist ein Phantom von Ehre, nicht wahre Ehre, wenn man keine Vernunft annimmt, sich in das Notwendige nicht fügt. Die Leiden der Fortsetzung des Kriegs schädigen und schwächen das Land in unendlichem Grade mehr als der Verlust von Provinzen. Die Häupter der Regierung, welche das Volk zu diesem wildverbissenen Fortkämpfen anhetzen, sind Verbrecher gegen ihr Wohl, gerade ebenso wie Napoleon es gewesen ist; wer im Übermut gesündigt und das Spiel verloren hat, muß etwas schlucken. Diese Bramarbasse wollen die Pille nicht schlucken; wir tragen nicht die Schuld, daß sie Bomben schlucken müssen.

Was nun die Unpopularität des zweiten Akts unseres Kriegs in

allen schief blickenden Augen noch erhöht, was ihm den unerquicklich spröden und zähen Charakter aufdrückt, ist das verworrene Konvolut von guten und schlimmen, gesunden und kranken Kräften und Eigenschaften, die in der Hartnäckigkeit unseres Feindes sich dunkel ineinanderschlingen: Ehrgeiz, Selbstsucht in den Häuptern, in der Masse ein Gemisch von künstlich aufgestachelter, fieberhafter Wut und wahrem, ursprünglich gesundem, feurigem Patriotismus. Ein großer Teil der Zuschauer sieht in diesem Knäuel nur den letzteren Faden, und so erscheint unser Festhalten an den unerläßlichen Bedingungen des Friedens, die Fortführung des Kriegs, solange diese nicht zugestanden sind, als eine Handlung wie gegen die Freiheit, so gegen das reine und große Motiv der echten Vaterlandsliebe gerichtet.

Wir müssen nun die oben unterschiedenen zwei Lager uns näher ansehen. Es sind auf der einen Seite die tatsächlich Neutralen, d. h. die Völker der Staaten, die in diesem Kriege nicht beteiligt sind, auf der andern die politischen Idealisten oder phantastischen Demokraten in Deutschland selbst. Durchzuführen ist freilich die Unterscheidung kaum, denn die Irrtümer und Verkehrtheiten des Urteils sind ihnen gemeinschaftlich; doch aufzustellen ist sie, denn es ist doch gewiß ein anderes, wenn der Italiener aus natürlicher Neigung der Rasse, wenn der Belgier, welchem ja, außerdem daß die Bevölkerung romanische Bestandteile hat, so viel Romanisches aufgeimpft ist, wenn der Schweizer, der mit französischen Stämmen in seiner Republik zusammenwohnt und dem französischen Nachbarland wegen der großen merkantilen und industriellen Vorteile, welche es ihm eingeräumt hat, begreiflicherweise zugeneigt ist; wenn der Engländer, von jeher perplex, borniert und über erlaubtes Maß egoistisch in all seinem Urteil über Dinge der äußern Politik, ein Krämer mit sehr weitem Gewissen — es ist etwas anderes, wenn diese alle in einem doch so einfachen und sonnenklaren Fall schief sehen, als wenn ein Deutscher, dem es sich um die eigene Sache handelt, das Herz auf dem falschen Fleck hat. Es ist verkehrt, aber es ist am Ende zu begreifen, wenn jene längst vergessen haben, daß nicht wir, sondern unsere Feinde die frivolen Urheber dieses Kriegs sind, oder wenn sie gar der boshaft künstlichen Lüge Glauben schenken: Preußen habe den Krieg mit Absicht provoziert; es ist zu begreifen, weil die furcht-

bare Gefahr ihnen nicht auf die Haut gebrannt hat, weil nicht das Blut der Ihrigen in Strömen fließt, weil nicht die Mordbrennerkriege eines Melac und Turenne ihr Land verwüstet haben, weil sie meinen, mit unparteiischem Blick über den Ereignissen zu stehen und weil ihnen die Leiden des Volkes, das uns so wahnsinnig hartnäckig unser Recht weigert, in stärkerem, lebhafterem Bild vorgeführt werden als die Leiden, womit wir unsere Siege erkaufen. Es scheint dies eine höhere Stellung zu sein, und es ist freilich in Wahrheit nur eine falsche Stellung. Es gibt gegenüber einem solchen Kampf keine Neutralität des Verhaltens in Urteil und Gefühl. Wo zwei Völker so blutig ringen, von denen schlechtweg nur das eine recht haben kann, das andere unrecht haben muß, da kann auch der scheinbar neutrale Zuschauer nicht unparteiisch sein; gibt er nicht ganz und aufrichtig seine Stimme für den ab, der im guten unzweifelhaften Rechte, für den, der räuberisch überfallen ist, so hält er es mit dem Räuber. „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich." Nichts ist einfacher, nichts schlagender gewiß als der Satz: Deutschland kämpft gegen einen Ruhestörer, der ihm vor Zeiten ein kostbares Stück seines Besitztums entrissen hat und jetzt noch ein weiteres Stück entreißen wollte; da es sich aber des Räubers erwehrt hat, so ist es schlechthin berechtigt, ja durch die Pflicht gegen sich selbst genötigt, ihm auch die alte Beute wieder abzuzwingen; wer da dem Beraubten nicht recht gibt, sondern dem Räuber, der am Boden in unmächtiger Wut fortkämpft, der muß besondere, außerhalb der Sache in seinen Instinkten oder Interessen liegende Gründe haben, sich auf die Seite des Unrechts zu stellen.

Danach bestimmt sich denn das Mitleid. Wer gesund urteilt, wer, wie er soll, zur Partei des Rechtes hält, für den gibt es nur eine Losung: „Mitleid mit dem Besiegten, aber nicht Mitleid mit dem Fortkämpfenden!" Ja, Mitleid mit dem einzelnen Besiegten auch jetzt schon, mitten im Kampf, und es kann uns niemand absprechen, daß wir es üben. Menschlich werden unsere Gefangenen behandelt, menschlich wird auch der feindliche Verwundete und Gefangene gepflegt, menschlich ist unser Soldat im Quartier, und wo wir grausam sein müssen, oder wo in der Aufregung und Leidenschaft einzelne nicht zu rechtfertigende Grausamkeiten vorgekommen sein mögen: das ist nur im Kampfe gegen den fortkämpfenden Feind.

Ich war in Baden-Baden, während Straßburg beschossen wurde. „Wie dauert mich die arme Stadt!" sagte einer; „mich auch," sagte ein anderer, „aber unsre armen Soldaten in den Laufgräben dauern mich noch weit mehr", und ich gab ihm von Herzen recht. Als aber die Stadt sich ergab, da hörte man nicht schadenfrohen Siegesjubel, sondern aus jedem Mund Worte aufrichtiger Freude darüber, daß wir nun unsere abgefallenen Brüder nicht länger plagen mußten. Wir haben Mitleid auch mit dem fortkämpfenden Feind, mit diesen Irregeführten, mit den Familien, den vielen mitduldenden Unschuldigen, aber wir können ihm kein Gehör geben, wir müssen unser Mitleid sparen, wir müssen haushalten damit, denn unser erstes Mitleid muß den Unsrigen gehören. Jedes unzeitige Mitleid, jede Sympathie mit dem Feinde bereitet um so mehr Leiden den Unsrigen, denn es stärkt seinen Widerstand und verlängert den Krieg, aber auch dem Feinde bringt es nicht Wohl, sondern Weh eben aus demselben Grund.

Aber noch einmal: diese Verirrung ist begreiflich bei den Völkern, die bloße Zuschauer unseres Kampfes sind. Es wirken da die genannten zum voraus bestehenden, in ihrer Abstammung, in alten Neigungen, in gegebenen Verhältnissen begründeten Hebel, ihr Urteil und Gefühl aus der richtigen Stelle zu wägen, Teilnahme und Mitleid zu dislozieren, zu delogieren. Was die Schweiz betrifft, so habe ich die Nachbarschaft und die Handelsverhältnisse mit Frankreich erwähnt, es ist nicht als Vorwurf gemeint, wenn ich sage, daß die Neigung sich dahin wendet, wo die Interessen den größeren Vorteil finden; es ist nur natürlich und könnte gar nicht anders sein; aber der Grad der Gereiztheit, der jetzt in der Schweiz herrscht, muß auch noch einen andern Grund haben. Der Schweizer (mit wenigen Ausnahmen) sieht Deutschland ungern erstarken, weil er das erstarkte fürchtet. Ohne jeden Grund. Was er zu fürchten hat, ist nur das eroberungssüchtige Frankreich; uns denkt die Seele nicht daran, die deutsche Schweiz zu nehmen; aber nicht zu unterdrücken, zu verschweigen ist die Frage: woher diese Furcht, da sie doch so ganz unbegründet ist, woher all die Ungerechtigkeit des Urteils gegen Deutschland und aus ihr fließend diese Verkehrung des Mitleids? Auch die uralten Kämpfe mit Österreich, auch das unfreundliche Verhalten des deutschen Bundes gegen das Nachbarland in der Re-

aktionszeit erklären die Erscheinung nicht völlig. Mir scheint, sie sei aus dem Satze zu erklären: aller Haß ist verkehrte Liebe. Wie ich dies meine, mögen die Leser sich selbst erklären. Leider ist es eben wahr: was immer Deutschland tun mag, es ist den Schweizern nicht recht, und ungern muß ich hinzufügen: das Reizen, Reiben und Kratzen an Deutschland, das jetzt in dortigen Zeitungen getrieben wird, ist kein gutes Spiel; es könnte denn doch einmal aus dem bloßen Denken und Reden und Schreiben in das politische Handeln übertreten und ganz gegen unsern Willen unser Handeln herausnötigen; man kennt das Sprichwort: male den Teufel nicht an die Wand usw.*) Man sei gerecht im Urteil gegen Deutschland! Die Schweiz blühe fort als Republik, die der Welt zeigt, auf welchen Grundlagen ein Freistaat mitten unter den monarchischen Staaten Europas möglich ist: auf Eigenschaften, die gerade dem Franzosen abgehen, vor allem auf unbeirrtem gesundem Menschenverstand, auf Klarheit, auf Vernunftruhe.

Deutschland war es vorbehalten, eine Klasse von Menschen in seiner eigenen Mitte zu hegen, die das Herz im Lager des Feindes haben. Was den Ausländer entschuldigt, wenn er so das natürliche Urteil und Gefühl sich verdrehen läßt, hier hat es schlechtweg keine Geltung. Nicht entschuldigen, nur notdürftig auf ihren Ursprung verfolgen kann man diese Verkehrtheit — das Wort ist zu schwach, Perversität muß ich sagen mit dem ganzen Gewicht von Verachtung und Abscheu, das sich an das lateinische Wort gehängt hat. Frankreich ist die geheime und offene Liebe des Demokraten, weil von dort die Revolution ausgegangen ist, weil dort die drei Versuche mit der Republik gemacht sind. In Deutschland ist Preußen hinter seinem Beruf, das von der Vernunft geforderte Maß freier Staatseinrichtungen und geisteswürdiger Leitung der Schule und Kirche zu verwirklichen, leider zurückgeblieben; es hat moralische Eroberungen nicht gemacht: nur die musterhafte Ordnung, die gründliche Präzision seiner Verwaltung, seine gediegene Kompaktheit, die Trefflichkeit seines Heerwesens und der charaktervolle, zunächst parti-

*) Nachdem ich dies geschrieben, lese ich einen Artikel aus Bern, wonach ein Schweizer Offizier im „Schweizer-Handelskurier" auffordert: es sollen 100000 Mann in Süddeutschland einrücken, die französischen Gefangenen befreien und die Schwesterrepublik retten.

kulare Patriotismus seiner Bevölkerung hat seinen Führerberuf begründet und es durch diesen Krieg an die Spitze Deutschlands gestellt. Doch nimmermehr berechtigt die Wahrheit dieser Tatsache zur Verkehrung des natürlichen Urteils und Gefühls, es fordert nur zur Ausdauer in der politischen Reform auf. Aber Frankreich lieben und Preußen hassen, das ist nun in unserer Demokratie so eingewurzelt, daß ein Fanatismus sich ausgebildet hat, der alle Erscheinungen dieser Geisteskrankheit in furchtbarem Grad an den Tag legt. Die erste ist gänzliche Beirrung des Urteils. Als der Krieg ausbrach, wurde alsbald verkannt, daß dies ein Nationalkrieg werden müsse, der darüber entscheidet, ob Deutschland das alte, Europa schädliche Übergewicht Frankreichs niederschlagen und zu seiner Einheit und Größe gelangen solle oder nicht. Es handelt sich aber für den fanatischen Demokraten überall nur um die innern Fragen im Einzelstaat, um die Verfassungsformen und Freiheitsrechte; er sieht die andern Fragen überhaupt nicht. Man predigte den Haß gegen Preußen fort, als wir bereits mit ihm zum Kriege gerüstet in Linie standen. Nur Frankreich nicht weh tun! Dorther kommt ja die Freiheit! Das war der Wahlspruch, nach welchem man handelte; man verwilligte in den Kammern Bayerns und Württembergs die Gelder zum Kriege nur, weil man nicht mehr anders konnte, während übrigens ein paar der verbranntesten Köpfe durch ihr Nein allerdings die wahre Herzensmeinung der Partei verrieten. Immerhin konnte man mitgehen, solange Napoleon und mit ihm der Despotismus im Vordertreffen uns gegenüberstand. Er gab sich gefangen, die Republik wurde ausgerufen. Sie bot dem deutschen Volk und allen andern die Bruderhand. Es gibt eine Gattung Leute, die solche Worte: Republik, Völkerverbrüderung, nur hören dürfen, so schwimmen sie in einer nebeligen, duseligen Gefühlsseligkeit, die ihnen alles Urteil raubt. Garibaldi beeilte sich alsbald, zu zeigen, daß er so dumm als edel ist. Ein Kind konnte doch einsehen, was das für eine Republik sein müsse, die den Franzosen von außen angeklopft, aufgehauen ist; was für eine Republik, die ihren Weltbeglückungsgang damit beginnt, daß dieselben Häupter und Redner, die uns zur Brüderschaft einluden, eine der rohesten und schändlichsten Handlungen des Völkerhasses, die Austreibung und Mißhandlung der Deutschen in Frankreich, mit keinem Wort

mißbilligten! Doch wir wollen annehmen, die nagelneue Republik habe besser und menschlicher gegen unsere Brüder gehandelt, wir wollen annehmen, sie habe ihr Werk mit Schöpfung wahrhaft idealer Zustände in Frankreich begonnen, ja annehmen, es sei auch in Deutschland von der Mehrheit die Republik als die beste und auch für uns geeignetste Staatsform anerkannt und die Zeit sei da, das Beispiel Frankreichs nachzuahmen — dies alles verändert ja an der augenblicklichen Lage der Dinge gar nichts. Ja, den Fall gesetzt, Deutschland wäre eine Republik, Frankreich wäre eine despotische Monarchie, oder beide Länder wären Republiken; es bliebe dennoch alles liegen, wie es liegt: es handelt sich ja zwischen uns und den Franzosen in diesem Moment schlechterdings nicht um Staatsformen, sondern um unser Recht und Eigentum, darum handelt es sich, ob wir die schmähliche Charakterlosigkeit begehen können, von unsern gerechten Forderungen darum abzustehen, weil Napoleon nicht mehr Kaiser ist, oder fest und treu darauf zu beharren. Aber darin eben ist der Fanatismus unheilbar; er sieht den Punkt nicht, um den es sich handelt, und wenn man ihm den Kopf darauf stieße, ihm mit Bomben und Granaten ins Ohr donnerte: so begreife doch, es ist ja jetzt nicht die Rede von Staatsverfassungen, von Freiheit oder Unfreiheit, sondern es ist Krieg, und gekämpft wird um Recht und Unrecht — vergeblich! Mit der fixen Idee, mit dem Irrenhaus ist absolut kein Verständnis zu erringen; Wahnsinn und Logik werden nie zusammenkommen. Allerdings um noch etwas anderes als Recht und Unrecht im bestimmten Fall handelt es sich, um eine Aufgabe, die, ich wiederhole es, bei dem Ausbruch des Krieges alsbald sonnenklar vor aller Augen stand: die Vereinigung aller deutschen Staaten im Heer mußte zur politischen Einheit führen. Jetzt oder nie! Das leuchtete jedem unbefangenen Urteil ein, als alle Deutschen einmütig zum Krieg auszogen. Unsere Fanatiker nun sagen wohl, auch sie wollen die Einheit, aber sobald es danach aussieht, daß es ernst damit werde, dann wollen sie sie nicht, sondern sogleich erhellt, daß sie an die Freiheit denken, wo es sich um die Einheit handelt, und daß sie unter der Freiheit die Verbindungslosigkeit der Teile, ihre ärmliche scheinbare Selbständigkeit verstehen.

Die Fragen der Einheit und Freiheit müssen auseinandergehalten, ja gerade im jetzigen Augenblick muß ihrem Unterschied die schärfste

Fassung gegeben werden, und sie muß lauten: da ein Moment wie dieser nicht wiederkehrt, so dürfen wir ihn zur Bildung der Einheit nicht versäumen, selbst wenn wir wüßten, daß wir vor 50 Jahren das erwünschte Maß der Freiheit nicht erhalten. Ein so blutiger Kampf der vereinten Staaten und Stämme ist eine absolute, heilige Forderung der Einheit, ein Ruf vom Himmel, den zu überhören Frevel wäre. Nun ist es aber ja doch mit der Freiheit, welche unsere Fanatiker stets mit der Einheit verwechseln, nicht so, wie sie sagen. Wir haben an Rechten des Bürgers doch schon ein ganz anständiges Maß; ist gerade Preußen in vielen Punkten leider noch zurück, ist der Junkergeist dort noch zu Hause und ein Ministerium Mühler noch nicht beseitigt: es liegt ja nur an uns, dafür zu sorgen, daß diese Zustände nicht zu uns herüberwirken, und was uns selbst noch fehlt, was in der Reichsverfassung noch fühlbare Lücke ist, es liegt ja auch an uns, das alles in beharrlichem Ringen, in der ausdauernden Arbeit an unserm neuen Staatswesen, vereinigt mit den Vertretern des ganzen deutschen Volkes, noch zu erkämpfen. Das wissen unsere Fanatiker sehr wohl, sie sind auch keine Kinder mehr, denen man erst sagen muß, daß der Keim Zeit und Geduld braucht, bis er fruchtbarer Baum wird; sie tun nur so, als wüßten sie das nicht, ihr wahrer Wille ist, daß die Teile Deutschlands lieber in der Unmacht und Zerrissenheit und Schmach verbleiben sollen, wenn sie nicht in republikanischer Form sich verbinden.

Diese völlige Beirrung des Urteils, diese Erkrankung des Kopfes wird nun natürlich auch Erkrankung des Gefühls. Es kann uns schon empören, wenn draußen, außerhalb Deutschlands, der angebliche Neutrale sein ganzes Mitleid für den Räuber aufspart, der uns angefallen hat; wenn es aber ein Deutscher so hält, das ist so ganz abscheulich wie nur die grassesten Erscheinungen des Wahnsinns. Wir sollen die edle Nation nicht länger mißhandeln! Wer mißhandelt sie? Die Selbstsucht, die ans Ruder gekommen ist, die vom Ruder, vom republikanisch drapierten Thron, der auf ein Gebirge von Lügen gebaut ist, nicht weichen will; die Nation selbst mißhandelt sich durch ihre Diktatoren, die sie verhindern, einzusehen, was recht ist. Viele tausend Stimmen haben nun den bösen Narren in unserer deutschen Demokratie, wie sie jetzt ist, vergeblich zugerufen, daß jedes Wort des an den Feind vergeudeten Mitleids, jedes Wort

zum Preise der „edlen Nation“, jedes Wort gegen Rückforderung der uns gestohlenen Grenzländer den Krieg verlängert, weil es den Franzosen Freunde zeigt in unserem Lager; sie können es vollkommen wissen, diese Verstockten, Tauben, daß ein einziges Wort dieser gewissenlosen Fürsprache für den Feind Hunderten in unserem Heer, ihren eigenen Söhnen, Brüdern das Leben kosten kann; sie wissen, daß es im Krieg anders ist als im Frieden, wo jeder seinen Unsinn schwatzen mag, daß im Krieg der Boden unter den Füßen brennt, daß jede Silbe, die dem Feind Wasser auf seine Mühle führen kann, Verrat am Vaterland, Blutschuld am Vaterland, jeder Laut des vorwiegenden Mitleids mit dem fortkämpfenden Feind wilde Grausamkeit gegen das eigene Fleisch und Blut ist — vergeblich! vergeblich! Sie hören nicht und wollen nicht hören. Ihr elenden, verschobenen und verschrobenen, verdrehten und verrenkten Seelen, ihr seid Barbaren der Humanität, Vandalen des Mitleids! Ja, darin mögt ihr recht haben mit eurer Vorliebe für die Franzosen, daß so etwas in diesem Volke nicht möglich wäre; in Deutschland *sagt* man euch nur, wie ich euch gesagt habe, man sollte euch standrechtlich behandeln, in Frankreich *täte* man es.

Wir brauchen im Kriege die ganze und volle Leidenschaft gegen den Feind; doppelt gegen den Feind, dem von Beginn des Kriegs keine Schandtat zu schändlich war, um sie nicht gegen uns zu verüben. Wir müssen den Grimm gegen einen solchen Feind *wollen*. Wer zweifelt, daß es in diesem Volk gute Menschen gibt, die wir herzlich lieben und bemitleiden könnten? Aber wir haben es mit dem Volk als dem Ganzen zu tun, das den Krieg gegen uns und das ihn so führt. In diesem gewollten Grimm habe ich, herkommend von Zeitungsberichten über Verwundung, Verstümmelung, Blendung, Ermordung Verwundeter, einen Artikel „Der erste bittere Tropfen“ geschrieben, und ich habe mich dieser Auslassung gerechten Zornes anzunehmen, natürlich nicht gegen diejenigen, die ich auch jetzt wieder als Fanatiker angreife, sondern gegen manche nicht so unnatürlich verblendete, aber unzeitig weiche und durch die Umgebung in vermeintlich neutralem Land irregeleitete Gemüter.

Ich habe aus der Tatsache dieses Krieges an sich, als einem frivolen Akte, aus Handlungen der wilden und scheußlichen Grausamkeit und der schmachvollen perfiden Hinterlist und Wortbrüchig-

keit im Krieg einen Schluß gezogen, der dahin gieng: daß in diesen Erscheinungen sich Charakterzüge offenbaren, welche der ganzen Nation eigen seien. Hier liegt der entscheidende Punkt, Recht oder Unrecht meines Urteils. Man wird meinem Urteil vorwerfen, es ruhe auf einem falschen, ungerechten Schluß; man wird sagen: was einzelne tun, was Teile einer Nation verbrechen, darf nicht verallgemeinert, darf nicht dem Ganzen aufgerechnet werden. Ich antworte: wenn Grund dazu ist, warum denn nicht? Ich kann aber meinen Schluß begründen. Der Urheber des Kriegs ist zunächst einer, der Kaiser; hinter ihm antreibend die Kaiserin, die chauvinistische Partei, gutheißend und ausführend die Minister. Dies ist ein sehr kleiner Teil der Nation. Aber gemeinsam ist der ganzen Nation die unruhige Sucht der Vergrößerung Frankreichs auf Kosten Deutschlands, das Rheingelüste. Ich hoffe, diesen Satz werde ich nicht erst beweisen müssen. Daß es Ausnahmen gibt, bestreite ich natürlich nicht, aber, wie äußerst selten sie sind, mag nur mit einem Beispiel belegt werden. Man sollte doch meinen, ein Mann wie Renan, so verdient um seine Nation, um die Läuterung ihrer religiösen Vorstellungen, in verwandtem Streben einem der bedeutendsten Geister unseres Volkes, dem klaren, vernunftvollen Strauß, befreundet, werde diese anmaßende Lüsternheit seines Volks nicht teilen. Man lese seinen Brief an ihn! Er beut ihm über den Blutbach des Krieges hinüber die Hand, begrüßt ihn in einem Vaterland, das hoch über dieser blutgetränkten Erde, im Reich des Friedens steht: dem Reiche des Wahren, Guten und Schönen, und — er meint: für die Zulassung der Siege 1866 hätte die preußische Regierung doch billig Frankreich die Erkenntlichkeit der Abtretung Luxemburgs erzeigen sollen. „Diese unbedeutende Konzession wäre hinreichend gewesen, die öffentliche Meinung im Lande zu befriedigen.“ Er spricht hier ganz naiv; man sieht deutlich, daß er sich der Anmaßung als solcher nicht bewußt ist, sie sitzt ihm als Franzosen einfach in Fleisch und Blut. Freilich gar nicht so — unschuldig ist der Schluß, wo er sich neben den lieben Heiland als Bergprediger stellt: „Selig sind die Friedfertigen, der Krieg ist Sünde“, und — „so dir einer einen Streich auf einen Backen gibt“ — dies wird uns gepredigt, weil wir ja bekanntlich diesen Krieg angefangen und weil wir ja ganz mit Unrecht darauf beharren, unser

gestohlen Gut als den Preis vergossenen teuren unendlichen Blutes zurückzufordern! Statt seinem Volke zu predigen: „tut Buße und gehet in euch“, verlangt er von uns, daß wir als fromme Lämmlein abziehen! Strauß hat in seiner Antwort viel Geduld bewiesen und im übrigen wohl durch seine Feinheit und Ruhe die unrichtigen und anspruchsvollen Behauptungen des befreundeten Gelehrten gründlicher zerrieben, als er es mit Hammerschlägen vermocht hätte; aber gegen diese Stelle wäre vielleicht ein solcher doch wohl besser gewesen als die feine Nadel der Ironie. Sitzt nun die Anmaßung fremden Eigentums in einem Volke so tief, daß sie selbst in seinen gebildetsten Geistern so unverhüllt zutage tritt, da trägt doch offenbar das ganze Volk die Verantwortung, wenn sie bis dahin anschwillt, daß sie in einen Krieg ausbricht! Die Hand der ganzen Nation war stets nach dem Rheinufer ausgestreckt: was Wunder, daß sie sich endlich zum Schlage hob! Alle zusammen hatten das Pulver aufgehäuft; ein kleiner Teil wirft den Funken hinein — vielen, den meisten zur unerwünschten Zeit, aber diese vielen, diese meisten dürfen sich darum nicht unschuldig wähnen und stellen. Die zwei Sätze: Napoleon hat die Nation zum Kriege fortgerissen und: die Nation hat Napoleon in den Krieg gestoßen, sind gleich wahr. Es war eine Wechselwirkung; doch auch diese Bezeichnung ist oberflächlich; Napoleon als Urheber dieses Kriegs hat als Franzose gehandelt, und die Franzosen haben durch Napoleon gehandelt, so schwer sie im übrigen sein Joch trugen. Dieser Krieg ist der endliche Ausbruch einer Beule, worin die böse Krankheit im Blute der ganzen Nation, die freche Lüsternheit nach dem Länderbesitz des Nachbars, seit langen Jahren sich angesammelt hat. Napoleon durfte sie nur anstechen, und der verdorbene Stoff spritzte heraus.

Nun die Schand- und Greueltaten im Kriege! Auch hier wird man dem Ankläger der ganzen Nation entgegenhalten: das haben einzelne getan, und überall wo ein Volk in Leidenschaft ist, geschehen solche Dinge: man wird an die Ermordung Latours, Auerswalds und Lichnowskys erinnern. Ich bestreite zwar, daß solches bei uns möglich wäre; ich glaube nicht, daß deutsche Soldaten, die einen verwundeten Feind am Boden finden, ihn noch mit Stichen durchbohren, auf Parlamentäre, auf Verbandplätze schießen, feindliche Generale durch Winken mit weißen Tüchern täuschen und dann

meuchlerisch niederstrecken würden (man denke an General Waldersee und die zwei andern Offiziere in dem Gefecht von Le Bourget), daß sie Explosivkugeln und gehacktes Blei laden würden; ich glaube nicht, daß deutsche Bauern und Bürger verwundeten Feinden die Augen ausstechen, die Hände abhauen (böhmische haben es 1866 getan), die Schienen der Eisenbahn zerstören würden, damit Verwundetenzüge verunglücken; ich glaube sogar nicht, daß selbst der Pöbel, der Abschaum des deutschen Volks, so scheußlich handeln würde; es sei aber einen Augenblick zugegeben, daß es vorkommen könnte — meine Antwort auf die Entgegnung geht von einem andern Punkte aus: ich behaupte, bei uns, sobald die Kunde von solchen Taten sich verbreitete, würden sich laute Stimmen der Mißbilligung, der Verdammung, des Abscheues von allen Seiten erheben; das Urteil der Nation würde solche Greuel richten, würde dadurch die Ungeheuer moralisch von sich ausstoßen, würde sich von ihnen absondern, lossagen; würde rufen, schreien: „Nein! nein! das sind nicht wir, das ist nicht deutsch!" Wie aber in Frankreich? Kein Wort hat man vernommen, daß die genannten Schand- und Untaten der Soldaten mißbilligt, bestraft worden wären. Um insbesondere vom Schießen auf Parlamentäre zu sprechen (ich meinte, als ich den Artikel schrieb, es sei fünfmal geschehen; seither hat Bismarck in der Depesche gegen die Anschuldigungen Chaudordys, worin auch die mir damals noch nicht bekannte Zerstörung gekaperter Schiffe aufgeführt wird, einundzwanzig Fälle belegt) — das kann nur geschehen, wo nicht auf Befehl, doch mit Zulassung des Kommandanten; irre ich hierin, kann es vorkommen, daß dieser es nicht verhindern kann, so muß er es exemplarisch bestrafen; tut er dies nicht, so ist er so gut schuldig, als wenn er es befohlen oder wenigstens zugelassen hätte. Der Kommandant aber gehört doch zu den gebildeten Ständen; straft er nicht, so ist es der gebildete Teil der Nation in ihm, der solche Schändlichkeit nicht mißbilligt, und verdammt nicht die ganze Presse laut die Tat selbst und diese Straflosigkeit, so folgt — was? daß es ist, als ob die ganze Nation solcher Handlungen fähig wäre, d. h. daß sie als Ausdruck des Nationalcharakters beurteilt werden müssen. Die Wortbruch- und Bluttat der Sprengung der Zitadelle in Laon kommt nicht, wie man zur Zeit, als jener Artikel erschien, noch meinte, dem Kommandanten

zuschulden, aber man hat sie öffentlich als eine Heldentat gerühmt; dem hat (meines Wissens) nur eine Stimme widersprochen, und so — mag die Nation sich nicht beklagen, wenn man sie dafür vor das Gericht der Menschheit stellt, wenn man sagt: es ist eben gallische, gallisch-romanische Art.

Das Unerträglichste, was geschehen, ist das Augenausstechen. Das haben nun auch nur einzelne Scheusale getan. Aber man erinnere sich, daß zur Zeit des Ausbruchs in einem Witzblatt ein Bild kam, worauf ein Zuave einem gefangenen Preußen die Augen aussticht, und der Text sagt: „das eine für Waterloo, das andere für Sadowa!" Ein Karikaturblatt wird von Gebildeten und für Gebildete redigiert, geschrieben, gezeichnet; ein solches Bild kann nicht erscheinen, wenn die ersteren nicht wissen, daß sie den Geschmack vieler Leser treffen. Warum aber hat sich nicht aus den Kreisen derer, die noch menschliches Gefühl haben, ein Schrei des sittlichen Ingrimms gegen so entmenschte Aufreizung vernehmen lassen? Warum hat man dem Zeichner, dem Redakteur nicht erklärt, daß sie mit Fußtritten aus jeder ehrlichen Gesellschaft gestoßen würden, in der sie sich blicken ließen? — In den Mystères de Paris spricht der Herzog über einen Missetäter feierlich den Richterspruch; er lautet auf Blendung; dies in einem modernen, von aller Welt verschlungenen Roman! — Die Bartholomäusnacht ist französische Arbeit. Die alten Raub-, Mord- und Verwüstungskriege gegen Süddeutschland sind französische Arbeit, eigentlich bilden sie ein Stück mit der Gegenwart; dasselbe drohte uns jetzt, und unsere Siege sind späte Rache auch dafür. In der Revolution war die Guillotine noch menschlich und mild gegen die ausgesuchten Qualen, womit in Paris und in den Provinzen Tausende langsam zerfleischt, zersäbelt, zerschossen, ersäuft, verbrannt wurden. Es waren nur Parteien, die das taten, aber wenn auch nur in Parteien solch grause Wut ausbricht: es muß im Nationalcharakter liegen. Aus den Leichenhaufen von Mars-la-Tour, Gravelotte, Sedan starrt mir das Totenantlitz Ludwigs des Sechzehnten entgegen; Frankreich büßt heute noch diesen Mord; es konnte mit der Verfassung 1791 ganz zufrieden sein; aber dieser Volksgeist ruht nicht, dringt unersättlich mit gärender, zischender Leidenschaft weiter und weiter; zur Ungenügsamkeit gesellt sich ein Nerv, der nach den Reizen des Schauers verlangt und

dem der Anblick zuckender Menschenglieder Wollust bereitet. Dieses Bedürfnis galvanischer Reize des Grassen haben die Dichter der romantischen Schule sehr gut verstanden, ich nenne nur Eugène Sue und Viktor Hugo, den widerlichsten unter allen Haschern nach Henker-Effekten. Voltaire, dem es wahrhaftig an französischer Eitelkeit nicht fehlte, Voltaire ist mir Zeuge; er hat gesagt: es liege im französischen Charakter eine Mischung von Affe und Tiger.

Man wird also zugeben, daß der Stimmung, in der ich schrieb, ein gerechtes Urteil zugrunde lag. Wahrheiten wie diese müssen einmal unbedingt herausgesagt werden; die gerechtfertigte Empörung muß einmal schlechtweg sprechen, soll ihr Wort nicht schwächen durch Parenthesen, durch Verklausulierungen, durch „obwohl“ und „gewissermaßen“, und „übrigens zwar“ u. dgl. Alles zu seiner Zeit! Ein einzelner Artikel enthält nicht das Ganze der Gesinnung eines Schriftstellers, wie in den Werken eines Lyrikers ein Gedicht voll Unmut und Bitterkeit nicht den ganzen Poeten darstellt; der täte gewiß sehr übel, wenn er aus Besorgnis, nach dem einen Gedichte beurteilt zu werden, sein Feuer abdämpfte. Wer einer Nation unbedingt schlimme Züge beilegt, der sagt damit nicht, daß alle einzelnen in derselben so schlimm und daß die Schlimmen nur schlimm, die Ungeheuer nur und immer Ungeheuer seien. Ich kenne selbst gar manchen liebenswürdigen Franzosen, Männer von bravem Herzen, echt humaner Gesinnung und wohlgebildetem Geiste. Ich habe ihnen oft gesagt: zu euch Franzosen könnte unser Verhältnis so schön sein, wenn ihr nicht zu viele Schlachtfelder, zu viele Blutlachen zwischen uns gelegt hättet. Ich glaube dennoch nicht, daß noch einmal eine solche Kluft, gefüllt nicht bloß mit Schlachtenblut, sondern mit Meuchelmordblut, zwischen uns werde gerissen werden. Selbst jetzt habe ich nicht unterlassen, die Lichtseiten im französischen Nationalcharakter neben den tiefen Schatten zu nennen, sondern habe sie mit nicht kargen Worten hervorgehoben. Ich weiß, was Europa dieser Nation dankt; es ist mir nicht unbekannt, daß ihre Revolution, wiewohl von ihnen selbst verwüstet, die rohen, großen Grundsteine zum Gebäude des modernen Rechtsstaats gelegt hat, ich weiß, wie und wofür die Wissenschaft, die Kunst und besonders die deutsche Literatur ihnen verpflichtet ist; aber, beim Himmel! nicht jetzt ist die Zeit, ein Loblied darüber anzustimmen, sondern dann wird sie

sein, wenn die Nation einst zeigt, daß die fürchterliche Lehre, die wir ihr jetzt geben müssen, angeschlagen hat, wenn sie erneut, geläutert aus dem blutroten Feuer der Prüfung hervorgeht und wenn wir uns nicht mehr auf dem Schlachtfelde, sondern freundlich und friedlich auf dem Felde des Geistes und jeder fruchtbringenden Tätigkeit messen.

(Beilage zur Allgemeinen Zeitung 28. und 29. Januar 1871.)

Offener Brief an den Redakteur des Feuilletons der „Deutschen Zeitung" in Wien Dr. Speidel.

Stuttgart, Mitte Dezember 1871.

Verehrter Landsmann!

Sie wünschen, daß ich meine herzliche Teilnahme für ein Organ, das die Pflege und Hebung des schwer gefährdeten deutschen Volkstums in Österreich zum Zwecke hat, durch Einsendung eines Beitrages für eine der ersten Nummern bezeuge. Zu einer Arbeit, die auf eingehender Forschung über ein aus dem Gebiete meiner Studien gewähltes Thema ruhte, läßt mir der drängende Augenblick nicht Zeit, und doch möchte ich gern meinen guten Willen zeigen. In solcher Lage wird es Entschuldigung finden, wenn ich Ihnen ein sehr subjektiv gefärbtes Erzeugnis der Eile gebietenden Stunden einsende. Ich fühlte schon lange das Bedürfnis, mich mit dem Leser meiner „Kritischen Gänge" über den politischen Inhalt derselben auseinanderzusetzen. Ich gehörte zur großdeutschen Partei; die bisher erschienenen Hefte sprechen an manchen Stellen eine warme Liebe für Österreich, einen lebhaften Eifer gegen die politische Ansicht aus, welche Deutschland mit Ausschluß des alten Kaiserstaats zu einigen gedachte. Das Vorwort des letzten Heftes ist unmittelbar vor Ausbruch des Krieges 1866 geschrieben*); es sieht über Preußen und Italien das Schwert der Nemesis in den Wolken der Zukunft blitzen. Ich darf glauben, daß diese Gesinnung mir auch in Österreich manche Freunde gewann. Und jetzt findet man mich, ja man fand mich schon vor 1870, im Lager derjenigen, die man Anbeter des Erfolges zu nennen liebt. Die Zahl solcher Überläufer ist nun freilich mehr als Legion; die Wandlung ist so natürlich, so ganz nur sachgemäß, daß es gar nicht der Mühe wert, ja daß es Eitelkeit scheinen kann, wenn einer unter den un-

*) Zweite, vermehrte Auflage, Leipzig, Verlag der Weißen Bücher 1914, 1. Bd., S. XIXf.

endlich vielen erzählt, wie es in seinem Innern zugieng, bis sie vollzogen war. Inzwischen kommen ja dabei doch Fragen von objektivem Gewicht, von allgemeiner Bedeutung notwendig zur Sprache; es handelt sich dabei so wenig nur vom Einzelnen, daß, wenn anders seine inneren Erlebnisse nur aus einem ehrlichen Patriotismus hervorgiengen, das Persönliche in diesem Bilde doch aufhört, ein bloß Persönliches zu sein, vielmehr von Wohlwollenden vielleicht gern als eine lebendige Illustration von Wahrheiten, von geschichtlichen Notwendigkeiten aufgefaßt wird, die von rein sachlichem Interesse sind. Der Brief-Form verzeiht man am ehesten, wenn oft das Wörtchen Ich auftritt, und Spuren der Eile wird man ihr am ehesten nachsehen; daher sei mir vergönnt, sie zu wählen.

Eines der Stücke des fünften Heftes meiner „Kritischen Gänge“ hatte einen Rückblick auf den italienischen Krieg 1859 geworfen*); ich hatte mich meiner annehmen müssen, weil ich wegen der Stellung, die ich damals in öffentlichen Äußerungen genommen, hart angegriffen worden war; ich hatte dem inneren Konflikt zwischen aufrichtiger Liebe zur italienischen Nation und zwischen dem, was mir bei jenem Vordringen Frankreichs die deutsche Politik zu fordern schien, Worte gegeben. Ein anderes Stück nahm von einem Aufenthalt in Schleswig-Holstein im Herbst 1865 Anlaß, sich heftig gegen beide Großstaaten auszusprechen, weil sie die Mittelstaaten, als sie für den Herzog von Augustenburg und sein positives Recht eintreten wollten, zur Seite stießen, gegen Preußen, weil es eben auf dem Punkte stand, den gewaltsamen Schritt zu tun, der zugleich der Schritt zum Kriege gegen Österreich war; ich gab meinem Abscheu gegen die Gewalt, die vor Recht gehen will, rückhaltlosen Ausdruck**). Daß ein Bündnis zwischen Preußen und Italien bestehe, flüsterte nur erst ein dunkles Gerücht. In dieser Lage der Dinge schloß ich das Vorwort des genannten Heftes mit den Worten: „Das Urteil der Nationen und die Nemesis wird“ (wenn das Gerücht sich bestätigt) „den Namen Italiens neben dem preußischen in das große Schuldbuch eintragen, dessen Posten noch nie vergessen worden sind.“

*) Ebenda S. 502—506.

**) Ebenda S. 527—542. A. d. H.

Es folgten die preußischen Siege, die Gründung des Nordbundes mit der Main-Linie. Das waren Tatsachen, groß, greiflich, unerschütterlich. Die demokratische Partei, bisher mit der großdeutschen zum Teil identisch, tat, was sie zu tun pflegt, wenn die Dinge nicht nach ihrem Kopfe gehen: sie schalt und rüttelte am Fels, der nun doch unleugbar vor ihr stand, als ob sie ihn verrücken, hinwegräsonieren, zerbröckeln könnte. Ich erinnere mich noch, wie sich unmittelbar nach dem 2. Dezember 1851 das hiesige Organ der Partei verhielt: der „Beobachter“ suchte mehrere Tage lang nach Einlauf der ersten Nachrichten mit einer Dialektik, deren Scharfsinn logische Bewunderung verdiente, zu beweisen, daß der Staatsstreich nicht geschehen sein könne. Ganz ähnlich hielt man es jetzt, man zog zu Felde, als ob man, was nun wirklich war, hinwegdemonstrieren könne. Wer mit dem Kopf gegen die Mauer unabwendbarer Tatsachen anrennt, der verzichtet auf politisches Wirken; die demokratische Partei trat damals das Verzichtleisten an, das noch heute ihre Stellung zur Wirklichkeit bezeichnet und worüber alle Welt im Klaren ist, nur sie selbst nicht. Wir kommen darauf zurück.

Im Herbst 1867 erschienen (zum Scherz anonym) die „Epigramme aus Baden-Baden“ *). Ich dürfte sie hier erwähnen, auch wenn sie keine Politik enthielten. Sie geben der Empörung über einen Schandfleck im deutschen Leben, die Spielhöllen, satirischen Ausdruck. Man wird sich nun aber eines Artikels von About erinnern, dessen stärkste Stellen bald nach dem Anfang des Krieges 1870 durch die deutschen Zeitungen giengen. Er nannte uns die Kuppler von Baden-Baden, Homburg, Wiesbaden, die mit untertänigem Bückling, die eigene Sprache verleugnend, den gehorsamen Diener der französischen Gäste machen und wohl bereit wären, ihnen mit dem deutschen Schnurrbart die Stiefel zu wichsen. Wir waren durch diese Pestbeulen der deutschen Sitte, die Spielbäder, bei den Franzosen verachtet; der Krieg stand damit nicht außer allem Zusammenhang; sie nahmen es leicht, mit

*) Stuttgart, Grüninger; zweite, vermehrte Auflage 1870; abgedruckt in den Allotria von Fr. Th. Vischer, Stuttgart, Bonz, 1892, S. 145—186, und in den Ges. Dichtungen von Fr. Th. Vischer, Leipzig, Verlag der Weißen Bücher, Bd. 5, S. 93 ff.

einer Nation fertig zu werden, deren sittliches Bild sie von diesen schimpflichen Auswüchsen sich geholt hatten; sie hofften mit den niederträchtigen Dienern ihrer Lüste leicht fertig zu werden. Glücklicherweise hatten sie sich getäuscht: Sie hatten eine schmutzige Stelle in einem soliden und reinlichen Haus für das ganze Haus genommen; doch erwähnt sei es, damit wir, die wir im ganzen und großen unseren Sieg als den Sieg einer sittlich gesunden über eine verdorbene Nation betrachten, uns doch nicht überheben und Selbsterkenntnis nicht nur den Besiegten predigen, sondern wohl bedenken, daß es auch bei uns gar manches zu säubern gibt. Wie schön und rührend still war es in Baden-Baden 1870! Wo sonst die Demimonde sich umtrieb und der Schwarm nach der Roulette aus und ein gieng, saßen und wandelten und wärmten sich in der Herbstsonne müde, kranke, von Wunden genesende Soldaten.

Doch ich wollte von dem politischen Teil jener Satiren ein Wort sagen. In den Epigrammen: „Geständnis“ und „Keine Partei“ ist die Lage ausgesprochen, in der sich um jene Zeit wohl jeder befinden mußte, der weder jemals die Gewalttat billigen, noch auch unleugbare Tatsachen sich vor den Augen wegleugnen kann. Man hat mir damals gesagt, warum ich, wenn ich ja doch erkenne, daß für Süddeutschland schlechterdings keine Wahl mehr sei als Eintritt in den Nordbund, noch im Schmollwinkel sitze? Allein wenn an solche, die zu direktem politischem Wirken berufen sind, billig der Ruf ergeht, daß sie bei Zeit sich entscheiden, so mag denen eine freiere Stellung gegönnt werden, deren Beruf kein politischer ist und die nur in bewegten Zeiten, wo das Herz und die Idee eine vollere Berechtigung in der Politik haben als in stillen Zwischenperioden, ein Wort mitzusprechen berechtigt sind; das Schweigen und der vereinzelte Ausbruch des Gefühls der Unbehaglichkeit mag ihnen nachgesehen werden, wenn sie in solchem inneren Konflikte sich befinden, daß sie Widerstand für unmöglich, unvernünftig halten, und doch ein starkes Gefühl sie abhält, ein aktives B e j a h e n des Geschehenen ihres Teils ausdrücklich zu unterstützen; es muß ihnen erlaubt sein, erst zuzusehen, abzuwarten und andere vorwärtsgehen zu lassen. Für meine alten Parteigenossen, Demokraten und Großdeutsche, dagegen war nun das Verbrechen meines

Abfalls entschieden. Sie selbst hielten es für politische Vernunft, jenes unmächtige Anspringen gegen die Mauer in Szene zu setzen, die doch nicht mehr umzustoßen war; sie wählten Opponenten ins Zoll-Parlament mit dem Auftrag, gegen jede Kompetenz-Erweiterung desselben zu wirken und überhaupt zu hintertreiben nach Möglichkeit; sie hielten treu an der alten deutschen Tugend: Dem unnützen Sperren, Zerren und Zerfen, wo die Meisterin Notwendigkeit gesprochen hat und gebietet.

Die süddeutschen Staaten waren in einem Zustande, der unmöglich bleiben konnte. Es gab um die Zeit vor Ausbruch des französischen Krieges nur zwei Wege für uns: entweder ungesäumt in den Nordbund einzutreten, oder Abfall von dem schon geeinigten Teile Deutschlands; Abfall wohin? Nun, dies ist einfach: Die Demokratie glaubte in solcher Zeit des Chaos die rechte Stunde für gekommen, um in rascherem Tempo, als sie wohl sonst für möglich hielt, ihrem Ideal, der Republik, zuzusteuern. „Ihrem Ideal" — nun nicht wohl ihrem bloß! Die Republik ist ein Ideal in Wahrheit; sie ist ein Ideal, wie es die reine Vernunft-Religion, die Religion der Humanität ohne Mythologie ist; welcher Denkende wünschte dieses nicht verwirklicht? Aber auch welcher Denkende wird vergessen, daß die Menschheit, vorläufig einmal gewiß noch einige Jahrhunderte lang, die Mythologie nicht wird entbehren können? Und — vom Beispiel abzugehen — welcher Denkende wird verkennen, daß das Menschengeschlecht unserer alten europäischen Staaten, wenn es heute die Republik hätte, sie morgen so verwirren und zerrütten würde, daß sie in die Despotie umschlüge? Die Beispiele haben wir ja. — Also die Demokraten glaubten mit beschleunigtem Gang durch Mittelstufen der Republik zustreben zu können. Die Parteigenossen in Frankreich hofften, in kurzer Frist Napoleon zu stürzen und mit einer rascheren Schöpfung den Deutschen voranzugehen, oder, wer weiß? sie waren vielleicht von dem klugen Manne, der ja ihnen seinen Kaiserhut verdankte, mit dem rührenden Bilde einer höheren Einheit von Republik und Kaisertum gekirrt. Zwischen ihnen und unserer Demokratie muß nun eben damals ein lebhafter Wechsel von Liebesbriefen geblüht haben. Wie stark der Verdacht solcher Verbindungen war, sagen zwei Verse der badischen Epigramme:

Wer mit dem Feind liebäugelt, dem alten lauernden Reichsfeind,
Wer wahnsinnig in ihm gar den Befreier sich hofft,
Wer verräterisch ruft: französisch lieber als preußisch!
Darf nicht bleiben im Schiff; packt ihn und schmeißt ihn hinaus!*)

So stand es, und darum kam der deutschen Demokratie der Krieg so in die Quere; er war ihr so unwillkommen wie jede harte Störung in einem Liebeshandel.

Unter diesen Umständen war wohl nicht ich allein unter den vielen, die das Geschehene nicht durch Wort und Handeln billigen, aber auch nicht als ungeschehen betrachten konnten, in eine entschiedenere Stimmung übergegangen, in ein Gefühl der Unmöglichkeit, länger in dieser parteilosen Stellung zu beharren. Ich war also wirklich „Anbeter des Erfolges" geworden, und nun ist es wohl am Ort, von der Begriffsverwirrung oder wohl auch Böswilligkeit, welche diesem Vorwurf zugrunde liegt, ein Wort zu sprechen.

Er will sagen, man verändere allzu bereit, oder unterdrücke lügenhaft die Überzeugung, wenn die Sache zum Siege gelangt, die man im Unrecht glaubt, deren Träger und Vorkämpfer man für schuldbeladen hält. Ein solches Umschlagen ist entweder nur Schwäche, Sinnlichkeit, die sich vom Glanze des Sieges und der Sieger blenden läßt, oder es liegt Schlimmeres zugrunde: niedriger Knechtssinn, Schmeichelei, Ehr- und Gewinnsucht, die um Judas-Silberlinge ihre Grundsätze verrät. Unsere Gegner sind eben nicht so mild, nur das erstere, etwas weniger schmähliche Motiv vorauszusetzen, und leiden bekanntlich nicht an so viel Überfluß von Zartheit und Edelmut, das zweite, schlechtere, wenn sie es annehmen, nicht ganz so zuversichtlich auszusprechen, als hätten sie vollauf Beweise für ihren Verdacht. Der Schmutz der Nachrede, daß wir den alten Gott um preußischen Sold, um Ämter und Orden verraten haben, klebte uns reichlich am Rücken, wenn er — hängen bliebe. Wie könnte man auch von blinder Partei-Leidenschaft erwarten, daß sie die Feinheit und Geduld des Denkens übe, sich in die Lage desjenigen zu versetzen, der eine Tat für schuldvoll hält nach wie vor und der dennoch anerkennen muß, daß aus ihr solches

*) Siehe die 2. Aufl., 1870, S. 217 und Ges. Dichtungen, Leipzig, Bd. 5, S. 217. A. d. H.

hervorgegangen, was als dauernder Bau Millionen von Menschen ein unzweifelhaftes Wohl bringt! Es fragt sich, was Erfolg heißt; wenn nur: das Blendende des Sieges, so ist es schmählich, seine Partei zu verlassen und ihm zuzujauchzen; wenn: große und dauerfähige Schöpfung, dann liegt die Sache wohl anders. Wie kann aber Schuld ein dauerndes Gut für Millionen begründen? Der Gegner beeilt sich, weil die Bejahung der Frage als logischer Widerspruch erscheint, denjenigen, der das eine, nämlich die wohltätigen Folgen, anerkennt, zu bezichtigen, er habe verändert, oder er verleugne seine Begriffe vom anderen Gliede des Satzes, nämlich von der Schuld. Der Streit führt mitten in die Schwierigkeit der höchst dialektischen Frage über das Verhältnis zwischen Moral und Politik. Sie erwartet längst eine eingehende philosophische Behandlung. Weit entfernt, zu meinen, ich habe sie mir gelöst, glaube ich doch, daß unsere letzten politischen Erfahrungen einige höchst bedeutende Schlaglichter auf ihr Dunkel werfen. Die Anstiftung des Bürgerkrieges im Jahre 1866 war eine schuldvolle Tat. Ich halte es nicht mit denjenigen, die das vergessen haben. Es war eine der Taten, welche die Nemesis herausfordern. Es war Verbrechen, unter Vorwänden, die nicht viel besser waren als jene, die Frankreich 1870 vom Zaune riß, das friedensbedürftige Österreich mit Krieg zu überfallen, und war Verbrechen, ihm Italien an die Ferse zu hetzen; wir als Glieder des zu Recht bestehenden Bundes haben recht getan, mit Österreich gegen Preußen zu kämpfen. Nun weiß aber alle Welt aus der Geschichte, daß, was zu Recht besteht, was Jahrhunderte zu Recht bestanden, sich überlebt haben kann. Wohl dem Volke, das dann aus dem gemeinsamen Willen heraus durch friedliche Beratung und Geistes-Akt seines Beschlusses an die Stelle des Überlebten die neue Schöpfung setzt, die seinem veränderten Bedürfnis entspricht! Wir haben es versucht und nicht vermocht; wen die größere Schuld der Fruchtlosigkeit jener großen Bewegung treffe: Parlament und Volk, oder die Fürsten und namentlich den einen, der die Kaiserkrone zurückwies, — dies wiederzukäuen, ist wahrlich müßige Arbeit geworden. Gewiß ist nur, daß der deutsche Michel sich nicht beklagen darf, wenn Germania die langen Jahre nachher gegen seine Bewerbungen mit Sänger- und Schützenfesten, Toasten, Reden und Gedichten

spröde blieb. Da kam einer, unter vierzig Millionen Menschen einer, der handelte, und zwar schuldvoll. Er nahm die Schuld auf sich, er wagte es. Es gibt tragische Verwicklungen, wo, wenn nicht gehandelt wird, eine alte Schuld unabsehlich immer neue Übel bringt und doch nicht gehandelt werden kann, ohne daß neue Schuld begangen wird. Die alte Schuld trifft die ganze Nation, Volk und Fürsten zusammen — wir alle haben uns, einer wie der andere, zu schämen, daß wir nichts zustande brachten; die Übel, alle Macht- und Tatlosigkeit und Lächerlichkeit des alten Bundes: wer braucht sie noch zu nennen? Die neue Schuld, der Bürgerkrieg, von Preußen siegreich schnell beendet, schuf den Nordbund. Nicht leicht, nicht rasch durfte diese Schöpfung begrüßen, wer es mit ewigen sittlichen Begriffen von Schuld und Unrecht nicht leicht nimmt. Es war recht und gut, daß es nicht wenige gab, die zwar begriffen, es sei Wahnsinn, gegen die Festung vollzogener Tatsachen mit der nackten Hand zu schlagen, die aber abwarteten, ob der neue Bau sich als solide Burg erweise, und ich wiederhole es mit innerer Genugtuung, daß ich unter diesen Abwartenden stand. Der Bau hat sich als solid erwiesen, die große Schuld hat gute Früchte getragen. Im Privatleben ist es gemeines Verbrechen, einen Rock zu rauben; auch im politischen bleibt Raub ein Verbrechen; aber wenn nun das Beispiel hinkt, wenn der geraubte Rock sich wirklich als gutes, neues, warmes Kleid für Millionen von Menschen bewährt, wie dann? Nun, dann leuchtet ein, daß politische Moral und Privatmoral zwei verschiedene Sphären sind. Nicht so verschieden, daß in der Politik Unrecht nicht Unrecht bliebe, aber das ist der Unterschied, daß im Staatsleben das Unrecht ganz anders als im Privatleben, in unendlich weiterer Ausdehnung seine Versöhnung, seine Sühne finden kann. Die moralischen Begriffe lösen sich darum keineswegs in nichts auf, dürfen nie verfälscht werden; ihre Vorschrift wird allezeit lauten: was du als Unrecht erkennst, das nenne auch Unrecht und bekämpfe mit aller Kraft; bekämpfe, so lange es zu kämpfen gibt; ist die Entscheidung da und wider dich, so warte und enthalte dich unnützen Murrens und Nachscheltens; bewährt aber die Zeit, daß der Sieg nicht bloß dem Sieger Vorteile, sondern zahllos vielen ein wirkliches Gut bringt, so sei vernünftig, erkenne an und tritt hervor mit deiner Anerkennung.

Für politische Schuld gibt es bekanntlich keinen Gerichtshof, nur eine Nemesis. Diese bleibt nie aus, mag sie auch Jahre, Jahrzehnte, Jahrhunderte, ein verborgener Geist, unter der Erde fortwühlen. Sie bleibt auch dann nicht aus, wenn die Schuld Gutes trug. Welchen wunderbaren Weg sie nahm, die Schuld zu sühnen, von der hier die Rede ist, darauf wird diese Betrachtung führen; vorher möchte ich aber ein Wort sagen vom Finger der Nemesis, wie er in dem Schicksale des besiegten Gegners sichtbar geworden ist. Bismarck hätte den Krieg gegen Österreich nicht unternehmen können, wenn nicht jedem Preußen die Erniedrigung, die sein Vaterland durch Österreich im Jahre 1850 erfahren, wie glühendes Eisen in der Seele gebrannt hätte; die Politik Schwarzenbergs, der Übermut, womit die Schwäche Preußens ausgebeutet wurde, die Erniedrigung des Nebenbuhlers in Olmütz: dafür hat Österreich gebüßt im Jahre 1866. Alles drehte sich um Schleswig-Holstein, das zum Angelpunkte der deutschen Frage geworden war. Ein klarer Staatsmann mußte erkennen, daß hier die Krone Deutschlands zu holen sei; die preußische Politik hatte es geahnt, aber ihr Vorgehen war charakterloser Pruritus gewesen, für den es nun nur allzusehr gedemütigt wurde. Im Jahre 1863 trat Österreich mit seinem Reformprojekt hervor. Es bot wenig genug. Dennoch, in der Hoffnung, daß die Nation aus dem Wenigen mehr werde zu entwickeln vermögen, unterstützten es viele patriotische Stimmen. Aber eines war sonnenklar: dies Projekt mußte ins Wasser fallen, wenn es nicht von einer Tat begleitet war. Und diese Tat mußte eine bei der ganzen Nation schlechthin populäre Tat sein. Solche Tat war ein Krieg gegen Dänemark um Schleswig-Holstein. Wer die Deutschen gegen Dänemark führte, der hatte sie. Aber dies Schleswig-Holstein hatte Österreich mit Preußen schimpflich und verräterisch an Dänemark ausgeliefert; die Erhebung dieser Lande hatte ja der österreichischen Staatsweisheit keine andere Bedeutung als die eines Aufruhrs gegen Gesetz und rechtmäßige Herrschaft; sie war Revolution und mußte niedergeschlagen werden. Wie sind nun die Wege jener geheimnisvollen Macht, die dunkel und doch so hell und groß im Menschenleben waltet, wie sind sie verschlungen und doch so gerade! Sie öffnet dem preußischen Staatsmann die Augen, daß er klar und scharf

erkenne, wie *dort*, am Strande der See, die deutsche Frage begraben liege! Er hält Österreich als Köder den Vorwand hin, dort sei für die zwei Großmächte Gelegenheit, die Mittelstaaten (die dem Augustenburger Hilfe zugesagt) lahmzulegen, sie hübsch hinwegzuschieben und zugleich alle Selbsthilfe des Volkes zu beseitigen; Österreich beißt auf den Haken ein, wird ins Schlepptau genommen, um — aus Schleswig-Holstein und — Deutschland hinausgedrückt zu werden! Wahrhaftig, es ist ebenso komisch, als ernst und schicksalsvoll; es gäbe einen niedlichen neuen Gesang zu Reineke Fuchs.

Aber Preußen und *seine* Schuld? Die *alte* und die *neue*? Ihm hat die Nemesis die schönste, denkbar erhabenste aller Sühnen bereitet. Es sollte bluten für diese Schuld, furchtbar bluten. Der Krieg 1866 führte zum Krieg 1870. Aber es sollte bluten dürfen für und mit Deutschland. Es sollte leiden, aber nicht umsonst leiden, dies Leiden sollte seine und Deutschlands neue Größe werden. Ein heiliger Krieg zur Strafe für den ungerechten! Wir andern aber sollten bluten für alle alten Unterlassungssünden, für alles heillose, jahrhundertelange Sperren und Stemmen unseres Sondergeistes, aber all das Blut sollte eine Saat werden, die rasch aufsproßte und nun als stolzer Baum des deutschen Reiches dasteht.

Die Bäume wachsen nicht in den Himmel, viel ist noch zu sorgen, daß die Eiche erstarke und gedeihe. Große Kriege haben immer zur Folge, daß das Heerwesen, der Soldatengeist überwuchert, um wieviel mehr, wenn die Führung in der Hand eines Staates liegt, der das *Mittel* (das Heer ist ja doch nur Mittel) längst zu sehr auf Kosten der Staats*zwecke* gepflegt hat. Es ist nicht wahr, daß die letzten Kriege die Unentbehrlichkeit der dreijährigen Präsenz bewiesen haben. Größere Schonung der bürgerlichen Lebenszwecke und Ersparnisse auf vielen Punkten sind mit der Rüstung, *welche allerdings die gespannte Luft unserer Zeit fordert*, sicherlich wohl vereinbar. In ganz Deutschland und in Preußen vor allem werden die Kultursphären des Staates unter diesen Zuständen fühlbar leiden, und wenn es wahr ist, daß die zwei letzten Kriege nicht bloß die Tapferkeit, sondern die *Schule* gewonnen hat, und wenn man, wie billig, da-

bei nicht bloß an die Schule des Soldaten, an Militärwissenschaft und Generalstabsbildung, sondern an die allgemeine, in die Masse gedrungene Bildung denkt, — diesen Grund hat nicht das Preußen der letzten Jahrzehnte, sondern jene Periode gelegt, wo das Heerwesen solche Summen und solche Kräfte, wie in unserer Zeit, nicht der Schule vor dem darbenden Mund wegzehrte.

Der Schluß auf die Zukunft ergibt sich von selbst; künftige Kriege werden nicht die Vorteile einer vorangegangenen, so gründlichen Kulturperiode genießen, wenn die Leidenschaft für das Soldatenwesen die jetzige Herrschaft fortbehauptet. Der Soldatengeist versetzt sich allerorten und nicht zum wenigsten in Preußen gern mit dem Übermut des Junkergeistes; das schöne Institut der allgemeinen Wehrpflicht hat diesen Geist noch lange nicht zu vertilgen vermocht, und das gebildete Bürgertum muß sich fest zusammennehmen, um die Gleichheit vor dem Rechte und vor dem Forum der Menschenwürde zur wirklichen Wahrheit zu machen.

Gegen den Pfaffengeist hat das neue Reich einen erfreulichen Anlauf genommen. Ob es fernerhin der ganzen Bedeutung der Siege, aus denen es hervorgegangen, ihre Ehre geben wird, ist noch ungewiß. Die Kriegserklärung Frankreichs galt, wie man weiß, nicht nur der Macht Preußens, dem aufsteigenden Deutschland, sondern in ihnen zugleich der protestantischen Bildung. Ihr freies Wachstum durch Gesetze zu schützen, ist also nicht die letzte der Pflichten, die wir zu erfüllen haben, wenn wir unseres Sieges würdig sein wollen. Man weiß aber, wie tief und weit der finstere Geist des Zelotentums beider Konfessionen um sich gefressen hat, im Norden von Deutschland noch weit mehr als im Süden; heute noch ist es z. B. zweifelhaft, ob man die obligatorische Zivilehe, den einzig wahren und des Staates würdigen Schutz gegen die Unterwühlung seiner ehrwürdigsten Grundlagen durch Pfaffenherrschaft, im Reichstage durchsetzen wird.

Gegen diese und so manche andere Mißstände, so manchen Raupenfraß, der an der jungen deutschen Eiche zehrt, brauchen wir alle tüchtigen Kräfte des Vaterlandes, wir müssen sie gesammelt ins Feld führen, sei es das Feld der Wahlschlacht, der Volksvertretung, oder das weite Feld des freien, allgemeinen Geisteskampfes. Und nur als ein großes Übel ist es zu beklagen, daß wir, was von

lebendigen Kräften in unserer Demokratie neben so viel Verkehrtheit sich befindet, nicht zu unseren Mitkämpfern zählen dürfen. Denn diese Partei hat, wie sie nun einmal ist, ihre Stellung außerhalb der neubegründeten Staatsform genommen. Sie verschwendet ihren Witz in ihrer Bekämpfung. Sie macht Opposition gegen die Mauern, statt innerhalb der Mauern, und da sie diese Mauern ja doch nicht mehr umstoßen kann, so ist all ihr Kämpfen nur ein leeres Feuerwerk unmächtigen Grimmes und Hasses. Sie leidet an dem krankhaften Fernsehen des Idealismus; ihr Auge sieht unverrückt auf eine Hintergrundskulisse entfernter Zukunft, die vorderen Kulissen und den Boden unter ihren Füßen sieht sie nicht; so ist ihr Dichten und Trachten hohl und gemeinschädlich; wenn sie handelt, unterhöhlend. Ihr Denken springt vom Individuum mit einem Satze hinüber zum Weltbürgertum, zum großen Völkerverbande, den vielleicht ein künftiges Jahrtausend errichtet; die Mitte, das Vaterland, das Nächste, das Natürlichste überschielt und überschießt der Fanatismus dieser Abstraktion; der Familiensinn der Nation, das Gefühl, daß wir zuerst ihr, dann erst der Menschheit angehören, daß die Kraft und Ehre dieses nächsten Ganzen unsere erste und menschlichste Pflicht ist, wird in seinem verzehrenden Feuer ausgeglüht und verkohlt; ja unsere widerdeutschen Demokraten, diese entwurzelten Fanatiker wollen mir oft wie Menschen erscheinen, die in einer Stadt herum mit Vergnügen die eigene Mutter verleumden hören und verleumden helfen. — Ein Beispiel davon, wie die Kräfte dieser Opposition uns verloren gehen, bietet das Militärwesen. Die Demokratie setzt dem bestehenden Systeme die Idee des Milizinstituts entgegen, das im besten Fall nur einer kleinen, durch die europäischen Verhältnisse geschützten Republik ansteht. Sie schadet dadurch der richtigen Opposition gegen das Übermaß von Panzer, das uns die preußische Führung aufnötigt; wer nun gegen dieses auftritt, der wird nur allzu vorschnell unter die Milizfreunde gezählt, und vergeblich wiederholen wir, daß gegen das Allzuviel- und für das Allzuwenig Kämpfen zweierlei ist. — Welchen Beistand der Streit gegen die Anmaßungen der Kirche bei diesen Politikern findet, hat ihre neueste Haltung nur zu deutlich gezeigt. Wir glauben ihnen ganz gern, daß sie ihrer Überzeugung nach gar nichts mit den

Ultramontanen zu tun haben, aber damit ist die häßlichste und widerlichste aller Koalitionen nicht gerechtfertigt. Wer eine Gesetzesbestimmung verwirft, welche den notdürftigsten Schutz gegen die bissigsten aller Feinde freier Menschenbildung und vernunftgemäßer Staatsgewalt gewähren soll, der verrät, daß er, obwohl zu ganz anderem Zwecke, mit ihnen verbündet ist, diejenige Form der politischen Einheit zu zerstören, die das jahrhundertelang zerrissene Deutschland endlich errungen hat.*)

Die Klage, daß wir nicht alle unsere Kräfte zu einer gesunden Opposition beisammen haben, bringt mich nur zu natürlich auf Österreich, dieses große Fragezeichen im Buch unserer Zeit. Uns hier außen „im Reich" kommt es, wenn wir nach dem Kaiserstaat hinüberblicken, immer vor, als sähen wir stets wechselnde Hände mit einem Haufen von Blöcken zum Aufbau eines architektonischen Modells beschäftigt, das ihnen bei jedem Versuch wieder zusammenfällt. Dabei bedienen sie sich einer Sprache, einer Terminologie, gebrauchen Worte wie föderalistisch, zentralistisch usw. usw. in einer Weise, die wir nicht mehr verstehen, bei der uns der Kopf wirbelt. Wir möchten ihnen zurufen: Kitt! Kitt! Aber der Zuruf stirbt auf unseren Lippen unter dem Zweifel, ob es nicht zu spät sei.

Sie erraten schon, daß ich zu denen gehöre, die man, wenn ich recht gelesen, in Österreich neuerdings Germanisten genannt hat. — Wenn man den Völkern Österreichs die Freiheit bietet, so macht man immer die Erfahrung, daß ihr größerer Teil die Gabe mißversteht. Freiheit bedeutet den nichtdeutschen Nationalitäten einen Grad von Sonderberechtigung, der mit der Einheit des Ganzen nicht verträglich ist, jede Form einer wirklichen Staatseinheit aufhebt. Daraus scheint mir zu folgen, daß, ehe die moderne politische Freiheit geboten wurde, eine reale Einheitsbildung bestimmter Art längst hätte vorausgehen müssen, — nicht eine Form, eine Verfassung, Rechtsbestimmung usw., sondern eine Potenz, die das Verschiedenartige geistig verschmolzen hättte. Dies konnte nur die deutsche Bildung sein. Österreichs Kern ist der deutsche Stamm; ein Kulturvolk kann man in diesem Völkerverbande nur das deutsche nennen. Von den Italienern, gewiß einem Kultur-

*) Es handelte sich, wenn ich mich recht erinnere, damals um das Gesetz gegen Mißbrauch der Kanzel zu Angriffen auf Kaiser und Reich.

volke, können wir absehen, sie sind ausgeschieden, sie haben als Preis ihrer — Niederlage Venezien, als Preis fremder Siege Rom und hiemit ihr Vaterland gewonnen; es sei ihnen, auch so gewonnen, von Herzen gegönnt; ungarische Ritterlichkeit, slawische Beweglichkeit und Begabtheit in allen Ehren, aber Kulturvölker kann man Slawen und Magyaren nicht nennen. Deutsche Bildung pflegen: dies also hätte die Maxime einer richtigen Politik in Österreich sein müssen; deutsche Bildung verbreiten nicht durch negative, sondern durch positive Mittel, d. h. nicht durch Zwang, sondern durch Unterricht, durch die Schule im weitesten Sinne des Wortes, und im übrigen durch freies Waltenlassen der ihr innewohnenden Kraft. Die deutsche Sprache wäre mitgeschritten. Man darf eine Sprache, die das Organ wahrer Menschenbildung ist, mit ihrer Literatur, mit allem, was geistig in ihr fließt und strömt, nur wirken lassen: sie wird gegen rohere Sprachen und Bildungszustände so sicher vordringen, wie Licht ins Dunkel, wie überrieselndes, durchsickerndes Quellwasser in die Erde. Deutsche Bildung aber ist protestantische Bildung. Niemand wird mich im Verdacht haben, ich denke dabei an die Dogmen Augsburgischer Konfession und ich sei so abgeschmackt, zu meinen, man müsse zu ihr übertreten, um ein gebildeter Mensch zu werden; ich denke eben an die geistige Luft, die sich aus dem inneren Wesen einer Religionskrisis erzeugt hat, welche, in ihrem wahren Sinn verstanden, dem Menschen sein inneres Zentrum gegeben, die Achse des sittlichen Lebens in ihn selbst, seinen Geist, Willen, sein Gemüt gesetzt hat; ich denke an die Luft, worin unsere Dichter und Philosophen geatmet haben, und niemand wird glauben, daß ein Goethe, ein Schiller, ein Kant in einem anderen Elemente werden konnten, was sie waren, als in einem solchen, dessen Bildungsgrundlagen auf der Selbsterfassung des Geistes ruhen, die wir ja doch der Reformation verdanken. Was aber von solcher mit protestantischem Elemente getränkter Atmosphäre nach Österreich gedrungen ist, das ist gegen das System eingedrungen, welches seit Jahrhunderten seine Politik war.

Dies führt nun in gerader Linie auf die Urschuld des Hauses Habsburg. Als in der Reformation der germanische Geist empört sich schüttelte und das Joch der romanischen Sinnlichkeit und Geistesknechtschaft abwarf, verstand es die Zeit nicht, entschied sich, romanisch

zu bleiben, und zwang seine Völker, die jugendlich zum Germanischen strebten, unter jenes starre Joch zurück. Es war undeutsch und verlor darüber Deutschland. Es wäre lächerlich, hier ein Repetitorium der Geschichte durchdozieren zu wollen, — wie der Schutz der Reformation gegen die Kaisergewalt von kleinen Fürsten in die Hand genommen wurde, wie damit die untergeordneten Glieder des Reiches anfiengen, sich zu emanzipieren, und die Grundlagen der modernen Souveränität legten, wie dann der scheußliche Religionskrieg kam, das dreißigjährige Märtyrertum des deutschen Volkes für seine höchste Tat, die Reformation. Da man das geistige Einheitsband verschmäht hatte, so konnte man es nur mit dem eisernen des Despotismus versuchen. Das hielt nun freilich lange vor, jahrhundertelang, geradeso lang, bis die Idee der Nationalität — tief berechtigt und doch auch unendlichem Mißbrauch offen, wie sie ist — im modernen Bewußtsein so erstarkt war, daß sie als Keil in das künstliche Gebäude fuhr, das wir Österreich nennen. Derselbe moderne Geist forderte die Freiheit im staatsbürgerlichen Sinne des Wortes; das verschärfte den Keil, denn die Freiheit, als man sich entschloß, sie zu geben, wurde umgedeutet in den Begriff: möglichst große Freiheit der Nationalitäten im, ja vielmehr vom Staatsverbande. Kurz, die Zeit der Stöße kam, und nun ward offenbar, daß dem Gebäude der Kitt fehlte.

Nach dem letzten schweren Stoße bewahrte eine weise Politik den Staat vor Rachehandlungen und führte zur Versöhnung mit dem nun geeinigten Deutschland. Aber vollzogen wurde die Zweiteilung in Trans- und Zisleithanien. Ungarn hat seine guten Gründe, fest am Ganzen zu halten, und, wenn es nottut, mit seiner ganzen Kraft für seine Erhaltung einzutreten. Und doch — ich darf es nicht leugnen — mir erschien von Anfang an dieser Schnitt als ein letaler, als eine Art von Symbol weiterer künftiger Schnitte. In Zisleithanien stellt die Insolenz eines slawischen Landes, das einst sein Bürgertum aus Deutschland bezogen hat, dessen Städte deutsche Kaiser gegründet haben, das seiner Bildung bestes Teil deutscher Wissenschaft verdankt, das deutsches Bundesland war, das aus äußeren, geographischen, wie aus inneren Gründen, nie eine selbständige Existenz werden kann, jede wirkliche, organische Einheit des österreichischen Staates in Frage. Die Tschechen sind

nicht zu behandeln, weil sie nur halb germanisiert sind; gerade das macht sie so gefährlich, daß ihnen, wie keinem slawischen Stamme, das Fragment deutscher Bildung, das sie besitzen, die Waffen gegen die Deutschen schleifen hilft. Ihr Treiben seit Jahr und Tag i st bereits Empörung, und deutlicher konnten sie nicht sprechen, als durch die Wallfahrt nach Moskau; reicht man ihnen wenig, gibt man ihnen viel, sie werden sich nie zufrieden geben, und wenn man ihnen a l l e s gibt, was sie wollen, d a n n — gibt es kein Österreich mehr.

Ob Österreich nun noch die Zeit gegönnt ist, dem deutschen Geiste, der deutschen Bildung die Kraft zuzuführen, daß daraus ein Kitt werde, der zusammenhält, was in allen Fugen kracht, wer kann es wissen? Wer mag den Wohlweisen spielen, der sich anstellt, als könnte er ins Dunkel der Zukunft sehen? Mich dürfen Sie nicht bei denjenigen suchen, die da meinen, es werde die Stunde kommen, wo wir Deutsch-Österreich aus Österreich herausholen, wie man einen Faden aus der Milch zieht. Bricht der Tag an, wo dieser Staat aus eigenen Kräften sich nicht mehr zusammenhalten kann, bricht dies Böhmen und brechen mit ihm die übrigen Slawen aus Rand und Band, so daß sie ohne fremde Hilfe nicht mehr zu meistern sind, dann ist Deutschlands nächste Pflicht, dem befreundeten Staate ehrlich beizustehen, dann ist aber ein furchtbarer europäischer Krieg gewiß, denn es ist kein Geheimnis, w el ch e Hand sich über jene Länder ausstrecken, w e l ch e r Mund rufen wird: halt, dies ist mein! und w e l ch e r Alliierte, sprungbereit zur Rache, dieser Hand zur Seite stehen wird. Dies sind wirre Zukunftsbilder, mit ihnen spielen ist nicht Politik; wir haben zu handeln unter der Voraussetzung, Österreich könne sich retten und halten; das Beste aber ist: so handeln, daß, was man tut, unter allen Voraussetzungen gut ist. G u t W e t t e r k a n n m a n f ü r a l l e F ä l l e b r a u ch e n; dies schlichte Sprichwort ist wohl hier recht am Platze. Das gute Wetter ist die Stärkung und Hebung des deutschen Elements in Österreich. Kenne ich die Zustände im alten Kaiserstaat recht, so ist durch die unheilvolle Politik der Jahrhunderte ein Irrsal in das deutsche Wesen gekommen. Statt es zum Träger dieses Völkerganzen zu bilden, hat man es mehr und mehr mit fremden geistigen Säften durchsetzt; die lange Zeit des Despotismus hat grundsätzlich die Betäubung

durch den Geist des Genusses großgezogen, und eine Religionsform, welche selbst ein System sublimierter Sinnlichkeit ist, eine Religionsform, von der die Erfahrung vorliegt, daß sie keine Völker mehr erziehen kann, hat nicht die Mittel gehabt, diesem Übel entgegenzuwirken, ja sie trägt die Mitschuld seiner Steigerung.

Wer das alte Wien mit seiner deutschen Schlichtheit und Behaglichkeit sucht, wird statt dessen von einer heißen Luft empfangen, worin erhitzte, gereizte Nerven vibrieren. Noch ist — Dank sei es dem trefflichen dauerhaften Menschenstoff dieses Stammes! — Wille und Charakter in dieser verführerischen Atmosphäre nicht verdunstet, noch ist ein Kern, eine Garde von Männern da. Das Unternehmen der „Deutschen Zeitung“ ist eines der Mittel, sie zu verstärken; sie will sich verbinden mit dem deutschen Geiste in Deutschland selbst, das deutsche Wesen in Österreich will sich sammeln, sammeln in doppeltem Sinn: im Innern sammeln aus der Zerstreuung des Bewußtseins, und die zerstreute Herde der Individuen äußerlich sammeln um einen Mittelpunkt; Deutsch-Österreich will sich mehr und mehr auf sich selbst besinnen und darum anlehnen an die deutsche Nation, die sich in allen Wirren, Sünden und Leiden doch ihr wahres Wesen, das wir wohl als Vernunftruhe bezeichnen dürfen, treu bewahrt hat und die endlich dazu gelangt ist, diese Eigenschaft mit der anderen, deren sie sich immer auch rühmen durfte, der Tapferkeit, zu einer Kraft und zu einer großen Wirkung zu vereinigen. Ein solides Haus ist dadurch gegründet, mit welchem in Verbindung zu stehen doch wohl unter allen Umständen ein gewisses Gefühl der Sicherheit geben muß. Dies neu gegründete Haus kann bestehen ohne den alten Associé — oder Chef, wenn Sie wollen — ist aber nicht so stolz und blind, um zu vergessen, daß Zeiten kommen können, wo man sich gegenseitig sehr bedarf und vielleicht — doch genug! Es bleibe dabei: Wir wollen gut zusammenhalten!

Mit freundlichem Gruß

Ihr . . . . .

(Deutsche Zeitung, Wien, Morgenblatt-Feuilletons des 22. und des 23. Dezember 1871 und Kritische Gänge, N. F., 2. Bd., 6. Heft, Stuttgart 1873, S. 177—202.)

(Die vorläufig) letzte Handlung des deutschen Reichskanzlers

war eine sehr schlichte und doch eine solche, von der man meinen sollte: den Reichstag müsse es gedrängt haben, als er sie ihm anzeigte, sie mit hellen Worten der Freude zu begrüßen und die ganze sittliche Bedeutung der anscheinend einfach sanitarischen Maßregel zu bekräftigen. Der Reichskanzler hat am 14. März dem Reichstag angekündigt, daß er dem Reichsgesundsheitsamte den Auftrag gegeben, außer dem Trinkwasser der großen Städte auch Wein und Bier einer chemischen Untersuchung zu unterwerfen. Andere Lebensmittel, wie namentlich Brot und Milch, sind wohl stillschweigend mitbegriffen. Als Redner trat nur Herr Reichensperger (Krefeld) auf, und zwar (neben einem nicht hergehörigen Ausfall) mit der Bemerkung: man sollte die Sache der Privattätigkeit überall verteilter Komitees und der von ihnen zu beauftragenden Chemiker überlassen, wie solches in England der Fall sei. Der Reichskanzler hat die Berufung auf England widerlegt, indem er sagte, gerade dort habe man sich überzeugt, daß die von Privatgesellschaften beauftragten Chemiker den Wünschen der Interessenten meist zugänglicher seien als denen der Auftraggeber, man sei deswegen auf den Gedanken gekommen, eine Zentralbehörde zu errichten, und verfahre nun dort gerade so, wie jetzt in Deutschland.

Ich fragte vor Jahr und Tag ein Reichstagsmitglied, ob denn noch nie die Rede davon gewesen sei, in dieser Angelegenheit einen Schritt von Reichs wegen zu tun. Ich erhielt die Antwort, er habe einmal mit einem Kollegen darüber gesprochen und dieser habe erwidert: die Ansicht seiner Bekannten sei, daß die Sache den Gemeinden überlassen werden müsse. Auch eine schöne Gegend! Den Gemeinden, in deren Magistraten doch wohl allerorten Bierbrauer und Weinwirte sitzen, unter denen es zwar gewiß Ehrenmänner gibt, aber — doch zur Sache!

Es kann hier nicht die Aufgabe sein, den Tatbestand zu beschreiben und zu belegen. Nur Interessierte können leugnen, daß unter dem Namen Wein und Bier tagtäglich Meere von Gift in die Adern unseres Volkes sich ergießen. Gift: wir wollen immerhin glauben, daß Gifte im eigentlichen Sinne des Worts, Belladonna, Strychnin,

nux vomica, Blei-Essig, Kalk und dergleichen, nur selten das Fälschungsmittel bilden; dieses besteht meist aus Stoffen, die an sich nicht Gifte sind, von denen zum Teil nicht nachgewiesen werden kann, daß sie an sich dem Magen, den Nerven schädlich seien, die aber schädlich werden, weil sie in die Stoffeverbindung, woraus reiner Wein und reines Bier einzig besteht, nicht richtig mitaufgehen, weil sie den gegorenen Naturbestandteilen dieser Getränke fremd sind und bleiben. Wir wollen solche Stoffe, die, an sich nicht Gift, doch in dieser Verbindung und häufig genossen, schädlich wirken, Halbgifte nennen. Wo aber die Beimischung dieser Halbgifte straflos bleibt, da kann auch der Anwendung eigentlicher Gifte nicht gesteuert werden. Sobald nicht mit unerbittlicher Gesetzesschärfe aufgestellt wird: wer fremde Stoffe in den Wein mischt, wer Bier aus anderem als aus Hopfen und Malz bereitet, ist ein Betrüger und gesundheitschädigender Fälscher, so ist auch der eigentlichen Giftmischung Tür und Tor geöffnet. Über die Halbgiftmischungen ist noch zu sagen: die Trinker fallen davon allerdings nicht sogleich tot um, leider aber kann uns keine Statistik zeigen, wie viele Menschen an Krankheiten sterben, an denen sie nicht gestorben wären, wenn sie nicht jahrelang tagtäglich mit schnödem Surrogatgebräu Magen, Nervensystem und Hirn verschleimt, verdumpft, geschwächt, gelähmt hätten. Am übelsten ist der Teil des Volks daran, der nach der Wohlfeilheit gehen muß, wiewohl damit nicht gesagt sein soll, daß Bier und Wein mit dem Preis immer auch an Reinheit steigen; höchstens etwas mehr Wahrscheinlichkeit ist bei teurerem Preise vorhanden: die Gewinnwut unserer Zeit weiß keine Grenze: gesteigerter Preis soll reines Getränk verbürgen; die Steigerung genügt nicht, in kurzem heißt es: „Willst du reines, so mußt du noch mehr zahlen!" Und so geht in unabsehlicher Skala der wilde Schwindel weiter.

Auf das Einzelne mögen andere eingehen. Und ist es daran gelegen, die Sache von der moralischen Seite zu beleuchten. Daß Lebensmittel gefälscht werden, ist wahrlich schlimm genug, weit schlimmer ist, daß der Begriff der Fälschung gefälscht ist, indem sie sophistisch für etwas ganz Unschuldiges erklärt wird. Sittliche Begriffe fälschen, das ist noch eine ganz andere Vergiftung, als Vergiftung der Mägen, des Blutes, des Marks, das ist Vergiftung der Seelen. Waren fälschen ist schlimm, die Wahrheit fälschen ist noch

schlimmer. Es hat jederzeit Fälscher und Betrüger gegeben, aber Fälschung war Fälschung, Betrug Betrug, und das Brandmal der Schande stand auf der Entdeckung. Jetzt dürfen die Fälscher und Betrüger schamlos ihre Surrogate in den Zeitungen anzeigen und ausbieten, durch Reisende kolportieren. Auch dies ist in jener Reichstagssitzung zur Sprache gekommen, einzelne Blätter sind genannt worden, es geschieht aber allgemein; den Zeitungsexpeditionen gehen solche Anzeigen ohne Zweifel in solcher Menge zu, daß sie schwerlich nur Zeit hätten, sie zu prüfen, die frechsten zu unterscheiden und zurückzuweisen. Der Fälscher, der Betrüger ist nicht mehr ehrlos, breit darf er mit honetten Menschen am Tische sitzen. Der Jesuitenorden hat, wie alle Welt weiß, sich nie ein Gewissen daraus gemacht, im Namen der Religion Dolche und Gifte in Bewegung zu setzen; nicht diese einzelnen Morde aber sind sein ärgster Frevel, das vielmehr ist sein größtes Verbrechen, daß er, wie andere sittliche Begriffe, so auch den des Mordes gefälscht hat, indem er sophistisch lehrte: „der Zweck heiligt die Mittel". Die Folge einer solchen Grundfälschung ist unabsehlich. Wer einen sittlichen Begriff fälscht, hat nicht nur einzelne Verbrechen, zu denen er spitzfindig geraten, auf seinem Gewissen, sondern unberechenbar viele, deren Zusammenhang mit seinen direkten Frevelstiftungen nicht nachzuweisen ist, die aber daraus entspringen, daß er die Anleitung gegeben hat, mit Scheingründen das Gewissen zu belügen. Daher ist es eine notwendige, von jedem ehrlichen Mann längst ersehnte Ergänzung des Kulturkampfes im Deutschen Reiche, daß es nun auch den Feldzug gegen die Fälschung des Begriffs der Lebensmittelfälschung eröffnet; daher handelt der Reichskanzler rein in der Konsequenz jenes großen und sittlichen Kriegs gegen die Priesterherrschaft und ihr Lügengebäude, wenn er nun auch gegen diesen gemeinschädlichen Reichsfeind, den Jesuitismus der Fälschung, sein Geschütz aufführt.

Die furchtbar verbreitete Fälschung vorzüglich der Getränke ist ein Teil, eine Seite der tiefen Verdorbenheit, welche jetzt breiter und breiter in unserer Nation um sich frißt. In der Tat, der physische Ekel, mit dem man die gefälschten Brühen schlürft, ist noch das geringste; viel weher tut der moralische Ekel, den man mit jedem Schluck hinunterwürgt. Nicht mit jedem, nein! aber die Ausnahmen muß man mit der Laterne suchen.

Mitursache der Fälschung der Getränke und der Fälschung des Begriffs der Fälschung sind bekanntlich die Fortschritte der Chemie; Mitursache, nicht Schuld; die Schuld trägt nicht die Chemie, sondern ein Teil der Chemiker. Wenn die Wissenschaft nachweist, daß gewisse künstlich herzustellende Stoffe denen gleichkommen, welche in gewissen Naturerzeugnissen, in gewissen Produkten ihrer Gärung enthalten sind, so erklärt sie damit noch lange nicht für zulässig, in der technischen Behandlung, der wir den Saft der Traube, Hopfen und Malz unterwerfen müssen, jene Stoffe, statt sie eben durch natürliche Gärung sich bilden zu lassen, durch Zutat von außen zu ersetzen, um dafür das Quantum durch Wasser vermehren zu können. Anzuklagen sind nur die einzelnen Chemiker, die das für zulässig erklärt, ja geraten haben, und diese freilich haben den Weg gezeigt, mit dessen Betretung alle Grenzen zwischen Redlichkeit und Betrug sich verwischt haben. Bei ihnen ist die Praxis des Betrugs in die Schule gegangen und, so verstanden, haben wir allerdings eine Wissenschaft im Dienste der allgemein wachsenden Schlechtigkeit.

Gewiß haben wir das Krebsübel, das am sittlichen Mark unserer Nation zehrt, von mehr als einer Seite anzufassen. Die Fälschung der Lebensmittel ist aber ein so wesentliches, so starkes Symptom des allgemeinen Übels, gleicht so sehr einem Karbunkel, der nicht nur das physische, auch das moralische Blut vergiftet, daß wir keine Zeit mehr verlieren dürfen, auch an diese Seite mit scharfem Messer die Hand anzulegen. Die verdorbene Mehrheit unseres Volkes soll sehen, daß die anständig gebliebene Minderheit endlich Ernst macht, mit dem Schwerte des Gesetzes gegen sie vorzurücken. Dieser starke Ausdruck verlangt nähere Beleuchtung. Es ist eine alte Erfahrung, daß die Menschen in Mehrheit stets eine blinde Beute der Leidenschaft sind; darum braucht man für die Völker noch nicht bange zu werden, denn der Gegensatz Mehrheit und Minderheit ist flüssig; man muß jederzeit bedenken und festhalten, daß in jedem jener Blinden eine Möglichkeit liegt, in das Lager der Sehenden herübergezogen zu werden; daher darf die genannte Erfahrungswahrheit auch nicht zur Menschenverachtung führen. Sehr schlimm wird es nur, wenn jene Mehrheit in einem Volke sichtbar wächst und wenn ihre Leidenschaften einen gefährlich verschärften und mit dem Arsenik der sophistischen Beschönigung versetzten Charakter annehmen. Unter Minderheit ver-

steht man, wenn von Nation die Rede ist, wie jeder weiß, nicht wenige. Unsere Worte sind also zunächst nicht so hart, als sie scheinen, und wir brauchen nicht zu versichern, daß wir nicht glauben, Ehre und Gewissen seien in Deutschland ausgestorben; wir zählen Millionen zu uns als Mitbeklagende, wir haben Millionen auf unserer Seite. Sehr sorglich sieht es aber nach dieser Seite dann aus, wenn man befürchten muß, die Minderheit wiege sich untätig im Wertgefühl ihrer Ehrlichkeit. Ihr Wert liegt doch nur zur kleineren Hälfte in dem, was sie ist, zur größeren in dem, was sie tut. Und lange Zeit schien es, sie könne sich nicht entschließen, gegen die mancherlei Übel, wie sie jetzt anwachsen, mit Handeln Ernst zu machen, sie beschränke sich auf Vorwurf und Klage, sie verstehe den Freiheitsbegriff falsch und vergesse, daß gegen das Schlechte der S c h r e c k e n ins Werk gesetzt werden muß. Dies ist der höhere Zusammenhang, in welchen wir den Akt des Reichskanzlers stellen, dies die Allgemeinheit der Bedeutung, die wir ihm beilegen. Gewiß, wir müssen den Feind auf vielen Seiten angreifen und mit vielen Mitteln, namentlich mit dem ethischen der Volkserziehung. Man wird diesen Zeilen darum, weil sie ein bestimmtes Übel auf ein tieferes zurückführen, nicht die Pflicht auflegen, auf alles dies einzutreten. Niemand wird bestreiten, daß Volkserziehung nicht alles ist, oder, wenn man will, daß zur Volkserziehung nicht auch Justiz und Polizei mit ihren drastischen Mitteln gehören. Man kann ein Volk auch verziehen, wenn man zu lange säumt, nach diesen Mitteln zu greifen. Genug, es liegt hier einer der schlimmsten Schäden vor, eine Stelle, wo einzuschneiden ist, um fortwühlender Verfaulung zu steuern; es war die höchste Zeit, und daher fällt uns eine Last von der Seele, da endlich von Reichs wegen vorgegangen wird.

Unsere Klagen sollen keiner der Nationen, die uns um der neuen, mit dem Schwert erkämpften Stellung willen beneiden und hassen, den Genuß der Schadenfreude bereiten. Sie mögen vor der eigenen Türe kehren! Kein kleiner Teil der Übel, die bei uns sich eingenistet, ist von ihnen zu uns herübergekommen, und eben der Ernst, womit wir sie aufdecken, soll ihnen ein Zeugnis sein, daß es bei uns noch Augen gibt, die nach innen sehen, daß es nicht die ganze Nation ist, die blind im Schlamme versenkt liegt.

Als unsere Heere den Feind besiegt hatten und das Reich auf-

gerichtet war, meinten wir, nun werde die ganze Nation stolz sich emporstrecken, um der neuen Ehre würdig zu stehen und zu schreiten. Wie hatten wir uns getäuscht! Eine sinnlose Menge rieb sich die Hände und rief: „Nun haben unsere Legionen es uns erkämpft, nun wollen wir aber auch recht gründlich gemein werden und so recht lustig im Kot wühlen!“ Schneller reich werden und mehr genießen als Ehre und Gewissen erlaubt, das war ihre Losung. Es folgte, daß Ehre und Gewissen für lächerlich erklärt werden mußten. Es ist hergebrachte Mode bei der Korruption, jede Stimme, die es unternimmt, an die einzig wahren Güter des Lebens zu mahnen, dem Gekrächz absurder Moralprediger und Pietisten gleichzustellen; die Zustände in Amerika sind auf dieser Stufe angekommen und die Deutschen im vollen Zuge, ihnen nachzujagen. Wie die Losung durch die Reihen des süßen, weit hinauf reichenden Pöbels flog, so begann nun die wahnsinnige Jagd der Spekulationswut, des Gründertums, des Schwindels jeder Art, und der notwendig folgende Krach hat lange nicht hingereicht, den wilden Fieberdurst zu dämpfen. Von jedem braven deutschen Kaufmann kann man die Klage über die unsoliden Zustände in unserem Handel vernehmen. Jeder ehrliche Industrielle wird uns zugeben: das Wort, welches Reuleaux über unsere Industrie ausgegeben hat: „billig und schlecht!“ sagte nur denen eine Neuigkeit, welche die Augen nicht offen hatten. Es ist leider noch sehr schonend; auf einen Teil unserer Industrie und namentlich auf das Handwerk angewandt muß es heißen: „schlecht und teuer!“ Wir können, wir dürfen es nicht leugnen, daß auf diesem Felde dasselbe Frankreich uns beschämt, dessen übrige Frivolität im letzten Kriege zum Ausbruch gekommen und von uns gezüchtigt worden ist. Wir verweisen auf den gedruckten Vortrag von Sybel: „Was können wir von den Franzosen lernen?“ Die Arbeit des französischen Handwerkers ist pünktlicher, gewissenhafter, solider, auch im Stoffe, wenn er ihn hinzugibt, solider und doch billiger als die deutsche. Es handelt sich dabei auch vom Worthalten, und jener Vortrag hat nicht versäumt, es zur Sprache zu bringen. Der französische Handwerker achtet es für Ehrensache, genau die Frist einzuhalten, auf welche er eine Arbeit versprochen hat; bei uns zu Lande darf man sich zehn für eins bei jeder Bestellung darauf gefaßt machen, daß der Arbeiter es für lächerlich, für ungebildet, für kleinlich hielte, sich an sein ge-

gebenes Wort zu binden. Anderes, sehr Schlimmes, verdanken wir freilich unsern westlichen Nachbarn, ohne daß wir darum entschuldigt wären; denn wer heißt uns sie nachahmen? Dies sind Dinge, die im Gebiet der Sitte, der Lebensformen, der Kunst, und namentlich der szenischen, liegen und von denen in diesem Zusammenhang besser geschwiegen wird. Denn es ist immer mißlich, den Jeremias, den Bußprediger, zu machen. Die Rolle wird in die Länge so widerlich als ihr Gegenstand. Man soll von sittlichen Erkrankungen wie von leiblichen nur handeln, um Rat dagegen zu finden, es wäre denn die Rede von gewesenen Völkern, die an der inneren Fäulnis zugrunde gegangen sind, und allerdings erschrickt man in der Seele, wenn man betrachtet, nach wie vielen Seiten unsere Zustände den römischen gleichen, wie sie zur Zeit der Kaiser geworden waren. Zu den Ähnlichkeiten gehört das Vertrauen auf die Legionen, nachdem der innere sittliche Halt verloren ist. Die Legionen haben aber Rom nicht retten können. Das ist einfach: fressen sittliche Krebsschäden fort, so fressen sie sich endlich auch in die Heere ein. Die Disziplin ruht ja schließlich doch nur auf moralischen Stützen. Glücklicherweise sind wir aber noch nicht in allen Dingen da angekommen, wo Rom in der Kaiserzeit stand. Zu den Beweisen hiefür gehört nicht zum wenigsten eben der Schritt, von dem die Rede ist, der manchem nichts scheinen mag, als eine Polizeimaßregel unter andern, und den wir vielmehr als ersehnte Ergänzung anderer Akte, die mehr Aufsehen gemacht haben, so freudig begrüßen.

Große Schwierigkeiten stehen der Operation des Geschwürs entgegen. Die Chemie vermag nicht alle Fälschungen nachzuweisen; wenigstens was das so gesunde und immer mehr sich verbreitende Getränke des Biers betrifft, versichern uns Chemiker, daß im allgemeinen der Gaumen sicherer urteile als das wissenschaftliche Experiment. Der richtige natürlich; aber da liegt das Übel. Der Gaumen unserer Generation ist gerade jenem Trank gegenüber in einem Grad abgestumpft, der den Brauern zu jeder Fälschung den Vorwand leiht, ja sie zur Fälschung ordentlich verführt. Wozu die Mühe und die Kosten, ein reines Bier zu brauen, wenn dem Publikum die ekelsüße Jauche besser schmeckt als das im Anschmack immer herbe, ehrliche Getränk aus Hopfen und Malz? Es verhält sich wie mit dem Kaffee und den Weibern: die Mehrzahl will Zichorie darin; so verlangt die

Mehrzahl der Trinker ein Gepansche von angeblichem Bier, das im Anschmack süß ist und im Nachschmack wie Erde und Alaun schmeckt. An diese unbestreitbare Tatsache hängen sich nun die vielen Gegner eines ernstlichen Einschreitens gegen den verbreiteten Betrug. Das Publikum soll sich selbst schützen, sagen sie; volenti non fit injuria; wem das schlechte Bier besser schmeckt als das echte, dem ist nicht zu helfen.

Dieser Grundsatz, wonach der Betrug straflos sein soll, wenn der Betrogene ihn nicht merkt, würde in seiner Konsequenz zur Straflosigkeit jedes Verbrechens führen. Der Falschmünzer z. B. wäre nicht mehr zu strafen, der Staat hätte zu sagen: es ist eure Sache, euch durch die falsche Münze nicht täuschen zu lassen. Freilich muß dieses Beispiel sehr fremdartig erscheinen, da die Falschmünzerei dem Staate an den eigenen Säckel geht, gesundheitsschädliche Fälschung von Lebensmitteln aber nicht. Es wäre einzuwenden, daß Schädigung der Bürger in ihrer Gesundheit dem Staat nicht minder an sein Wohl greift als Falschmünzerei, nur nicht so evident, nur nicht so unmittelbar. Doch wir wollen ein anderes Beispiel wählen. Auch der Mord müßte straflos sein nach jener Prämisse. Warum hat sich der Gemordete täuschen lassen, warum hat er dem Mörder getraut? so könnte der Staat sagen und, statt zu strafen, seinen Bürgern überlassen, besser auf der Hut zu sein. Dieses Beispiel wenigstens wird man nicht gesucht finden, denn Fälschung der Lebensmittel ist langsamer Mord, geübt an Vielen, an Unzähligen.

Da nun aber die chemische Probe nicht ausreicht, alle Fälschungen der Getränke nachzuweisen, und da der natürliche Gaumen längst selbst schon gefälscht ist, so fragt es sich, welche Mittel zu ergreifen sind, die in diese Lücke treten. Wir nennen eines, welches Praktischere als wir nicht für untunlich halten.

Man hört von allen Seiten, daß Fälschungsstoffe von Weinhändlern und Bierbrauern bei Apothekern und Drogisten massenhaft aufgekauft werden. Soll es denn unmöglich, mit dem Gesetze nicht vereinbar sein, hier einzugreifen, den Apothekern und Drogisten den Verkauf solcher Stoffe an diese Geschäfte zu verbieten, Einsicht in ihre Bücher zu verlangen? Gewiß fänden Käufer und Verkäufer hundert Wege, das Gesetz zu umgehen, aber wenn auch nur in einem Dutzend von Fällen jährlich eine solche Bestimmung und Maßregel auf die

Spur der Fälscher führt, so können — strenge Bestrafung vorausgesetzt — doch jährlich zwölf gewiß wirksame Abschreckungen vollzogen werden.

Strenge Bestrafung: es wird jeder Freund der Gerechtigkeit mit uns übereinstimmen, wenn wir aufstellen, daß unsere Gesetzgebung in diesen Dingen zu lax, zu mild ist. Unseres Wissens stand bis hinein in das vorige Jahrhundert auf die gesundheitsschädliche Fälschung der Tod; jedenfalls noch im siebenzehnten; im Jahre 1602 ist in Stuttgart ein Weinhändler, in dessen Getränke Blei-Essig nachgewiesen war, enthauptet worden. So schrecklich waltet nun freilich in unserer zahmen Zeit die Göttin Gerechtigkeit nicht mehr, aber so weich ist sie doch wohl nicht geworden, daß sie für Schurken keine Zuchthäuser mehr hätte.

Einigen verschärften Strafparagraphen müßte natürlich die Bestimmung vorangehen, von der wir oben gesprochen haben; es müßte proklamiert werden, daß es schlechthin Betrug ist, Getränke für Wein und Bier auszugeben und auszuschenken, die Anderes enthalten als Traubensaft, Hopfen und Malz. Hier nun begegnet freilich wieder eine Schwierigkeit, welcher allerdings Rechnung getragen werden muß. Es ist vielleicht zuzugeben, daß der ungeheuren Konsumtion gar nicht genügt werden könnte, wenn es schlechthin verboten und strafbar sein sollte, dem Wein und Bier mit Zusätzen, welche die Chemie als unschädlich betrachtet, namentlich mit Klärungsmitteln, nachzuhelfen. Dies ist ja einer der Punkte, von denen die furchtbare Fälschungsseuche ausgegangen ist; es hat sich die Vorstellung verbreitet, künstlichen Wein, künstliches Bier müsse so erlaubt sein zu verkaufen, wie künstliche Mineralwasser. Der eingeräumten Tatsache steht nun aber mit gleicher Wahrheit unser obiger Satz gegenüber: läßt man einmal irgendeine Beimischung zu, so ist eine Grenze zwischen unschädlich, schädlich, schädlicher und absolut schädlich nicht mehr zu ziehen; das Gesetz muß mit scharfer Definition durchgreifen, oder es bleibt wirkungslos. Wie ist aus dem Widerspruch dieser Sätze herauszukommen? Das Beispiel der Mineralwasser zeigt den Weg. Es ist erlaubt, künstliche zu bereiten, zu verkaufen, aber der Erzeuger und Verkäufer handelt widergesetzlich, er betrügt, wenn er sie für echte verkauft. Man stelle die Bestimmung auf, daß die Verkäufer von Bier und Weinen, die künstliche Zusätze enthalten, ihre Ware danach

benennen müssen, d. h. eben mit dem Namen: künstlich. Sprechen sie an, daß ihre Zusätze unschädlich seien, so wird ja — wir fassen sie an ihrer eigenen Logik — diese Benennung dem Absatz keinen Eintrag tun. Die Aufgabe der chemischen Prüfung wird dann zwei geteilte Felder vor sich haben: Weinhandlungen, Brauereien und Wirtschaften, die, wenn sich überhaupt irgendein Zusatz in ihren Getränken findet, straffällig sind, weil sie dieselben für echt verkaufen, und andere, die es nur dann sind, wenn ihnen schädliche Zusätze nachgewiesen werden. Die zugegebene Schwierigkeit der Nachweisung bleibt freilich stehen, aber mit Beihilfe der früher genannten Maßregel gegen den Verkauf von Surrogaten muß doch in manchen Fällen die Entdeckung des Betrugs, falscher Warenbezeichnung und ebenso auch schädlicher Fälschung gelingen, und wir haben schon gesagt, daß bereits viel gewonnen ist, wenn man, obwohl nicht allen, doch einigen Gift- und Halbgiftmischern auf die Spur kommt und sie exemplarisch straft.

Noch eine Seite der eingedrungenen Gewissenlosigkeit ist hervorzukehren, die dem handelnden Gesetze doch einen Anhalt darbietet. Es gilt für ganz unschuldig, dem gefälschten Sudelgebräu falsche Namen zu geben, von Städten genommen, die durch Bierbereitung berühmt sind. Man tauft: „Erlanger, Münchener, Nürnberger, Pilsener Bier“ usw. Der Hintergedanke ist: es soll bedeuten, Bier in der Art gebraut, wie es in den genannten Städten üblich ist, wobei man das Publikum gemütlich im Glauben läßt, es sei von dorther importiert. Also echt jesuitische reservatio mentalis, also zur Fälschung noch Lüge, und der lügnerische Fälscher, der fälscherische Lügner gilt eben auch noch als Ehrenmann, sein biederer Mitbürger setzt sich neben ihn, als ziemte sich nicht, daß er aus jeder anständigen Gesellschaft infam hinausgeworfen würde. Die Polizei hat nun freilich keine Zeit, tagtäglich auf den Eisenbahnämtern nachzuforschen, um Falschangaben auf die Spur zu kommen, aber das eine und andere Mal könnte sie doch eine solche Razzia vornehmen und, nicht ohne Aussicht auf den Erfolg, einigen Ehrenmännern auf die Spur zu kommen, deren drakonische Auszeichnung dann auch wieder einen heilsamen Schrecken verbreiten würde.

Wir kehren zu unserem Hauptsatze zurück: es handelt sich nicht bloß um die Gesundheit, sondern um die Ehrlichkeit und um die Ehre,

den guten Namen der Nation. Wir Deutschen haben immer für schwerfällig, langsam und für Trinker gegolten, dagegen hatten wir den Ruhm, daß man bei uns noch etwas mehr Ehrlichkeit finde als bei anderen Nationen. Jede Nation hat ja ihre Fehler, ihre Laster und ihre Vorzüge. Ein leidig großer Teil der unsrigen beeilt sich jetzt, zu handeln, als hätten wir uns zu schämen, daß man uns neben unsern Schatten doch jenen Vorzug einräumt, als gälte es dafür zu sorgen, daß es von uns heiße: sie nehmen alle fremden Laster an und unterscheiden sich von andern Völkern nur noch dadurch, daß sie mehr trinken und plumper, gemeiner sind. Soll es aber denn gar so eine Schande sein, wenn wir noch etwas vor andern voraus haben? Gar so rühmlich modern, wenn wir die Laster anderer Völker vereinigt mit den unsrigen ohne einen Vorzug in uns darstellen? Wenn es noch ein bißchen mehr Schamhaftigkeit, mehr Redlichkeit bei uns gibt?

Noch ein Wort von verdorbener Mehrheit und anständiger Minderheit, weil man ja doch immer in ein Wespennest sticht, wenn man so etwas sagt! Es bleibt ja jedem Leser unbenommen, sich zu dieser Minderheit zu rechnen, wenn sein Gewissen ja dazu spricht. Empört es dich, einem Volk angehören zu sollen, worin der Betrug so weit im Schwange geht: um so besser. Je mehr deren sind, die es empört, um so tröstlicher; denn um so mehr darf man vertrauen, daß die Minderheit nicht klein sei. Ein Freund des Vaterlandes hat finstere Stunden in gegenwärtiger Zeit. Das Schlechte macht sich wachsend breit im Vordergrunde, das Gute wirkt still und weniger sichtbar. Man muß sich oft mit erschwertem Nachdenken darauf besinnen, wie mancher ehrliche Arbeiter, Fabrikant, Kaufmann, wie mancher ehrliche Beamte geräuschlos tätig um mäßigen Lohn zwischen seinen Wänden sich im stillen abmühen mag, während auf dem lauten Markte die Menge von Schelmen sich umtreibt. Wir haben, dem Himmel sei Dank, auch noch eine Wissenschaft. Eine Nation, die noch forscht, ist nicht verloren. Aber sie forsche auch nach den Sitzen der sittlichen Krankheit, die in ihren Massen umschleicht und schamlos zutage tritt, und säume nicht, neben der ärztlichen, d. h. volkspädagogischen Behandlung das Übel auch schonungslos chirurgisch in Angriff zu nehmen.

Dieselbe starke Hand, welche einst einen gleich großen Schandfleck, die Spielhöllen, ausgetilgt, hat jetzt das Eisen an die Eiterbeule der

Fälschung gelegt. Glück zu! Nur recht tief geschnitten und gebrannt! (Augsburger Allgemeine Zeitung, Beilage, 1. Mai 1877.)

Nachwort.

Der Artikel spricht gleich zu Anfang seine Zeitbeziehung aus, daher muß auch seine Überschrift belassen werden, obwohl jetzt zur Erläuterung daran zu erinnern ist, daß er in einem Zeitpunkt entstand, wo uns der Rücktritt des Reichskanzlers zu drohen schien, doch aber Hoffnung war, daß das Befürchtete nicht eintreten werde.

Recht mit Absicht bringe ich diesen Ausbruch der Entrüstung gegen den furchtbar verbreiteten Fälschungsunfug zum Wiederabdruck. Ich weiß, daß mancher zwischen Gängen im wissenschaftlichen, humanistischen Felde mit Befremden einem solchen Schritt ins gemein praktische Gebiet begegnen wird. Man soll aber nur wissen, daß unseres Gleichen sich auch um das Leben kümmert.

Verspätet wird man den Wiederabdruck nicht finden. Das Reichsgesundheitsamt ist in Tätigkeit, und man spürt sie, aber noch sind die Vorlagen und Anträge über Wein- und Bierfälschung vom Reichstag unerledigt, ist also im Wichtigsten nicht geholfen und sind die Zustände so, daß meine Worte darüber heute noch gelten. Im Reichstage, wenn er daran geht, wird man wieder die Stimmen vernehmen müssen, die aus dem heillosen Standpunkt hervorgehen: laufen lassen! laisser faire! das Publikum mag selbst zusehen, selbst für sein Wohl sorgen! Die Einrede ist im Artikel beantwortet und braucht dies Vorwort nichts hinzusetzen. Es ist der Standpunkt, der auch im Größeren, im Politischen und Wirtschaftlichen uns so schwer zu Schaden bringt, der unselige falsche Freiheitsbegriff.

Auch die Brau- und Branntweinsteuerfrage wartet noch auf Erledigung; sie steht im engsten Zusammenhang mit der andern, da erhöhte Besteuerung natürlich den Fälschungsunfug fördert. Hierüber hat nun aber derselbe Mann, dem wir die Schöpfung des Reichsgesundheitsamts verdanken, Ansichten ausgesprochen, die nach meiner und wohl der meisten Süddeutschen Überzeugung zum Übel führen müssen; er hat sich zu denen gestellt, die den Branntwein schonen, nicht höher als bisher besteuern, das Bier aber stärker belasten wollen. Die Äußerungen hierüber, wie wir sie aus den Blättern kennen, sind

nicht so logisch, als man es von einem so scharfen Geist erwarten sollte. Sie stellen den unmäßigen Biergenuß dem mäßigen Branntweingenuß gegenüber: dort der Bierschlemmer, dumpf, träg, stumpf geworden, hier der tüchtige, mäßige Arbeiter, der sich gegen Ermüdung und rauhe nordische Luft mit einem Glas Branntwein stärkt: — so muß die Entscheidung natürlich gegen das Bier ausfallen. Ich will dem ersten Teile dieser unlogischen Zusammenstellung noch eine Waffe leihen, geholt aus dem Bierland Bayern. Die Bayern sind einer der gediegensten deutschen Volksstämme, aber ich habe gar oft gedacht, was aus ihnen werden könnte, das würde man erst dann recht sehen, wenn es möglich wäre, ihnen das Vormittagsbiertrinken zu verbieten. Bierfrühtrunk macht auf den ganzen Tag halbschläfrig, dämlich, tosig, und wer's gewohnt ist, wird seine Lebenstage nur in halber Helle des Kopfes zubringen, — ausgenommen höchstens, wer stark arbeitet, marschiert, reitet und so den sopor wieder hinausschafft. Aber die geliehene Waffe hilft dem Branntweinprotektor nichts. Will man logisch verfahren, so muß man mit mäßigem Branntweingenuß mäßigen Biergenuß und mit unmäßigem Biergenuß unmäßigen Branntweingenuß vergleichen. Da stellt sich denn die Sache anders. Das Bier ist ein unersetzlich treffliches Mittel, den Durst zu stillen, man muß das erfahren in Sommerhitze, wo Wasser zu reizlos, magenerschlaffend, Wein zu stark ist, um die nötigen, kräftigen Schlücke zu erlauben, und Branntwein aus demselben Grunde vollends sich ganz verbietet. Es ist überflüssig, die anderweitigen guten Eigenschaften des Getränks aus Hopfen und Malz zu rühmen, es genügt, zu sagen: nahrhaft. Nun aber der unmäßige Branntweingenuß! Vorauszuschicken: die Verführung dazu, die der dämonische Reiz eines so konzentriert alkoholhaltigen Getränkes mit sich führt; dann die Sache: man kann nicht von einer Bierpest sprechen, wie man von einer Branntweinpest spricht. Zu viel Bier macht dumpf, zu viel Branntwein bös, giftig, verbrennt, verkohlt mit den Eingeweiden die Seele, glüht ihr jedes gesunde Naturgefühl, jede gute Naivität aus; der Bierschlemmer muß nicht auch verdorben sein, der Branntweinsäufer ist immer auch verdorben. Wo der Branntwein herrscht, da verschwindet in viel kleinerer Distanz vom soliden, gebildeten Bürgerstande das Volk und beginnt der Pöbel, als da, wo Wein oder Bier herrscht. Nicht als wüßten wir nicht sehr gut, welch

kernhafte Volksstämme im Norden Deutschlands wohnen, wir kennen Immermanns Dorfschulzen. Aber nicht Branntwein, sondern Bier, dessen Heimat ja eigentlich Norddeutschland ist, hat diese Stämme herangenährt, und der Branntwein, wenn er mehr und mehr einreißt, wird ihre Tüchtigkeit brechen; man liest öfters, mit welchen Schlichen und Pfiffen die Brennereien dafür sorgen, und wenn das so fortgeht, wird man bald einen „Dorfschulzen" mit der Laterne suchen müssen. Belastet man nun mit höherer Steuer das Bier und schont mit Erhöhung den Branntwein, so arbeitet man dieser Pest in die Hände und gleichzeitig der Bierfälschung, die man doch bekämpfen wollte.

Es ist wohl nur eine irrige Vorstellung, nämlich eben der bezeichnete logische Irrtum, was den Reichskanzler f ü r den verderblichen und g e g e n den harmlos gesunden Trank stimmt; allein hinter dem wohl nur Irrenden steht, sich die Hände reibend, der branntweinbrennende Adel des Nordens. Bei uns sind da und dort adelige, ja fürstliche Häuser im Besitz von Brauereien, ein Gewerbe, das nach unsrer Meinung immerhin besser zum Adel stimmt als die Brennerei, dann besonders stimmt, wenn er seine Ehre darein setzt, der Niedertracht der Fälschung entgegenzuwirken. Und so wird, wenn die Begünstigung des Branntweins gegen das Bier im Reichstage durchgeht, dem Süden Deutschlands ein Übel schwerer Art vom Norden herüberkommen. Es wäre traurig, wenn wir dies demselben Manne verdanken müßten, der den verdienstvollen Schritt getan hat, ein Amt zu schaffen, von dem wir Schutz unseres gesunden heimischen Tranks gegen Fälschung hoffen.

Wir hätten es noch aus einem tieferen Grunde zu beklagen: es würde alten bitteren Stimmungen des Südens gegen den Norden, die im Weichen begriffen sind, seit das Reich besteht, neue Nahrung geben; der Kampf der Vernünftigen gegen diese Antipathien würde um ein Gutes erschwert werden, und das Reich ist doch noch nicht so stark, um sich an Stimmungen nicht kehren zu sollen. Noch haben wir nicht ein anderes vom Übergewichte des Nordens stammendes großes Übel verwunden: die neue Münze. Wir halten die Gründe, die unsere Reichstagsabgeordneten gegen die Mark vorgebracht haben, nicht für widerlegt, die Berufung auf den Handel mit England nicht für ausschlaggebend, wir müssen heute noch glauben, daß für die Mark entschieden wurde, weil der Norddeutsche seinen Taler behalten

wollte. Unseren Gulden hätten wir gern geopfert, aber nicht einem Gelde, dem es Deutschland nun verdankt, daß alles, was einen Franken kosten würde, wenn man für das Frankensystem entschieden hätte, eine Mark kostet, daß die Verteuerung, die ohnedies aus allgemeinen Ursachen kommen mußte, dadurch noch unerhört gesteigert wurde und mit ihr die Leidenschaft der Verkürzten und Beengten, sich mit unrechten Mitteln zu helfen, die Geldwut überhaupt, so daß denn hier nicht die geringste Quelle der moralischen Übel zu suchen ist, an denen Deutschland krankt. Es ist ein großer Moment, wenn einer Nation das Gut einer einheitlichen Münze geschaffen werden kann; unwiederbringlich schade, wenn er *so* benützt wird. Nicht einmal zu reden von der *Form* der Scheidemünze, womit man uns beschenkt hat; es gäbe wohl ein hübsches statistisches Resultat, wenn man z. B. berechnen könnte, wie oft in *einer* Stunde im Deutschen Reich ein Fünfzigpfennigstück mit einem Zehnpfennigstück, ein Zwanzig- mit einem Fünfpfennigstück verwechselt wird, wenn man die Summe der Verluste feststellen könnte, die daraus entstehen; und dann freilich möchte man wünschen, daß es möglich wäre, die Urheber solcher Münzformen zum Schadenersatze zu verurteilen. Es ist doch wahrhaftig, als hätte es gegolten, für den Zweck dieser Formenbestimmung die augenlosesten Köpfe zusammenzusuchen, die unfähigsten, sich in die sinnlichen Bedingungen des Verkehrs zu versetzen, die geschicktesten, das Unbequemste zu ersinnen.

Also schlimm genug, wenn uns dorther, woher uns dies kam, auch noch die Begünstigung des Schnapsgifts und daraus folgende unausbleibliche Steigerung der Bierfälschung käme. Wir, die es nicht erfreut, wenn den Pfaffen neue Waffen geliefert werden, gegen das Reich zu hetzen, wir, die wir begreifen, daß der Wohltat eines Ganzen auch Opfer zu bringen sind, wir hätten einen doppelt schweren Stand, wenn die nötigen Opfer durch so unnötige vermehrt würden. Doch treten wir auf diese empfindlichen Punkte nicht weiter ein, nur mit einem Worte sei noch die lastende Justizgesetzgebung erwähnt; bleiben wir beim Thema. Zur Ergötzung des Lesers noch ein Kuriosum! Ich hatte den unglücklichen Gedanken, in meinem Artikel unter den indirekt schädlichen Mitteln der Bierfälschung Haselnußrinde zu nennen, von der ich meinte, sie werde als Hopfensurrogat verwendet. Nun gibt es eine „*Allgemeine Hopfenzeitung*, offizielles

Organ des deutschen Brauerbundes". Im Namen dieses Brauerbunds verklagte mich nun ein Herr (Braumeister?) Henrich wegen meines „sehr leidenschaftlichen" Artikels beim Kaiserlichen Reichsgesundheitsamt in Berlin und wies in seiner Klage nach, daß Haselholzspäne ein ganz unschädliches bloßes Klärungsmittel seien, wobei er sich auf ein Gutachten des Chemikers Professor Buchner in München berief; dieses Klagschreiben wurde im genannten Brauer-Organ abgedruckt und die Nummer mir gütigst zugesandt. — So kann es gehen! Was ich Halbgifte nenne — jene an sich unschädlichen Stoffe, die aber sämtlich in der Mischung mit anderen, worin sie Bier vorstellen sollen, eine schädlich medikamentöse Wirkung haben —, davon hätte ich eine lange Liste niederschreiben können, mein Unstern führt mich auf ein Beispiel, das nicht zutrifft, und nun rufen die Herren Brauer: seht da einen Beweis, wie leichtfertig uns die Unwissenheit der Fälschung beschuldigt! Ich habe die Stelle nun gestrichen, hätte sie sehr leicht mit Beispielen ersetzen können, deren Richtigkeit mir von Chemikern bestätigt ist, aber ich überlasse das Eintreten ins einzelne ebendiesen, den Männern vom Fach. In der Tat, ich bitte die Chemiker, — diejenigen unter ihnen, die gerne von ihrer Wissenschaft die Schmach des Bundes mit dem Betrug abwenden helfen, — daß sie mich nicht ohne Beistand lassen. Die Stimme der Öffentlichkeit muß mitwirken, wenn diese Dinge im Reichstag zur Beratung kommen, und es muß geschehen mit dem Nachdruck der moralischen Empörung gegen die Schandwirtschaft der Fälschung, diesen Schmutzflecken in der Ehre der deutschen Nation.

(Fortsetzung während der nun geschlossenen Session des Reichstags.) Das Obige ist im Juli dieses Jahres geschrieben. Jetzt sitzt ein Reichstag in Berlin, von dem schwerlich zu hoffen steht, er werde das Übel, von dem wir reden, mit der Strenge packen, die geboten ist. Die Mehrheit der Wahlen ist wahrlich nicht aus Reichsgesundheit hervorgegangen, so wird sich die Mehrheit der gewählten Gesellschaft auch blutwenig für das Reichsgesundheitsamt interessieren. Majoritäten, die aus der Fälschung des Wahren hervorgegangen sind, werden sich schwerlich gegen die Fälschung der Waren ereifern. Deutschland hat gegen sich selbst, das Deutsche Reich hat gegen die Grund-

bedingungen seines Bestands gewählt. Eine unserer Parteien hat das Volk durch die Schlagwörter von 1848 betäubt. Damals war kein kleiner Teil von Deutschland wirklich schlecht regiert, und es war natürlich, daß sich die Vorstellung erzeugte, ein Charakter sei nur, wer opponiere. Klare Bürgerrechte waren erst zu erstürmen, falsche Vorrechte niederzureißen. Die ganze Bewegung war aus einer Revolution hervorgegangen. In Revolutionstagen bemächtigt sich der Geister eine Art von Trunkenheit, aus welcher eine tolle und doch begreifliche Täuschung hervorgeht. Der Zweck ist doch, zu erzwingen, daß besser regiert werde, und die Form dafür zu finden, aber der Wirbel in den Köpfen brütet eine Stimmung aus, deren Inhalt, in das richtige Wort gefaßt, im Grunde lautet: es wäre das Beste, wenn gar nicht regiert würde — was freilich nicht ausschließt, daß die vordersten Schreier in Gedanken hinzusetzen: ausgenommen, wenn *wir* regierten. Dies ist ja eigentlich die Ursache, warum Revolutionen nicht zu ruhen pflegen, bis das Gegenteil von dem erreicht ist, was sie vernünftigerweise zu wollen hätten: sie sind Sturm gegen Reaktion und machen neue, größere Reaktion, sie wollen Freiheit und schaffen Unfreiheit, weil sie die Freiheit negativ verstehen. Trotz dieser Begriffsverkehrung und ihren Folgen ist die Stimmung in den Anfängen solcher Sturmzeiten schön wie Frühlingsstimmung. Man ahnt die naheliegende Verzerrung nicht. Alles scheint möglich. Wie ein seliger Traum kommt es über die Geister; der Zorn, der darin waltet, fühlt sich als ein heiliger Zorn. Die Stichwörter der Freiheit haben etwas Berauschendes, wie die Losung: Einheit aus zerstückelten Teilen! es nicht hat. Sie lassen sich mißbrauchen, die Gemüter in einen Wahnsinnstaumel hineinzuhetzen und ihn zu Tollhausbeschlüssen zu treiben. — Es ist der falsche, der zentrifugale Freiheitsbegriff solcher Zeiten, in den sich der deutsche Reichsliberalismus seit Jahr und Tag hinein- oder zurückgearbeitet hat, und diesem Unglück verdanken wir den einen Teil der unseligen Wahlen. Die Generationen, die jetzt wählen, haben kein deutliches Bild mehr von den Hergängen der Revolution 1848 und ihrem Ausgang. Die Losung: Freiheit! Sturm gegen die Reaktion! war ihnen neu, als die Herren, die seit 1848 nichts haben lernen wollen, in der Wahlbewegung sie hervorzogen, sie wirkte auf die Nerven der nicht durch die alte Erfahrung gewarnten Köpfe wie Belladonna, das Wörter-

buch der alten Negation klang wie begeisternde Kriegsmusik und die Benebelten — stimmten ab wie bekannt ist. Die Partei hat wirklich alles getan, was geeignet ist, die Reaktion, gegen die sie schreien, zu machen; ihr Verdienst ist es nicht, wenn der an die Wand gemalte Teufel nicht kommt. — Im wirtschaftlichen Gebiete lautet der negative, zentrifugale Freiheitsbegriff, wie man weiß: laufen lassen! Nicht einmal schützen, denn auch das ist unfreie Schranke, Reaktion! So wenig als möglich Bindung, Verbindung, auch das ist Zwang! Die Atome ganz sich selbst überlassen! Aus ihrer losgebundenen Interessenhetze muß sich das Rechte, das Allen Nützliche von selbst herauswürfeln!

Atome, Atomismus: dies ist es. Und atomistisch muß auch der Geist benannt werden, der uns die Wahlen der Schwarzen gebracht hat. Nicht nur darum, weil sie und die Roten (in den bekannten verschiedenen Farbentönen des Rot) einander hübsch in die Hände gearbeitet haben, was ja ganz gut geht, da der politische Atomismus folgerecht für den Unsinn: freie Kirche im freien Staate schwärmt; der Grund liegt tiefer, er liegt im ultramontanen Standpunkt an sich. Der Despotismus der Kirche will ja keine Gewalt neben sich, welche die Energie hat, die Atome vernünftig zu binden, zu ordnen; die Ordnung, die einzig wahre, soll ihm vorbehalten sein. Er marschiert daher unter der Fahne der Freiheit; er ruft sie aus für Alle, um sich die Freiheit vorzubehalten, Allen seine Zwangsjacke überzuwerfen. Es war eine besonders traurige Erscheinung bei diesen Wahlen, daß so viele Kandidaten ihr protestantisches Gewissen schnöd und frivol um katholische Stimmen verkauften, viel trauriger noch, als daß Pfaffen ihnen katholische Stimmtruppen zuführten, denn vom jesuitischen Gewissen erwartet man keine Redlichkeit.

Wäre es nicht so traurig, man möchte wahrhaftig diesem Reichstag einen Aristophanes wünschen. Der große Volkstribun, der Gracchus, Demosthenes oder Kleon, der schon die erste Sitzung mit seiner Rede reinem Feuerstrom beglückt, dann der witzige Marquis Posa des Freihandels, und dann der kleine, feine Herr Zentrumsmeister mit der heilig klugen Sehnsucht, das Zentrum des Staats in die Kirche zu verlegen: nette Stoffe für den großen Karikaturendichter!

Der Reichskanzler steht im Kampfe gegen den politischen Atomis-

mus. Es ist das zweite große Stadium des großen Mannes. Sein erstes läßt sich ebenso bezeichnen: die Staaten Deutschlands hatten sich als unverbundene, selbständig spröde, scheinfreie Atome zueinander verhalten; ihre Verbindung zu einem Reiche war Besiegung des Atomismus. Derselbe Kampf tritt jetzt in anderer Form auf, er geht gegen den Atomismus im innern Rechts- und Wirtschaftsleben der nach außen geeinigten Nation; der Zeitenlauf bringt es zugleich, daß in demselben Stadium noch einmal die Frage des Kulturkampfes anbrennt. Die Gegner im ersten Stadium waren die Fürsten und Partikularisten, im zweiten sind es die Freiheitsatomisten in Sachen des Handels und Wandels, im Interessenleben der Nation; im Unklaren bleibt noch, wie es sich mit den Ultramontanen verhält. An sich, einfach logisch genommen, müßte es eine klarere Gegnerschaft nicht geben, als zwischen dem Schöpfer der deutschen Einheit und denen, die in der höchsten Angelegenheit des Menschen ihre Einheit außerhalb des Vaterlands haben und die Freiheit vorschützen, um diesem herrschsüchtigen fremden Mittelpunkt seine staatsfeindliche Macht zu sichern. Daß beiderlei Gegner mit den Partikularisten im ersten Stadium teils zusammenfallen, teils zusammenhalten, versteht sich.

Es ist nur ganz begreiflich, daß die Atomisten dem Manne, dessen Lebenszweck ist, Einheit, lebendige Einheit, Verband, Gemeinsamkeit zu schaffen, Herrschaft der Vielköpfigkeit zu stürzen, — daß sie diesem das Gegenteil vorwerfen: er wolle nur sein herrisches Ich. Und das Volk hat sich einreden lassen, es sei eine Schande, wenn e i n Mann so viel tue, es hat sich scheu machen lassen vor der Zahl 1. Es ist ja wohl ein Unglück, so viel gescheiter und tatkräftiger zu sein, als die meisten. Die Menschen können den Gedanken nicht ertragen, daß der Verstand und Wille von so vielen in e i n e m zusammengefaßt sei; sie hassen ihn und säen Haß gegen ihn. Genie sein, das ist immer ein tragisches Schicksal. Auch ist nur ganz wahr, daß es ohne Gewalttätigkeit nicht abgeht, wo ein Geist so hoch hervorragt, und nicht ohne Menschenverachtung, wo er so schwer mit dem Kleinen kämpfen muß. Wer könnte solch ein Kriecher sein, Opposition zu verwerfen? Wer der Tropf, einen Menschen für unfehlbar zu erklären? Hier aber lauert hinter der Opposition, die aus Gründen widerspricht, noch eine andere mit dem Vorsatz: Opposition jedenfalls! Und dies ist das Übel.

Der Reichskanzler hat neuestens in einem der Kampfgebiete gezeigt, daß er klar genug ist, nicht zu meinen, er müsse einen schöpferischen Gedanken starrsinnig in der erstgefaßten Form festhalten: er hat den Plan des Unfallversicherungsgesetzes mit der leitenden Idee seines Lebens: organische Verbindung kombiniert und will diese Schöpfung auf Assoziation, auf korporative Genossenschaft gründen. Selbst die Opposition quand même fühlt in ihrem vernunftfähigeren Teile darüber bereits ein „menschliches Rühren“, scheint sich erweichen und die eingeklemmte Hand zum Entgegenkommen öffnen zu wollen. In der Tabaksmonopolfrage steht die Hebung eines schweren Anstoßes, der gerade den günstig Gestimmten bereitet worden war, in Aussicht, und so ist es nach mehreren Seiten leidlicher abgelaufen, als man nach den Wahlen besorgt hatte.

Aber ein dunkler Punkt ist leider zurück. Kein Mensch weiß, was im „Kulturkampf“ noch werden soll. Es ist unheimlich, eben schon das lange Dunkel ist unheimlich. Die Nation erträgt in dieser Sache keine Ungewißheit. Denn sie ist in ihrem wahren Kerne protestantisch, und zwar nicht kirchlich, sondern rationell protestantisch. Die Deutschen sind die Nation Luthers, aber auch Kants und Lessings. Diese Nation will ihren großen Baumeister nicht in den Zellen der gebundenen Geister wohnend und nicht mehr um diese bekümmert wissen, als durchaus nötig ist. Sie bedarf ihn im Lichte zu sehen, klar in sich und klare Mittel wählend, sie versteht in dieser Sache keine verborgenen Hinterkulissen. Schon dies ist traurig, daß man auch nur ausstreuen konnte, die deutsche Politik gedenke, dem Papst in Deutschland eine Stätte zu öffnen oder gar auf Rückgabe seiner weltlichen Herrschaft hinzuwirken. Solche Lügenschwämme brütet eben der schwüle Schatten der Ungewißheit. Ernstere Folgen sind bereits eingetreten. Ermutigt durch die Symptome des Rückweichens in Preußen hebt der Ultramontanismus in Österreich und Bayern mit erneuter Frechheit sein Haupt. Im letzten September mußte ich in Innsbruck hören, wie man über uns urteilt. Die Landstände waren versammelt und Anträge wurden eingebracht, die in Anspruch auf Abhängigkeit der Schule von der Kirche das Äußerste von Unverschämtheit leisteten. Ich erfuhr es durch einen Herrn, der eben aus der Sitzung kam und seine Mitteilung mit dem Vorwurf schloß: das danken wir Preußen. Nicht anders ist es in Bayern; dieser Kammer

ist aus derselben Ursache der Kamm noch stolzer als vorher gewachsen, und in jedem gebildeten Kreise kann man dort dasselbe hören wie ich in Innsbruck, begegnet man demselben Kopfschütteln zu der Haltung der deutschen Politik wie bei allen Helldenkenden in Österreich.

Wer wäre so naiv, nicht zu wissen oder nicht zu bedenken, daß der Katholizismus noch eine Macht ist, mit welcher der Staatsmann zu rechnen hat! Aber ist das Rechnen alles? Es ist romanisch, nicht deutsch, auf diesem Felde nur wie mit Brettsteinen oder Schachfiguren zu operieren. Die französische Bildung ist mit ihrer Kirche gründlich fertig und dennoch wird die französische Politik der Anmaßung dieser unverbesserlichen Gegnerin des modernen Staats nie gründlich auf den Leib gehen; man kann sie eben immer wieder zu politischen Zwecken benützen. Der italienische Standpunkt ist ursprünglich derselbe — „il papato è un cancro che bisogna lusingare“ — aber glücklicherweise brennt das Übel dem jungen Staat unmittelbar auf die Haut und brennt noch heißer, seit Papst und König im selben Raume nebeneinander sitzen, so kommt es, daß Italien, obwohl ungemischt katholisch und obwohl äußerlicher denkend in Sachen der Religion als wir, dennoch jetzt mehr Schneide zeigt, als die deutsche Kirchenpolitik.

Das Deutsche Reich hat als Erbe die große Aufgabe überkommen, im Sinn des modernen Geistes fortzubilden, was die Reformation unvollendet gelassen hat, wie innerlich durch die Arbeit der Geister an Reinigung der Religion vom Wahne, so nach außen durch gründliche Sicherung des Staats gegen die Anmaßung der Kirche des Mittelalters. Diese Aufgabe will Ethos. Berechnung ohne Ethos, wohin führt sie? Zum Paktieren und Nachgeben, und dieses zur gewissen Wiederkehr eben des Notstands, wogegen der preußische Staat durch die Maigesetze, durch die Zivilehe sich Luft verschaffen mußte. Ästhetisierender Hang des „Romantikers auf dem Thron“ war es, was diesen Notstand herbeigeführt hatte. Jetzt transigieren mit dem Feind, mit seinen Vorposten im Herzen Deutschlands um politische Gegenleistungen negoziieren, dies muß dieselbe Folge haben, und die nächste Generation wird sich vor dieselbe Notwehr gestellt sehen. Wir kennen doch die katholische Kirche genug, um zu wissen: je mehr der berufene Beschützer des Rechts und der vernünftigen sittlichen Bil-

dung nachgibt, um so weniger gibt sie nach, denn ihr genügt nichts als alles. Wer läuft, den jagt man. — Die Versicherungen, daß der Staat in den laufenden Verhandlungen mit dem Papst seinen Rechten nichts vergeben werde, können uns nicht beruhigen im dauernden unheimlichen Dunkel. Im Reichstag ist der schnöde Bund der Demokratie mit dem Zentrum am 12. Januar als grelle Tatsache herausgetreten, — ein Schauspiel, worüber man sich vor Ekel erbrechen möchte; an dieser Versammlung hat das Reich und Preußen keine Stütze im Kampfe mit Rom, vielmehr das Gegenteil: mächtigen Rückhalt und Vorschub im Rückweichen vor Rom. Was von der Preußischen Kammer zu hoffen, wird wenig genug sein. Die Gefahr wächst und mit ihr die Besorgnis der Nation und mit ihr der Ernst der Frage, ob in dem großen Staatsmann die Tiefe der Intelligenz mit dem patriotischen Ethos, das ihn in all seinen Kämpfen getragen hat, dasselbe Gleichgewicht wie bisher bewahren und bewähren, ob er der schweren Versuchung widerstehen und schaffen werde, was Deutschlands Wohl und Ehre fordert. —

Er hat kürzlich die reine, von mythischen Wahnbildungen befreite Religion für bloßen fossilen Überrest der positiven erklärt. Wir meinen dagegen — nur akademisch, und unser akademisches Denken ist ungefährlich, weil machtlos — wir meinen mit den ersten Denkern unserer Nation: jene Afterformen, in ein System gebracht, haben sich zu Dogmen, Dogmenzwang und Herrschsuchtbau der Kirche verhärtet, zuerst der katholischen, dann, als der lutherische Geist versteinerte, der protestantischen. Fossil ist die mythisch getrübte, lebendig die rein ethische Religion; die deutsche Politik unterhandelt mit einem Petrefakt, das seinen Tod nun ins vierte Jahrhundert überlebt und, wenn man ihm mutig den Ernst zeigt, doch endlich ins Naturalienkabinett sinken wird, wohin es gehört.

Noch ein Wort über die Zivilehe sei hinzugefügt, denn zu der Unheimlichkeit des jetzigen Zustands gehört die schwere Sorge, es werde auch in diesem Punkte noch nachgegeben werden. Wer könnte bestreiten, daß die Ehe ein sittliches Band ist und daß diese Wahrheit bei ihrer Schließung feierlichen Ausdruck finden, dem Brautpaar tief eingeprägt werden soll? Die Kirche hat diese Wahrheit in die anmaßende Behauptung verkehrt, daß durch ihre Einweihung die Ehe erst gültig, erst wirklich werde. Dies ist Magie statt Religion;

es soll ein mystisches Etwas im Priestersegen sein, das die Ehe festzaubert: ein echtes und höchst belehrendes Beispiel von Fälschung der Religion. Ist diese Fälschung geduldet, so hat die Kirche ein Mittel gewonnen, ihre Weihe an konfessionelle Bedingungen zu knüpfen, eine Ehe, die diesen nicht entspricht, für ungültig zu erklären und durch Vergiftung der Gewissen zu unterwühlen. Davon ist, wie man weiß, der erste Kulturkampf in Preußen, unter Friedrich Wilhelm III., ausgegangen und in diesen Ausgangspunkt steuert man jetzt fröhlich zurück, wenn man nachgibt. Der Staat, wie er ist, hat leider ein anderes Mittel nicht, als die obligatorische Zivilehe, und dies führt notwendig auf eine tiefere, prinzipielle Betrachtung. Die Zweiheit zwischen Kirche und Staat ist überhaupt und an sich falsch, das Verhältnis dieser falschen Zwei daher an sich ein unheilbar ungesundes. Kirche und Staat sind natürliche Feinde, denn die zur Kirche verfleischte Religion will herrschen. Entweder es wird nie Friede, oder wir dürfen hoffen, die jetzigen Wehen seien Vorboten einer Zukunft, wo der Staat seine Aufgabe höher fassen und aus sich eine Anstalt für Pflege der Religion, für höhere Volkserziehung schaffen werde. Das hat, weiß der Himmel, weite Wege und muß doch unser letztes Ziel sein, weil es der einzige Rettungsweg ist. Nicht in alle Ewigkeit können wir uns doch mit dem unerträglichen Übel abquälen, daß wir diesen Pfahl im Fleische tragen müssen, diesen Körper im Körper, der seinen Anspruch der Alleinherrschaft auf Magie gründet. Magie statt Religion: das ist unser Feind, dem gilt unser Kampf. Modergeruch aus den Grüften des alten Ägyptens streicht durch unsere politische Luft, durchfrißt unser politisches Parteileben; mitten darin steckt eine politische Partei, die keine politische Partei ist, jede politische Frage von nicht politischem Standpunkt faßt, logisch verwirrend durchkreuzt, die wirklich politischen Parteien korrumpiert, indem sie mit Konzessionenschacher Stimmen aus ihnen kauft, und so Parteiverschiebungen schafft, die dem gesunden Menschenverstand und — der Moral ins Gesicht schlagen. Man fühlt den Schweiß der Scham auf der Stirne, wenn man sich denkt, was künftige Jahrhunderte über uns sagen werden.

Das ist nun freilich nicht praktisch gesprochen, dieser Blick in eine Zukunft, deren Bildung über Dogmen, Dogmenzwang, magische

Religion hinausgewachsen sein wird, enthält ja freilich keinen Rat für Schritte des Handelns in der Gegenwart. Dennoch glaube ich, daß er das Auge befreit und vor Fehltritten hütet. —

(Der in der oben, S. 353, bezeichneten Zeitung veröffentlichte Artikel abgedruckt und mit den beiden Nachträgen versehen in „Altes und Neues" von Fr. Th. Vischer. Stuttgart, Bonz & Co., 1882, H. III, S. 130—165.)

Zwei Artikel über eine gesellige Unart.

Erster Artikel.

Über Podobötismus oder Fußflegelei auf der Eisenbahn.

Ein Seufzer an die Verwaltung.

Eisenbahnfahren kann überhaupt nur ein sehr kindischer Mensch für ein Vergnügen halten; kommt noch das besondere Leiden hinzu, von dem hier ein traurig Lied gesungen werden soll, so wird es vollends zum Martyrium.

Wir haben unser Billett erstürmt, unser zwischen Koffergebirgen gebanntes, auf „Behandlung“ harrendes Gepäck aufgegeben, sind eingestiegen, haben einen Eckplatz erwischt, verfügen also mit einiger Freiheit über das nächste Fenster und können es gegen einen Zugnarren hüten; wir sitzen, uns gegenüber etwa ein sichtlich ordentlicher, bescheidener Mensch, mit dem wir in Frieden zu bleiben hoffen; der Kondukteur ruft noch einmal die Richtung aus — und nun kann's losgehen. Aber da ist in der letzten Minute noch ein junger Mann eingestiegen und sucht sich einen Platz. Sieht aus, als könnte er sein: Reisender in Zigarren, Tuchen, Drogen, Weinbuketts oder Bierkuleuren, vielleicht auch Tourist, der seine Reisen literarisch ausnützt, oder so etwas. In seinen Augen, wie er so dasteht und umschaut, leuchtet Herrscherblick, in seinen Zügen ist etwas, das da sagt: ich bin Praktikus im Reisen, ich kenn's und kann's, den letzten Rest von Schüchternheit, der sich im Gemüte des unerfahreneren Menschen birgt, ich bin ihn los. Ausdruck unbedingter Sicherheit. O, man sieht ihm auf den ersten Blick an: da gibt's etwas mit den Füßen! Dieses Gesicht sagt stillschweigend: „den Unverschämten will ich sehn, der mir verwehrt, auf diesen Polstersitzen mit den bestäubten Stiefeln umzurutschen.“ Stiefel, Sohle, Absatz guckt ihm eigentlich schon aus dem Gesicht heraus, etwas gewisses staubig Ledernes, Schuh-

nägeliches wohnt auf Stirn, Nase, Mundwinkeln und Kinn. — Er setzt sich — mir schief gegenüber — und der Platz neben mir ist unbesetzt — da hat er also freies Feld — Fußtummelplatz — o weh!

Man ist wenige Minuten gefahren, so fängt's an, stufenweise. Eine Ungeduld, ein Kitzel, ein Reiz zur Kinderunart prickelt ihm in den Beinen, sie zappeln, sie geben nicht Ruhe. Jetzt schlägt er ein Bein übers andere: erste Form der Ungezogenheit. Wo Leute nebeneinander und einander gegenüber sitzen — vollends eng, wie im Waggon — da geht dies ja nicht, darf nicht sein. Darum nicht, weil jeden Moment die gehobene, schwebende Fußsohle das Knie des Nachbars mit Berührung bedroht. In England freilich ist dieser Unfug Sitte, überall, in jedem Raum, in allen Ständen, selbst in den höchsten; der Lord schlägt neben der Lady im Salon, im Konzertsaal das Bein über, und sie duldet's. Nun, von englischer Zucht haben wir nachher noch ein Wort zu reden.

Zurück zu unserem Mann! Es ist ein Mann des Fortschritts.

Ruhig war er nicht dabei,
Ließ es nicht beim Alten.

Zunächst wechselt er mit den Beinen, schlägt nach dem rechten das linke über oder umgekehrt, dann setzt er vorerst nur die Fußspitze an die Vorderseite meines Nebensitzes, dann rückt er aufwärts, und jetzt legt er den einen, dann auch den andern Fuß neben mich auf das Polster.

Angelangt an diesem Stadium unserer Leidensgeschichte, wollen wir uns doch das Kapitel der Schicklichkeit, um das es hier sich handelt, etwas näher ins Auge fassen.

Ein Eisenbahnwagen mit seinen Sitzen ist zwar kein Wohnzimmer oder Salon, aber doch nicht so sehr von einem solchen verschieden, daß da erlaubt sein könnte, was in diesen als Ungezogenheit, als rohe, grobe, wüste Unsitte zweifellos verpönt und ausgeschlossen ist. Auf die Stelle, wo Menschen, gebildete Menschen sitzen, gehören ein für allemal keine Füße, keine Schuhe, Stiefel mit ihrer Wichse und ihrem Sohlenstaub oder gar -kot. Berühren und beschmutzen sie, neben mich gelegt, auch nicht meine Kleider — was aber doch jeden Augenblick droht und auch oft genug geschieht —, schon der Anblick ist beleidigend, ekelhaft, empörend, wie jeder Anblick einer Ungezogenheit.

Eine Reise von Stunden, von halben, ganzen Tagen kann uns dieser bloße Anblick verbittern, vergällen. Es hauste einmal einen halben Tag lang mir schief gegenüber in einem Coupéwagen ein Herr, der keinen Nachbar hatte, weder neben sich, noch gerade gegenüber, der also über die Abteilung, worin er saß, allein verfügte. Er zog einen Haufen Zeitungen heraus und fieng an zu lesen; dabei nahm er, sich drehend, dehnend, rekelnd alle Stellungen an, die ihm beliebten, legte die Füße auf die Polster gegenüber, setzte sich halbliegend der Länge nach und bohrte mit den Kanten der Absätze auf dem Polster seines eigenen und des Nebensitzes herum, kurz, tat alles, was ersinnlich war, die Tuchüberzüge zu beschmutzen, zu verschweinigeln, zu zerschinden. Es begreift sich wohl, daß es nicht angenehm ist, sechs Stunden lang zu fahren, eine ohrfeigenwürdige Büberei vor Augen, und dieser Büberei wehrlos zusehen zu müssen.

Der Liebenswürdige war unverkennbar ein Semite, aber die Japhetiten machen es ja nicht besser. Besonders angenehme Mitreisende sind die schon erwähnten Herren Engländer, eine Nation, die bekanntlich die schroffsten Widersprüche in sich vereinigt, die feinsten und die gröbsten Manieren, und zwar mitten in der guten Gesellschaft. Von den Amerikanern zu schweigen, in deren Städten man die offenen Fenster eines Kaffeehauses mit Reihen von Stiefelsohlen besetzt sehen kann: es sind Lesende, welche die Füße auf die Fenstersimse stemmen. — Ein Exemplar aus Albion hatte ich erst kürzlich zu genießen. In München stieg nach mir ein ältlicher Herr ein, säuberlich angetan, die Glanzhandschuhe fehlten nicht, die er auch auf der ganzen Fahrt anbehielt; Gesichtstypus englisch, ließ auf einen Reverend schließen, Züge wie gebügelt, weich, sammten. Kaum sitzt das Herrchen, so liegt schon sein einer Fuß auf dem leeren Sitz gegenüber, und zwar dieser Fuß nicht in Glacéhandschuh steckend, sondern in einem mächtigen, dicksohligen, stark benagelten, staubigen Gebirgsschuh. Der Fuß mußte jedoch zurückgezogen werden, denn der Platz wurde von einem jungen Mann eingenommen. Dieser knüpfte alsbald mit dem Briten ein englisches Gespräch an; die Rede des Letzteren zeugte von feinstem Schliff, klang zart, fein, dünn wie bloßes Lispeln; der denkbar vollste Gegensatz gegen sein Fußgebaren und seine Schuhe, deren Ursprung sich übrigens jetzt aufhellte, denn er erzählte, er komme von Tirol: es waren also wirklich Gebirgsschuhe

von irgend einem Künstler in Schwaz, Zell oder Imbst. Der Nebenplatz des würdigen Herrn war frei und ebenso der nächste weitere Platz nach der Zwischenlehne der zwei Abteilungen einer Coupéseite; was tut er? Er zieht nun seine langen Füße in dieser Richtung herauf und legt sie so, daß sie noch über genannte Zwischenlehne hinüberragen und hier sich an einem Überzieher reiben, den ein Jüngling, mir gegenüber im letzten, im Eckplatz sitzend, neben sich gelegt hatte. Was tut der Jüngling? Er bringt bescheidentlich seinen Paletot in Sicherheit und beschwert sich nur leis bei mir über die Unart. Ich aber hatte keinerlei Recht, einzugreifen, denn ich saß auf der andern Seite und hatte in die Dinge, die drüben vor sich giengen, nichts dreinzureden; hätte ich es dennoch versucht, so war leicht zu wissen, was ich erreicht hätte, denn mehrere Male sah der Kondukteur den Unfug und tat nichts. Die Ankunft abends in Ulm befreite mich von dem Anblick; der Herr Reverend wird wohl mit seinen Nagelschuhen noch hübsch herumgearbeitet haben die Nacht hindurch.

Bin ich nicht bloßer Zeuge, sondern geht der Unfug mich direkt an, so dulde ich ihn nicht, folge, was da wolle. Darüber habe ich schon heftige Szenen bekommen; am glimpflichsten lief es immer ab in Italien. Dort herrscht der Unfug stark, aber der Italiener ist höflich genug, auf Beschwerde nachzugeben, der Engländer läßt es lieber bis zum Boxen kommen. In Frankreich, das ich wenig kenne, wird man wohl im Kollisionsfall auf Artigkeit rechnen dürfen, wie jenseits der Alpen; in Deutschland macht man in verschiedenen Himmelsgegenden verschiedene Erfahrungen. Noch leidlich steht's in unserem Süden, speziell in Württemberg ist durch die langen Wagen der Unfug auch weniger begünstigt; da hier je nur Zwei sich gegenübersitzen, also das Feld für Fußrecklümmel kleiner, da der Kondukteur öfter gegenwärtig ist, so liegt alles einfacher. Gegen Norden nimmt das Übel zu mit der Art von Zuversichtlichkeit und Selbstgewißheit, welche die nördlicheren Stämme verhärtet, mit der Vermehrung der Kommißvoyageurs, der Englishman und mit der Coupéwageneinrichtung. In östlicher Richtung macht sich bald die österreichische Menschenart fühlbar, die in solchen Dingen der Ungesetzlichkeit stark ergeben, doch meist ziemlich traktabel ist, naiv staunt, wenn man sie aufmerksam macht, doch nicht lang streitet, sondern weichgibt.

Es sind die gebildeten Stände, die sich das Vorrecht dieses

Unfugs anmaßen. Nimmst du auch die erste Klasse, du wirst dich nicht vor ihm sichern. Der Baron, der Graf, der Fabrikenkönig, der Millionär auf den Samtpolstern macht es nicht besser als das reisende Haus, der artikelschreibende Tourist, Korrespondent, der Interviewer, der Couponschneider drüben auf den Tuchpolstern. Es ist Unsitte der Gesitteten, Ungezogenheit der Erzogenen, Unbildung der Gebildeten, Roheit und Grobheit der Feinen, es ist Böotismus in attischem Land (si parva licet —). Willst du wirklich sicher fahren, so mußt du in die dritte Klasse sitzen. Dort riecht es eben nicht fein, dort kannst du neben einen Kerl in Hemdärmeln zu sitzen kommen, aber *diese* Roheit hast du nicht zu befürchten. Sie fließt aus der Unbescheidenheit, welche eine Begleiterin des falschen Selbstgefühls vermeintlicher Bildung zu sein pflegt. Sie ist so eingerissen, daß sie nur ganz als selbstverständlich gilt, ist ein Unrecht, das als Recht angesprochen wird.

Das ist nun aber denn doch hart, daß man in die dritte Klasse fliehen muß, um vor einem Unfug sich zu schützen, vor dem das Gesetz alle Klassen schützen sollte!

Und hiemit wollen wir zum Schuß und Schluß übergehen durch die Frage: Wie ist es denn zu erklären, daß diese offenbare Ungesetzlichkeit aufkommen konnte? Die Eisenbahnverwaltungen können doch nicht dulden wollen, daß man ihre Polster mit Sohlen und Absätzen zerreibt, daß der frühere Passagier dem folgenden einen bestäubten und beschmutzten Sitz hinterläßt, daß Stiefel und Schuh des Nachbars Kleider streifen. Es ist offenbar so gekommen: man glaubte, gewisse Billigkeitskonzessionen machen zu sollen, zunächst für Nachtfahrt. Es schläft sich bequemer, wenn man die Füße ausstreckt; dagegen wollte man nicht unbedingte Härte ausüben. Also — Ausnahmen! Zwischen Tag und Nacht liegt der Abend, die Grenze ist nicht genau zu bestimmen. Dem Abend geht die Dämmerung voran, dem Sonnenaufgang die Morgendämmerung. Die Stunde nach Mittag ist auch eine träge Stunde, Mancher bedarf einer Siesta. — So entstanden und häuften sich die Zulassungen, die Ordnung bekam eine Bresche, die Bresche wuchs, die Grenze zwischen Erlaubt und Verboten war verwischt, alles wurde schwankend, die Diensttuenden (zur Zeit der Anfänge vielleicht auch manchmal durch ein „douceur“ erweicht) wurden in der Ausführung einer Instruktion, die ihnen ursprünglich doch gewiß streng gegeben war, unsicher; nun findet,

wer sich über den Unfug beschwert, bald Hilfe bei ihnen, bald nicht; wenn sie einschreiten, sieht man doch, daß sie sich ungern mit der Sache befassen, daher entschließt man sich ungern, sie anzurufen, vollends in den Coupéwagen, wo sie zudem selten erscheinen, wo man sie schwer herbeibekommt.

Was folgt? Nun, das folgt, daß man mit den Zulassungen, mit den Ausnahmen ein Ende machen, daß man die Linie straff bestimmen, daß das Gesetz mit scharfem Schnitt wieder durchschneiden muß. Dies ist keine Härte, keine Grausamkeit. Wer auf der Fahrt schlafen kann, kann auch sitzend schlafen. Wir können den Grad von Bequemlichkeit, den wir zu Hause genießen, nicht in Wägen ansprechen, die für alle sind. Wer aber durchaus glaubt, liegen zu müssen, für den gibt es ja Schlafcoupés. Die Eisenbahn kann einmal keine Rücksicht nehmen. So wenig der Säumige ansprechen kann, daß sie mit der Abfahrt auf ihn warte, so wenig kann der Bequeme ansprechen, daß sie ihre Polster seinen Füßen überlasse.

Soll nun aber das Gesetz in Kraft treten, so muß es sichtbar, öffentlich geschrieben stehen. Es ist und bleibt nicht in Kraft, wenn es erschwerender Umstände bedarf, um seinen Schutz zu erringen, wenn man mit dem Übertreter erst lang disputieren, den Kondukteur herbeirufen muß, der nicht zur Hand ist, wenn man warten muß, bis er, und dann dennoch nur eilig und flüchtig, beim nächsten Halt an der Wagentür erscheint, wenn man endlich erst nicht sicher ist, ob er energisch abhilft. Also ein Anschlag in jedem Wagen, ein Anschlag, der mit großer Schrift deutsch und jedenfalls auch englisch besagt: Es ist unter allen Umständen verboten, die Füße auf die Polster zu legen! Dann bedarf es nur eines Hinzeigens mit dem Finger, und der ausgestreckte Flegel muß parieren, wenn er nicht Unannehmlichkeiten, strengen Rügen, Strafen bis zur Ausweisung aus dem Zuge sich aussetzen will. Dann kann auch der nicht direkt Berührte, der bloße Zuschauer eines Füßeunfugs, der in einer anderen Abteilung des Coupés oder auf einer anderen Seite des Langwagens vor sich geht, gegen den Anblick, der ihm als Anblick schon eine ganze lange Fahrt verbittert, für den Anstand, für die Sitte mit Erfolg auftreten, seinem empörten Ordnungssinn Luft machen.

O Württemberg, gutes Ländchen! Mit Recht respektiert in der Welt um der Ordnung willen, der Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit des Dienstes in deinen Verkehrsanstalten! Mit Recht respektiert um so mancher guten Einrichtung willen, mit der du vorangegangen! Erwirb dir auch dies Verdienst! Die Welt wird dir folgen und danken!

Philonomos.

(Stuttgarter Neues Tagblatt, November 1879.)

Zweiter Artikel.

Podobötismus, „Punch“ und Reichskanzler.

(Dasselbe Blatt, Januar 1880.)

Der Londoner „Punch“ hat kürzlich (29. November 1879 S. 251) den Artikel des „Neuen Tagblatts“: „Podobötismus oder Fußflegelei auf der Eisenbahn“ usw. mit einem Gegenartikel beehrt. Aufschrift: Mind where you put your feet; Inhalt: das sei wohl eine häßliche Gewohnheit, die Füße auf die Waggonpolster legen; doch wenn nur kein Volk sich schuldig machte, seine Füße auf geheiligtere Dinge als auf diese Polster zu setzen! „Bedenke einer, auf was alles eben jetzt Fürst Bismarck seine Füße setzt! Und so derbe Stiefel, wie er sie trägt, und so unsauber, als sie zu Zeiten sind! Herr φ möge sich einmal von der Eisenbahn umschauen! — Doch Punch, in seinem insolenten insularischen Freiwesen (freedom) vergißt, daß die Polizeizuchtrute im Salz bereit liegt für die Rücken aller derer, die freventlichen Scherz gegen den ehrwürdigen Reichskanzler sich erlauben, dessen Wille Gesetz ist, unbekümmert um Gerechtigkeit für den Gegner, und dessen Warnruf für seine Kritiker in der Presse kurz, scharf, entschieden, ist: Shut up or be shut up!“ (etwa: das Maul gesperrt oder ins Loch gesperrt!)

Das ist ja nun sehr witzig; Herr „Punch“ gönnt sich, was sonst einem Redner oder Schreiber aus Zerstreutheit passiert: *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος*, Abschweifung in ein anderes Gebiet; denn die symbolischen Kanonenstiefel des Reichskanzlers haben doch mit den sehr realen des Eisenbahnrutschers, z. B. mit den benagelten Gebirgsschuhen des Herrn Reverend, von dem wir erzählt haben, wahrhaftig rein nichts zu schaffen, und ebenso nichts die Eisenbahnordnung und

-sitte mit dem Preßgesetz. Wir danken dem Witzblatt aufrichtig für diesen Absprung, er ist Wasser auf unsere Mühle, weil er das Geständnis enthält, daß es keinen Witz zustande brachte, der die Sache träfe, um die es sich handelt. Wer nichts vorzubringen, wer keine Gründe hat, der spielt das Gespräch gern in ein anderes Kapitel. Wir, denen es um die Sache zu tun ist und die wir daher bei der Stange bleiben, sind aller Pflicht enthoben, dem munteren Pritschenmann auf seinem Seitensprung zu folgen. Nur so beiläufig haben wir uns kurz besonnen, auf was alles denn der deutsche Reichskanzler seinen Fuß schon gesetzt habe, aber uns nicht erinnern können, daß er ihn je gesetzt hätte auf den Nacken des armen Chinesen, um Krämerpack im Opiumgifthandel zu schützen, noch auf den Nacken halbnackter Zulus*), um einen länderfreßgierigen Magen zu überfüttern, bis er endlich bersten wird. Der Reichskanzler ist sich ohne Zweifel auch wohl bewußt, daß wir kein Söldnerheer haben, sondern ein Volksheer, das ihm in s o l c h e Kriege nicht folgen würde, wenn er sie je wollen könnte. — Dem Naiven ist viel erlaubt, also auch dem Engländer, Politik und R e c h t so zusammenzustellen, als ob es niemand einfiele, dabei zu fragen, wie denn beide in England sich zueinander verhalten. — Was die Polizeifuchtel betrifft, so mag der freiheitstolze Insulaner zu Hause sich der schönen Freiheit erfreuen, unbehelligt von diesem Strafwerkzeug ein freier Lümmel sein und bestaubte Stiefel hinlegen zu dürfen, wohin er mag; wir kontinentale Sklaven denken unfrei genug, aufrichtig zu wünschen, daß man ihm, wenn er diese edle Sitte des freien Mannes zu uns herüberbringt, mit einer recht gesalzenen Rute darüberhaue oder noch lieber mit der neunschwänzigen Katze.

Damit wären wir denn wieder bei der Sache. Uns ist es einfach ernst mit ihr, und darum ist es uns eben recht, daß diese Stimme von jenseits des Kanals uns Anlaß gibt, noch einmal darauf zurückzukommen.

Die hiesigen Gegner beschweren sich sämtlich über Verwechslung von anständigem Gebrauch und unanständigem Mißbrauch eines natürlichen Rechts. Etwas mehr Logik, bitte ich! Niemand hat gesagt, es wäre einem ordentlichen, anständigen Menschen nicht zu gönnen, daß er die Bequemlichkeit genieße, seine Füße auf die Polster

*) „und Boers" wäre nachzutragen.

der Wagensitze zu legen. Ein solcher wird ja vorsorgen, daß er keinen Nachbar inkommodiert, berührt, nichts beschmutzt; er wird es halten wie zu Hause, wo er, falls er die Füße auf Sofa oder Sessel legen will, irgendwie verhütet, daß er seine Möbel verunreinige oder beschädige, und wo er gewiß nie die Füße neben einen Gast hinstreckt. Die Einfalt selbst aber sollte erkennen, daß, wenn man dies dem Anständigen, dem Gesitteten einräumt, durch die offene Bresche dieser Freiheit die Unanständigen, die Ungesitteten einbrechen, die eben dasselbe auf rohe, freche, beleidigende, empörende Art tun, und daß es kein Mittel gibt, diese Konsequenz abzuhalten, weil der Kondukteur nicht Zeit hat, nicht häufig genug gegenwärtig ist, um auf die Grenzlinie zwischen Säuberlich, Anständig und Unsäuberlich, Unanständig zu achten und scharfe Einhaltung dieser Grenze durchzuführen. Man versuche einmal, sich vorzustellen, die Verwaltung ergriffe einen Ausweg, um die in Rede stehende Bequemlichkeit dennoch zu gestatten. Der Anständige wird die Füße nie auflegen, wenn nicht so viel freier Raum ist, daß niemand dadurch belästigt wird. Will man es nun gesetzlich erlauben, so muß auch gesetzlich dafür gesorgt werden, daß es n u r i n d i e s e m F a l l geschehe; es muß also vorgeschrieben werden, daß, wer diese Bequemlichkeit genießen will, zwei, ja eigentlich drei Plätze zahle; denn auf den Zufall, daß diese frei seien, kann sich ein Reglement nicht einlassen; oder man muß jedem Zug Wägen mit entsprechender Einrichtung, Schlafwägen beigeben, und jeder, der auch nur die Füße auflegen, nicht einmal ganz zum Schlafe sich ausstrecken will, muß das teure Billett für einen Platz in diesen Wägen lösen. Da nun dies nicht geht, was folgt? Das folgt, was wir aufgestellt haben: die Notwendigkeit eines unbedingten Verbots, eine Notwendigkeit, die nicht angenehm, die aber leider darin begründet ist, daß die Mehrheit der sogenannten Gebildeten roh ist, und eine Freiheit, die man den Gesitteten gestattet, von dieser Mehrheit mißbraucht wird.

Aber so sind die Menschen! Greift man einen eingefleischten Unfug an, der E i n i g e n Bequemlichkeit, U n z ä h l i g e n Last und Ärger bringt, so schreit es an allen Enden und Ecken auf: „Was? wie? I c h soll das nicht mehr genießen dürfen? M i r soll das nicht mehr gestattet sein?“ Mir! Ich! Und der Ich vergißt, daß es auch andere Ich gibt, die erträglich leben und reisen wollen, daß er mit andern

zusammenlebt, zusammen reist, kurz, daß er Mitmenschen hat, daß es sich um **Soziales** handelt. Setzen wir nun gar hinzu: **alles** Soziale fällt auch unter den Standpunkt der **Moral**, weil bei allem Sozialen Einschränkung des Egoismus zur Pflicht wird: wie werden diese Gesichter grinsen, höhnen: „neue Moral! Eisenbahnmoralprediger! Polsterkapuziner!“ Kein Kurzkopf ist so von der Natur vernachlässigt, um nicht witzig zu werden, wenn er höheren Zusammenhang sehen soll, wo seine spannenlangen Gedanken ihn nicht suchten, kein Bildungsnaturbursch, kein Lümmel mit Konversationslexikonkultur so unkundig der gemeinen Ironie, daß er nicht seine wulstigen Lippen verzöge und blökte: „Der φ hat sich einmal wieder verhauen: schießt mit Kanonen auf Mäuse! Schade, daß der sonst in geistigen Regionen sich bewegende Mann sich mit diesen Dingen befaßt, so ungeschickt fehlschießt; er kommt herunter!“ — Ein Toter, ja, das ist etwas anderes, an dem ist's löblich, wenn er nach recht vielen Seiten ausschaut und nihil humani a se alienum putat! Der edle Sohn der „Jetztzeit“, turmhutbedeckt, manschettenkorrekt, ulsterumwallt, Apoll mit prozentgewichtigem Weltblick, hört in einer Gesellschaft den Namen Justus Möser nennen. Er schlägt seinen Pierer, Brockhaus, Meyer auf und liest, der Mann habe sich mit Literatur und Geschichte, ebenso aber heute mit Bauernwirtschaft, Spinnstuben, Gesindebehandlung, ja Dungstätten, morgen mit frechen Fratzenmoden befaßt und gegen Unsitte jeder Art geschrieben, und er liest weiter, daß diese Vielseitigkeit des Interesses etwas Gutes und Rechtes gewesen sei: da glaubt er's nun, weil ein längst festgestelltes Urteil vorliegt, und er schwätzt es nach. Sieht aber ein Lebender, ein Mitsohn der herrlichen „Neuzeit“, ähnlich nach mehr als einer Seite sich um und drängt ihn die Seele, auf diesen und jenen faulen Fleck im Leben der Sitte zu tupfen, da quakt es im Froschteich: oho! und der ganze Chorus quakt nach.

Daß es aus der schlammigsten Tiefe noch anders heraufklingt, ist nur natürlich. Wer die Pflugschar in die verhärtete Kruste alten, breiten Unfugs setzt, der reißt mit der nächsten Bodenschichte immer auch weiter unten sitzendes ekelhaftes Gewürm an die Oberfläche. Da erscheinen dann die anonymen Schandbriefe. Ich habe deren aus verschiedenen Zeiten eine hübsche Sammlung. So käme denn eine andere, bösere Unsitte noch zur Sprache, aber sie ist es nicht wert, da-

bei zu verweilen, gehört nicht in den Zusammenhang. Es ist bestritten, daß die Gewohnheit, gegen die ich geschrieben, eine gesetzlich zu verbietende Unsitte sei; es ist nicht bestritten, daß es verächtlich, also mit dem Wort Unsitte viel zu schwach bezeichnet ist, anonyme Briefe zu schreiben, sie enthielten denn Gutes und der Urheber verschwiege seinen Namen aus ehrenwerten Gründen. Es kann zwar sehr wohl beides zusammentreffen, und ich bezweifle nicht, daß meine namenlosen Briefsteller zugleich Fußrecklümmel sind, aber persönliche Identität ist nicht an sich auch sächliche und logische. Hier genügt, zu sagen: die Beehrung mit anonymen Briefen ist mir allemal das sichere Zeichen, daß die Pflugschar eingeschnitten, daß man etwas geschrieben hat, das wirkt, und daß man Recht hat.

(Stuttgarter Neues Tagblatt, Januar 1880; beide Artikel abgedruckt in Altes und Neues von Fr. Th. Vischer, Stuttgart, Bonz & Co., 1882, H. III, S. 166—180.)

Für den deutschen Schulverein in Österreich.

Dieser Verein hat, wie dem Leser aus so manchen, in verschiedenen Blättern erschienenen Artikeln bekannt sein wird, zur Aufgabe, den Deutschen in Österreich, die von Völkern fremder Zunge umgeben sind, die Mittel zu verschaffen, um ihre Sprache und Nationalität aus der immer drohenderen Gefahr der Verwelschung und Slawisierung zu befreien. Der Verein sorgt mit Hilfe seiner Beisteuern für Anstellung deutscher Schullehrer, Herstellung von Schulhäusern, Beschaffung von Lesebüchern, Gründung von Stipendien und Schulbibliotheken. Öfters hat er schon öffentlich Rechenschaft von seinem Wirken abgelegt, aber auch gezeigt, wieviel noch zu tun ist. — Es schien anfänglich, als sei es den Einladungen zu Beiträgen und Beitritt gelungen, in unserem Land eine lebendige Teilnahme zu wecken; allein der Erfolg ist kein nachhaltiger gewesen, das Interesse scheint fast eingeschlafen, Württemberg steht jetzt hinter seinem Nachbarlande Baden zurück, wo bis zum Abschluß des Jahres 1880 der Verein mindestens 1600 Mitglieder zählte: nicht eben viel an sich, doch viel im Verhältnis zu Württemberg, wo wenige Hundert sich zu demselben bekennen.

Wir gestehen, daß es die Absicht dieser Zeilen ist, dazu beizutragen, daß ein Gefühl der Beschämung hierüber, der Drang eines edlen Wetteifers erwache. Wir besinnen uns vergeblich über den Grund dieses Erkaltens und Zurückbleibens. Sollte er vielleicht in politischen Bedenken zu suchen sein? Es ist nicht wahrscheinlich; doch mag es zweckmäßig sein, mit wenigem darauf einzugehen.

Es ist wahr, man kann dem traurigen Schauspiele, dem der Verein entgegenarbeitet, nicht zusehen, ohne sich tief in der Seele gegen die leitenden Grundsätze einer Regierung zu empören, die einen so großen, so edlen Teil ihrer Landeskinder der Lostrennung von ihrer Sprache und Nationalität dadurch namentlich preisgibt, daß sie das erste aller Rettungsmittel, die deutschen Schulen, in den bedrohten Teilen des Reichs vernachlässigt, verkommen, erlöschen

läßt. Wer es mit eigenen Augen gesehen, wie in Dörfern, in Städten, die einst ganz deutsch waren, von Jahr zu Jahr das Deutsche zurückgeht, wer Ortschaften besucht, wo jetzt kein Mensch mehr deutsch versteht, während die Bewohner, reine Deutsche, vor Zeiten nur deutsch sprachen, der fragt sich, was aus einem Staate werden soll, der das Element, das ja doch sein einziger wahrer Kitt ist, an so vielen und breiten Stellen der Aufsaugung, der Erdrückung, dem langsamen, ja auch gewaltsamen Tode preisgibt. Offen vor aller Augen liegt, was gegenwärtig in Böhmen geschieht und wie sich die Regierung dazu verhält; die Deutschen in Ungarn, der tüchtige Stamm der Siebenbürgen voran, sind seit der Zweiteilung des Reichs hilflos der rohen Erstickung ihrer Sprache ausgesetzt, und hier muß freilich auch der Schulverein untätig zusehen; weniger bekannt aber ist, weniger oft kommt in Zeitungen und Büchern zur Sprache, wie es in Südtirol, in Krain, in Mähren, in Schlesien, an der galizischen Grenze aussieht und zugeht; doch hat der Verein an Berichten über diese Zustände und seine bisherige Tätigkeit auf diesen preisgegebenen Posten es nicht fehlen lassen; Mangel an Kunde hievon kann daher nicht wohl der Grund sein, warum die Teilnahme bei uns so bedauerlich nachgelassen hat. Also zurück zu unserer Frage! Sollte wohl mancher darum die Hand schließen, weil er fürchtet, durch Beiträge für den Verein eine Art von Propaganda für politische, gegen den Bestand Österreichs gerichtete deutsche Gelüste zu unterstützen? Tritt aber ein Deutscher einem österreichischen Verein bei, dessen Zweck es ist, zu tun, was die eigene Regierung in Österreich unterläßt, so kann er doch nicht meinen, er helfe hiemit am Zerfall, an einer künftigen Teilung Österreichs arbeiten. Im Gegenteil, wer Österreich wohl will, wer politisch verständig bedenkt, was entstehen würde, wenn es zerfiele, in welche furchtbaren Konflikte Deutschland gerissen würde, wenn die Frage aufstiege, wem die deutschen und gemischt deutschen Teile Österreichs gehören sollen, der erst recht muß deutschen Österreichern seine Hand bieten, die sich bemühen, mit vereinigten Privatmitteln gut zu machen, was eine unselig verblendete Regierung schlecht macht. Es genügt, hinzuzusetzen, daß ein österreichischer Herzog, der klarer sieht als sein Haus, Albrecht, der Sieger von Custozza, mit einem bedeutenden Beitrag dem Verein beigetreten ist, mit der

besonderen Bestimmung zwar, daß dieser Beitrag für Südtirol bestimmt werde; aber gerade in diesem Lande drängt sich ja besonders schneidend die traurige Tatsache des rapid fortschreitenden Rückgangs der deutschen Sprache auf, die „Italia irredenta“ ist ja recht ein Schmerzenskind Österreichs und — mittelbar — freilich auch Deutschlands. Allerdings sind aber auch die Erfahrungen in slawischen Ländern (von Ungarn aus genanntem Grunde zu schweigen) schmerzlich genug, um das Mitgefühl in jedem Gemüte zu wecken, das nicht gleichgültig ist gegen Völkerwohl und Völkerschicksal.

Dies führt auf die nicht politische, auf die rein menschliche Bedeutung der Sache, und diese ist es, die wir unsern Landsleuten aufs neue ans Herz legen möchten. Wer unbestritten das Gut genießt, seine Muttersprache zu sprechen, in ihrem Gedanken- und Gefühlskreis mit den Seinigen zu leben, bedarf ja wohl einer Anregung, um sich ganz in einen Menschen zu versetzen, der mit dem Verluste dieses Gutes bedroht ist, oder es schon halb oder schon ganz verloren hat, aber zugleich noch ganz des unendlichen Übels sich bewußt ist, das im Verluste liegt. Er muß sich fühlen wie ein ausgesetztes Kind, das doch schon reif genug wäre, um ganz zu wissen, was Ausgesetztsein bedeutet. In der Tat: Glieder eines Staats hilflos der Aufzehrung, dem Verschlungenwerden ihrer Sprache preisgeben, dies ist ein Verbrechen, gleich groß dem Verbrechen, ein Kind auszusetzen. Man hat gelesen, wie die Bewohner eines südtirolischen Dorfes einen Beauftragten des deutschen Schulvereins umringten, in italienischer Sprache versicherten, sie seien echte Deutsche, in italienischer Sprache bejammerten, daß sie, geborene Deutsche, nicht deutsch können. Ich bin mit einem Studenten aus Görz gereist, einem Deutschen, der allerdings noch deutsch konnte, aber bitterlich klagte, daß er bei der Gleichgeltung von drei Sprachen in Görz ganz irr und wirr geworden sei, ja kaum mehr wisse, ob er in und mit sich selber deutsch, krainerisch-slawisch oder italienisch reden solle. Wir werden keine fremde Sprache mißachten; solche zu erlernen, wenigstens die Kultursprachen (zu denen man das Slawische allerdings nicht rechnen kann), ist wichtige Bildungsaufgabe; allein die Völker sind nicht bestimmt, in einen unterschiedslosen Brei aufzugehen, sie sollen sich in klare, kräftig unterschiedene Individualitäten sondern, und ihr Wechselverkehr kann fruchtbringend nur sein,

wenn jede mit gesundem, ungebrochenem Selbstgefühl sich in ihrem Eigenwesen bewahrt, in ihrer Sprache den Schatz ihrer Erinnerungen, ihrer Ehre, die Tonart ihres Gefühls samt dem ganzen Leben der Sitte unverfärbt, nicht zu spröd gegen bildende Einflüsse des Fremden, doch treu und stolz hütet und zusammenhält. Wir lieben unsere Sprache wie unsere Eltern, Kinder, Geschwister; ein Volk ist eine Familie: wer einen seiner Zweige, der sich von einem fremden Volk umgeben sieht und in Gefahr ist, seine Sprache zu verlieren, nicht schützt, während er doch Macht und Mittel dazu hätte, der versündigt sich an der Innigkeit und Heiligkeit des Familiengefühls, dem ehrwürdigen und heiligen Grundpfeiler des Völkerdaseins.

Wir haben schwerlich die Einrede zu befürchten und zu widerlegen, daß die deutsche Sprache an ihren Grenzen nur darum zurückgehe, weil es den Deutschen am rechten Stolze fehle, um ihre Sprache und Sitte zu hüten. Es ist ja leider nicht zu leugnen, daß unsere Nation keinen Mangel hat an solchen entarteten Söhnen. Aber sie sind Gott sei Dank nicht die Mehrheit, und ihr verächtliches Dasein stößt die Tatsache nicht um, daß inmitten fremder Völker unzählige Tausende unserer Brüder leben, denen das Herz auf dem rechten Flecke sitzt, die danach seufzen, Deutsche sein und bleiben zu können. Aber Hilfe bedürfen diese Unzähligen, Hilfe. Sagte jemand: sie sollen sich selber helfen! so wäre er zu fragen: wie denn? Ein bedrohtes Eigentum zu schützen, braucht es doch Mittel, und wenn dies Eigentum die Sprache ist, welch anderes Mittel gibt es denn, welchen festen Punkt des Anhalts, welche Stütze als den Unterricht, die Schule? Und wenn dazu das Geld fehlt, wie dann? — Doch befassen wir uns nicht weiter mit Einwendungen, die nur aus Herzlosigkeit kommen können, da ihre Gründe so ganz hinfällig sind.

Die Schwaben rühmen sich ihrer Herzlichkeit: hier ist Gelegenheit, Herz zu zeigen. Die Schwaben, sagt man, kennen besonders gut das Heimweh: hier handelt es sich um Mitleid mit Brüdern, die dem Heimweh nach ihrer Sprache entgegengehen oder schon anheimgefallen sind. Wir steuern für Arme, für Kranke, für Abgebrannte, für Überschwemmte — hier *sind* Arme: Arme, denen das Kleinod ihrer Sprache geraubt wird; — hier *sind* Kranke:

Herzkranke, denn in der Sprache schlägt das Herz; — hier sind Abgebrannte oder in Feuersnot um Hilfe Schreiende, denn unsere Sprache ist unser Haus, unsere warme Stube, unser Bett, unser Rock, sie bedroht sehen, sie verlieren, heißt all dies zu Asche werden sehen. Doch ungleich näher trifft die Vergleichung mit Überschwemmten: eindringende Fremdsprache gleicht genau einer Wassersnot; die Sprache ist der geliebte mütterliche Boden, auf dem wir herangewachsen sind, der Garten unserer Kindheitserinnerungen, wir hängen an ihr wie Pflanzen am Grunde, worin sie wurzeln, und ganz so dunkel, unheimlich, gespenstisch drohend wie das dumpfe Rauschen wachsender Fluten ist die Einkreisung durch eine Fremdsprache, das fortfressende Nagen, Bohren, Unterwühlen, Brechen, Verschwemmen an den Lauten, dem Wörtervorrat der preisgegebenen Muttersprache. Seien wir Schwaben nicht die letzten, die am Graben und Damm mitbauen!

(Beilage zum Staats-Anzeiger für Württemberg, Stuttgart 17. Juni 1881.)

Aphorismen aus den letzten Jahren.

Frei sein heißt gut regiert sein. Wohl denen, die sich selbst regieren! Es sind Wenige. Diese sind es, welche allein die vielen Übrigen regieren sollten. Revolutionen meinen, ihr Zweck sei absolute Freiheit, d. h. Zuchtlosigkeit. Sie wissen nicht, was sie eigentlich wollen; sie wollen, daß die Regierung und Gesetzgebung in guten Händen sei. Weil sie dies nicht wissen, wüten sie nach Gesetzlosigkeit hin, verderben so ihren wahren Zweck und bringen es dahin, daß noch schlechter regiert wird als vorher, weil sie die pure Gewalt herausfordern, nur endlich der Sauerei ein Ende zu machen.

*

Die Menschheit braucht Tyrannen, aber gerechte. Diese lassen sich nicht finden. Daher alles Elend, so wird in Revolutionen „die Menge ihr eigner Tyrann".

*

Die Demokraten sind Menschen, die sich freuen, wenn man über ihre Mutter schimpft und schimpfen helfen. Sie kennen keine Hausehre.

*

Rom ist von den Goten zertrümmert. Unsere Goten werden die Knoten sein. Wir erzeugen uns die Wilden selbst, die unsere Fabriken und den ganzen Rummel zusammenschmeißen werden, und zwar in den Fabriken werden sie erzeugt. Auch unter dem humansten Brotgeber. Niemand kann in einer Fabrik anders als verdrossen arbeiten. Wir gehen an der Tötung des Handwerks zugrunde. Unabwendbar, denn die mechanischen Fortschritte sind Notwendigkeit.

*

Es gibt keinen besten Staat, weil es keinen guten gibt. Es kann nur einen möglichst wenig schlechten geben.

Die Besten, Vernünftigsten sollen Gesetze geben. Wie sie finden? Wählen. Das Wahlsystem ist, wie die Erfahrung zeigt, besonders korrumpierend für die Völker. Dies nur einer der Gründe.

*

Die ganze Menschheit sollte militärisch organisiert sein. Was herrscht, ist die Willkür. — In Reih' und Glied mit den Buben.

(Fr. Vischer, Altes und Neues, N. F., herausg. von R. Vischer, 1889.)

Zweiter Teil.

Das akademische Leben und die Gymnastik.

Ein frommer Wunsch.

Das Turnen war in Deutschland lächerlich und verdächtig geworden, es erlosch unter der Ironie der Zeit und dem Zwange argwöhnischer Gewalt. Die Ironie wurde herausgefordert durch die falsche Romantik, die sich in diese Form warf und durch sie die dunkle Einfalt der ältesten Zustände des Volks erneuern zu müssen meinte. Gesunder Verlauf und Fortschritt hätte wohl von selbst die komischen Beimischungen ausgeschieden, aber dieser wurde abgeschnitten, ein schöner Keim in der Entwicklung zerdrückt. Jene Romantik nämlich, illusorisch wie sie war, wollte praktisch werden und freilich auf verkehrte Weise. Sands Verbrechen war der Ausbruch dieses verkehrten Überganges. Man meine aber nur nicht, der Romantik alles Übel nur geradezu in die Schuhe schieben zu dürfen. Die Entwicklung der wahren, praktischen, öffentlichen, verständigen Vaterlandsliebe aus der phantastischen wurde zuerst von einer Macht entzweigeschnitten, welcher es unbequem war, zu halten, was sie in der Stunde der Begeisterung geschworen. Die schöne Kraft schlug nun zurück, wühlte sich ins Geheimnis ein, wurde mystisch und brach verfolgt, wie sie war, als finsterer Fanatismus hervor. Die Gewalt griff nun chirurgisch zu und amputierte, was sie selbst durch falsche Medizin hervorgerufen. Diese Dinge waren vorüber, Barren, Reck und Klettergerüst verfaulte ungebraucht, verschlämmt im Sande lag der Springgraben, aus den Löchern des Schwengels sah das Roßhaar hervor, während jene geistige Kraft, die einst mit wunderlichen romantischen Zutaten ihre ersten, ungeschickten Sprünge gemacht hatte, genährt von großen Zuströmungen der Zeit, allmählich als Macht der Öffentlichkeit auf dem tüchtigen Boden des Verstandes sich heranbildete. Alte Burschenschäftler, die in Kerkern die Blüte der schönsten Jugendjahre vertrauert hatten, machten große Augen, als ein großer Teil dessen öffentlich zu Worte kam, berechtigt am hellen Tage rang, die große Philisterwelt in Atem brachte, was sie einst als Geheimnis genährt, wofür sie, in unendlichen Verhören grenzenlos auf

die moralische Folter gespannt, ihre Gesundheit auf Festungen versessen hatten; aber sie mußten auch gestehen, daß eben jenes Wollen, gereinigt von Illusion und dunkler Verworrenheit, als ein Neues vor sie trete. Allmählich erinnerte sich nun die veränderte Zeit der verlassenen Turnplätze wieder, der Sattler überzog den Schwengel, Reck und Barren standen auf, die Fahne wehte vom erneuten Maste. Nicht von Universitäten gieng dies aus, nicht von diesen Mittelpunkten der Wissenschaft, wo jedes Ding nur so viel Reiz hat, als sich Ideengehalt und Phantasie damit verbindet. Hier blieb die Gymnastik, weil einmal mit den alten illusorischen Ideen das geistige Interesse vorderhand daraus geschieden war, noch geraume Zeit reizlos, das Fechten, Tanzen, Reiten ausgenommen, was, durch seinen unmittelbaren Zweck unentbehrlich oder anlockend, niemals aussterben konnte. Das Turnen begann meines Wissens in mittleren Schulen wieder, geleitet von früheren Offizieren, die es als reine Kunst betrieben und weiter weder gute noch verkehrte Ideen damit verbanden. Es wurde zunächst rein als das genommen, was es an sich betrachtet ist, als ein Formelles. Bildung des Körpers zur Tüchtigkeit und zur Schönheit der Haltung und Bewegung, dies sollte die Bedeutung der Sache sein. Es ist auch recht, daß man jedes Ding zunächst fasse als das, was es in seiner Besonderheit ist, daß man es nicht unmittelbar in eine höhere Allgemeinheit hinüberziehe. Wie wichtig auch wirklich dieser Zweck ist, darüber scheint man keine Worte verlieren zu dürfen, denn nichts hält man für allgemeiner anerkannt, nichts für trivialer als die Wahrheit, daß wir unser Organ zu dem bilden sollen, was es ist, zum Organe. Aber man täusche sich nicht. Was geläufig ist, ist noch nicht anerkannt. Zum Anerkennen gehört die Kraft des wahrhaft erlebten Gefühles. Wenn dir dieses Gefühl aufgegangen ist, was der Körper bedeuten wolle, wenn du begriffen hast, was Adel menschlicher Form ist, so stehst du mit diesem Gefühle einsam, glaub' es mir. Unter Tausenden teilt es e i n e r mit dir, ganzes Verständnis findest du nur bei denen, die ihr Auge ausdrücklich für den reinen Stil der Formen gebildet haben, bei den Künstlern. Wenn es euch eine Trivialität ist, daß die Form dem Inhalte adäquat, daß der Leib Organ seines Geistes sein soll, warum lernt ihr nicht stehen und nicht gehen, warum lehrt ihr es eure Kinder nicht? Habt ihr keine Ahnung davon, daß es ein Auge

geben kann, das sehen gelernt hat, ein Gefühl, das Formen fühlt, und ein Herz, das ebendeswegen sich empört, sich zu Tode schämt, wenn, wohin man blicken mag, hier aus dem elastisch schwebenden Menschentritt das Wackeln der Ente, das Hüpfen der Elster, ja das ganz mechanische Fortgestoßen- und Getretenwerden sich entbindet, dort die Arme wie Flügel segeln, wie Ruder arbeiten, der Kopf mit geöffnetem Munde vorwärts hängt wie dem durstigen Hunde, die eingesunkene Brust, die hereingedrückten Schultern der herrlichen Organisation spotten, durch welche die Vorderfüße als Arme zurücktreten und daher die Brust sich frei hervorwölben kann? Wenn dort ein Tisch wandelt, ein Sägebock sich in Trab setzt, hier ein Frosch springt, dort ein Vogel schießt, hier ein Elefantenkalb stampft? Wißt ihr wirklich, daß in dem Grade, in welchem der Mensch nicht durch Mühe, Anstrengung, Kunst die Menschheit in seinen Formen durchführt, das Tierische und selbst das Mechanische, was in ihnen zu freier Beseelung verarbeitet ist, sich aus der Bindung befreit und als schwerer Stoff wahrnehmbar hervortritt? Stellt euch nicht, gebt euch keine Mühe, man verlangt es nicht, gesteht nur, euch ist im Grunde jener Satz von der Würde und Bedeutung der Form eine Torheit, ihr könnt nicht begreifen, wie man sich für diese rein unwesentlichen Dinge interessieren kann, oder richtiger, ihr könnt es nicht ausstehen. Eine gewisse Inauguralrede vielbeschrienen Andenkens ließ sich auf diesen schlimmen Punkt ein*); ein Schmerz brach hervor, ein gefühlter, ein erfüllter Unwille, eine tiefe, wahre Scham über das Mißverhältnis zwischen geistiger und leiblicher Bildung im Gelehrtenstande hüllte sich in ein paar Scherze; niemand ward beleidigt, der Redner schlug sich so gut wie andere —: das war ein Verbrechen! das war ein Greuel! das war eine Frivolität! So gar nicht konnte man begreifen, daß es mit solchen Gefühlen jemand ernst sein könnte, daß man wirklich meinte, es sei die reine Absicht gewesen, ein paar Witze zu machen, die denn freilich schlecht genug gewesen waren. Seht einmal den elenden Mausfallenhändler an, den Slowaken, der dort mit dem breiten Schlapphut, dem braunen Mantel, den Sandalen über die Straße geht! Bemerkt ihr etwas in dieser Haltung, diesem Gang von einem gewissen Naturschwung,

*) Siehe Kritische Gänge von F. Th. Vischer, 2., verm. Aufl., Leipzig, Verlag der Weißen Bücher 1914, 1. Bd. S. 158—162.

einem freien Gebrauch der Gelenke, einem tonus des ganzen Wesens, was wir nicht haben? Seht, das ist ein Anflug von dem, was die Künstler Stil nennen; wollt ihr es aber recht sehen, so schaut euch einen Griechen, einen italienischen Bauern an, stellt euch dann vor Leopold Roberts Schnitter und die Fischer von Chioggia, und wenn ihr eine Spur von Auge und Formgefühl habt, so überzeugt euch, daß der deutsche Bauer eine unbehilfliche Maschine ist, die ein paar schwere Stiefel mühsam fortschiebt, daß am deutschen Beamten und Gelehrten sein Körper wie ein alter Lumpen herunterhängt. Unsere Bildung ist über einen solchen Gegensatz gegangen, daß wir nur durch Kunst und Bemühung erwerben können, was anderen Völkern, die noch mehr Natur sind, tief in der Rasse sitzt und was gewiß auch unsere Voreltern hatten; denn ich bin überzeugt, daß die Deutschen in ihrem Heroenalter an Würde, Schwung und Adel der Haltung anderen naiven Völkern nichts nachgaben. Freilich auch vormals kam das nicht aus erster Hand der Natur, der Mensch ist immer nur so viel, als er tut; harte Arbeit in Ringschule und kriegerischem Spiel und Ernst aller Art arbeitete die Formen erst so durch, daß diese Schönheit, diese Freiheit, diese Gelöstheit des Organs sich als Rasse vererben konnte. Für uns aber ist es doppelt wahr, daß der Mensch nur ist, was er tut, denn, was verloren ist, wiedergewinnen braucht zweimal so viel Arbeit, als erringen, was noch nicht war; unsere ineinander geschobenen und geklebten Gelenke müssen ganz anders knacken, wenn sie sich erst wieder auseinanderwickeln sollen. Unser Körper ist uns davongelaufen, während unser Geist in Amts- und Studierstuben turnte; eine Menge von Unarten und Unformen hat er in seiner Blindheit angenommen, denn er ist ein tölpischer Junge, der nicht ohne Hofmeister gehen darf; wir müssen ihn wieder einfangen, es wird aber kein leichtes sein.

Das Mittel nun wäre also das sogenannte Turnen. Man pflegt unter diesem Namen die kriegerische Gymnastik (Ringen und Gerwerfen kann man nicht als solche zählen) nicht mitzubegreifen. In dieser Absonderung nun mag es wohl Behendigkeit und Kraft wirken, jenen Ausdruck aber des freien und selbständigen Geistes, der sich als Würde, Adel und Schwung der Haltung durch das Ganze der leiblichen Erscheinung gleichmäßig ergießt, bewirkt es für sich allein nicht; damit wird die Erfahrung jedes Turnlehrers übereinstimmen.

Es drängen uns aber noch andere Gründe, über dieses sogenannte Turnen hinauszugehen. Zunächst nämlich bieten sich die kriegerischen Übungen, das Exerzieren und Fechten als die Mittel dar, wodurch jener Mangel ergänzt und namentlich schöne Haltung und Bewegung erzielt wird. Indem wir aber diese Art der Gymnastik hinzufügen, ergänzen wir nicht nur die Gesamtheit der Mittel, welche dem formellen Zwecke dienen sollen, von dem wir ausgiengen, sondern wir gehen über diesen Zweck selbst hinaus; denn diese Übungen können nicht den abstrakten Sinn haben, einer rein formellen Körperbildung zu dienen; es ist ein Geist in ihnen. Statt jedoch jenen Zweck aus dem Auge zu verlieren, halten wir ihn nur um so sicherer fest, wenn wir ihn über sich selbst hinausführen und an einen höheren knüpfen. Denn die Sache verhält sich so: formelle Körperbildung ist zwar wichtig genug, aber sie um ihrer selbst willen treiben ist langweilig, weil es abstrakt ist. Aus dem allgemeinen Satze, daß das Organ seines Inhalts würdig sein soll, werde ich nie zu einem Interesse für Gymnastik den unmittelbaren Übergang finden können. Völker, die durch Gymnastik stark, gewandt und schön wurden, haben dieselbe nie um des abstrakten, formellen Zweckes willen getrieben, sondern sie haben sie getrieben, weil Bürger und Krieger in ihrem Bewußtsein gar nicht zu trennen war. Das Gemeinwesen befahl diese Übungen jedem einzelnen, weil es einen Verteidiger des Ganzen in ihm erziehen wollte; und er folgte diesem Befehle, weil er es selbst nicht anders wußte und wollte. Der Leib soll Organ des Geistes sein, aber nicht des Geistes überhaupt, sondern des Geistes, sofern er eben den Leib in diesem Sinne geübt und gebildet zu seinen bestimmten Zwecken braucht. Für was lerne ich alle diese Dinge, wenn ich nie in den Fall komme, sie zu brauchen? Jede Geschicklichkeit ist Sache eines Handwerks geworden, gereist wird im Wagen, das Wild schießt der Jäger, klettern und schwimmen muß der Matrose können, alles ist verteilt, getrennt, ich sehe keinen Zusammenhang dieser Fertigkeit mit meiner Bestimmung ein: so reizen sie mich auch nicht; das ist niemand übelzunehmen. Und so bleibe ich in Gottes Namen das dürftige Männchen, das nicht weiß, wie man eine Flinte ladet und, wenn es an einen kleinen Graben kommt, hübsch ordentlich umkehrt. Wo Interesse sein soll, da muß ein großer, ein inhaltsvoller, ein Selbstzweck sein; mit ihm wird der

untergeordnete als Zugabe erreicht. Die Persönlichkeit, die jene bedeutungsvolle Erscheinung darstellt, drückt ja auch wirklich ganz anderes aus als bloß vorangegangene Übung; jeder Zug an ihr sagt: ich bin ein Mann, ich bin ein freies Glied meines Volks und ich bin bereit, meine Kraft für mein Vaterland einzusetzen. Auch soldatische Abrichtung gibt diesen Ausdruck nicht; die Haltung, die sie gibt, ist steif und mathematisch, als gienge ein Stock durch den ganzen Mann. Nur kriegerische Übung mit freiem Bürgerbewußtsein gibt den Schwung der Erscheinung, von dem wir reden. Wirklich nun, während die neueste Zeit zunächst aus rein verständigen, formellen Motiven die Gymnastik wieder aufnahm, war doch eine tiefere Macht des Geistes, mochte sie zur Sprache kommen oder nicht, die bewegende Triebfeder. Der politische Geist, frei von früherer Überschwenglichkeit und praktisch geworden, mußte sich in dieses Gebiet hineinarbeiten. Die Idee der Landwehr, in Preußen verwirklicht, aber unfruchtbar, weil das Übel, dem sie steuern soll, ein großes stehendes Heer, daneben fortdauert, wurde zugleich mit der Idee der öffentlichen Rechtspflege, der Konstitution, der Preßfreiheit, der deutschen Einheit wieder lebendig und allgemein.

Die Universitäten hatten inzwischen jene Künste für sich behalten, welche, getrennt von einem höheren Zusammenhang, wenigstens einen gewissen unmittelbaren Reiz mit sich führen. Fechten und Reiten sieht ritterlicher aus als die mitunter komischen Biegungen und Drehungen auf dem Turnplatz; jenes ist Vorübung zum Duell, und sein Bestand war ihm schon dadurch, daß das letztere nicht auszutilgen war, gesichert; dieses macht Figur, und seine Nützlichkeit leuchtet sogleich ein. Der Tanz hat sich von den Künsten, die heroischen Ausdruck haben, ganz getrennt, seit alles Feuer, aller epische Charakter aus ihm geschieden ist; durch die Art, wie er unmittelbar den Zwecken geselliger Ergötzung dient, war ihm übrigens sein Sukzeß verbürgt. Hier ist uns nun namentlich die Fechtkunst von Bedeutung. Wenn es überhaupt die Universitäten sind, welche aus der Welt des Mittelalters verklingende Reste in unsere mechanisierte Zeit und ihr Philistertum herübergerettet haben, so ist insbesondere die Erhaltung dieser schönen Kunst und ihre feine Ausbildung in der Hiebwaffe ein erfreulicher Beweis, daß wenigstens aus der Jugend noch nicht alle Poesie sinnlich rüstiger Männlichkeit

geschieden ist. Wenn aber jene Reste von Romantik zugleich den ganzen eigensinnigen Charakter des Mittelalters und seines Einhausens in partikuläre Interessen trugen, so steht auch diese Kunst im Dienste eines phantastischen Ehrgefühls, das nur für sich oder das Korps momentane Satisfaktionen sucht und mit einer Tapferkeit prunkt, deren innere Gehaltlosigkeit oft schlimm genug an den Tag kommt, wenn aus dem Löwen der Mensur nach absolviertem Studium mit wunderbar schneller Verwandlung ein zahmer Philister oder gar etwas viel Schlimmeres sich entwickelt. Dieser Rest von Waffenkunst, der auf den Universitäten sich erhalten hat, entbehrt der Auffassung im Lichte eines höheren Zusammenhangs; freilich aber fordert jener mittelalterliche Geist der Korporation und der eigensinnigen Individualität, dem bis jetzt diese Kunst vorzüglich ihre Erhaltung verdankt, eine doppelte Betrachtung. Er ist verwerflich, weil er sich gegen den Geist der Allgemeinheit sträubt, er ist ein guter und erhaltenswerter Stoff, sofern es nur darauf ankommt, ihn auszuweiten, die trotzige Kraft mit einer universaleren Idee zu erfüllen. Die Burschenschaft suchte ihrerzeit die Idee zu vertreten, sie stellte sich dem Partikularismus und dem Epikureismus, der inneren Leerheit der Landsmannschaften entgegen. Allein sie tat es in der Weise eines illusorischen Enthusiasmus, der die Ironie herausforderte; Burschenschaft und Landsmannschaften standen sich gegenüber wie überfliegende Vernunft und realistischer Verstand, Don Quixote und Sancho Pansa, Gottwalt und Vult, Faust und Mephistopheles; die Burschenschaft wurde in dieser Reibung selbst zu einer Partikularität, zu einem Korps und sie erlosch ebenso wie das frühere Turnen, dem eben sie durch ihren sentimentalen Idealismus den Tod brachte.

Es ist eine müßige Frage, ob dieses Verbindungswesen mehr durch sich selbst oder durch die Verfolgung der Regierung jetzt in den letzten Zügen liegt. Es wäre zerfallen, auch wenn man es nicht unterdrückt hätte; aber man hätte sich viele Mühe erspart, wenn man es statt zu unterdrücken vernünftig begriffen, seinen guten Kern ins Auge gefaßt, an diesen angeknüpft und es so über sich selbst erhoben hätte. Jetzt ist es zerfallen und schleicht doch im Dunkeln fort; es überlebt seinen Tod, es ist ein Proteus, eine Hydra mit immer neu wachsenden Häuptern. Der Student selbst fühlt, daß es sich überlebt hat, und kann es doch nicht lassen; denn es ruht auf einem

wesentlichen Bedürfnis, auf dem Bedürfnis, sein geselliges Zusammenleben im Geiste intelligenter Jugend mit Phantasie zu organisieren. Niemand hilft ihm das Wahre aus dem Unwahren, das Dauernde aus dem Zerfallenen, den besseren Keim aus der vertrockneten Samenkapsel entbinden. Seine alten Privilegien hat man ihm geschmälert und ihm zu dem Fluche einer doppelten Gerichtsbarkeit umgedreht, die akademische Freiheit ist ein Schein, eine Ironie geworden, so daß er das schikanierteste aller Staatskinder zu nennen ist. Auf dem Boden der Wissenschaft hemmen die gesteigerten Forderungen der Examina die freie Bewegung; sucht er vom Schweiße des Brotstudiums Erquickung, so hat er nicht, wo er sich anschließe; der geistlose Bodensatz des alten Verbindungslebens, dem die Roheit geblieben und der Spiritus entwichen ist, bietet keine Jugendlust; an geselligen Genüssen allgemeiner Art haben die kleinen Städte, worin sich die Mehrzahl der deutschen Universitäten befindet, nichts zu bieten. Er hat hier nichts und dort nichts; er ist ein armes Wesen, er dauert mich.

Das Gefühl dieses Zustandes ist in der Studentenwelt so lebhaft, daß in neuerer Zeit Versuche der Umbildung in ihrer eigenen Mitte hervortraten. Es bildete sich ein Verein, welcher Tilgung des rohen Saufkomments, Aufhebung des Duells, Aufhebung der Landsmannschaften, allgemeine Versammlungen, und in kleineren Kreisen Erhöhung des geselligen Lebens zu geistiger Bedeutung durch umwechselnde Vorträge über wissenschaftlich oder praktisch interessante Fragen durchzusetzen suchte. Allein dieser Versuch konnte nicht durchdringen, es lag kein Lebenskeim in ihm. Es fehlte ihm die Hauptsache: eine positive Form. Eine Masse von Kräften, in der das Blut der Jugend rollt und das ungeteilte Feuer jugendlicher Phantasie lodert, braucht, wenn sie sich organisch zusammenschließen soll, ein Band, das bildliche, sinnliche Kraft, Anschaulichkeit, Handgreiflichkeit hat. Daher die Farben, die Bänder, die Schärpen, die Ausritte, die rohe, aber humoristische Regulierung der Trinkmanieren usw. In dem alten Verbindungsleben war Phantasie, das war der Reiz und blieb es, auch nachdem die Seele entschwunden. Will man das Studentenleben durch höheren, geistigen Gehalt erfrischen —: gut, aber es sei ein Gehalt, der an dem Faden einer ritterlichen Form hinläuft; solange man

dies nicht findet, ist alles vergeblich. Nun sollte in den abendlichen Gesellschaften dieses Redenhalten, dieses Sichbilden, dieses höchst instruktive Streben den Mittelpunkt bilden. Die Jugend fürchtet nichts mehr als das Wohlweise und, was nach ästhetischem Tee aussieht; die Jugend will ihrem Zusammenleben den Charakter der Zufälligkeit, der Narrheit oder, wenn es eine Methode sein soll, der phantastischen Methode nicht nehmen lassen. Auch darin fehlte jener Versuch, daß er zu direkt gegen das Duell auftrat. Die Studenten schlagen sich nicht, weil sie meinen, der Tusch sei nicht anders als mit Blut auszuwaschen, die Studenten kennen alle Gründe gegen das Duell sehr wohl, die Studenten schlagen sich, weil es Reiz hat für die Phantasie; sie schlagen sich, weil in unserer mechanisierten Welt, worin durch die allgemeine Teilung der Geschäfte auch die sinnliche Tapferkeit und der lustige Klang des Eisens einem besonderen Stande anheim- und daher diese älteste Liebe des Mannes aus dem Inbegriff von Kräften, die jeden Mann als Mann schmücken sollen, herausfiel, — weil es hier die einzige, erste und letzte Gelegenheit ist, ein ganzer Mann zu sein. Nun ist es freilich töricht, sich für den phantastischen Zweck eines nur scheinbar gekränkten Ehrgefühls oder Korpsbewußtseins der Verstümmlung oder der Schuld der Verstümmlung eines andern, wenn nicht noch Traurigerem auszusetzen; und freilich geht die Phantasie mit ihren der Nachsicht werten Befriedigungen oft in widerliche Renommage über. Allein was das erste betrifft, so suche man nur zunächst die tödlichen Waffen auszurotten. Man weiß ja, wie sehr wenig Unglücksfälle bei dem Duell auf Schläger vorkommen. Geht man freilich darauf aus, den Studenten ihre Schlägerapparate „abzufassen", ohne daß man ein positives Mittel gibt, das allein die Kraft hätte, das Duell zu verdrängen, so hat man es nur selbst zu verantworten, wenn um einer Narrheit willen gar zu den Pistolen gegriffen wird. Es ist überhaupt unsäglich, wie verkehrt die Studenten behandelt werden, unsäglich, wie sich die deutschen Regierungen ordentlich Mühe geben, sie mißzuverstehen, und wie man sie mit Gewalt, weil man sie nicht von innen heraus hebt, nicht ihrem poetischen Jugendsinne ein Äquivalent für das Genommene gibt, in die Gemeinheit des mechanischen Brotstudiums und selbst in Liederlichkeit und Verdorbenheit hineinarbeitet. Durch Verbote ist niemand zu erziehen, durch Strafen

ist niemand zu bilden. Gebt ihnen etwas Besseres als das Alte, so werdet ihr sie bessern. Gebt ihnen ein schönes, anschauliches Bindemittel der Organisation, und das im Dunkel schleichende Gespenst des alten Verbindungslebens, das verfaulte Stück Romantik wird abfallen, wie welke Haut, wenn von innen die neue treibt. Das Renommageduell wird geächtet sein, wenn durch dieses Bindemittel zugleich höheres, allgemeineres Bewußtsein in die trotzigen, eitlen Individuen tritt. Kommt es dann übrigens noch das eine und das andere Mal vor, daß man sich auf der Mensur herumfuchtelt und einer mit genähter Nase herumläuft: so wird man ja nicht pedantisch nach jeder Fliege schlagen müssen.

Schönheit: hier sitzt das Geheimnis. Intelligente Jugend, darin liegen zwei Gegensätze: Geistigkeit des Strebens und Sinnenfeuer des blühenden Alters. Diese Gegensätze fallen in Arbeit und Erholung auseinander. Den Geist befruchtet das Studium, die Sinnlichkeit sucht ihren Genuß in der Zerstreuung. Haben wir kein bindendes Mittelglied, so wird die geistige Bildung mechanisch und die Zerstreuung roh. So stehen jetzt die Sachen. Wir müssen ein Mittel suchen, das geistigen Inhalt in die Erholung hinüberträgt und die Sinnlichkeit durch edlere Form über sich selbst erhebt. Es muß etwas sein, was glänzt und leuchtet und im Glanze die Tiefe der Bedeutung trägt; eine Lust, worin ein Ernst ist. Dies Band, worin die entgegengesetzten Pole zusammenfallen, ist Schönheit. Nun gäbe es verschiedene Formen der Schönheit. Mehr Kunstgenüsse: sie sind erstens in kleinen Städten nicht möglich, in großen vielfach frivol und von verderblichem Einfluß auf die jugendliche Phantasie; sie vereinigen zweitens nicht die große Masse der Studentenwelt durch ein organisches Band, sondern es bleibt zufällig, von wem und wie vielen sie benutzt werden, und die übrigen treiben sich öd, wüst oder langweilig herum wie vorher. Liebhabertheater hätten zwar auch diesen Mangel, wären aber immerhin eine ganz wünschenswerte Form höheren und schöneren Genusses; man hat sie mit barbarisch mittelalterlicher Askese auf Universitäten verboten und läßt selbst keine Schauspielertruppen zu, die man ja, wenn man durchaus ängstlich sein zu müssen glaubt, in der Auswahl ihrer Stücke kontrollieren könnte.

Ich komme dahin, wohin diese Bemerkungen zielen. Ich halte

eine durchgängige gymnastische Organisation für das rechte Band und habe dabei eine Gymnastik im Auge, worin das sogenannte Turnen, das bei all seinem großen Werte doch für sich allein nie genug Reiz üben wird, nur die Stelle einer Vorübung einnähme, die Spitze des Ganzen aber in militärischem Exerzitium bestände, von welchem das Fechten einen regelmäßigen Teil bildete. Ehe man mit all den Einwendungen, von denen man sich wohl denken wird, daß ich selbst sie mir stellen kann, hervorstürzt, habe man die kleine Geduld, folgende Begründung zu erwägen.

Wir haben zuletzt ein Bindemittel gefordert, das den Charakter der Schönheit trage, aber eben in dem Sinne, daß es zugleich organisches, Massen vereinigendes Bindemittel sei. Kriegerische Übung in Massen ist gewiß etwas Schönes . . . Ein freudiges Gefühl der Kraft durchdringt das erhöhte Leben, ein freudigeres gibt das Bewußtsein des gemeinsamen, geflügelten, geordneten Tuns und Wirkens, worin der einzelne als lebendiges Glied die geschlossene, blitzschnell sich entladende Kraft des Ganzen wie seine eigene weiß und seine Persönlichkeit ins Tausendfache verdoppelt fühlt. Wenn nun dies Schauspiel selbst da schön und lustig ist, wo man ohne tieferen Zusammenhang nur das Pathetische und Heroische im Auge hat, was der Krieg an sich für Phantasie und Gefühl mit sich führt, wieviel höher ist der Genuß für den Mitwirkenden und für den Zuschauer, wenn es sich nicht um Abrichtung von Maschinen zu vielleicht unpopulären Kriegen handelt, sondern von einer Übung und Bildung freier Bürger im Bewußtsein, daß die Tugend und Kunst der Tapferkeit dem Mann als Mann, dem Bürger als Bürger gehöre. Nun ist aber die Bedeutung einer solchen schönen Kraftübung auf die besondere Stellung und Natur des akademischen Lebens anzuwenden. Die alte Romantik, die von dem Mittelalter vererbt war, hat, wie wir sahen, sich überlebt. Seine Privilegien sind dem Studenten nur zur Schikane geworden. Man hat eingesehen: ein Student ist kein besonderes Wesen, er ist ein Glied des Staates wie andere auch. Er soll ausblicken ins Allgemeine und das Spielwerk jener Schwaben-, Rhenanen-, Frankenstaaten im Staate, jener fiktionären Bündnisse, als Puppenstuben für Kinder wegwerfen. Liegt es nun überhaupt in dem Bewußtsein der Zeit, daß der Bürger als solcher auch Wehrmann ist, fordert sie aus hundert Gründen die Einschränkung der stehenden

Heere auf ein Minimum, das nur dazu diene, die Bürger in der Übung der Waffenkunst als Lehrer zu bilden und zu erhalten, so ist die kriegerische Übung für den Studenten, wie für alle andern, zunächst eine wesentliche Form, an deren Hand ihm das Gefühl des Allgemeinen, der Volkseinheit sich lebendig entzündet und frisch erhält. Zugleich aber schließt diese Form sowohl in den regelmäßigen Übungen als in den Festen, worin die gewonnene Fertigkeit öffentlich dargestellt wird und denen Schmuck und Reiz der schönsten Art leicht zu geben ist, die Masse der Studierenden auf einer bestimmten Universität als ein Ganzes zusammen und arbeitet dadurch auf Vertilgung bornierter Korpsinteressen. Nun wird man aber eine gewisse Gliederung des Ganzen in besondere Einheiten nie verhindern können und auch nicht verhindern wollen können. Der Student will abends eine Gesellschaft besuchen, einen bestimmten Umgang haben, Freundschaft verbindet Kreise, der Anschluß an einen bestimmten Kreis ist einer der kräftigsten Hebel der Charakterentwicklung. Isoliert sich freilich ein Kreis, sucht er seine Bedeutung in wilder Reibung mit andern Kreisen, so haben wir eben die Beschränktheit des Korpswesens. Der besondere Kreis soll sich flüssig mit dem Ganzen vermitteln. Eben das leistet aber auch meine Idee. Die kriegerische Übung bringt ihre Abteilungen mit sich. Man lasse hier freie Wahl der Kameraden und der Anführer walten; wer sich gerne gesellig verbindet, verbinde sich auch bei diesen Übungen; da aber die enger Verbundenen eben hier nur mit und in dem Ganzen wirken, so wird ihr Zusammenschluß keine Isolierung sein und an die Stelle der trotzigen Reibung wird der schöne Wettstreit treten.

Mir geht das Herz auf, wenn ich mir die frischen jungen Leute zum lustigen Schießen, zum beweglichen Tirailleurdienst, zu festlichen Manövern unter den Augen der Bevölkerung einer Stadt — schöne Frauen nicht zu vergessen — vereinigt denke, wenn festlicher Gesang, wenn frohe Jugendlust das schöne Schauspiel beschließt. Es war im letzten Sommer in unserm Städtchen ein kleines Turnfest von Schülern der unteren Klassen. Eine Anzahl kleiner Knirpse zog mit trefflicher Haltung unter Trommelklang von einer benachbarten Anstalt für verwahrloste Kinder herzu. Viele dieser Kinder kommen, wie der Aufseher versicherte, verwildert wie Bestien in die Anstalt. Das straffe Kommando, der Reiz des Exerzierens bei dem Takte der

Trommel ist es zuerst, was sie zu Menschen heranbringt. Das Gewimmel auf dem Turnplatz, diese muntere Regung der Kräfte, diese Entwicklung des sinnlichen Menschen in unserer ledernen Zeit, — wem war der Anblick nicht eine Lust, wer dachte dabei nicht an Entfaltungen, die noch eine ganz andere Bedeutung haben, an eine Zukunft des Staats, wo durch die vertrockneten Röhren seiner Maschine ein neues, ein menschliches, ein ganzes Leben rinnen wird? Wer verwünschte nicht daneben jene kläglichen Maienfeste, wo man die Kinder zuerst durch unendliche Reden langweilt, dann den Mädchen keinen Tanz, den Jungen kein kriegerisches Spiel erlaubt und sie, nachdem sie auf dem elenden Karussell sich die Mägen verdorben, heulend heimschickt?

„Aber, aber" — — Ja, ja, ich komme ja schon, ich weiß ja, was man einwenden wird. Sollen Jünglinge, die der Wissenschaft gewidmet sind, Soldaten werden? Soll da, wo die Stille des ernsten Denkens zu Hause ist, das Gerassel der Muskete, der Lärm der Trommel seinen Wohnort aufschlagen? Soll das Heiligtum der Wissenschaft ein Lager, ein Waffenplatz werden? Äschylus, Sophokles, Sokrates kämpften die Schlachten Griechenlands mit sich, Zwingli fiel als Krieger; sollten sie fechten, so mußten sie es gelernt haben. Kann man nicht morgens studieren, am Abend sich in Waffen üben? Hat denn der Gelehrte kein Recht, ein ganzer Mensch, ein ganzer Mann zu sein? Soll er durchaus die Nase im Wagen abbrechen, wie jener Professor von Tübingen, der nach Holland reisen wollte und hundert Schritte vor der Stadt schon diese Geschicklichkeit entwickelte, so daß er umkehren mußte, um sich das unglückliche Glied schindeln zu lassen? Wir leben noch in einer Zeit, wo das, was das Einfachste ist, was ganz sich von selbst versteht, das Unnatürlichste scheint, wo nichts mehr getrennt wird, als was zusammengehört, wo Sehnsucht nach einem Ganzen der Menschheit Wahnsinn heißt, wo man auf die Philosophie schilt, weil sie konkret denkt, während man sich in den dürrsten und ärmlichsten Abstraktionen, wie die, daß Wissenschaft und männliche Kraftbildung sich ausschließen, herumtreibt. Der Unterschied der Stände besteht und muß bestehen. Aber der Gegensatz des Zivils und des Militärs gehört nicht zu den in der menschlichen Natur, im Staate begründeten Standestrennungen. Waffenkunst will freilich Übung, fordert aber nicht ein ihr allein

gewidmetes Leben; jeder andere Stand fordert seine Vorbereitung, seine Zeit, fordert, daß ihm das Subjekt angehöre; aber nicht so, daß nicht Zeit übrig bliebe, jenes Allgemeine, worin jeder Mann als Mann dem andern gleichen soll, die Kunst der Waffenübung nämlich, zu erlernen und sich darin auf dem laufenden zu erhalten. Ihr habt ja so viel Zeit übrig für den Spieltisch, fürs Wirtshaussitzen, nehmt die Hälfte davon zur Waffenbildung, und ihr werdet Freiheit von euern Rheumatismen und Hämorrhoiden noch obendrein zur Zugabe erhalten. Ich kann mich nicht enthalten, aus den Übeln, die das stehende Heer mit sich bringt, nur eines insbesondere zu erwähnen. Es ist unleugbar, daß der Soldat durch seine persönliche Erscheinung, durch den Ausdruck der Entschlossenheit und Bestimmtheit, die ihm sein Beruf und seine Übung gibt, einen persönlichen Vorteil in der Gesellschaft hat, der dem Zivil immer drückend sein und widerliche Reibungen zur Folge haben wird. Die weibliche Natur insbesondere wird durch jenen Ausdruck unfehlbar immer bestochen, und es braucht schon eine sehr nachhaltige Erziehung, wenn sie nicht bei dem Glanze des ersten Eindrucks stehen bleiben, sondern von der Erscheinung das Wesen unterscheiden, hinter ihr den Charakter suchen soll. Hat sie aber auch wirklich diese Kraft des sittlichen Denkens, so kann sie dieselbe darum noch nicht immer in Anwendung bringen. Man hat in der Gesellschaft nicht immer Zeit, das Innere, den Charakter und Geist geltend zu machen oder, von der andern Seite, ihn zu erkennen. Der erste Eindruck ist dann auch der letzte, und wenn dieser da entschieden günstiger ist, wo der spezifisch männliche Ausdruck der Tapferkeit und Kühnheit sogleich hervortritt, so ist dies niemand zu verübeln. Der Zivil nun, dem die Monopolisierung jener Eigenschaft in einem besonderen Stande die Mittel entzieht, seine Erscheinung in diesem Sinne auszubilden, ist also überall da, wo der erste Eindruck der Persönlichkeit auch der letzte ist, im Nachteile. Man wird den Verfasser wegen dieser Bemerkung nicht auslachen, wenn man die Unzahl der Übel kennt, die aus dieser Ungleichheit notorisch hervorgegangen sind. Sind aber alle Männer Krieger, so sind sich darin alle gleich, daß sie die Mittel haben, ihre Erscheinung zu einer männlichen auszubilden; dann bringt nur die Persönlichkeit des einzelnen den Unterschied hinzu, und da das Vorurteil des unmittelbaren ersten Eindrucks kein besonderer Stand mehr für sich hat, so

gilt jeder so viel, als er durch seinen persönlichen Wert gilt und es vermag, zu dem ersten Eindruck den zweiten, gehaltvolleren, geistigeren zu fügen.

„Aber die Gefahr! die Gefahr! Eine jugendliche Masse, durch die Geistigkeit ihres Berufs stets entzündlich durch Ideen, und zwar, da ihr die Schule der Erfahrung noch fehlt, durch phantastische Ideen, eine solche Jugend in Waffen"! Ich antworte: was wahrhaft gefährlich ist, das ist die im Dunkel schleichende Verbindung, die man immer verbietet und, da man ihr keinen besseren Ersatz gibt, doch nicht unterdrücken kann; was Revolutionäre macht, ist das Mißtrauen, das keine freudige Entwicklung am Tageslichte gestattet. Erkläre den Menschen frei, und er wird der Freiheit würdig werden; vertraue ihm, er wird dein Vertrauen ehren; gestatte das Gefährliche, und du kannst es leiten, weil du es mit Augen siehst. Das geschlagene Kind wird bösartig, das geliebte gut. Im Jahr 1831 entstand eine drohende Gärung unter dem Volke zu Tübingen, weil geordnete Bürger durch Landjäger gekränkt worden waren. Man erlaubte den Studenten, sich zu bewaffnen, und sie dienten willig der Aufrechterhaltung der Ordnung. So polizeilichen Naturen wie den Deutschen kann man doch wohl einiges Vertrauen schenken. Kommen aber böse Tage anderer Art, braucht ihr euer ganzes Volk, wenn das Ganze vom überlegenen Feinde bedroht ist, so werdet ihr auch sehen, was ihr habt an einer bewaffneten Intelligenz, an einer intelligenten Jugend in Waffen; ein behendes, begeistertes, gebildetes Schützenkorps werdet ihr haben, wie ihr es besser nicht wünschen könnt. Das halbe Landwehrinstitut, das man jetzt in Württemberg errichtet hat, entzieht die ausgehobenen Studenten auf geraume Zeit ihrem Studium. Man organisiere ein ganzes und durchgreifendes Landwehrsystem, lasse die Studierenden bei ihren Studien und bestimme vier Jahre hindurch einen nur mäßigen Teil ihrer Zeit für die Waffenübung, so zerreißt man ihre wissenschaftliche Bildung nicht und gewinnt alle genannten Vorteile, unter denen ich dem Mißtrauischen immer den als den wichtigsten nennen muß, daß es kein sichereres Mittel gibt, die gehaßten Verbindungen endlich zu vernichten, als diese freundliche, helle, offene, vertrauensvolle Form. Eine Bemerkung habe ich auf diesem Punkte noch nachzuholen. Es war die Rede von dem phantastischen Ehrgefühle dieser Ver-

bindungen, das in wilden Reibungen ausbrach. Aber ein Ehrgefühl war es doch. Nun erwäge man, daß unsere Studenten in einem Alter von achtzehn Jahren die Universität beziehen, daß sie, der Familie entnommen, an Charakter noch unselbständig, dem Zufalle jugendlicher Wechseleinflüsse überlassen sind, daß Gesetz und Polizei nur negativ überwachen, nicht die erziehende Hand der Familie ersetzen können. Hier braucht es, da die erziehende Liebe des elterlichen Willens in die Ferne gerückt ist, einer geistigen Macht, welche erziehende Kraft hat und doch in der jugendlichen Masse selbst gegenwärtig unmittelbar wirkt. Diese Macht ist die Ehre. Es ist nicht zu leugnen, daß bei allen phantastischen Auswüchsen doch die Ausbildung des Ehrgefühls durch den Korpsgeist, als dessen Formen noch zeitgemäßer waren und daher innere Lebenskraft hatten, heilsame Früchte getragen hat und daß, als das Verbindungswesen in Verfall geriet ohne einen Ersatz, alsbald nur zu augenscheinlich sich bewährte, wie die Sitten der Studenten sinken, wenn diese energische, straffe, abstringierende Macht des vom Korpsgeiste gehüteten Ehrgefühls zu wirken aufhört. Gerade das organische Band nun, das ich an der Stelle der alten Romantik eingesetzt wünschte, würde auch die Wirkung haben, daß es das Wahre in diesem Ehrgefühl mit Abschneidung der phantastischen Auswüchse, der schiefen Richtung auf das Interesse partikulärer Abschließung, zur Entwicklung brächte. Das militärische Ehrgefühl, geläutert durch den Geist der Wissenschaft und der idealen Bildung, würde Wurzel fassen und seine festen Marksteine in die weiche und verführerische Masse der Jugend senken.

Wenn nun aber die obigen Gründe den Mißtrauischen noch nicht beruhigen sollten, so habe ich noch die Frage übrig, ob er denn zu dem Einflusse der Lehrer gar kein Zutrauen hat? Ich bin — man mag immer lächeln — der Meinung, daß die Universitätslehrer, vorderhand wenigstens die jüngeren, sich dieser Organisation durchaus anschließen und sich auch den Übungen nicht entziehen sollten. Die letzteren müßten ihnen schon als Mittel willkommen sein, dem versessenen Körper Bewegung zu geben. Das Wichtigere aber ist, daß ihnen dadurch ein Mittel populären Verkehrs mit den Studierenden gegeben wäre. Es ist eine alte Klage, daß Professoren und Studenten viel zu getrennt sind. Aber wie abhelfen? Kasinos und Bälle sind

doch nicht die Form, wo sich beide auf erquickliche Weise mischen könnten; am Wirtstische zusammensitzen geht gewiß nicht; ein offenes Haus geben, das erlaubt die Bescheidenheit der äußeren Umstände und Verhältnisse den wenigsten. Hier aber wäre ein Ort, eine Form der lebendigsten Verbindung, hier wäre man miteinander jung, und was sich von Zusammenkünften, von geselligen Unterhaltungen an diese Übungen knüpfte, das gäbe dem frischesten Verkehr, dem unbefangensten Gedankenaustausch Raum. Ebendamit wäre auch die Möglichkeit eines warnenden, mäßigenden Einflusses auf etwaige Verirrungen der Idee, die sich an diese Form hängen könnten, gegeben, und schon das Gefühl der Verantwortlichkeit würde nötigen, in diesem Sinne einzuwirken.

(Jahrbücher der Gegenwart, herausgegeben von Dr. A. Schwegler, Tübingen, L. Fr. Fues, Heft VII, 1845.)

Bedenken über den Gesetzes-Entwurf der Volksbewaffnung in Württemberg.

Es läßt sich nicht leugnen, daß der den Ständen vorgelegte Entwurf der Bürgerbewaffnung, so sehr man die ihm zugrunde liegende Volkstümlichkeit der Gesinnung anerkennt, so unerschütterlich fest das begeisterte Vertrauen zu den neuen Händen steht, in welche die Leitung unseres Staatslebens gelegt ist, einen abkühlenden, fast einen niederschlagenden Eindruck in unserem Lande hervorgebracht hat. Wohl ist dieser Entwurf als ein noch unvollendeter, zu weiteren Entwicklungen nur die allgemeine Grundlage gebender bezeichnet, allein wo es im Prinzip fehlt ,da ist auch die wahre Entwicklung nicht möglich. Es fehlt aber diesem Entwurfe im Prinzip, weil er der Bürgerwehr nur die Bedeutung anweist, die Freiheit und Ordnung im Innern zu schützen, weil er also gerade unberücksichtigt läßt, wonach wir schon so lange seufzen: die Ersetzung des stehenden Heeres mit seiner ganzen Militärhierarchie, mit den furchtbaren Kosten, die es verschlingt, mit dem ganzen tiefen Widerspruch, daß es Tausende von Menschen nötigt, alle ihre Zeit und Kräfte einer Aufgabe zu widmen, die ihrem Wesen nach nur momentan sein kann und soll, dem Kriege. Im jetzigen Augenblick freilich kann von einer Ersetzung des stehenden Heeres durch ein Volksheer nicht die Rede sein, aus dem einfachen Grunde, weil wir noch kein Volksheer haben und weil uns Krieg bevorsteht; aber daß die Bildung eines Volksheers in dieser Bedeutung als Zweck ausgesprochen und vorangestellt werde, das erwartete man von dem Entwurfe, und man fühlt sich enttäuscht, weil er es nicht tut. Übrigens versteht sich, daß eine völlige Aufhebung des stehenden Heeres, auch abgesehen von dem jetzigen drohenden Augenblick, nicht möglich ist, weil ein Teil der Kriegskunst eine fortgesetzte Beschäftigung mit den betreffenden Gegenständen, stete Bereithaltung und immer erneute Zurichtung eines gewissen Materials fordert. Kavallerie werden wir immer brauchen, aber wenig, denn die Art der modernen Kriegführung, deren Hauptmittel die Feuerwaffe ist, hat dieser Waffengattung ein sehr be-

schränktes Gebiet angewiesen; reitende Artillerie, ein Geniekorps, eine Kriegsschule, welche dem Volksheer seine organisierenden Chefs und Exerziermeister gibt, wird unentbehrlich sein. Die Reduktion des stehenden Heeres auf ein Minimum ist aber durch das erwachte politische Leben schlechtweg gefordert. Soll nun die Volkswehr das stehende Heer ersetzen, so darf nicht vergessen werden, daß der Krieg eine Kunst ist, die man nicht in ein paar Wochen lernt, und daß aus dieser Wahrheit die meisten Scheingründe für die Notwendigkeit stehender Heere abgeleitet werden. Eine übrigens treffliche, von der tüchtigsten Gesinnung und Sachkenntnis erfüllte Schrift: „Stehendes Heer und Volkswehr, ein Beitrag zu der Bewaffnungsfrage der Gegenwart von einem deutschen Offizier" hat diesen Punkt dennoch, so scheint es uns, zu leicht, zu sanguinisch genommen. Es braucht eine lange, eine gründliche Übung, bis das organische Zusammenwirken in Massen, das noch etwas ganz anderes ist als die einzelnen Handgriffe und Bewegungen, dem Krieger zur andern Natur geworden ist. Nun soll aber durch eine Volkswehr, die das stehende Heer überflüssig macht, der unendliche Gewinn erzielt werden, daß der Bürger seinem eigentlichen Berufszwecke leben und doch zugleich Krieger sein kann. Nur einen verhältnismäßig kleinen Teil seiner Zeit wird er der kriegerischen Bildung widmen können. Was folgt daraus? — daß er die zu dieser Bildung nötigen Übungen um so früher beginnen, um so länger fortsetzen muß. Der vorliegende Entwurf zeigt sogleich bei diesem Punkte die Wirkungen des Mangels im Prinzip. Er faßt nur die Volljährigen und Selbständigen ins Auge, die Generation also, welche in den verknöcherten Zuständen, die wir jetzt eben vom Halse schütteln, in der Einseitigkeit und Geteiltheit des Lebens, in der Philisterei, im Versitzen und Verhocken aufgewachsen ist und zum großen Teile die Geschmeidigkeit und Gelenkigkeit nicht mehr hat, welche vorauszusetzen ist, wenn etwas Tüchtiges erreicht werden soll. Gerade die Jugend hätte zuerst ins Auge gefaßt und zum Eintritt nicht nur zugelassen, sondern verpflichtet werden sollen. Hier machen wir auf eine (trotz dem seltsamen Eingang, der wohl ironisch zu nehmen ist) treffliche kleine Flugschrift aufmerksam, die in diesen Tagen erschienen ist: „Ideen zu einer Volkswehr von einem vormaligen

Offizier." Sie beweist mit schlagenden Gründen, daß von einem Volksheer, das seinen Zweck erfüllen, das an die Stelle der Linie treten soll, nicht die Rede sein kann, wenn nicht geradezu mit dem Knabenalter schon begonnen wird. Sie schlägt daher drei Zeiträume für die militärische Volksbildung vor. Der erste, vom 7.—14. Jahre, wäre bestimmt, dem Knaben die allgemeine militärische Vorbildung zu geben. In Verbindung mit den gewöhnlichen Turnübungen würde er durch Unteroffiziere in die Elemente (Stellung, Marsch, Handgriffe mit hölzernen Gewehren, Anfänge des Felddienstes) eingeführt. „Der zweite würde mit dem Feste der Waffenweihe beginnen, eine Art politischer Konfirmation, wobei dem Jüngling die Feuerwaffe übergeben würde," so fährt der Verfasser schön und überzeugend fort und weist dann dem Alter vom 14.—21. Lebensjahre das Exerzieren mit dem Feuergewehr (namentlich Ladung, Feuer, Scheibenschießen), das Exerzieren im Zug, in der Kompagnie, im Bataillon, militärische Märsche, zerstreute Fechtart, die Formen des Felddienstes zu. „Es könnte", fügt er bei, „nun eine einfache Uniform (etwa ein blauer Waffenrock) eingeführt werden, welche zugleich bei allen feierlichen Gelegenheiten als Ehrenkleid dienen müßte. Hier wäre die Gelegenheit gegeben, sich von der Mode zu emanzipieren und eine deutsche Tracht einzuführen." Für diese zwei ersten Zeiträume fordert er zweimal in der Woche eine mehrstündige Übung: gewiß nicht zu viel, wenn eine hinreichende militärische Durchbildung erzielt werden soll. Da nun diese mit dem Schlusse des zweiten Zeitraums als erreicht angesehen werden kann, so bleibt einer dritten Altersklasse vom 21.—49. Jahre, nur die Aufgabe, das Erlernte anzuwenden und durch Übung zu erhalten; dieses dritte Aufgebot liefert im Frieden die Sicherheitswachen, im Kriege das eigentliche Heer. Natürlich verlangt der Verfasser auch öftere Versammlungen ganzer Massen des Volksheers, um militärische Märsche, Lager, Scheingefechte im großen usw. auszuführen.

Soll nun in diesem Sinne irgend etwas Erkleckliches, etwas Großes und Ganzes entstehen, so folgt mit Notwendigkeit, daß die Regierung die Organisation des neuen Instituts in die Hand nehmen muß. Der Gesetzentwurf basiert dasselbe auf die Gemeinde, überweist seine Verwaltung den Gemeindebehörden und dem Schult-

heißen als oberstem Vorstand. Die edle Absicht, die echt bürgerliche Gesinnung darin läßt sich nicht verkennen. Ehre und Achtung den Gemeinden! Aber nur keine militärische Organisation werde ihnen überlassen! Bürgerliche Behörden haben, so wie sie bis jetzt sind, keinen militärischen Sinn. Die Sache wird hinhängen, da fortschreiten, dort zurückbleiben, in einen Schlendrian übergehen und schließlich in einigen Krähwinkler Stadtsoldaten dem Militär des stehenden Heeres einen ebenso reichen Stoff zum Spotte geben, wie bisher die klägliche Spielerei unserer Bürgergarden, welchen nun glücklicherweise ein Ende gemacht werden soll. Man bedenke wohl, daß viele Einwohner eines Orts nur zufällig diesem Verbande angehören, daß nicht überall das Zutrauen zu städtischen Behörden und ihrem Vorstande vorhanden sein kann, das vorausgesetzt ist, wenn man ihrer Leitung sich unterwerfen soll. In größeren Städten mögen sich manche frühere Militärs in diesen Kollegien finden, oder in der Gemeinde für sie disponibel sein, aber nicht in allen, nicht in den kleineren, und wo sich solche finden, werden sie nicht eben auch die nötige Frische, die Kenntnis der neuesten und zweckmäßigsten Formen der Waffenübung besitzen, um die Sache gut und zweckmäßig zu leiten. Man sehe schon jetzt hin! Isolierte, verzettelte Korps bilden sich, die einen exerzieren nach diesem, die andern nach jenem Reglement; da ist keine Methode, keine Ordnung, kein Gehorsam, kein Fortschritt — kurz, es sind Schafe ohne Hirten. Wird das Gesetz ins Leben treten, so wird es mit diesen vorläufigen Verbindungen auf eigene Faust, mit ihrem Dilettantismus, ihrer Willkür, ihrem unmethodisch Eingelernten nicht weniger zu schaffen bekommen als Reitmeister mit Schülern, die schon reiten können, aber nur naturalistisch, und die daher bekanntlich die schlimmsten Scholaren sind. Es ist nicht bloß vom Einzelexerzitium die Rede; die Bürgerwehren der einzelnen Gemeinden sollen Glieder eines Volksheeres werden, da soll alles ineinander greifen, alles einzelne mit Rücksicht auf die Gliederung eines Ganzen geordnet und eingerichtet werden. Kein Volk ist weniger geeignet, sich von selbst, ohne die Leitung der eigentlichen Technik, in solchen Dingen zur notwendigen formellen Ordnung zu bilden als wir. Wir vermögen es nicht, bei Prozessionen, Fackelzügen u. dgl. irgendeine Präzision einzuhalten, nicht möglich ist es, gleiche Reihen, Kreise zu formieren usw.: und

bei so schlechtem Formtalent sollen wir uns selbst zu Soldaten erziehen? Es ist keine Frage: aus dieser ganzen Sache wird Stümperwerk, wenn nicht rasch von oben organisiert wird: rasch, denn jeder Tag verderbt durch diese isolierten, naturalistischen Anfänge schon im Keime das, was werden soll. Das erste, was daher geschehen muß, ist die Aufstellung einer Einheit für das Ganze, d. h. einer Oberleitung durch einen ausgezeichneten, einsichtsvollen, energischen, humanen, volkstümlich gesinnten Militär. Sollte der treffliche, allgemein geachtete Bangold nicht unserem Lande diesen Dienst zu leisten bereit sein? Der oberste Chef wird den Plan des Ganzen entwerfen, wird das Land in Bezirke teilen, die schwierige Frage lösen, wie die Landgemeinden zu Aufstellung bestimmter Heeresabteilungen zusammenzufassen sind; wird bestimmen, wie viele Gemeinden ein Bataillon bilden usw. Außerdem bedarf nun jede größere Gemeinde, jeder Bezirk von Dörfern eines Offiziers, der das neue Institut einleitet, ordnet, eines Offiziers, der mit der ganzen Autorität offiziellen Auftrags energisch, durchgreifend die einzelne Bürgerwehr mit Rücksicht auf das Ganze, in welchem sie ein Glied werden soll, nach den Befehlen des Chefs, der dem Ganzen vorsteht, organisiert. Nie wird ein Segen in die Sache kommen, wo nicht auf diese Weise von eigentlichen Technikern im ganzen straffen Sinne der Pflicht und des gesetzlichen Befehls Einheit geschafft wird. Die Bürgerwachen sollen ihre Offiziere selbst wählen. Das war Volkswunsch, und ein gerechter. Allein ehe wir Offiziere wählen können, müssen wir den Stoff dazu haben, die Übungen müssen ein Resultat abgeworfen, müssen gezeigt haben, wer der Wahl würdig ist. Nach welchem Prinzip soll sonst gewählt werden? Die Achtung, worin dieser oder jener Bürger persönlich steht, wird, so lange kein anderer Maßstab vorliegt, den Ausschlag geben, und gewiß soll die Wahl wesentlich auch dadurch bedingt sein; aber doch gewiß nicht allein dadurch, denn ein braver Mann, ein angesehener Bürger ist doch wahrlich noch kein guter Offizier. Wir brauchen also schlechterdings Offiziere vor den Offizieren, d. h. wir brauchen zuerst Offiziere der Linie, um uns diejenigen erst heranzuziehen, die wir selbst wählen können. Natürlich müssen diesen Offizieren geschickte Unteroffiziere beigegeben sein, welche die Mannschaft praktisch einexerzieren. Auch dies darf nicht von dem Zufall abhängen, ob eine Ge-

meinde in ihrer Mitte die rechten Exerziermeister findet oder nicht. Da und dort fehlt es nicht an trefflichen früheren Unteroffizieren zu diesem Zweck, aber anderswo wird man fürchten, Zeit und Mühe daranzugeben, um zu lernen, was man vielleicht ganz wieder umlernen muß, wenn später die Übungen nach einem geordneten Plane von förmlich bestellten Exerziermeistern geleitet werden.

Der älteste, der volkstümlichste Keim einer Bürgerwehr liegt in unsern Schützengesellschaften. Der Deutsche ist der beste Schütz in der Welt, und der Württemberger insbesondere hat die Vorliebe für die Büchse als nationale Neigung selbst durch die Jahrhunderte der Philisterei hindurch bewahrt. Unser beweglicher, ausdauernder Stamm ist offenbar vorzüglich zu der zerstreuten Fechtart des Scharfschützen geschaffen; unsere schwarzen Jäger waren bekanntlich ein ausgezeichnetes Korps. Die Büchsen eines Volksheers werden gegen ein noch so starkes stehendes ungeheure Wirkung tun. Nun stehen aber diese Schützengesellschaften da und wissen nicht, was sie aus sich machen sollen. Sie exerzieren zum Teil schon auf ihre Faust, ohne Rücksicht auf die besonderen taktischen Formen, die ihnen die Einreihung in ein Volksheer vorzeichnen würde. Man soll ihnen ihre Stelle im ganzen anweisen, ihre Waffe vervollständigen, d. h. die Büchse zum Laden mit Patronen ohne Hammer einrichten, ein gemeinsames Kaliber einführen, den Hirschfänger zum Aufstecken als sogenanntes Haubajonett bestimmen, dann aber die Bewegungen und Evolutionen einüben, wodurch sie als Scharfschützen im Felde erst brauchbar werden. Wir haben einen großen Krieg mit Sicherheit zu erwarten, diese einheimische Waffe wird vortreffliche Dienste tun; aber wenn sie nicht rasch, ungesäumt militärisch organisiert wird, so werden die Scheibenschützen mit Barchet, Unschlitt, Hammer, Gucker, Schattenblech dastehen und nichts zu tun wissen. Auch die Schießübungen müssen verändert, es muß auf Figuren im Laufe geschossen, es müssen Preise für die meisten Schüsse in der kürzesten Zeit eingeführt werden usw. wie in der trefflichen Schweizer Schützenschule. Man hat zwar bereits die Standbüchse weggeworfen und schießt aus freier Hand, aber immer noch herrscht die alte, spießbürgerliche Langsamkeit und Umständlichkeit im ganzen Verfahren, deren alte Gewohnheit den Schützen, wenn es einmal den blutigen Ernst gilt, völlig kopflos und wehrlos machen muß.

Endlich die Bewaffnung. Der Gesetzesentwurf verpflichtet die Bürgerwehrmänner, sie selbst anzuschaffen. Jeder, der es vermag, wird es mit Freuden tun, aber die Bürgerwehr ist nicht Sache des Volks, hat nicht den Charakter der Allgemeinheit, fällt nicht mit dem Staate zusammen, wenn nicht dieser die Waffen gibt und nur den Bemittelten überläßt, sie zu bezahlen. Diese Seite des Gesetzes hat die letzteren erfreut, die ungeheure Mehrzahl der Unbemittelten erschreckt und betrübt. Dennoch gibt es der ersteren hinreichend viele, um dem Staat die Ausgabe sehr zu erleichtern. Sollte denn keine Spekulation möglich sein, rasch einen großen Waffenvorrat anzuschaffen? Es wäre so sehr notwendig. Die Begeisterung ist da, man benütze sie, ehe sie verraucht. Das unmethodische Exerzieren mit allen den oben genannten Übeln hat schon eingerissen, Eile ist gebieterisch notwendig, die Sache von oben in die Hand zu nehmen und Gleichmäßigkeit, Organismus in sie einzuführen. Der Krieg ist vor der Türe. Unsere stehenden Heere werden nicht ausreichen, wir werden schon jetzt die Völker brauchen, lassen wir uns nicht überraschen, während sie in Masse noch untüchtig sind, das Schwert zu führen! Wohl stellten wir oben die Notwendigkeit einer langen Übung voran, aber wenn die Eile drängt, lernt man auch rascher, und kann ein rasch aufgeschossenes Volksheer nicht leisten, was ein von Kindesjahren an kriegerisch gebildetes Volk leistet, so ist es darum doch eine nicht zu verachtende Mauer für einen bedrohten Staat.

Wäre aber auch nur von Bürgerwachen im Sinne des Entwurfs die Rede: auch dieses Institut darf nicht ohne Führer, ohne die Kraft einer straffen Einheit sich selbst, der Formlosigkeit, der Vereinzelung, der Willkür, dem Zufall überlassen werden. Der Entwurf erwartet, daß seine Grundlagen sich von selbst entwickeln, daß an ihnen fortgebaut werde. Aber die einzig wahre Entwicklung ist hier rasches Organisieren. Es gilt hier nicht der Grundsatz instinktmäßigen Werdens, allmählichen Fortbildens, pflanzenähnlichen Wachsens. Hier entscheidet der kühne, rasche Griff, hier fordert die Freiheit selbst jene Diktatur, welche nicht Zwang von außen ist, weil die Freiheit selbst dieses Bedürfnis fühlt, weil sie in dem Willen, der mit schöpferischer Übersicht Einheit schafft und eine große Anstalt mit energischem Ordnungssinn ins Leben ruft, ihren eigenen erkennt.

(Geschrieben eine Stunde vor dem panischen Schrecken, den die Kunde von dem drohenden Einfall eines französischen Raubgesindels von 20—40000 Mann in unsere Stadt erregte. Da hätte man das führerlose, waffenlose Volk, seine Flüche über die Wehrlosigkeit hören sollen, worin wir uns befinden nach all' den Millionen, die man für das stehende Heer ausgegeben! Da war aber auch ein Ruf über die völlige Unzulänglichkeit des neuen Gesetzes!)

(Flugschrift, Tübingen, Zu Guttenberg, 1848.)

Das Bürgerwehr-Institut, oder Ist der Jammer noch länger zum Ansehen?

Eine bitterliche Klage und dringliche Bitte an das württembergische Ministerium.

Die folgenden Blätter enthalten einen schweren Tadel des gegenwärtigen württembergischen Ministeriums, der Tadel kommt aus einem Schmerz über die Stellung, welche dieses Ministerium einer der wesentlichsten Forderungen der neuen Zeit gegenüber eingenommen hat, aus einem Schmerz, den der Verfasser nicht länger in sein Inneres zurückdrängen kann. Es ist aber der Tadel eines Mannes, der nicht necken, nicht ärgern, sondern überzeugen und wirken will, eines Mannes, der in den letzten traurigen Wochen der deutschen Nationalversammlung den Rest seiner politischen Popularität darangerückt hat, gegen unzeitige Beschlüsse der eigenen Partei aufzutreten und, da das große Vaterland nicht mehr zu retten war, wenigstens das kleine vor dem Allertraurigsten zu retten; eines Mannes, der ebendaher ein aufrichtiges Wort frei zu haben glaubt. Ich habe alte Freunde verloren, ohne neue gewinnen zu wollen. Ich wußte das voraus, als ich den Mund auftat gegen meine eigene Partei. Jetzt bin ich allein, ich bin frei. In der Sache aber, für die ich diesmal sprechen will, bin ich nicht allein; der Kern aller Parteien, nur die äußerste Rechte ausgenommen, ist mit mir. Unser Märzministerium wird eine besonnene Kritik von einem feindseligen Angriff zu unterscheiden wissen; ich fürchte nicht, der Sache, für die ich einmal besonders begeistert bin und für die ich jetzt noch einmal die Feder ergreife, zu schaden, indem ich alles offen ausspreche, was ich mit Tausenden meiner Landsleute in diesem Punkt gegen es auf dem Herzen habe, ich hoffe vielmehr, ihr zu nützen, denn ich habe den Glauben an die Männer dieses Ministeriums, daß sie wohlbegründeten Beschwerden ihr Ohr nicht verschließen, daß sie länger nicht die gründliche Umbildung eines Instituts, über dessen unerträglicher Schlechtigkeit dem Geduldigsten endlich die Nerven zerbersten müssen, ihrem Volke vorenthalten.

Ich habe mich, ehe ich zur Sache selbst übergehe, einer Einwendung gegen meine Befugnis zu erwehren, die ich manchem Leser auf den Lippen schweben sehe. „Was geht den Laien das Militärwesen an? Was hat der Beruf eines Professors der Ästhetik mit der Wehrverfassung zu schaffen? Sieht es doch bald aus, als meine er, dieses Gebiet in seinen besondern Pacht nehmen zu müssen! Der Schuster bleibe bei seinem Leisten!“ Von der Ästhetik sogleich; was aber den Schuster überhaupt betrifft, so antworte ich, daß es traurig stände, wenn über Stiefel niemand urteilen dürfte, als wer Stiefel machen kann. Noch mehr: über eine neue einfachere Methode, Stiefel zu machen, wird man nicht die alten Zünfte fragen, über eine Vereinfachung des Arzneimittelwesens nicht beim Apotheker Rat holen dürfen. Doch Spaß beiseite; es ist freilich den Fürsprechern des Neuen die Sachkunde nicht erlassen. Ich bedaure sehr, daß ich nicht die Kenntnisse des Technikers habe, ich weiß aber ganz gewiß, daß im ganzen Umfange dieser Kenntnisse nichts stehen kann, was gegen die neue Schöpfung, die Zeit und Volk fordert, was nicht vielmehr laut für sie spräche. „Welcher Widerspruch! du besitzst diese Kenntnisse nicht und willst doch wissen, was in ihnen enthalten sei und was nicht?“ Das beantwortet sich sehr einfach. Deswegen kann die Kriegswissenschaft keine geheimen Beweise enthalten, daß eine Volkswehr mit den Forderungen militärischer Technik unvereinbar sei, weil erstens erfahrene und kenntnisreiche Militärs in einer umfassenden Literatur das Gegenteil ausgesprochen haben, und weil zweitens das Institut der Volkswehr tatsächlich in bedeutenden Staaten eingeführt ist: in Preußen und in der Schweiz; sehr mangelhaft freilich in Preußen, denn statt eines Prinzips hat es zwei, stehendes Heer und Landwehr; teilweise auf Kosten des Kriegszwecks freilich in der Schweiz, denn so lächerlich es ist, wenn die Zunftmeister der orthodoxen Schule auf ihre Wehrverfassung herabsehen zu dürfen glauben, so hat sie doch die schwierige Aufgabe, eine hinreichende Reiterei und Artillerie mit der Volkswehreinrichtung zu verbinden, bis jetzt nicht zu lösen vermocht. Was aber Preußen betrifft, so besitzt es trotz den Verkümmerungen der ursprünglichen Idee dieses großen Instituts in seinem Landwehrsystem eine Quelle von Kraft, die sich eben in den letzten Tagen so gewaltig entwickelt hat, daß man sich mit Verwunderung fragen

muß, warum die Staatsmänner anderer deutscher Länder sich nicht entschließen können, von Preußen hierin zu lernen. Ja die Landwehr ist das eigentliche Geheimnis von Preußens Größe; hätten die anderen Staaten diese Schöpfung nachgeahmt, so wäre die deutsche Frage, die uns jetzt in Verzweiflung bringt, gelöst, denn die Organisation der Landwehr hätte notwendig zu Verschmelzungen der kleinen Staaten geführt. Kann sich nun der Laie auf solche Tatsachen stützen, so hat er auf alle und jede Kompetenzfragen die Gegenfrage zu stellen: warum nimmt sich denn im jetzigen drängenden Augenblick kein Militär der Sache an? warum erheben die Techniker nicht ihre Stimme? Sie mögen ihre Gründe haben; wo die Überzeugung da ist, mag sie Neigung und Gewohnheit verhindern, die Überzeugung auszusprechen, aber wenigstens sollte dann niemand dem Laien Vorwürfe machen, der gerne geschwiegen hätte, wenn Kenntnisreichere ihre Stimme erhoben hätten, der aber, da *sie* schweigen, seinerseits entschlossen ist, nicht zu schweigen, und sollte man ihn darüber so lächerlich machen, daß die Kinder auf der Straße mit Fingern nach ihm zeigten. Die Wissenden schweigen in der entscheidenden Stunde, so müssen eben die Unwissenden dran, da hilft alles nichts.*)

Recht ausdrücklich aber will ich selbst den „Professor der Ästhetik" zur Sprache bringen, recht ausdrücklich will ich zugeben, daß das *Schöne* an der Sache mich zuerst erfaßt hat, daß aber eben im Schönen gerade hier deutlicher als irgendwo das *Gute* liegt. Ich lasse den Kriegszweck vorläufig außer Augen; es ist ja zuzugeben, daß das Heerwesen noch eine andere wesentliche Seite darbietet: die Seite der *Volkserziehung*. Der Betrachtung des Gegenstandes von dieser Seite schicke ich gerne das Bekenntnis voraus, daß es die Freude an der männlichen Krafterscheinung des Kriegswesens, der Kriegsbildung, des Waffenwerks ist, was meiner Liebe

*) Während meiner Abwesenheit in Frankfurt entgieng mir die kleine Schrift des Oberstleutnants *Moritz v. Prittwitz*: Über allgemeine Landesbewaffnung, insbesondere in Beziehung auf Württemberg, Ulm 1848. Erst nach Abfassung obiger Blätter werde ich auf sie aufmerksam gemacht und finde, daß ich in allem Wesentlichen mit ihr zusammentreffe. Ist diese so wohlmeinende, so eindringliche Stimme vielleicht darum unbeachtet geblieben, weil sie eine preußische ist?

zu diesem Zweige des öffentlichen Lebens als nächstes und einfachstes Motiv zugrunde liegt. Ich weiß auch nicht, warum ich mich schämen sollte, wenn mir der Anblick der Waffen, der stolzen Männer, die sie führen, der straffe kriegerische Befehl, der wie ein Blitz einschlägt und die Glieder beflügelt, das Herz erfreut. Der Mann und das blanke Eisen stehen einander so schön an! Ich weiß auch nicht, warum ich mich schämen sollte, wenn ich mit Schmerz und Erröten unser Volk sehe, wie es versessen, verhockt, vergilbt und verkrümmt hinschleicht, wie unter Hunderten kaum einer stehen und gehen kann, wenn ich dagegen sehnsuchtsvoller Erinnerung voll des Anblicks der Völker gedenke, die noch Naturschwung haben, wo der Gemeinste und Ärmste das Haupt hoch und stolz auf geradem Hals über den freien Schultern, der gewölbten Brust trägt und im königlichen Gang den Herrn der Schöpfung, den freien Mann verkündet. Das sind Völker, wo der Mann noch in Waffen aufwächst. Ich weiß sehr wohl, daß nicht bloß die Entwöhnung von Waffen, die Monopolisierung des Waffenwerks in einem besonderen Stand an der Verkrüppelung unseres Geschlechts schuldig ist, daß Hunger und Not und sitzende Beschäftigung in nordischen Zellen, Mangel an öffentlichem Leben, Kanzlei- und Schreibergeist ebenso viele positive Ursachen des verkrümmten und stumpfen Gepräges unseres Männergeschlechts sind; aber so viel ist gewiß, daß, wo durch solche Übel die Rasse gesunken, die Form erstorben ist, unter andern Mitteln eines nicht fehlen darf, um aus Karikaturen wieder edle Menschenbilder zu ziehen: die Ausdehnung des kriegerischen Berufs auf alle. Was Naturvölker noch von Hause aus haben, das müssen alte Kultur- und Hämorrhoidalvölker durch die Kunst politischer und pädagogischer Einrichtungen wieder erwerben. Aber wahrlich, nicht bloß die Erscheinung ist es, um die es sich handelt. Ein wohlorganisiertes Heerwesen mit seiner Reihenfolge gemeinschaftlicher kriegerischer Übungen ist eine Schule des freien Gehorsams. Die Beherrschung der Glieder, der ganzen äußern Erscheinung, die der Ästhetiker schauen will, muß der Ethiker und Politiker als Ausdruck und Ausfluß innerer, freiwilliger Einreihung in ein Ganzes wollen und wünschen. Die Gewohnheit präziser rhythmischer Bewegung in gemeinschaftlichen Evolutionen nach gemessenem Kommando wird schon im Knaben das Gefühl pflanzen und zur andern

Natur erheben, daß er sich als Glied eines Ganzen zu bewegen habe.*) Solche praktische Gewöhnung tut mehr als Lehre und als Polizeigesetze. Sie ist formell, aber hinter der Form lockt und reizt und begeistert der künftige Beruf des Vaterlandsverteidigers; an der formellen Übung reift die Übung des inneren Sinnes. Doppelt nötig ist ein solches Element straff gemessener gemeinsamer gymnastischer Bewegung für den nordischen deutschen Eigensinn, der nur allzusehr geneigt ist, die Freiheit in der willkürlichen Selbstbestimmung zu suchen, während bei dem harmonischen Griechen die Lust an dem Spiele rhythmischer Massenbewegungen, die er selbst in der Tragödie nicht entbehren konnte, nur der Ausfluß desselben Gemeinsinns war, womit der einzelne sich dem Staate hingab. Hat nun schon der Knabe in dieser Vorschule gelernt sich ein- und unterordnen, so werden die wiederholten Übungen mit der Waffe und in größeren Massen, die in einem das ganze Volk umfassenden Wehrsystem den einzelnen (in einer Abstufung von Erleichterungen für die höheren Jahre) durch sein ganzes Mannesalter begleiten, diesen Sinn des Organischen, des Gemeinschaftlichen, des Rhythmischen, diese Einheit von männlichem Selbstgefühl und Gehorsam stärken, reifen, vollenden. Kein sicheres Mittel wird das neue Staatsleben finden, der falschen Demokratie und den Ausbrüchen ihrer rohen Willkür zu steuern, die wahre Demokratie heraufzubilden, als diese kriegerische Erziehung der gesamten Jugend. Im alten Polizeistaat lernte der Bürger nicht gehorchen; denn ein Folgen aus Zwang ist kein Gehorsam, Gehorsam ist ein freies Horchen, ein Folgen mit Eingehen in das selbstgewollte Gesetz, den verstandenen und begriffenen Befehl. Der Zwang diente, wie immer, die Willkür zu pflanzen, denn der Gezwungene, wo er irgend freie Luft hat, rächt sich am Zwang

*) Es haben sich einzelne Lehrer in Württemberg das sehr dankenswerte Verdienst erworben, auf eigenen Antrieb militärische Übungen in ihren Schulen einzuführen. Wer erfreut sich nicht der geordneten Bewegungen dieser Kleinen, auf die eine bessere Zukunft wartet! Unter diesen Lehrern nenne ich Reallehrer D. Schmid in Tübingen und weise auf seine Schrift hin: Über den Exerzier-Unterricht an Lehranstalten. Ein Beitrag zu der wichtigen Frage der Volkswehr. Bekannt sind die ausgezeichneten Leistungen des Turnlehrers Spieß in der Einführung taktmäßiger Gesamtbewegungen in die Gymnastik.

durch Unart. Auch nahm der Polizeistaat, während er an **einem** Punkte zu viel auflegte, auf einem andern zu viel ab. Er machte daher den Bürger träg und bequem. So zwang denn dieser vormärzliche Staat, der leider in so manchem wesentlichen Punkte noch nicht verjüngt ist, einen durch eine zufällige Form (das Los) ausgehobenen Teil der Bevölkerung zum Kriegsdienst, den andern überließ er der Einseitigkeit der besondern Beschäftigungen und der stumpfen Bequemlichkeit seiner Erholungen. Es gab und leider! es gibt in diesem Staate keine Form, worin sämtliche Männer des Volks zu einer gemeinschaftlichen Tätigkeit sich versammeln, welche die Wirkung hätte, den einseitigen Stempel ihrer besonderen Beschäftigungen auszulöschen. Es lief daher alles auseinander, es war keine sinnliche, sichtbare Form da für die Einheit aller, keine Form für das Gemeinschaftliche, worin alle Männer eines Staates sich gleich sind: und ein solches ist doch wahrlich die Verteidigung des Staats als eines Ganzen und die heilsame, bildende, Ordnungssinn schaffende, Kraft und Maß zugleich fördernde Übung für diesen Zweck.

Ich habe bis jetzt nur die pädagogische Seite berührt, noch nicht den **Kriegszweck**. Hier begegnet mir der gewichtigste Einwand gegen ein System der Volkswehr. Er ruht auf dem **Prinzip der Teilung der Arbeit**. „Du gibst", so wird man mir einwenden, „dieses Prinzip zu, und es wäre auch eine Torheit, seine Bedeutung, seine Notwendigkeit zu verkennen; jeder Zweig menschlicher Tätigkeit wird nur dadurch zur Vollkommenheit geführt, daß einzelne und ganze Stände ihm ihre ganze Kraft widmen. Nur mit dem Kriege willst du eine Ausnahme machen; alle andern bürgerlichen Tätigkeiten sollen geteilt, die Wehrpflicht allein soll ungeteilt sein. Weißt du denn nicht, daß der Krieg eine **Kunst**, Gegenstand einer umfassenden Wissenschaft ist, daß die Übung in dieser Kunst eine wirkliche Entfernung von den andern Beschäftigungen des Bürgers, eine ausschließliche Widmung, eine Gewöhnung, eine fortgesetzte Wiederholung des geschlossenen Zusammenwirkens fordert, daß nur unter dieser Bedingung Manneszucht und Subordination zu gründen ist? Gehörst du etwa zu den Schwärmern, welche einen Haufen bewaffneter Menschen für Soldaten halten?"

Es wurde schon oben die Monopolisierung des Waffenwerks berührt, ich gehe nun auf diesen Punkt genauer ein und sage: diese Einwürfe beweisen nur die Notwendigkeit einer teilweisen Teilung, nicht aber die Notwendigkeit einer völligen. Ich erkläre mich deutlicher. Kein vernünftiger Mensch verkennt, daß der Kriegszweck eine Summe von Kenntnissen, Erfahrungen, Gewöhnungen fordert, welche gebieterisch verlangt, daß eine Anzahl von Männern ihm ihr ganzes Leben widme. Dies sind die Lehrer des Krieges, die Lehrstämme, die ständigen Offiziere und Unteroffiziere, welche den Rahmen für das Heer bilden. Daß aber die ganze Mannschaft aus Leuten bestehen müsse, welche sich ausschließlich dem Kriegshandwerk widmen, dies verlangen ja selbst die absoluten Freunde des stehenden Heeres nicht. Ist ja die schon vorher kurze Präsenz in vielen Staaten, namentlich in Württemberg, neuerdings noch mehr verkürzt, ja eine sehr bedeutende weitere Verkürzung der letzten Ständeversammlung von unserer Regierung selbst in Aussicht gestellt. Rasche Kriegsfälle haben auch im Systeme des stehenden Heeres immer mit sich gebracht, daß man kaum exerzierte Rekruten ins Feld führen mußte. Dauert ein Krieg länger oder bleiben die Aussichten kriegerisch, so behält man eben das erste Aufgebot einer Volkswehr, dem eine kurze Präsenz ja keineswegs erlassen sein soll, ebenso wie bisher die ausgehobenen Soldaten, länger präsent als gewöhnlich. Wo ist denn da der Schaden, welchen durch eine Umgestaltung der Wehrorganisation der Kriegszweck erleiden soll? Sind nur die Rahmen gut, so kann es nicht fehlen; das ist eine Überzeugung, die man von jedem gebildeten Offizier hören kann. Der Unterschied des neuen Systems, wie es die Zeit und der vernünftige Volkswille fordert, liegt rein in der Ausdehnung der Wehrpflicht auf alle: eine äußerliche Bezeichnung, die wir hier vorerst beibehalten, um den unendlichen Unterschied des innern Geistes, der darin liegt, erst im weiteren hervorzuheben. Diese Ausdehnung der Wehrpflicht bereitet Schwierigkeiten in der Organisation; denn sie fordert — schon der sonst unerschwinglichen Kosten wegen — die möglichst große Verkürzung der Präsenz, und dennoch soll die technische Ausbildung und die Erziehung zur Disziplin und Subordination nicht darunter leiden. Weil es aber nicht leicht ist, einen schwierigen Knoten zu lösen,

darf man ihn darum ungelöst liegen lassen? Darf man darum die himmelschreienden Übel eines alten, freilich bequemeren Systems der öffentlichen Stimme zum Trotz beim Leben erhalten? Indem ich diese Übel in Kürze zusammenzufassen suche, gehe ich wieder von der obigen, zunächst ganz äußerlichen Bezeichnung aus. Was man jetzt noch stehendes Heer nennt, beruht einzig und allein auf der Aushebung durch das Los. Eigentlich scheint der Ausdruck: stehendes Heer seine Bedeutung ganz verloren zu haben, nachdem das Heer weder aus Söldnern, die auf Lebenszeit oder auf viele Jahre geworben wären, noch aus Konskribierten besteht, die zu einer sehr langen Präsenz gezwungen sind. Der Ausdruck bezeichnet ursprünglich ein Institut, vermöge dessen jederzeit Soldaten präsent sind; auch in dem erneuerten Wehrsystem, wie wir es fordern, wird dies der Fall sein, denn ohne alle Präsenz ist keine kriegerische Ausbildung denkbar. Erreicht man durch eine systematische Vorübung der Mannschaft in ihren Wohnorten auch die Möglichkeit, die Infanterie im Laufe einiger Sommermonate und durch spätere Einberufung zu kurzen Feldübungen auszubilden, so muß doch Reiterei, Artillerie und das technische Korps jedenfalls über ein Jahr präsent bleiben; also auch im Winter werden immer Truppen in Garnison sein, die Lehrstämme der Infanterie und die Freiwilligen, die man im Frieden vorzüglich zum Festungsdienst benutzen wird, ungerechnet. Es bleibt also immer nur das Häkchen zurück: Aushebung durch das Los und dadurch Beschränkung der Wehrpflicht auf einen bloßen Teil der männlichen Bevölkerung. Und an diesem Häkchen hängt eine Welt! Die in der Form eines Verhängnisses eingreifende Ausscheidung ist es, welche die Kluft zwischen Bürger und Soldat zieht; sie ist es, welche diesen zu etwas ganz Besonderem macht, dem eine ganz spezielle Art von Ehre zukommen soll; sie bedingt den Nimbus, die Ausschließlichkeit, den Staat im Staate; sie bedingt den Begriff, daß die Kriegsübung Sache eines besondern Standes sei. Dieser Begriff ist eine unsinnige Vorstellung. Einen besondern Stand können nur diejenigen Tätigkeiten begründen, deren Hervorbringungen einem fortdauernden Bedürfnisse des Lebens entsprechen. Schuhe, Kleider, Gerichte, Verwaltungen, Lehranstalten braucht man immer; der Krieg aber ist momentan. Lange Kriege sind unnatürlich, doch auch die längsten dauern nicht

ewig. Dies Momentane mit Kraft durchzuführen, ja gerade recht nur zu einem Momentanen zu machen, bedarf es allerdings so vieler Kenntnisse und Erfahrung, daß es immer solche geben muß, welche der Kriegskunst ihr ganzes Leben widmen; diese bilden das Lehrerpersonal, das jedoch verhältnismäßig immer so wenige Personen zählt, daß diese keineswegs einen eigenen Stand darstellen können; alle andern aber, welche in Masse durch die Schule dieser wenigen gehen, geben ihren sonstigen Lebensberuf nicht auf, sondern führen den Unterricht, den sie von jenen genießen, neben ihrer eigentlichen und bleibenden Standesbeschäftigung so her, daß sie diese zum Zweck der Kriegsbildung auf kurze Fristen unterbrechen; eine Tätigkeit aber, welche die große Masse der Beteiligten nicht bleibend beschäftigt, bildet keinen besondern Stand. In der Tat kehrt ja auch der Soldat des alten Systems nach einer mäßig langen Trennung zu seinem Bürgerberuf zurück, aber eben im Widerspruch damit weist ihn die aussondernde Schicksalshand des Loses einem scheinbar besondern Stande und allen Vorurteilen und Mißbräuchen zu, die aus diesem Scheine fließen und wie ein Dorn im Körper des Staates schwären und eitern.

Ich bin hier an die politische Seite gelangt. Ich werde mich sehr kurz fassen, denn ich wünsche mich oberhalb der Parteien zu halten. Die Hauptrücksicht bleibt immer der Krieg gegen den äußern Feind. Mit einem Volksheer lassen sich keine absolut unpopulären Kriege führen, Kriege für rein dynastische Interessen werden unmöglich. Ich denke dabei keineswegs an eine Lockerung der Subordination, sondern ich behalte nur im Auge, daß Bildung und Einsicht des Volks im Heere vertreten ist und daß man ein solches Heer nicht schicken kann, wohin man mag. Der ungeheure Zuwachs von Streitkräften leuchtet von selbst ein. Im jetzigen Augenblick leider denkt man bei der Bestimmung des Heeres weniger an den Krieg als an die Polizei nach innen. Ich werde auch hierüber mein Urteil unbefangen halten; ich werde daher keine Phrasen über „Fürstenknechte" machen, aber ich sage: das stehende Heer als ein durch das ausscheidende Los scheinbar begründeter besonderer Stand ist ein Ding, das an und für sich in der Luft schwebt, in Zeiten politischer Schlaffheit als Ganzes unbedingt der Rückschrittspartei gehört, in Zeiten der politischen Bewegung aber zum Zank-

apfel wird, um den sich eine Partei der Ordnung ohne Freiheit und eine Partei der Freiheit ohne Ordnung rauft. Welche von beiden es gewinnen möge, es ist immer gleich übel. Gelingt es einer unreifen Demokratie, das Heer zu verführen, so wird sie immer die Erfahrung machen, daß sie an einem Dolche das Heft statt der Klinge geschliffen hat, sie wird sich mit ihrer eigenen Waffe schneiden. Gelingt es den Feinden des Neuen, sich des Heeres zu bemächtigen, so werden seine Exzesse eine neue Revolution vorbereiten. Ich gehe aber weiter und sage: gerade die Existenz eines stehenden Heeres schafft diese beiden Parteien, von denen man die eine nehmen und die andere damit schlagen sollte. Gebt ein wohlgeordnetes, streng organisiertes Volksheer, und ihr habt Ordnung und Freiheit vereinigt! Laßt das stehende Heer, das Zufluchtsnest müßigen Adels und vermoderter Begriffe, bestehen, und ihr setzt eben den Stein des Anstoßes, dessen bloßer Anblick schon das Volk mit unvertilgbarem Mißtrauen gegen alle Zusicherungen der Regierung erfüllt, die Bewegungspartei zu unaufhörlicher Agitation reizt und an dessen Fortbestand sich umgekehrt alle faulen Seelen klammern, welche die Frühlingsluft eines neuen Staatslebens nicht zu atmen vermögen! Ein solches Ärgernis, einen solchen Reiz der Entzweiung soll es offenbar überhaupt nicht geben, und die Soldaten selbst hätten billig auszurufen: setzt uns nicht in die Lage des armen Rüdiger im Nibelungenliede, der seine unsterbliche Seele daranrückt, welcher von beiden Anforderungen, die sich um ihn streiten, er immer folgen mag!

Nicht minder wesentlich ist die sittliche Seite. Ich bin ein Soldatenfreund und möchte so manchen braven und gebildeten Offizier, dessen Freundschaft und Vertrauen ich genieße, nicht kränken; aber es wäre auch lächerlich, sich zu stellen, als wüßte man nicht, daß die Verfestigung des seiner Natur nach momentanen Prinzips der Gewalt zu einem besondern Stande diesem den Geist der Roheit einhaucht. Der gebildete Offizier weiß, daß der Krieg eine Kunst ist, seine Studien werden seinem Charakter den Stempel der Humanität aufdrücken, aber anders ist die Masse: wer das Dreinschlagen als Lebenszweck ansieht, der möchte eben gern auch einmal dreinschlagen, auch wenn kein Feind da ist; er ist auf die Faust angewiesen, so will er sie auch brauchen. Die innere Roheit

führt zu rohem Genuß, wilden Sitten, Raufereien, Trunk, die Geschlechtsliebe im krassesten Sinn als unentbehrlichen Mechanismus aufzufassen wird zum guten Tone. Die glänzende Erscheinung erleichtert Verführungen; und ihr könnte die weibliche Natur, wie sie einmal durch das spezifisch Männliche der kriegerischen Erscheinung überrascht und angezogen wird, nicht verändern, aber ihr könnt herbeiführen, daß die Eigenschaft, Soldat zu sein, allen Männern gemeinschaftlich ist, und dann wird die Wahl des Weibes auf den Wert der Persönlichkeit zurückgewiesen sein. Garnisonen im bisherigen Stil wirken entsittlichend; im Soldatenleben steckt hinter dem Glanze und dem Nimbus der besonderen Standesehre viel, sehr viel Gemeines. Führt, indem ihr die allgemeine Wehrpflicht zur Wahrheit macht, die Intelligenz, die Blüte der geistigen Bildung diesem sogenannten Stande zu, und ihr habt ihn von innen heraus veredelt. Die Ausnahmen, Erleichterungen, Zurückstellungen, welche Familienwohl, Gewerbe, Amt usw. fordert, werdet ihr nicht verweigern; aber trotz denselben wird die Bildung, die edler erzogene Jugend, sobald ihr die Wehrpflicht ernstlich auf alle ausdehnt, den Waffenplätzen in solcher Masse zuströmen, daß das Kriegsgeschäft seiner Ehre auch innerlich wert sein wird.

Als im Frühling 1848 alle Herzen höher schlugen, als Charaktere, deren Namen in Württemberg kein Mund ohne Achtung nennt, zu Ministern des Königs berufen wurden, gieng eine der ersten und sehnlichsten Hoffnungen, der stärksten Forderungen des Volkes auf eine neue Schöpfung im Gebiete des Heerwesens. Man erwartete eine Idee von unserem Ministerium, eine gestaltende, ganze, organisierende Idee, ein neues Gebäude. Was tat das Ministerium? Es ließ den alten Zwingturm stehen und baute daneben hin ein morsches Lehmhaus, das, wie jedwedes Auge voraussah, in wenigen Monaten von Wind und Wetter zerfetzt sein mußte und das jetzt auch glücklich, trotz allem Flickwerk, in Trümmern liegt. Kein Denkender war so blind, zu verkennen, daß man ein neues Gebäude nicht über Nacht aufführen kann, aber die Erwartung war gerecht, daß wenigstens in den Grundlinien das neue Gebäude verzeichnet, die Skizze gegeben, der Bauplatz abgesteckt,

die ersten Bausteine herbeigeführt werden. Das Bürgerwehrgesetz, das die Regierung vorlegte, wurde als ein Akt der ersten Eile bezeichnet, weitere Ausbildung wurde zugesagt, aber die Basis wurde ein für allemal gegeben, und auf einer falschen Basis läßt sich nicht weiter bauen. Das Gesetz war vom alten Ministerium herübergenommen, der Drang des Moments soll eine eigene, neue Schöpfung verhindert haben. Es ist wahr: Volk und Kammer drängte. Aber in der Zeit, welche es kostet, um das alte Papier einer überwundenen Regierungsform zu prüfen und die schwere Frage, ob man es auf seine Verantwortung nehmen wolle, abzuwägen, lassen sich gewiß auch die Grundlinien vorhandener volkstümlicher Wehrsysteme, die besten Schriften der vorhandenen Literatur studieren, läßt sich die Skizze eines Systems in den einfachsten Grundzügen entwerfen. Man lese die erste preußische Landwehrverordnung von 1813: kühn und genial ist sie mit wenigen großen Zügen hingeworfen. Das Volk freute sich so sehr auf dieses Gesetz! So viel edle Kräfte, bereit, zu gehorchen, warteten nur, daß ihnen richtig befohlen werde! Es war so schön, daß diese Vorlage die erste sein sollte unter den Vorlagen der neuen Regierung; eine verjüngte Wehrverfassung ist ein so augenfälliger Ausdruck eines neuen Geistes in der Regierung! ein so herzerfreuendes Symbol eines neuen Lebens! ein so teurer, so glänzender Bürge neuer Freiheit und Einheit! Jugendlich war die Zeit, jugendlich ist die Sehnsucht nach Volksbewaffnung! Und nun — auf die frisch klopfenden Herzen kalt Wasser! Auf die erste schöne Hoffnung eine düstere Enttäuschung! Statt einer lebensvollen Idee eine totgeborne Abstraktion! Statt eines Ganzen eine Halbheit! Statt eines schöpferischen Gedankens eine Reflexion! Statt einer Einheit eine Zweiheit, ein unseliger Dualismus!

Gehen wir genauer ein. Als im März 1848 auch der Gedanke der Volksbewaffnung in den Vordergrund trat, so dachte die Masse des Volks zunächst unklar an eine Erlaubnis, Waffen tragen zu dürfen. Auf dieser Grundlage des Begriffs eines Erlaubens, eines Freigebens dachte ein Teil des Volks, für den ich keinen rechten Namen weiß (etwa: alle diejenigen, welche glauben, den Polizeistaat von außen her stürzen zu können), weiter, und zwar so: die Regierung ist bewaffnet, das Volk soll auch bewaffnet sein. Also

eine Mißtrauensbewaffnung, eine Bewaffnung für den möglichen Fall einer Revolution. Diese Ansicht geht auch darin etwas weiter als jene unbestimmte Vorstellung, daß sie an eine Organisation dieser Bewaffnung denkt, jedoch nur an eine unbestimmte und schlaffe. Denn da sie Regierung und Volk, Befehl und Freiheit trennt und einander gegenüberstellt, so kann sie gegenüber den Organen, welche leiten, befehlen, streng organisieren, die Freiheit und das Volksglück nur in einem Mangel an Befehl und Organisation suchen; willkürliche Selbstbestimmung ist ihr Ideal; Selbstregierung, Selbstorganisation auch da, wo eine ganz spezielle Technik erforderlich ist, unbedingte Wahl der Führer, beliebiger Gehorsam oder Ungehorsam, das war das Bild, wovon sie bei ihrer Forderung ausgieng. Diese Partei sieht nicht ein, daß man den Polizeistaat nicht von außen, sondern nur von innen bekämpfen kann, daß man ihn in seinem innern Herzen erfassen und umbilden muß. *Das Freie, das Volkstümliche muß in seine eigenen Institute hineingeworfen werden, die Freiheit muß von seiner Technik profitieren, indem sie ihren Geist, ihre Volkskräfte eben in die Rahmen hineinströmen läßt, die er mit Sachkenntnis ohne Geist, mit Verstand ohne Herz gezogen hat.* Wenn irgendwo, so gilt dies vom Wehrwesen, wo *ein* Unwissender Tausende zur Schlachtbank führen kann. Erkennt man nun, daß man den Polizeistaat in diesem Sinne bessern muß, so kann man auch und muß man sich von ihm befehlen lassen, man muß gehorchen, man muß die Führer, die er mit der Autorität offizieller Techniker gibt, sich gefallen lassen und dankbar annehmen. Hat man aber den Glauben nicht, ihn zu bessern, geht man vom absoluten Mißtrauen gegen seine Befehle aus, so meine man nur nicht, daß eine halbe und schlaffe Organisation bewaffneter Haufen ihm gegenüber zum Siege führe. Ist das Äußerste, ist eine gewaltsame Revolution gegen eine unverbesserliche Regierung notwendig geworden, so stürzt sich die Verzweiflung selbst mit nacktem Leib auf die Mordgeschosse, entreißt der Tyrannei ihre Waffen und siegt im rechten Momente; eine schlecht organisierte Volksbewaffnung aber wird vom Reize des Waffenbesitzes nur verlockt, zur unrechten Stunde ungeschickt loszuschlagen. Nationalgarden haben nie eine Revolution

gemacht, und wenn eine gemacht war, haben sie charakterlos hin und her geschwankt. Die Wahrheit aber ist, daß eine wohlgeordnete Teilnahme des ganzen Volkes an der technisch organisierten Bewaffnung des Staats den Grund zur Revolution in seiner Wurzel aufhebt, indem sie eine Bürgschaft, ja die einzige wahre Bürgschaft für den guten Willen der Regierung ist.

Die hier geschilderte Partei ist klein, aber sie verstärkt sich nicht nur durch die unklaren Vorstellungen der Masse, sondern auch bei gänzlichem Unterschied der Motive durch eine große Masse der Bevölkerung aller Stände: alle Trägen und Eiteln nämlich, die wohl gern Parade spielen, mit Waffen und Uniformen glänzen, aber hübsch wegbleiben, wenn es mit den Anstrengungen des Dienstes Ernst wird, teilen mit ihr, mögen sie im übrigen auch die krassesten Reaktionäre sein, die Abneigung gegen den unerläßlichen Gehorsam.

Ein tüchtiges Institut hätte gegen diesen gesamten Teil des Volks, der, sei es aus falschem Freiheitsprinzip, sei es überhaupt aus Trägheit, nicht gehorchen mag, natürlich einen energischen Zwang ausüben müssen. Die Kinder müssen zu dem, was ihnen heilsam ist, gezwungen werden. Die Regierung hätte zu ihnen gesagt: ich erfülle euren Wunsch, aber ihr müßt es euch gefallen lassen, wenn seine Ausführung in der Wirklichkeit eine andere Gestalt annimmt, als ihr euch träumt. Wollt ihr Volksbewaffnung, so wollt ihr eine Organisation, und da gilt es, hübsch ordentlich zu gehorchen. Ihr habt gewollt, so wollet auch müssen.

Der freie Staat übt keinen Zwang, wo er nicht ein achtungswertes Gewicht der öffentlichen Meinung für sich hat; die Regierung hätte sich aber auch bei dieser Zurechtsetzung der Köpfe, wobei es ohne Zwang nicht abgieng, mit vollem Vertrauen auf einen Teil des Volkes stützen können, der wohl nach der Kopfzahl berechnet nicht groß, aber nach dem geistigen Gewichte gerechnet stark ist: auf die Partei, welche ebenso gewiß Freiheit will, als sie einen Greuel hat an allem Unorganisierten, welche begreift, daß frei sein heißt frei gehorchen. Diese Partei erwartete eine Schöpfung, welche sich hoch über den Gegensatz von Regierungsbewaffnung und Volksbewaffnung stellte, sie erwartete ein Landwehrsystem ohne die Mängel des preußischen. Sie begriff, daß dies nicht aus dem Ärmel geschüttelt werden könne, daß vorerst das in bisheriger

Weise ausgehobene Heer stehenbleiben müsse, aber sie hoffte, daß alsbald eine Bewaffnung des Volkes errichtet würde, welche das künftige Ganze im Keime zeigte: eine Gliederung der männlichen Bevölkerung etwa in drei Aufgebote, deren erstes, die jüngsten Altersklassen umfassendes, vorläufig zwar in den Wohnorten eingeübt, aber statt der nächsten Rekrutierung zu einer kurzen Präsenz mit Sold in den Garnisonstädten versammelt worden wäre; deren zweites etwa das Alter von 25 bis 35, deren drittes das Alter bis zum 45. Jahre begriffen hätte. Die Pflicht der Verteidigung des Landes gegen äußere Feinde hätte mit jedem Aufgebote sich mehr beschränkt, keines aber wäre derselben ganz enthoben gewesen: denn ohne sie fehlt dem Waffenwerk Reiz und Weihe. Mit der Pflicht der Erhaltung der innern Ordnung hätte es sich umgekehrt verhalten: das dritte Aufgebot, aus den gesetztesten Männern bestehend, hätte den nächsten Beruf gehabt, gegen innere Störungen einzuschreiten, in zweiter Linie erst wäre das zweite und im äußersten Fall das erste Aufgebot eingetreten. Die Zweckmäßigkeit dieser umgekehrten Stufenfolge leuchtet ein. Innerhalb der Aufgebote wäre die weitere taktische Gliederung wieder nach Altersklassen bestimmt worden. Die Organisation und Einführung wäre durchaus von der Regierung in die Hand genommen, d. h. durch offizielle Techniker, durch Offiziere und Unteroffiziere bewerkstelligt worden. Von freier Wahl der Offiziere konnte ja für den Anfang jedenfalls gar nicht die Rede sein, wo man keine Offiziere zum Wählen hatte. Woher nehmen und nicht stehlen? Ein Offizier muß durch Erfahrung erprobt, muß in seinem Fache eine Prüfung bestanden haben; man kann Offiziere nicht wählen ohne Offiziere. Für die Zukunft hatte man dem zweiten und dritten Aufgebot eine Wahl aus geprüften Offizieren bis zu einem gewissen Grade vorbehalten können. Alle diese Techniker sowie das ganze Institut wären unter der Oberleitung eines besonderen, dem Kriegsministerium zugeteilten Chefs so lange gestanden, bis das erste Aufgebot an die Stelle des bisherigen sogenannten stehenden Heeres getreten und ebendadurch in den Wirkungskreis des Kriegsministeriums unmittelbar gefallen wäre. Dieses Ganze konnte natürlich nur aus Infanterie bestehen; erst in dem Momente, wo das erste Aufgebot durch Eintritt in die Präsenz die Bestimmung des bisherigen Heeres erhalten hätte, wäre die Mann-

schaft für die Spezialwaffen ausgeschieden und die für sie unerläßliche längere Präsenz festgesetzt worden: eine Ungleichheit der Wehrpflicht, für deren anderweitige Ausgleichung die einschlagende Literatur, auch das vom Wehrausschuß der Nationalversammlung entworfene Gesetz Vorschläge enthält. Ausgesprochen mußte werden, daß zwischen dem ersten zum Kriegsdienste zunächst bestimmten, mit Sold auf kurze Zeit wiederholt präsenten Aufgebot und den andern zwei Aufgeboten der in ihre Heimat entlassenen, doch zu gemeinschaftlichen Übungen noch öfters zu berufenden Mannschaft kein Unterschied im Rang, Bekleidung und Ausrüstung sein werde, denn ohne diese gesetzliche Gleichheit nistet sich immer wieder das Vorurteil des stehenden Heeres, eine Quelle unaufhörlicher Reibungen, ein. Große finanzielle Schwierigkeiten hätte die erste Ausrüstung mit sich gebracht; denn soll eine volkstümliche Wehrverfassung zugleich eine Sache der Regierung sein, so muß diese die Waffen geben. Da es aber für die erste Organisation eines solchen Instituts nur zweckmäßig ist, das vorgeschrittene Alter vorerst zu schonen, nicht mit den schon Vertrockneten und Versteiften, sondern mit der elastischen Jugend anzufangen, daher von einem gewissen Alter an nur Freiwillige aufzunehmen, so ersparte man für die erste Einrichtung nicht nur einen großen Teil der Ausgabe, wenn man etwa das dritte Aufgebot vorläufig unorganisiert und unbewaffnet ließ, sondern man konnte auch den Wehrpflichtigen dieses Aufgebots statt des noch erlassenen Übungsdienstes eine einmalige nach Vermögensklassen abgestufte Steuer zur leichteren Deckung der Kosten für das Ganze auflegen; der gute Wille und die Begeisterung hätten damals wahrlich nicht gefehlt und die Last wäre leichter verschmerzt worden als der peinliche Todeskampf der Bürgerwehr. Überhaupt, wenn man eine Notwendigkeit erkannt hat und ernstlich will, so finden sich auch die Wege und Mittel der Ausführung.*)

Etwas dieser unmaßgeblichen Skizze Ähnliches wird in allen Schriften der betreffenden Literatur aufgestellt; eine umfassende Schöpfung dieser Art erwarteten alle Freunde der organisierten Frei-

*) Als Hauptmittel der Minderung der Kosten rät Prittwitz die in Preußen bestehende Einrichtung, daß Freiwilligen, die eine hinreichende militärische Vorbildung nachweisen und ihre ganze Ausrüstung selbst bestreiten, kürzere Dienstzeit und freie Wahl des Truppenteils gewährt wird.

heit. Eine solche Schöpfung wäre unpopulär populär gewesen, d. h. sie hätte zuerst den Schwachen und Lässigen mißfallen, bald aber allen eingeleuchtet, wogegen ein Institut im Sinne der erstern Partei populär unpopulär sein, zuerst den Lässigen und Schwachen gefallen, dann aber allen mißfallen mußte.

Was kam? Ein Gesetz, das auf die frische Begeisterung bei allen Nachdenkenden wie tödlicher Meltau fiel. Vereinzelte Lokalbürgerwachen sollten errichtet werden, ihre Offiziere selbst wählen, unter der Verwaltung der städtischen Behörden stehen, ihre Waffen selbst anschaffen. Die Pflicht des Eintritts begann mit dem volljährigen Alter und dauerte bis zum 50. Jahre. Die Bestimmung war: Schutz der Verfassung und Gesetze (auch „der Freiheit, der gesetzlichen Freiheiten") und Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit.

Es war wahrlich keine Kunst, vorherzusagen, was nun im Laufe von 1½ Jahren reichlich eingetroffen ist: ein niemals organisiertes Institut hat sich nicht desorganisiert, es ist im Versuch, geboren zu werden, fortwährend gestorben. Aus nichts wird nichts. Aber etwas tut weh, weh, Herren Minister, sehr weh: wenn von seiten der Regierung der Ausbruch der ganzen Nichtigkeit, die im Gesetze lag, dem Volke vorgeworfen wird! wenn das Organ der Regierung (die Württembergische Zeitung) spottend sagt: die Bürgerwehr ist in der Auflösung begriffen, auf dem Lande wollte man sie ohnedies nie usw. Die Regierung hat ein Wesen in die Welt gesetzt, ihm alle und jede Erziehung vorenthalten, und nun ruft sie: den ungezogenen Jungen kann man nicht brauchen! Eine Militäranstalt sollte von reinen Zivilbehörden geleitet werden, ein streng technisches Institut ohne Techniker sich aus nichts herausbilden (denn auf den Zufall, daß da und dort in den Gemeinden ein früherer Offizier lebt, konnte doch kein Offizierstand für ein Wehrsystem gegründet werden); ein Volk, das eben von einem Staatsleben herkommt, worin Zwang gesät wurde und Willkür aufgieng, sollte plötzlich reif sein, in einer Sphäre, worin gemessener Gehorsam recht eigentlich das Losungswort ist, sich selbst zu gehorchen, der Willige und Fleißige seine kostbare Zeit verschwenden, im Verein mit Ungehorsamen und Unfleißigen durch Dilettanten in Jahren nicht zu lernen, was in Monaten zu lernen ist, der Fünfundzwanzig-

jährige neben dem Fünfziger in Reih und Glied gehen; und damit ja das frischere Mannesalter das Bleigewicht nicht mit sich fortreißen könne, das durch die unbiegsamen höheren Altersklassen jedem Fortschritte der Übung an die Sohlen geheftet war, wurde die rasche, leicht auffassende Jugend teils ausgeschlossen, teils nur für berechtigt erklärt, also das Pferd recht eigentlich am Schweif aufgezäumt. Die Waffen und Ausrüstung sollten von der Mannschaft selbst angeschafft werden. Ein wahres Falstaffkorps war, ein Gegenstand begreiflichen und verzeihlichen Spottes für das stehende Heer, neben dieses hingestellt. O, es war schade um die edlen Kräfte, die so der Hilflosigkeit und Ratlosigkeit, eine Herde ohne Hirten, überliefert wurden; um die Braven. die so gerne gehorchen wollten und denen niemand befahl, schade, und noch einmal schade, ja sündenschade! Wer konnte von diesem Institut etwas Lebendiges hoffen? Aber so in der wirklichen Erfahrung ist das Hinsterben schmerzlicher, peinlicher, als es in schnellgesagten Worten aussieht, es war ein Foltertod auf der Marterbank. Bitten, Flehen, Beschwören um Offiziere, um eine Organisation war umsonst; die Regierung blieb taub. Kein Wunder war es, wenn in diesem Boden der Qual eine böse Pflanze wuchs: Verdacht und Mißtrauen. Ich bin fest überzeugt, daß das Ministerium es gut meinte, wenn es das Institut auf die Gemeinde, auf das Prinzip der Selbstregierung gründete. Aber da es in den ersten Momenten klar wurde, daß einen die Augen bissen, wie verkehrt diese Basis sei, so hätte der Fehler rasch zurückgenommen werden müssen. W e i l ich der Obrigkeit Vertrauen wünsche, w e i l ich sie geachtet sehen will, schmerzte mich der starke Schein des Grundes zum Mißtrauen. In der Tat, was lag dem Argwöhnischen näher, als zu sagen: es ist klar, man w i l l nicht! Man hatte schnell einsehen gelernt, daß ein recht eingefleischter Feind einer volkstümlichen Wehrverfassung nichts B e s s e r e s tun könnte für seinen Zweck als rufen: Bürgerwehren allüberall! Die Offiziere selbst gewählt, nur gibt die Regierung keine ab! Ihr sollt alles haben, wie ihr's wolltet! Und nach einem Jahre dürfte er nur hindeuten und sagen: da seht den Jammer und fragt noch, ob man ein stehendes Heer braucht! Man kann die Volksbewaffnung besser nicht ruinieren, als wenn man sie zugibt und nicht in die Hand der Regierung nimmt.

Zur Auflösung der Bürgerwehr haben auch die politischen Wirren

beigetragen. Aber auch an dieser Quelle der Auflösung trägt das unglückliche Gesetz wesentliche Mitschuld. Fassen wir nämlich die Sache im Mittelpunkte, so hat sich das Ministerium (in der besten Meinung zwar) auf den Standpunkt der ersten von den zwei oben geschilderten Parteien gestellt. Diese wollte eine Volksbewaffnung gegenüber der Regierungsbewaffnung. Darin liegt eine falsche, dualistische Anschauung des Staats; das Ministerium hat sie gutgeheißen. Es hat den Kindern die Speise gegeben, wie sie dieselbe begehrten. Es wollte der Freiheit ein Zugeständnis machen, gab ihr ein Geschenk von chaotischer Beschaffenheit und mußte erleben, daß ein chaotischer Freiheitsgeist seine Funken an diesem Leiter entlud; diese Erfahrung muß ihm schmerzlich sein, darf es aber nicht überraschen. Hat das Volk eine Bewaffnung, welche mit der technisch organisierten Regierungsbewaffnung durch kein Band verknüpft ist, so liegt in bewegter Zeit jedem unruhigen Kopf die Lust nahe, die lotterichten Kompagnien gegen die technische Bewaffnung des Staates zu kehren; das Institut an sich, wie es ohne Halt im Leeren schwebt, bringt diese Stimmung, dieses Vorstellungselement mit sich. — Gleichzeitig stellte nun das Bürgerwehrgesetz als Bestimmung der Bürgerwachen die Aufrechthaltung der inneren Ordnung auf; diese Definition hatte natürlich nicht die Kraft, jener Vorstellungsreihe nachhaltig entgegenzuwirken, denn ein Institut, das für Ordnung sorgen soll, muß selbst in seinem Innern ein Bild der Ordnung, der Organisation geben; dennoch hielt sich an dieses letztere Moment die Partei der Freunde einer freien, und mit ihr freilich auch die der Freunde einer unfreien Ordnung. So war denn durch das Gesetz selbst der Kampf der Parteien, der das Institut zerfressen hat, recht in sein Innerstes gesät worden. Die Offiziere wurden nach politischen Ansichten gewählt, und auch das ist nur natürlich; die Regierung gab keine Techniker ab, nach irgend einem Prinzip mußte man doch wählen, also. — Kurz, wer das stehende Heer beläßt und daneben eine Bürgerwehr errichtet, der organisiert für ruhige Zeiten eine erbärmliche Spielerei, für unruhige in einem Atem die Revolution und die Reaktion, und zum Schluß — die Entwaffnung, die Auflösung. Wer dies mit Absicht täte, wäre ein Teufel, wer es aus Versehen tut, der hat einen großen politischen Fehler begangen. Im letzteren Falle befindet sich nach meiner Ansicht das württembergische Mini-

sterium und jedes andere, das statt einer Landwehr eine Bürgerwehr geschaffen hat.

Nach fast anderthalb Jahren hat man in der jetzt geschlossenen Ständeversammlung die Sache wieder vorgenommen. Man hat an dem Bürgerwehrgesetze g e f l i c k t. Die Regierung hielt den Augenblick der allgemeinen politischen Erschütterung nicht für geeignet, eine Umgestaltung des Militärwesens vorzunehmen. Sie brachte daher nur Zusatzartikel zu dem bestehenden Gesetze ein. Die Kammer nahm dieses Motiv an. Ich bin so frei, der entgegengesetzten Meinung zu sein. Gerade in drohenden Momenten muß man nichts Halbes stehen lassen, muß man das glühende Eisen schmieden. Genau unter der Wetterwolke des Kriegs wurde die preußische Landwehr geschaffen und durch eine rasche Maßregel eingeleitet: man berief nach und nach die ganze männliche Jugend in die Garnison und übte sukzessive in sehr kurzer Präsenz Abteilung nach Abteilung ein. Hat man Zeit, sich auf einen Krieg zu rüsten, so ist nicht einzusehen, warum man nicht das erste Aufgebot einer Landwehr ebensogut für denselben sollte ausbilden können als Rekruten, die durch das Los konskribiert sind. Bricht ein Krieg unerwartet schnell aus, so muß bei dem jetzigen System ein Teil der Mannschaft ebensowenig vorgeübt in das Feld rücken wie im Landwehrsystem. Der ganze Unterschied, der technische Schwierigkeiten zu bereiten scheint, liegt in der Notwendigkeit einer nur sehr kurzen Präsenz, die bei allgemeiner Wehrpflicht unbedingt deswegen eintritt, weil bei so großen Massen für eine lange Präsenz schon die Kosten gar nicht zu erschwingen wären. Nach einigen Friedensjahren ist aller Nachteil dieses Unterschieds ausgeglichen, denn daß bei sehr kurzer Präsenz die Jugend vom Knabenalter an in ihren Wohnorten vorgeübt sein muß, versteht sich, und dazu hat man dann Zeit. Läßt aber der schnelle Ausbruch eines Krieges hiezu keine Zeit, so vergesse man doch nicht, daß neben der neuen Einrichtung die Wehrpflicht der in längerer Präsenz zuletzt eingeübten beurlaubten Mannschaft des früheren Systems bis zum Erlöschen ihrer Kapitulation fortdauert und daß diese die Lücke ausfüllen muß, bis der Reihe nach die neue Mannschaft, die ja im Kriege natürlich länger präsent sein muß, hinlänglich geübt nachrückt. Die Hauptsache bleibt aber immer: entscheidend ist die Güte der Lehrstämme. — Soviel ist und bleibt gewiß: macht ihr's nicht jetzt im

Schwung der Zeit, im Frieden, auf den ihr uns vertröstet, so kommt es noch viel weniger zustande.

Es erscheint mir ziemlich gleichgültig, was in dieser Kammerberatung beschlossen worden ist. Müdigkeit und Verwirrung herrschte in ihr, eine gewisse Stimmung, daß doch nichts aus der Sache werde, brütete über ihr. Die Bürgerwehr sollte besser organisiert werden und doch auf die nicht technische Behörde, auf die Gemeindevorstände basiert bleiben, die freie Wahl der Offiziere, ohne doch über geprüfte Offiziere verfügen zu können, wurde beibehalten. Man befand sich in einem unauflöslichen Widerspruch; man wollte die Bürgerwehr heben und sie sollte doch Bürgerwehr bleiben (nach dem Sinne der Kammer z u n ä ch st , nach dem Sinne des Ministeriums für immer). Dieses Heben ist aber wesentlich ein Heben über die alte, enge Bestimmung hinaus, es zerreißt die alten Schranken, die man doch stehen ließ. Das Ministerium bringt mehrere Artikel ein, welche entschieden die Einsicht beurkunden, daß es dem Institut an technischer Leitung, an Organisation fehlt. Zugleich erklärt es, aus der Bürgerwehr lasse sich nichts entwickeln, was die Linie, oder auch nur die (württembergische!) Landwehr ersetze. Sehr wahr, so hebe man sie auf und entwickle aus dem frischen Holze eine Landwehr, die das stehende Heer ersetzt! Nun will man aber doch entwickeln: die Regierung will die Bürgerwehr als Bürgerwehr fortbilden, die Kammer will sie zu einer wenigstens im Keime vorgebildeten Landwehr steigern. Übersieht man die Reihe der Beschlüsse, so begegnet man am Ende der Beratung einer nachträglich beschlossenen Bitte an die Regierung, pensionierte und zum Felddienst untaugliche Offiziere zur Bürgerwehr abzuordnen. Da sitzt das Ganze: die Regierung gibt von ihrer offiziellen Bewaffnung keine Techniker an die Volksbewaffnung ab, man bittet sie um Invaliden. Ein Militär ohne Militär!

Verbarg man sich aber einmal diesen innern Widerspruch, hoffte die Kammer Wasser aus dem Stein zu schlagen, wollte sie es wagen, einen Baum in einen Topf zu pflanzen, hatte sie zu diesem Zweck einmal durchgesetzt, daß die Bestimmung der Bürgerwehr in dringlichen Fällen zum Kriegsdienst erweitert werde, so ist wunderbar, daß sie den Antrag auf eine anständig besoldete Oberbehörde zur Leitung des Ganzen nicht annahm, sondern diese Notwendigkeit mit

der Phrase „bureaukratisch" verwarf und das Ganze auf einen (unbezahlten) Landesobersten reduzierte. Ebenso schmeckt die Verwerfung einer von der Regierung beantragten Prüfungskommission über die Tauglichkeit der Offiziere nicht eben nach der echten Demokratie. Den Landwehrkeim legt die Kammer auch in dem über das Zugeständnis des Ministeriums (20. Jahr) noch hinausgehenden Beschlusse nieder, daß die Verpflichtung zur Bürgerwehr mit dem 18. Jahre beginnen solle; aber wozu dann den Zwang gegen die widerstrebenden Landgemeinden? Man hat beschlossen, die Männer von 40 bis 50 Jahren zu schonen, man hat sie in ein zweites, nur zum außerordentlichen Dienste bestimmtes Aufgebot zurückgestellt; so hätte man noch mehr den müden Landmann schonen sollen. Man bedenke doch: wenn wir erst eine Landwehr haben ohne sogenanntes stehendes Heer, so wird es keinen Bauern mehr geben, der nicht die Vertrautheit mit den Waffen und die Lust, die vertraute Übung zeitweise zu wiederholen, in sein Dorf mitbringt, der Landmann und der Handwerker, alle Stände werden Geschmack an den Waffenübungen gewonnen haben, sie werden Hauptschmuck neuer Volksfeste sein; solange wir aber keine Landwehr haben, solange der Bauer weiß, daß der von ihm geforderte Waffendienst doch nicht das Eigentliche ist, doch das Heer nicht ersetzt, so bildet er nur eine mächtige Reaktion gegen eure Bürgerwehr. Weiß er erst, daß die Waffenpflicht, zu der man ihn ruft, eben die ist, die da gilt und neben der es keine andere gibt, so hat er keine Ausrede. Bürgerwachen sind ein Luxus für Städter, eine Geschmackssache für den, der sich gern von den Soldaten auslachen läßt; die Bauern sind gescheiter.

Noch wurden in derselben Kammerberatung mehrere Linien einer weiteren Organisation in den stumpfen Teig gezogen: Bezirksoberste, Regulierung des Verhältnisses der Schützen zu den Musketieren, Einteilung der Kompagnien nach Altersklassen; man hat auch zweckmäßige Maßregeln zur Erleichterung der Bewaffnung, namentlich durch eine Steuer getroffen, die man bemittelten Familien auflegte, welche weder im aktiven Militär, noch in der Bürgerwehr durch ein Mitglied vertreten sind. Alles ganz gut und notwendig, wenn nur nicht der Widerspruch, innerhalb der Bürgerwehr über die Bürgerwehr hinaus zu wollen, aller und jeder Fortbildungsmaßregel den Boden unter dem Fuße wegzöge!

Ich habe oben versucht, die flüchtige Skizze der ungefähren Vorstellung zu geben, welche sich Freunde organisierten, Feinde chaotischen Stoffs von der Schöpfung machten, die sie vor 1½ Jahren von unserem Ministerium erwarteten. Ich bin hier in einer Klemme zwischen zweierlei Gegnern. Die einen werden rufen: tadeln ist leicht; sage, wie man's besser macht! Die andern werden mir, wenn ich die Gedanken, die ich mir gesammelt, ausführe, hochweise, unberufene Organisationsgelüste vorwerfen. Ich ziehe mich zwischen beiden heraus, indem ich einfach auf den Entwurf eines Wehrgesetzes für Deutschland hinweise, welcher von dem Wehrausschusse der verfassunggebenden deutschen Reichsversammlung, einer fast ganz aus erfahrenen Technikern zusammengesetzten Behörde, ausgearbeitet ist; wobei ich zum voraus den Einwand abwehre, daß dieser Entwurf nur für ganz Deutschland bestimmt gewesen und nunmehr zu warten sei, bis die deutschen Verhältnisse eine Gestalt gewinnen. Es kann sehr wohl der einzelne Staat mit einer Verjüngung seines Wehrsystems vorangehen. Preußen hat auch nicht auf Deutschland gewartet. Ich schreibe jenem Entwurf keine Autorität mehr zu, aber ich empfehle die in ihm enthaltenen Ideen. Schon ist die erste deutsche Reichsversammlung zu einer halbverklungenen Sage geworden; die Zeit wird kommen, die den Staub von dem Bilde nimmt und die bedeckten Farben wieder in Reinheit leuchten läßt. Die Arbeiten dieser Versammlung werden nicht unbenutzt bleiben, ihr Fleiß nicht in ihren Archiven vermodern. Man hoffte, dieser Entwurf werde noch zur Beratung kommen; die Parteien beschäftigten sich mit Verbesserungsanträgen. Eine Reihe von solchen, welche der Klub Westendhall vorlegen sollte, ist mit dem Rate kenntnisreicher Offiziere entworfen. Ich habe jenen Entwurf samt diesen Amendements anonym veröffentlicht und kann mich darauf einfach beziehen.*) In Kürze braucht hier nur gesagt zu werden, daß die Verbesserungsanträge gegen diejenigen Punkte des Entwurfs gerichtet sind, welche dem Dualismus der preußischen Wehrverfassung mit all seinen Übeln

*) Entwurf zu einem Gesetze über die deutsche Wehrverfassung, wie solcher von dem Ausschusse für Wehrangelegenheiten der verfassunggebenden deutschen Reichsversammlung vorgelegt ist, nebst Verbesserungsanträgen mehrerer Abgeordneten. Tübingen 1849. Buchhandlung Zu Guttenberg.

die Tür öffnen konnten. Preußen hat allgemeine Wehrpflicht; sie beginnt mit dem 20. Jahr und dauert 19 oder, wenn man den Landsturm mitzählt, 29 Jahre. Der Wehrpflichtige tritt zuerst auf 5 Jahre in die Linie, er ist bei der Infanterie 2, bei den Spezialwaffen 3 Jahre präsent und tritt nach erstandener Präsenz in die Reserve über. Von da tritt er nach Ablauf der 5 Jahre in das erste Aufgebot der Landwehr auf 7 Jahre, hierauf in das zweite, ebenfalls auf 7 Jahre. Vom vollendeten 39. Jahre bis zum 50. an gehört er, sowie alle Jünglinge vom 17. Jahr an, zum Landsturm, der im Frieden gar keinen Dienst hat und nur in den äußersten Kriegsfällen einberufen wird. Man fragt sich nun mit Verwunderung, wie denn mit diesem System der allgemeinen Wehrpflicht die in Preußen bekanntlich eingeführte Aushebung durchs Los und mit ihr alle Übel des stehenden Heeres, der ausschließliche Kastengeist, sündlicher Paradeluxus, Junker- und Gardenübermut, unerträgliche Kostenlast vereinbar sei? Es ist die zweijährige Präsenz der zahlreichsten Waffe, der Infanterie, welche die wirkliche Einberufung aller Pflichtigen nicht zuläßt; denn eine ganze Generation der männlichen Bevölkerung (mit alleiniger Ausnahme der Exemten, Untüchtigen usw.), dem geringeren Teile nach drei Jahre lang (für die Spezialwaffen, die eine längere Präsenz allerdings immer brauchen), dem größeren Teile nach zwei Jahre lang zu besolden, zu unterrichten, in Kasernen unterzubringen ist nicht menschenmöglich. Also lost man, d. h. man scheidet das Material für die Militärhierarchie aus; die Befreiten werden in die Reserve gestellt und meines Wissens bei der Landwehr eingeübt, welche anerkannt viel zu wenige Übungen hat; denn der Landwehrmann muß zwar schon geschont werden, aber wenigstens an zehn Sommersonntagen mehrstündige Übungen für das zweite (nach preußisch verschobener Logik das erste), wenigstens an sechs Sommersonntagen Übungen für das dritte Aufgebot sind unerläßlich und stören die bürgerliche Tätigkeit nicht. Außerdem muß die Landwehr, wenigstens im jüngern Aufgebot, mit der Linie (d. h. nach unserer Ansicht dem ersten Aufgebot) ein- oder zweimal zu Feldübungen vereinigt werden. Ein entschiedenes Mißtrauen gegen dies sein eigenes Institut beweist der preußische Staat ferner dadurch, daß der Landwehrmann seine Waffen, seine Uniform und Ausrüstung nur bei der Einberufung in die Hand bekommt; sie sind in Depots

aufbewahrt. Als Grund wird das Ruinieren derselben, wenn man sie der Mannschaft überließe, angegeben; wiederholte Musterungen und strenge Einziehung des Schadenersatzes würden dem zu leicht abhelfen, als daß man nicht den tieferen Grund darin suchen sollte, daß dieser Staat zwischen dem System des stehenden Heeres und der organisierten Volksbewaffnung mit kluger Benutzung der letzteren und doch mit Argwohn gegen sie schwankt.

Kein Vernünftiger glaubt Krieger bilden zu können ohne alle Präsenz; dies ist ein Hirngespinst der falschen Demokratie. Aber umfassende Vorübungen von der Schule an, welche den später Wehrpflichtigen nicht von seinem Wohnsitz, seiner bürgerlichen Ausbildung trennen, machen eine sehr kurze Präsenz möglich. Was diese nicht leistet, vollenden Übungslager. Der Wehrpflichtige der ersten Abstufung muß sich bewußt bleiben, Bürger zu sein; man bezeichne daher auch den ersten Heerbann als ein Glied desselben Ganzen, zu dem die Bürger gehören, die in eine zweite und dritte Abstufung mit geringerer Wehrpflicht übergetreten sind. Das Ganze heiße Landwehr; der Inbegriff der Altersklassen, welche zeitweise präsent und zum Kriegsdienst zunächst verpflichtet sind, heiße das erste Aufgebot. Umgekehrt muß der Bürger, der in das zweite und dritte Aufgebot übergetreten ist, sich bewußt bleiben, Wehrmann zu sein. Bewaffnung, Ausrüstung, Uniform, Rang darf ihn nicht vom ersten Aufgebot unterscheiden; die Waffen muß er behalten, um sie mit Erlöschen der Kriegspflicht dem Staate zurückzugeben, wobei er jede Beschädigung zu ersetzen hat. Man zittere vor einem bewaffneten Volke, das der Regierung gegenübersteht, aber nicht vor einer Volksbewaffnung, die man selbst in strenger technischer Ordnung organisiert hat: denn eben dies ist eine der Taten, wodurch allein die Quelle des Mißtrauens im Volke entfernt wird.

Ich lasse mich nicht weiter ein; wer mir vorwirft, daß ich die Schwierigkeiten übergehe, dem kann ich nur antworten, daß ich auf einen andern, ungleich größeren Teil der Leser Rücksicht zu nehmen habe, der sich mit den Hauptideen begnügt und die Mühe nicht scheut, über die Lösbarkeit der Schwierigkeiten sich aus einer reichen Literatur zu unterrichten, die keineswegs bloß von entlassenen Leutnants, sondern auch von Generalen und wissenschaftlich gebildeten Stabsoffizieren stammt.

Aber — was habe ich vergessen! Württemberg hat ja eine Landwehr! Es ist dies eine Tatsache, welche für gläubige Gemüter allerdings besteht, denn der Glaube ist eine gewisse Zuversicht dessen, das man nicht sieht. Doch ja, man sieht sie, diese Tatsache; derjenige nämlich, welcher eben das Regierungsblatt vom 10. Juni 1843 vor sich liegen hat; er schlägt es zu, und husch! die Erscheinung ist verschwunden. In der Tat, diese Landwehr zeichnet sich durch die an Körpern merkwürdige Eigenschaft der Unsichtbarkeit aus: keine Übungen im Frieden, keine Gliederung, keine Bewaffnung, nichts, gar nichts als die abstrakte Möglichkeit, einmal einberufen zu werden! Von welcher der zwei Seiten der Volksbewaffnung man ausgehen will, von der des Kriegszwecks oder der Volkserziehung: diese papierene Landwehr ist in jeder Hinsicht gleich nichtig. Tritt der Fall eines schweren Kriegs ein, so hat die Mannschaft keine Vorübung, und es ist in der Tat unbegreiflich, wie man sich gegen die Forderung wahrer Volksbewaffnung auf die Notwendigkeit längerer Vorbildung berufen kann, während man selbst eine Landwehr geschaffen hat, die man im Frieden nicht für den Krieg übt. Bei einem so nichtigen Institut braucht man den weiteren Übelstand kaum zu erwähnen, den es mit dem preußischen teilt, daß es nämlich neben ein stehendes Heer hingesetzt ist. In Preußen lebt doch die Landwehr, hier aber ist sie ein reiner Schatten.

Unser Ministerium wird mir zugute halten, wenn ich von einem solchen Ding nicht ohne ein Zucken der Mundwinkel sprechen kann, denn es wird im übrigen meinen Ernst, meine aufrichtige Absicht erkennen. Ich habe gegen einen Akt dieses Ministeriums polemisiert; es gehört, ich wiederhole es, zu meinem innersten Wesen, die Achtung vor der Obrigkeit nicht untergraben zu wollen, aber ich verlange, daß sie eine anständige Polemik ertrage, und ich weiß, daß sie sich nur stärkt, wenn sie eine solche berücksichtigt. Nicht die Polemik des einzelnen verdient Rücksicht, aber die Polemik dessen, der die Wünsche von Tausenden ausspricht, und ich behaupte, daß ich in diesem Fall mich befinde. Es kann dem Ministerium gleichgültig sein, ob ich einzelner in die Opposition gedrängt werde, aber ob Tausende in den peinlichen Zuckungen eines halben, totgebornen Instituts und in vergeblichem, sehnlichem Wunsch nach einem bessern sich abzappeln, das kann ihm nicht gleichgültig sein. Der aber kann kein Feind

einer Regierung sein, der auf den Weg hinweist, den schon vor 35 Jahren mit kühnem Schritt ein Scharnhorst und Stein einschlug, Männer, die wahrlich am preußischen Hof mit keinem geringen Widerstande gegen die Volksbewaffnung zu kämpfen hatten, und deren herrliche Schöpfung leider durch die lahme Zeit und die alten Vorurteile in Preußen selbst wieder getrübt worden ist.

Also mutig vorwärts, ihr verehrten Männer! Kein stehendes Heer und keine Bürgerwehr, sondern eine Landwehr!

(Als Flugschrift 1849 im Verlage von Karl Göpel in Stuttgart gedruckt.)

Verlegung der Universität von Tübingen nach Stuttgart.

Memoire an den Kultusminister Golther.

Eurer Exzellenz

habe ich im Laufe dieses Winters bei Gelegenheit gütiger Nachfrage, wie es mir im neuen Amt ergehe, die ergebenste Bitte vorgetragen, am Schlusse dieses Semesters das Resultat meiner Erfahrungen in der doppelten Berufstätigkeit schriftlich vorlegen zu dürfen. Indem ich von Eurer Exzellenz freundlicher Erlaubnis nunmehr Gebrauch mache, fasse ich die Ergebnisse zum voraus in zwei Sätze zusammen, die allerdings in schwer lösbarem Widerspruch miteinander stehen.

Meine beiden Lehrämter sind mir in der kurzen Zeit gleich lieb geworden; ich sehe durch eine Summe von Beweisen rührender Anerkennung meine Bemühungen so schön belohnt, daß ich den unbedingten Wert des Wirkens im Vaterlande in seinem ganzen Umfange erkenne und fühle. Die akademische und polytechnische Jugend kommt mir mit Liebe und Eifer entgegen, und zu besonderer Genugtuung gereicht mir, daß meine Vorlesungen am Polytechnikum auch von einer bedeutenden Anzahl freiwilliger Zuhörer aus verschiedenen Ständen besucht werden; das Bewußtsein, über den nächsten Kreis hinaus auf weitere Kreise zu wirken, ist ein höchst wohltuendes und eröffnet eine vielbedeutende Aussicht in die Tragweite höherer Lehranstalten, wenn sie sich in größeren Städten befinden. Hiezu füge ich, daß die öftere Anwesenheit in unserer Hauptstadt ganz einem subjektiven Bedürfnis entspricht, in der Welt zu leben, das bewegte Bild des mannigfaltigen Menschenlebens um mich zu sehen.

Dieser Lichtseite meiner neuen Berufstätigkeit stellen sich jedoch starke Schattenseiten gegenüber, die ich Eurer Exzellenz in eingänglicher Darstellung aufzuzeigen mich verpflichtet fühle. Der erste Mißstand, den ich hervorhebe, ist der große Zeitverlust, den die häufigen Reisen mit sich bringen. Bei der schleppenden Langsamkeit der Bahnzüge kostet mich die Hin- und Herreise mit dem Ordnen der Manuskripte, Packen, Gehen zum und vom Bahnhof jedesmal wenigstens

zehn Stunden. Die Rechnung beläuft sich ungleich höher, wenn ich die Zeit dazu in Anschlag setze, die es braucht, bis ich von der Reisezerstreuung mich wieder gesammelt habe. Ich hatte gemeint, unterwegs meditieren zu können, und es war mir gütig bewilligt, zu diesem Zwecke stets die erste Klasse zu nehmen und in meinem Auslagenanschlage zu verrechnen; dies ist im Winter nur bei ganz ungewöhnlich mildem Wetter tunlich, da in den Wagen erster Klasse nicht geheizt wird; so muß ich denn in dieser Jahreszeit meistens in der zweiten Klasse fahren, wo es selten möglich ist, Gespräche zu vermeiden, von der Umgebung so zu abstrahieren, daß ich eine zusammenhängende geistige Beschäftigung vornehmen kann.

Es steht ein Eilzug in Aussicht, aber in weiter, und man hat in meinem Alter, wo die Lebenskraft sich abwärts neigt, allen Grund, mit der Zeit zu geizen. Zudem weiß ich nicht, ob der Eilzug, auf den man hofft, in eine mir gelegene Stunde fallen wird. — Ob meine Gesundheit die häufigen Fahrten in die Länge aushält, zweifle ich; ich bin sehr zu Erkältungen disponiert; bis jetzt hat mich allerdings nur e i n e befallen, aber heftig und so, daß die nachbleibende Heiserkeit mich bei der öffentlichen Vorlesung im Königsbau empfindlich störte. — Höchst mißlich ist nun ferner die stets wiederkehrende Unterbrechung meiner Vorlesungen.

Für das eine meiner hiesigen Kollegien mußte ich aus Rücksicht auf die Zuhörer die Tage so feststellen, daß alle 14 Tage eine Unterbrechung vom Montag der einen bis auf den Freitag der nächsten Woche eintrat; um nicht gar zu weit zurückzubleiben, habe ich neuerdings meiner anderen Vorlesung eine Stunde abbrechen und der stets so störend unterbrochenen zuwenden müssen. Wie empfindlich diese Unterbrechungen sind, fällt in die Augen; als schlagendes Beispiel führe ich nur an, daß ich öfters mitten in einer Szene eines Shakespeareschen Dramas stehen blieb und erst elf Tage später darin fortfahren konnte. Womöglich noch empfindlicher ist die Unterbrechung meiner Vorlesungen am Polytechnikum, da ich für die eine wichtigere derselben ohnedies nur je zwei Stunden bei meinem Aufenthalt bestimmen kann. Der Faden muß meinen Zuhörern in der langen Zwischenzeit, bis ich ihn wieder aufnehmen kann, jedesmal entschwinden, das Bild erbleichen, die Wirkung verloren gehen, die in der Kraft des Zusammenhanges liegt.

So wird denn meine äußere wie meine innere Tätigkeit zerstückelt, der Lehrvortrag wie die geistige Sammlung zersplittert. Die Mußestunden in Stuttgart hoffte ich für meine Privatstudien zu benützen; dies ist mir aber bis jetzt so gut als unmöglich gewesen; Besuche und Gegenbesuche, Unterbrechungen und Abhaltungen jeder Art rauben mir die Zeit, weil sich alle gesellige Verpflichtungen auf wenige Tage konzentrieren, während sich bei zusammenhängendem Aufenthalt diese Nebendinge ordnen, auf Nebenstunden verteilen ließen. Ich bin den ganzen Winter fast zu keiner Privatarbeit gelangt; schon lange liegt mir die Notwendigkeit, meine Ästhetik umzuarbeiten, schwer auf dem Gewissen; wie es mir möglich werden soll, dieser Verpflichtung gegen die weite Welt nachzukommen, sehe ich nicht ab, wenn sich nicht ein Ausgang aus dieser Zerstücklung meiner Zeit finden läßt. Ich befinde mich infolge dieser Erfahrungen in einem Zustande, den ich als den der Zerfahrenheit und Atemlosigkeit bezeichnen muß.

Besinne ich mich nun, worin der Ausweg bestehen, um welcherlei Abhilfe ich Eure Exzellenz bitten könnte, so droht sich das Gefühl der Atemlosigkeit in das der Ratlosigkeit zu verwandeln. Ich dachte daran, die ergebenste Bitte vorzubringen, daß mir vergönnt würde, das Winterhalbjahr als Lehrer der polytechnischen Schule in Stuttgart, das Sommerhalbjahr als akademischer Lehrer in Tübingen zuzubringen. Allein ich erkenne, daß sich diesem Ausweg fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzen. Meine Besoldung ist zum weitaus größeren Teile aus dem Universitätsfonds geschöpft, mein Wirken an der Hochschule doch das an sich höhere, wesentlichere; zweimal in jedem Jahr müßte ich mit meiner ganzen Bibliothek und fast all meiner Habe einen Umzug vornehmen: eine Bemühung mit Äußerlichkeiten, die sich jeder, der vom Werte der Zeit durchdrungen ist, so selten als immer möglich auflegt. Ich verberge mir nicht die Folge, die sich aus dieser Ratlosigkeit einfach zu ergeben scheint. Wenn zwei Dinge schlechthin unvereinbar sind, so muß auf eines von beiden verzichtet werden, und für mich läge sonach die Pflicht vor, auf den Wirkungskreis am Polytechnikum zu verzichten. Wenn ich bekenne, daß ich diese Verzichtleistung nicht über mich bringe, so glaube ich mich dem Vertrauen hingeben zu dürfen, daß in den Augen Eurer Exzellenz für dies offene Geständnis mich kein Vor-

wurf treffen werde, da ich dasselbe als die Konsequenz meines früheren Verhaltens bezeichnen darf. Ich glaubte die ehrenvolle Anfrage, ob ich mich entschließen könnte, einen Ruf an unsere Universität anzunehmen, nicht bejahen zu können, bis mir Eure Exzellenz das entgegenkommende Anerbieten machte, auch am Polytechnikum eine Lehrfunktion zu übernehmen.

Ich kannte die Stadt Tübingen aus vieljähriger Anschauung. Ich gestehe, als ich nach elfjähriger Abwesenheit im vorigen Sommer sie wieder betrat, um eine Wohnung zu suchen, an mir erfahren zu haben, daß uns nach einem unausweichlichen Gesetze der Phantasie die Ferne einen Gegenstand verschönert, mögen wir seine Wirklichkeit auch noch so lange vor Augen gehabt haben.

Der Eindruck war ein unendlich trauriger, ich bin es der Wahrheit schuldig, ihn in seiner ganzen Schwere zu schildern. Diese Schilderung aber führt mich unvermeidlich auf eine allgemeine Frage, die weit über mein persönliches Anliegen hinausgeht, wiewohl sie allerdings im Zusammenhang mit demselben steht. Denn in der geschilderten Ratlosigkeit, wie wäre es anders möglich, als daß die alte, nie ruhende Frage über den Sitz unserer Universität mich wie eine persönliche Lebensfrage ergriffe und im tiefsten Innersten beschäftigte, da der Beschluß einer Verlegung mich aus einem so peinlichen Dilemma befreien würde? Und doch darf ich beteuern, daß diese Verknüpfung keine egoistische ist. Es wäre zwar menschlich natürlich, aber doch höchst lächerlich und verwerflich zugleich, wenn ein einzelner meinte, daß ihm zulieb eine Frage von so ungemeiner Tragweite aufgenommen werden solle.

Ich darf sagen: es ist mir nicht bloß um mich, sondern auch, und weit mehr noch, um das Allgemeine zu tun, oder: um mich nur als einen Teil des Allgemeinen, des Ganzen.

Denke ich an meine Selbsterhaltung, strebe und ringe ich der Gefahr entgegen, in einer menschlich erquickungslosen und abstumpfenden Existenz früher zu altern, als das Naturgesetz es bedingt, so darf ich redlich hinzusetzen: ich will mich nicht bloß für mich erhalten.

Aber auch rein objektiv drängt sich mir mit der persönlichen Frage die allgemeine auf; ich kann nicht umhin, in meinem Falle etwas Symbolisches, allgemein Bedeutsames, etwas wie einen Wink des

Schicksals zu finden: ich bin nur ein einzelner und weit entfernt, mich zu überheben, aber die Schwierigkeiten und Mißstände meines Doppelamtes, die Unterbrechungen meiner Arbeit scheinen mir der Erwähnung wert, als Bild und Ausdruck von etwas Allgemeinem, die mechanische Umständlichkeit dieser Ortsveränderungen der faktische Beleg, daß hier organisch etwas fehle, indem zwei Anstalten noch räumlich getrennt sind, deren innere Zusammengehörigkeit sich als räumliche Verbindung darstellen sollte.

Es sei mir gestattet, ganz vom Individuellen auszugehen, um ein Bild von der Lage der Angestellten in hiesiger Stadt zu geben, und ich bedarf allerdings gleich zum Anfang ganz besonders langgeneigten Gehörs, weil ich auf die Beleuchtung nicht eintreten kann, ohne meine Privatverhältnisse, die rein persönlichen Gewohnheiten meines Einzellebens zu erwähnen.

Meine Ansprüche an das Leben sind, ich darf es sagen, sehr bescheiden. Was man Ressourcen einer Stadt nennt, habe ich in Zürich, wo sie geboten sind, nur äußerst selten genossen. Es ist eigentlich nur das Bild einer Stadt, das Sehen eines rührigen und vielgestaltigen Lebens um mich her, was ich so sehr vermisse, dessen Vermissen mich stets zur Traurigkeit zu stimmen droht. Nach Tisch ein Spaziergang, auch bei nassem Wetter, ein Besuch des Museums; abends von 9 Uhr, wo ich die Arbeit beiseite lege, eine Unterhaltung in einem öffentlichen Lokal mit guten Freunden oder interessanten Fremden: dies war in Zürich mein fast täglicher Lebenslauf. Fällt selbst diese bescheidene Anforderung aus meinem einfachen Leben weg, so entgeht ihm die Erfrischung, aus welcher die Arbeit ihre Kraft schöpft, und vorzeitiges Altern muß die Folge sein.

Nicht ganz, aber fast ganz fehlen mir hier diese schlichten Erholungen. Woche auf Woche kann es in Tübingen dauern, daß man vor Kot nirgends wandeln, nicht aus dem Haus treten kann, ohne sich über und über zu beschmutzen.

Sonst gewährt eine Stadt den Vorteil, daß man auch bei schlechtem Wetter sich die nötige Bewegung verschaffen kann, ohne durch den tiefsten Morast waten zu müssen. Tübingen ist größtenteils neu und gut gepflastert, aber die Bevölkerung, wie sie ist, schleppt mit ihren schmutzigen Fuhren — meist mit armen mißhandelten Pferden unter wilden Hieben— vom Morgen bis Abend die Ackererde in

die Straßen der Stadt und verwandelt sie in ein Dorf; die Wege draußen sind grundlos; der botanische Garten liegt im Striche des Nordwinds und bietet nur ein dumpf langweilendes Zirkulieren. Der Winter mit den Regenzeiten des Herbstes und Frühlings dauert aber länger als der Sommer, und so ist dieser Zustand der vorherrschende. Da mag man denn aus Widerwillen nicht aus dem Hause und kommt so um die unentbehrliche Bewegung. Kann man hinaus, so erfrischt man sich nicht durch das erfreuliche Bild einer kräftig sich rührenden Menschenwelt; man begegnet wohl fünfzig schmutzigen und zerlumpten Gestalten aus dem von tüchtiger Landbevölkerung so sehr verschiedenen Pöbel der verkommenen Stadt, bis man einen Wohlgekleideten zu sehen bekommt.

Das Innere der Stadt bietet nicht nur im unteren Viertel einen höchst traurigen, niederschlagenden Anblick; auch in manchen Straßen der oberen Stadt ergießen Kloaken und schlecht eingefaßte Dungstätten ihren ekelhaften Inhalt in den Weg, stehen neue Baracken jahrzehntelang unverblendet, verfault Balken, Planke, Geländer, Zaun, verwittert Wand und Mauer unausgebessert. Nichts reparieren! scheint die allgemeine Losung zu sein und niemand zu ahnen, daß das Aussehen der Stadt sich zur Gemeinde verhält wie das des Kleides zum einzelnen Menschen, daß jene sich eines schimpflichen Zustandes ihrer Häuser und Straßen ebenso zu schämen hat wie dieser eines unsaubern, vernachlässigten Gewandes. Im Innern der Häuser, und keineswegs nur bei der armen Klasse, wiederholt der Vorplatz das Bild der Straßen, am Treppengeländer klebt die Hand, besuchte Kaufläden scheinen nie eine reinigende Hand gesehen zu haben. Sei mir der subjektive Ausdruck für die Stimmung verziehen, mit der ich durch diese Stadt wandle: es überfällt mich jedesmal eine niederdrückende Scham in den Gedanken, daß mich Bekannte aus Zürich besuchen, was mir in Aussicht gestellt ist, — eine Angst vor dem Achselzucken ihres Mitleids, wenn sie den Mann, der elf Jahre dort in der reinlichen, kraftvoll aufblühenden, von anständigen Menschen wimmelnden Stadt lebte, in dieser Umgebung wiederfinden.

Ich erhebe gegen niemand Vorwürfe. Der Gemeinderat zeigt bessern Willen als in früherer Zeit, den Stadtschultheiß kenne ich als einen höchst wackern, für alles Gute eifrigen Mann; die Be-

mühungen der Behörden können im Großen nichts erzielen, weil sie den Charakter des Grundstocks der Bevölkerung nicht zu verändern vermögen, der ihrem Wirken vor allem eine unverbesserliche Schmutzliebe entgegensetzt.

Die schöne Naturumgebung bietet angenehme Spaziergänge; sie sind aber beständig fast einsam; es haben sich keine städtischen Gewohnheiten gebildet und können sich keine bilden, wo man den größeren Teil des Jahres hindurch genötigt ist, sich in das Haus einzuspinnen; zu einem einsamen, lyrischen Spaziergang ist man aber nicht immer, am wenigsten in den müden Zwischenstunden der Arbeit, aufgelegt. Man sieht also die schöne Umgebung der Stadt wie aus den Öffnungen eines Klosterkreuzgangs. Das Museum wird nicht bloß von mir nur mit innerem Widerstreben aufgesucht. Die Statuten dieser Anstalt, ihre pekuniären Existenzbedingungen bringen es mit sich, daß der Student dominiert; das Rauchen in den Lesezimmern hat man seit Jahrzehnten vergeblich bekämpft; Zimmer, Hausflur, Treppen schrecken durch das Bild des Schmutzes den Eintretenden ab.

Fast ebenso steht es mit dem schlichten Bedürfnis der Erfrischung durch eine gesellige Abendstunde. An den Abenden, wo keine bestimmte gesellige Zusammenkunft verabredet ist, oder man nicht ausnahmsweise eine Familie besuchen kann, weiß man nicht, wohin man sich wenden soll. Alles ist von Studenten oder Bürgern besetzt, unter die man sich nicht aufs Geratewohl mischen kann, weil nicht verschiedene Stände reichlich genug vertreten sind, daß man in der Weise freier Weltbildung von allem Stand absehen könnte. Es gibt allerdings ein Lokal, in das man eintreten kann, ohne vorher zu fragen, welche Gesellschaft man treffe, hier aber kann man in ermüdender Gründlichkeit erfahren, wohin es führt, wenn stets dieselben Menschen sich zusammenfinden, wenn kein Reiz des Neuen, Zufälligen, Fremden das monotone, stagnierende Leben bewegt und wenn die einzige Unterhaltung, nachdem man sich längst alles mitgeteilt hat, das Schweigen ist.

Es fehlte nur noch die politische Zerklüftung, um einen ohnedies so öden und armseligen Zustand des geselligen Lebens noch mehr zu veröden, zu versteinern.

Daß ich Eure Exzellenz mit diesen Einzelheiten ermüde, kann ich

nicht besser entschuldigen, als indem ich die Bedeutung dieser scheinbar so untergeordneten Seiten des Lebens durch die Folgen belege, wie ich sie unmittelbar an mir erfahre: an gar manchem Abend, nachdem schon am Mittag der undurchdringliche Morast mir die nötige Erholung verboten, suchte ich vergebens eine Gesellschaft auf, bei der ich mich nach den Mühen des Tages durch Gespräch erholen könnte, mußte nach Hause zurückkehren, zündete die Lampe wieder an, las, studierte, gieng mit aufgeregten, statt erfrischten Nerven zu Bett, schlief schlecht, stand mit brennenden Augen und schwerem Kopf auf und gieng nicht erquickt, sondern matt an die Arbeit des Tages.

Hiemit glaube ich belegen zu können, was ich oben von frühem, vorzeitigem Altern in einem solchen Zustande gesagt.

Die Pflicht der Resignation halte ich mir immer aufs neue vor, und vergeblich. Jeden Morgen in der Stille des Studierzimmers versöhnt sich das Gemüt mit dieser Existenz, und jeden Mittag, wenn ich ausgehe, an jedem ungeselligen Abend kehrt Ekel, Widerwille und der sehnliche Wunsch, an solcher Stätte nicht abzusterben, zurück. Aber so oft ich mir Vorwürfe mache, daß ich nicht zur Resignation gelange, so oft muß ich mir doch wieder gestehen, daß, wenn ich mir eine Zeit vorstelle, wo ich mich wirklich und dauernd in diesen Zustand gefügt hätte, mir diese Vorstellung keine Beruhigung bringt, denn sie führt die andere mit sich, daß mein Drang, in der Welt zu sein, mich lebendig in einem weiten, menschlich geöffneten Zustande zu bewegen, Charaktere, Stände, Individuen in regem Wechsel kennen zu lernen — ein Drang, der mir berechtigt, den zu nähren mir als Pflicht erscheint — abgetötet sei; das Bild der Resignation wird mir zum Bild einer halben Abstumpfung, eines Versauerns. Sehe ich mich unter meinen Kollegen um, so finde ich unter denen, die nicht irgend ein spezifisches Interesse oder individuelle Eigentümlichkeit an die Enge dieses weltlosen Zustandes knüpft, keinen, der es weiter als bis zum halbbittern Humor, einer halben Resignation zu einer Mischung von Klagen und Lachen gebracht hätte, keinen, der sich nicht sehnte, seine wahre Erholung weit weg in der Welt zu suchen, sobald die Ferien beginnen; es ist aber ein entscheidender Urteilsspruch über einen Aufenthalt, wenn kein weltlich unbefangener Mensch die Vorstellung in sich trägt, an

dem Orte, wo er wohnt, sich erheitern, erholen zu können. Wer eine Familie hat, hält es immerhin etwas leichter hier aus, denn man lebt erträglicher außer der Welt, wenn man ein Stück, ein Miniaturbild der Welt im Hause hat. Wer jünger ist, dem kommt außerdem die Hoffnung zugute, sein Leben nicht in dieser Öde beschließen zu müssen.

Ich darf die Frage der Resignation auch auf folgenden Gesichtspunkt stellen: Resignation setzt Erkenntnis, Anerkennung der Notwendigkeit voraus. Ein Landgeistlicher, ein Beamter in einem kleinen Städtchen wäre ein Tor, wenn er nicht am ersten Tag resignierte. Kann er Woche um Woche nicht aus dem Hause, ohne durch Morast zu waten, hat er wenig Umgang oder nur den monotonen mit einem engen, stets gleichen Kreise, kann er sich das lebendigere Bild der Gesellschaft, den Anblick von Kunstwerken, den Besuch des Theaters nur durch Reisen verschaffen: er muß sich ganz in das Unvermeidliche ergeben, denn er weiß: ich bin berufen, *hier* zu wirken, *hier* ist meine Gemeinde, *hier* ist das Gebiet meiner polizeilichen, richterlichen Tätigkeit. Wir aber haben zu der Gemeinde, die uns umgibt, keine Beziehung; der eigentliche Tübinger geht uns rein nichts an. Halten wir Vorträge für ein größeres Publikum: unsere Zuhörer sind Fremdlinge in Tübingen wie wir, denn die gebildeten Familien, die halbwegs, weil schon ihre Ahnen sich hier niederließen, als Eingeborene betrachtet werden können, sind in einer Minute gezählt. Wir sind hieher versetzt, um Studenten, flüchtige Gäste, zu belehren. Es fehlt also der überzeugende Grund, um die Resignation zu erleichtern. Was durch diese Zustände der Universität schon für Schaden erwachsen ist, möge hier sogleich angedeutet werden. Irre ich nicht, so war es Herder, der auf eine Berufung nach Tübingen erwiderte, er könne nicht in einem Dorfe leben. Von Joh. v. Müller meine ich einer ähnlichen Äußerung mich zu erinnern.

Dies sind einzelne Fälle, wo das Motiv ausgesprochen wurde, wie manchen aber mag es, obwohl nicht mehr nachweisbar, abgehalten, wie manche tüchtige Kraft uns schon weggeführt haben! Ein Ort wie Tübingen ruft eine Stimmung hervor, als hielte man sich nur auf einer Zwischenstation, einem Warteposten auf.

Doch ich habe vom Zustand zu reden, wie er ist, von denjenigen,

die da bleiben, und es sei mir erlaubt, etwas näher darauf einzugehen, warum ich auch dem Gelehrten so lebhaft wünsche, daß er nicht außer der Welt leben müsse. Nicht, daß ich zuviel verlangte; ich habe Goethes Wort nicht vergessen: „es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Welt"; ich glaube aber, daß der Dichter unter Stille nur die Enthaltung von praktischem Eingreifen und zerstreuendem Genießen, nicht die Entbehrung eines umgebenden Bildes der Welt versteht. Zu diesem Bilde bedarf es nicht einer Weltstadt, nicht einer Residenz; könnte man nach Tübingen zehntausend Menschen versetzen, ihm Industrie und Handel, Wohlstand, städtische Bewegung und Bildung verleihen — wie dies gewiß unmöglich, oder wenn, erst in Jahrhunderten möglich ist — so wäre die Frage der Verlegung zugunsten dieser Stadt verneint. Man wußte noch nicht, was eine Stadt heißt, als die Universität an dieser Stelle gegründet wurde; man wußte nicht, was Welt, Weltbildung, Weltverkehr ist; der Begriff der Humanität war unentwickelt, wurde nur auf das Wissen bezogen. Die Wissenschaft war trotz den aufblühenden klassischen Studien noch scholastisch; klosterartige Anstalten bildeten den Kern ihres Betriebs auf Hochschulen; man meinte, die Studierstube reiche hin, einen Menschen zu bilden, weil nicht erkannt war, was ein Mensch heißt im wahren Sinne des Worts. Ich nehme nur e i n e s der bildenden Elemente: die Kunst; man ahnte nicht, wie unentbehrlich die Anschauung ihrer Werke sei, um das Altertum lebendig zu erkennen und an diesem Bilde reiner Menschlichkeit einen Hebel zu gewinnen, um sich aus der Barbarei loszureißen. Welche Eigenheiten, Grillen, Einseitigkeiten, Kleinlichkeiten sich in dem Menschen festsetzen, dessen Horizont ein Studierzimmer, einige Fakultäts- und Senatsfragen und Reibungen sind, wie schwer selbst die lebendigere Natur, wo es an aller Nachhilfe der Umgebung fehlt, sich des Versauerns und Verdumpfens erwehrt, darüber gab es kein Bewußtsein. Es sei mir vergönnt, nicht verschweigen zu müssen, daß ich oft, wenn ich durch die schmutzigen Straßen gehe, mir sage: warum sollen so viele gute, nach echter Bildung strebende Menschen verurteilt sein, unter dieser Erbschaft der Jahrhunderte für und für, ihr ganzes Leben hindurch zu leiden! Die Eisenbahn hat an dieser Stadt nichts verändert, ja verödet sie noch mehr. Dieses Verkehrsmittel führt einer

Stadt Fremde zu, die Sehenswürdigkeiten oder Handel oder beides hat; wo beides fehlt, wird es nur solche Besuche bringen, die mit der Post auch gekommen wären, gewiß aber von den Bewohnern benutzt werden, um soviel als möglich fortzukommen. Unsere Eisenbahn führt nur weg, nicht her.

Ich verkenne nicht, daß Stille der Umgebung den Fleiß, die geistige Sammlung erleichtert, daß die Entfernung von den Verhältnissen einer Haupt- und Residenzstadt die Reinheit des wissenschaftlichen Strebens nach Wahrheit begünstigt, daß hier der Charakter sich leichter vor so mancher Lockung, so manchem Drucke bewahrt, den jene Atmosphäre auf die Schwächeren ausübt. Allein es stärkt sich auch der Wille im Widerstand gegen Versuchungen; Tausende arbeiten, umrauscht von dem Lärm und den Freuden großer Weltstädte, so fleißig, wie einst der Mönch in der stillen Zelle; es ist jedem heilsam, schwimmen zu lernen, und für den schwachen, verführbaren Charakter reichen die Fäden der seitabführenden Motive leicht über einen Raum von einigen Stunden.

Schwerer allerdings fallen diese Gegengründe in das Gewicht bei der noch unentwickelten Willenskraft der Jugend. Es sind vorzüglich die Studierenden, in deren Interesse man der Hochschule wünscht, daß ihr der Charakter der Idylle bewahrt bleibe, und mancher blickt in späteren Lebensjahren mit schönen Gefühlen der Erinnerung auf die romantischen Tage seiner Studentenzeit zurück, wie sie nur in der kleinen Stadt möglich waren. Allein die Erinnerung verschönert auch und verhüllt leicht die großen Gefahren, welchen eine akademische Jugend ausgesetzt ist, die in einem an edleren Genüssen äußerst armen Städtchen die dominierende Rolle spielt. Das Herrschen tut überhaupt der Jugend nicht gut, und droht ihr in einer großen Stadt die Gefahr der Korruption, so ist ihr in einer kleinen die Schlinge der Verwilderung, der Roheit gelegt. Könnte man zählen, so zweifle ich, ob die Kolonne größer ausfiele, wo die Jünglinge aufzureihen wären, die in der großen Stadt gewissen raffinierten Versuchungen erliegen, als diejenige, wo alle verzeichnet ständen, die in der Entbehrung feinerer Zerstreuung der Versuchung zum Trunk und Gemeinheit der Sitten erliegen. Schon die Rücksicht auf die Form, wie die größere Stadt sie vorschreibt, hat ihren Wert und wirkt doch

auch auf das Moralische hinüber. Nur in sehr beschränktem Grade kann die eigene Familie dem in die akademische Freiheit entlassenen Sohne die letzte Hand der Erziehung anlegen; gebildete Zustände, die ihn umgeben, können mit mehr Erfolg an ihre Stelle treten als öde und leere. Die Romantik des Burschenlebens hat längst begonnen, am Tageslichte der modernen Bildung zu erbleichen; es geht wenig verloren, wenn sie in größerer Umgebung ihrer lächerlichen Seiten sich bewußt wird und auf ein Minimum zusammenschwindet. Das Verbindungswesen hat seinen Reiz, es ist aber auch ein Abbild im Kleinen vom Hader der Parteien und Stämme, der Deutschland im Großen zerreißt. Der Student gewöhnt sich, das Spiel wie Ernst zu behandeln; Fragen wie die, ob eine Verbindung die andere in Verruf zu tun, ob und wenn man Satisfaktion in Form des Duells zu geben habe, welcher Verbindung der Vortritt bei einem Feste zukomme, ventiliert er wie Weltfragen mit chinesischer Pedanterie; und tritt er ins Mannesalter, so bringt er mit diesen Gewöhnungen den Geist der question allemande mit hinüber.

Ich darf in diesem Zusammenhang die Frage nach dem Wohle der Stadt nicht übergehen. Daß die Leichtigkeit des Erwerbes, den eine Universität einer kleinen Stadt sichert, deren Bürgerschaft immer demoralisiert, d. h. vor allem, daß sie kein Streben, keine Anstrengung, keinen Unternehmungsgeist bei ihr aufkommen läßt, dies ist eine allgemeine Erfahrung, die sich an Tübingen nur zu evident bewährt. Wäre nicht Schlaffheit der Charakter dieser Bevölkerung, so flösse nicht seit Jahrhunderten ungedämmt, daher für Industrie unbenutzbar, der Neckar an ihr vorüber, der Wörth wäre entwässert und eine neue, aus dem Wohlstande, den die Industrie bringt, erwachsene Stadt stände in dem freundlichen Tale. Der Hopfenbau hat seit einiger Zeit durch seinen Ertrag die Vermögenszustände etwas verbessert; allein Vermehrung der Landwirtschaft — so hoch ihr Wert an sich zu schätzen ist — hebt nicht eine Stadt als Stadt; dieser Betrieb hat nur eine größere Anzahl von Bürgern zu halben Bauern gemacht, und es ist allgemeine Klage, daß in der Zeit der Hopfenernte kein Handwerker zu haben ist. Der kleine Kaufmann kann nicht aufkommen; er weiß, daß man doch einmal gewöhnt ist, eine Menge von Waren, namentlich Luxusartikeln, in der Haupt-

stadt zu kaufen, so kann er nicht ins Größere gehen, nicht wagen, sein Geschäft zu erweitern. Die schöne Lage der Stadt wäre geeignet, Fremde zur Niederlassung anzuziehen, aber die Wohnungsnot läßt es nicht zu; so entsteht ein Zirkel: die Stadt vermehrt sich nicht, weil Wohnungen fehlen, und sie fehlen, weil sie sich nicht vermehrt. Zum Mangel an Mitteln und Unternehmungsgeist kommt der Mangel an Baustellen, der wieder auf die Nichteindämmung des Flusses zurückführt als auf die Ursache, daß die Stadt sich nicht nach dem Neckartal ausdehnen kann und daß die einzige moderne Häuserreihe, daß die Universitätsgebäude und der botanische Garten das lichtarme, kalte, traurige Ammertal aufsuchen mußten. Um noch ein Wort vom Moralischen im engern Sinne zu sagen, sei der ungünstige Einfluß der Verhältnisse auf den Charakter der Bevölkerung erwähnt: gegen den Studenten servil, um ihn oder vielmehr seine Eltern desto sicherer auszusaugen, übermütig, eingebildet auf den Rang einer Universitätsstadt, genußsüchtig und roh: dies ist — gewiß mit nicht wenigen, sehr ehrenwerten Ausnahmen — das Sittengepräge, das unvermeidlich den Bewohnern einer kleinen Universitätsstadt sich aufdrückt. Wegnahme der Universität wäre aus diesen Gründen nach meiner innigsten Überzeugung nicht Untergang, sondern Rettung, nicht Lähmung, sondern Hebung dieser Stadt. Die Not weckt die schlummernden Kräfte. Es wäre ein chirurgischer Schnitt, der weh täte, aber dem erschlafften Muskel Heilung und Leben brächte. Nach einer Zeit des Stillstandes und der Klagen würde die gesunkene Stadt, die alles von außen erwartete, begreifen, daß der Bürger sich selbst helfen muß. Es fehlte der Sporn, die Notwendigkeit wird ihn einsetzen.

Wende ich mich zu den Unterrichtsanstalten, so sei mir zunächst vergönnt, das Beispiel Bayerns anzuführen, wo so bedeutende Städte wie Nürnberg sich lebhaft um das Polytechnikum bemühten, die Regierung aber das Gewicht der Gründe, die für eine Wechselwirkung dieser Anstalt mit der Hochschule sprechen, als entscheidend erkannte und beide Anstalten in e i n e r Stadt zu vereinigen beschloß. Wenn die Schweiz endlich eine eidgenössische Hochschule gründet, wird sie, ich bin überzeugt, nach denselben Gründen handeln und der Stadt den Vorzug geben, wo der Sitz des Polytechnikums ist, wie immer Bern, Genf, Basel sich bemühen mögen, diese Anstalt in

ihre Mauern zu bekommen. Ich stehe hier an einem Punkte, den ich nur des Zusammenhangs wegen nicht unbesprochen lassen darf, da es hier am meisten als anmaßend erscheinen könnte, wenn ich Ansichten, die Eurer Exzellenz geläufiger sind als mir, noch begründen wollte; daher hebe ich nur einzelne Punkte hervor, wodurch eine unbestrittene Wahrheit in volleres Licht gestellt wird. Die Lehrer der Philologie und Ästhetik tragen an unserer Universität die Kunstgeschichte vor, so gut sie es vermögen. Es ist ein Fach, das eigentlich die ganze Kraft eines Mannes erfordert. Für das Polytechnikum ist dieses Fach durch einen ausgezeichneten Lehrer besetzt, der Universität kommt diese Besetzung nicht zugute. Die Polytechniker sollten nach Lust Vorlesungen allgemein wissenschaftlichen und literarhistorischen Inhalts besuchen können, aber es überstiege die Mittel des Staats, wenn er dieser Anstalt eigene Lehrer für das umfassende Gebiet dieser Fächer geben wollte. Umgekehrt wieder: die Universität würde keine besondern Lehrer für Mathematik und Chemie bedürfen, wenn sie mit dem Polytechnikum örtlich vereinigt wäre. Es handelt sich aber nicht bloß von den Schülern, sondern auch von den Lehrern. Wie heilsam wäre es dem akademischen Lehrer, wenn er mit der lebendigen Welt, dem rascheren Puls jener Lehrtätigkeiten sich berührte, welche auf entschlossen praktische Anwendung des Abstrakten gerichtet sind, und wie erwünscht dem polytechnischen, wenn er sich jederzeit in der freieren geistigen Luft erfrischen könnte, die in dem Gebiete herrscht, wo die Wissenschaft mehr als Selbstzweck, nur mit entfernterem Absehen auf das Praktische bebaut wird! — Ich darf auch die einzelnen Anstalten der Universität nicht übergehen, und so bringt es mein Interesse mit sich, Übelstände zu erwähnen, die oft hervorgehoben und von Eurer Exzellenz klarer durchschaut werden als von mir. Der Staat mußte gründen und muß unterhalten zwei mineralogische, physikalische, physiologisch-zoologische Kabinette, bedarf chemische Laboratorien, Kliniken in der Hauptstadt und auf der Universität. Die Bibliothek zähle ich nicht, da wohl allerdings auch in Stuttgart die Universität ihre eigene nicht entbehren könnte; doch könnten bei den teuersten Prachtwerken Ersparnisse eintreten, da es genügte, wenn nur e i n e Bibliothek sie anschaffte. Die wichtigsten der genannten Anstalten sind die Kliniken. Unsere hiesigen geburtshilflich-medizinisch-, chirurgisch-klinischen Anstalten sind nicht im-

stande, einen Mediziner ganz auszubilden. Mehr als eine medizinische Autorität hat mich versichert, daß auch die im Plan begriffene bedeutende Erweiterung des medizinischen Klinikums der Unzulänglichkeit nicht abhelfen wird, denn ein Klinikum, soll es zureichend sein, muß sich in einer großen Stadt befinden; die kleine liefert ihm zu wenig Kranke, der Student lernt zu wenige, namentlich zu wenig akute Fälle kennen. Würde nur ein Teil der großen Ausgaben, welche diese Institute kosten, mit dem Fonds des Stuttgarter Hospitals vereinigt, so würden wir eine Anstalt bekommen, welche an Großartigkeit sich neben jene berühmten medizinischen und chirurgischen Schulen von Würzburg, Berlin, Wien stellen könnte, und während jetzt unsere Mediziner dorthin reisen, um ihre Studien zu vollenden, so würden künftig die fremden zu uns reisen.

In diesem Zusammenhang erwähne ich noch den botanischen Garten; ein solcher fehlt meines Wissens noch in Stuttgart, der hiesige liegt im kalten Ammertal; welche schöne Schöpfung könnte auch nach dieser Seite entstehen, wenn die Universitätsmittel in die Hauptstadt übergetragen würden! — Endlich die Kunstsammlungen. Das hiesige Antiquitätenkabinett, die wenigen Gipsfiguren und die Kupferwerke der Bibliothek können entfernt nicht genügen als Anschauungsmittel für die Vorträge über Kunstgeschichte, als Bildungsmittel für den Formsinn überhaupt. Unsere Studenten und Lehrer entbehren, was jeder Bewohner von Stuttgart genießt, sie entbehren die permanente und die vorübergehenden Kunstausstellungen sowie den Besuch von Künstlerateliers. Das Theater habe ich oben nur beiläufig erwähnt; ich darf es hier noch ausdrücklich betonen; ich überschätze seine Bedeutung nicht, darf aber seine bildende Wirkung als anerkannt voraussetzen.

Dies sind Betrachtungen, die lediglich vom wissenschaftlichen und allgemeinen Kulturinteresse ausgehen. Es mag meiner Liebe zum Vaterland verziehen werden, wenn ich es schließlich wage, auch den politischen noch hereinzuziehen. Ich kann das Streben derjenigen nicht teilen, welche dahin drängen, daß wir uns dem Nordbund an den Hals werfen sollen wie ein unwürdiges Weib, das ohne Vermögen ist, einem vermöglichen Manne. Mir will es scheinen, in dieser Zeit der Schwebe, worin unsere Staaten sich befinden, stehe

als einzige klare Aufgabe fest, daß wir unser Vermögen mit doppelt angespannter Tätigkeit vermehren, um eine Mitgift zu sammeln, die uns in den Stand setzt, gesucht zu werden, nicht bedingungslos uns hinzugeben und in dem großen Ganzen, das einst, wenn das Schicksal Deutschland wohl will, erwachsen wird, ein geehrtes und angesehenes Glied zu bilden, behandelt zu werden wie die Frau im Hause, die etwas mitgebracht hat. So scheint mir die Losung gegeben: beeilen wir uns, alle unsere Kräfte zu konzentrieren, um alles zu werden, was wir sein können. Unser Vermögen ist vor allem geistiges Vermögen. Längst ist Eure Exzellenz tätig, dies Kapital mit einer Energie und Umsicht zu vermehren, welche vom ganzen Land mit aufrichtiger Hochachtung, mit reinen Gefühlen des Dankes erkannt wird. Ja ich gestehe, daß in mir eine Stimme spricht: könnten wir der segensreich waltenden Hand auch noch dies danken, daß unsere geistigen Kräfte, die getrennt nur die Hälfte dessen wirken, was sie wirken könnten, durch Konzentrierung unserer obersten Unterrichtsanstalten zu einer neuen Welt von Wirkungen gerufen würden, von Wirkungen, die uns das ehrenvolle Prädikat ertrügen: Württemberg der geistige Kulturmittelpunkt von Süddeutschland! — welcher Dank würde dieser Hand die Kämpfe lohnen, welche diese Tat kostete, und wie rasch würde er die Vorwürfe der Gegner ersticken! Den Boden hiefür finde ich im Denken aller Unbefangenen, wo immer die Sprache auf eine solche Veränderung kommt — und sie kommt ohne mein Zutun, einfach aus Anlaß der Nachfrage nach der Zuträglichkeit meiner Reisen, sehr oft darauf — überall geebnet. Man wünscht namentlich der Hauptstadt die Einflüsse der Universität, und ich habe auf diese Seite noch einzugehen, nachdem ich mit der andern, dem Bedürfnis der Universität, von den Bildungsmitteln der Hauptstadt umgeben zu sein, mich beschäftigt habe. Noch ist Stuttgart nur halb und halb eine moderne, d. h. vom weltbürgerlichen Geiste der Gegenwart bewegte Stadt. Die Zeit, da unser Land eine vom großen Völkerverkehr fast abgeschlossene Sackgasse war, geht uns noch nach. Etwas Enges, eine gewisse Beschränktheit des Horizonts, ein falsches Selbstgenügen, als gäbe es draußen in der Welt nicht auch Leute, hängt unsern Vorstellungen und Gewohnheiten noch an. Zur Belebung dieses halbstagnierenden Zustands würde die Hochschule, in die Hauptstadt verlegt, gewiß als

heilsames Salz mitwirken. Die Wissenschaft ist ja ihrem Wesen nach allgemein, eine Gegnerin des Engen, Isolierten, Kleinlichen. Das Interesse für sie fehlt wahrlich nicht, die Wirkungen werden sich einstellen, wenn sie in der Fülle, womit eine Universität sie bietet, da ist. Man würde, hoffe ich, mehr als einen Hörsal finden, auf dessen Bänken alle Stände vertreten wären, wie einst in Ritters, Schleiermachers, Hegels Auditorien. Ich darf den Satz als zugegeben ansehen, daß jeder Kraft im Gemeinleben so viele Wirkungen abgewonnen werden sollen als immer möglich. Unsere Hochschule wirkt auf die Studenten durch Vorlesungen, auf die weite Welt durch Bücher, auf die Stadt, in der sie ihren Sitz noch hat, gar nicht. Ich kehre hier zu dem zurück, was ich an anderer Stelle über dies Verhältnis gesagt. Wir leben auf einer Insel und sehnen uns nach dem festen Land.

Von der Hauptstadt würden die Wirkungen eines solchen geistigen Quells in unberechenbarem, stetigem, stillem Gang auf das Land ausstrahlen. Hier sei mir erlaubt, der Bemerkung, die ich über das Gepräge der ersteren vorgebracht, eine erweiterte Ausdehnung zu geben. Die lange Abwesenheit, die Vergleichung hat mir das Auge für Licht und Dunkel in der Heimat geschärft. Jetzt erst sehe ich deutlich, welche Fülle von Talent, wie viel Verständigkeit, Phantasie, Humor, wieviel Organ für die Idee im Württemberger liegt; aber ich sehe auch, wieviel Trägheit, Schläfrigkeit, Kleinlichkeit, Neigung zum Dumpfen und Engen widerspruchsvollerweise mit dieser Beweglichkeit und Tiefe verkoppelt ist. Ich staune, dies seltsame Geschlecht zu sehen, an dessen Gehirn und Nerven Flügel schweben und Bleigewichte hängen, wie man es nirgends in der Welt wieder findet. Welche Welt geistiger Kräfte wartet, noch halb latent, hier auf den Zauberstab, der sie weckt und zur Bewegung in Reih und Glied hervorruft! Wir sind viel, aber wir sind nicht, was wir sein könnten! Und so kehre ich zurück zu meinem Worte: Württemberg hat das Zeug in sich, ein Kulturmittelpunkt für Süddeutschland zu werden, dazu bedarf es, daß seine geistigen Hebel vereinigt wirken und darunter vor allem einer der größten, stärksten, die Universität, nicht mehr isoliert, nur halb wirksam in der Öde tätig sei. Es gieng das Gerücht um, Preußen gedenke eine Universität in Frankfurt zu errichten; neuerdings taucht es stärker wieder auf; geschieht es, so

kann eine Anstalt von solcher Großartigkeit entstehen, daß alle süddeutschen Universitäten so gut als lahmgelegt werden. Einer Stadt, die neben der Wissenschaft alle Bildungsmittel und Unterhaltungsformen modernen Lebens darbietet, wird alles zuströmen, was nicht durch die Kostspieligkeit eines solchen Aufenthalts abgehalten wird, — während übrigens doch auch in den kleinen Universitätsstädten die Preise in raschem Fortschritt steigen und vielleicht bald der Unterschied fast nur noch darin bestehen wird, daß hier für das teure Geld nichts zu haben ist. Hat das Gerücht Grund, so ergibt sich auch hier, daß Gefahr im Verzug ist, daß Eile not tut, um uns nicht den Rang ablaufen zu lassen, sondern zu zeigen, daß wir da sind, und zwar die alte Reichssturmfahne nicht mehr führen, aber die Fahne des Geistes hoch und weithin sichtbar emporhalten.

Diesen sämtlichen Gründen steht nun, wie mir wohl bewußt, gleich einer Mauer die finanzielle Schwierigkeit entgegen. Die ungemeinen Auslagen für so viele akademische Gebäude und Einrichtungen sind nun einmal gemacht; die neuen würden sich auf Millionen belaufen; das Land ist durch das Unglück des vorigen Sommers, durch eine Menge neuer Eisenbahnbauten schwer belastet, und größere Belastung steht durch die neue Wehrverfassung in Aussicht. Und doch sei mir gestattet, zu bekennen, daß ich in diesen großen Schwierigkeiten keine Unmöglichkeit begründet finden könne. Ich erwähne zunächst als weniger erheblich, daß nach vollzogener Verlegung die Zukunft doch auch Ersparnisse brächte, indem mehrere Anstalten, die bisher doppelt bestanden, von da an nur noch einfach zu bestreiten wären; dies ist nicht viel, aber doch nicht nichts, vielmehr etwas, das gegen die vorauszusehenden Einwendungen der Landesvertretung immerhin ein Gewicht in die Wagschale legte. Sodann aber scheint mir gerade das Moment, das besonders schwer in die andere Schale fällt — die großen Lasten, welche das neue Wehrgesetz dem Land auflegen wird —, umgekehrt ein Expediens zu enthalten, wodurch dieses Gewicht sehr abgeschwächt werden könnte. Die neue Organisation wird eine Menge von Gebäuden fordern: Kasernen, Ausrüstungsdepots, Reitschulen, im Kriegsfall Lazarette, Invalidenhäuser, überdies wohl auch Kriegsschulgebäude. Es muß also viel, sehr viel gebaut werden; wenn aber dies einmal geschehen muß, wie nahe liegt es, die Kosten vielmehr zu Neubauten für die

Wissenschaft zu verwenden und für die neue Wehrorganisation die alten Räume in Tübingen zu benutzen, die sich für alle jene Zwecke wie von selbst darbieten! Nicht die ganze große Auslage, aber gewiß ein sehr beträchtlicher Teil derselben würde hiedurch erspart. In dieser Erwägung habe ich mir denn einen Schritt zu tun erlaubt; ich habe diesen Gedanken Seiner Exzellenz, dem Herrn Kriegsminister von Hardegg vorgelegt, den ich persönlich zu kennen die Ehre habe. Ich darf nicht verschweigen, daß er mir einwendete, er beabsichtige, die künftigen militärischen Körper mehr im Lande zu verteilen; dennoch faßte er den Gedanken mit Interesse auf, sagte mir zu, ihn im Auge zu behalten, und war der Ansicht, daß die Benutzung der Universitätsräume zwar keine so großen Ersparnisse, als mir scheine, aber doch sehr bedeutende zur Folge haben würde.

Nebst den übrigen Gebäuden würden zu diesen Zwecken vorzüglich die beiden Seminarien sich eignen. Soviel mir bekannt, streiten die Stiftungsurkunden keineswegs gegen eine Verlegung der Stipendien, worauf diese Anstalten ruhen. Die Urkunden des evangelischen Seminars habe ich selbst einst nachgelesen, als ich den Antrag der philosophischen Fakultät auszuarbeiten hatte, wonach künftig den Seminaristen freigestellt sein sollte, Philologie oder Theologie zu studieren; ich erinnere mich keiner Stelle, wodurch diese Anstalt an Tübingen gefesselt, ja wodurch nur das Zusammenwohnen der Zöglinge als Statut festgesetzt wäre. Die Benefizien bestanden ursprünglich in Naturalien, und als ein Kloster offen wurde, benutzte man es, um den Stipendiaten auch freie Wohnung zu geben. Das Zusammenwohnen bringt eine Reihe unleugbarer Übelstände mit sich: Unreinlichkeit, übeln Einfluß ungeordneter, unsittlicher Subjekte auf die andern, Legalitätsvorschriften, die schädlich auf die Ausbildung des Charakters wirken; Unfreiheit der Bewegung drückt auf die Entwicklung des Willens, begünstigt die umgehende, auf Lügen, die als Witz gelten, sinnende Willkür, die Unwahrhaftigkeit. Ich darf mich darauf berufen, daß diese Mißstände selbst in der theologischen Fakultät anerkannt sind und daß mir ein Mitglied derselben mitgeteilt hat, es sei — ich weiß nicht, wie lange her es ist — im Schoße derselben ein Antrag gestellt worden, der Aufhebung des Zusammenwohnens wünschte, und dieser Antrag habe die Beistimmung sämtlicher Mitglieder gefunden. Das Produkt dieses Zu-

sammenwohnens: der „Stiftler“ weiß sich um seiner Unfreiheit willen vom „Stadtburschen“ wie ein halber Mönch über die Achsel angesehen, er entschädigt sich dafür durch ein gesteigertes Bewußtsein seiner meist gründlicheren Studien, und so bildet sich in ihm aus, was man ein Geschmäckchen nennt. Die Anzahl der Seminaristen ist groß genug, um der ganzen Universität etwas von diesem Geschmäckchen zu leihen; Tübingen ist die einzige Hochschule der Welt, welche von dem irrationalen Gegensatz zwischen Stiftler und Stadtbursch ihre absonderliche Farbe erhält, welche in ihrem Fleische den Dorn dieser Unterscheidung und Reibung trägt. Die Größe der Benefizien zieht eine unverhältnismäßige Anzahl von Jünglingen zur Theologie, diese Wissenschaft herrscht vor und gibt der Universität ihr spezifisches halbscholastisches Gepräge. Das wahrhaft Gute der Seminarien liegt in dem Repetenten-Institute, der Leitung der Studien, den locis, den Aufsätzen. Könnten diese Wohltaten auch den andern Fakultäten zuteil werden, so erfreuten wir uns eines großen Vorzugs vor allen Hochschulen und wäre der Hauptschritt getan, der Bevorzugung der Theologie und hiemit dem Reste des Mittelalters an dieser Stätte der Wissenschaft ein Ende zu machen. Mit den obigen Andeutungen ist, wie ich mir wohl bewußt bin, die unendlich schwierige finanzielle Frage nur an der Oberfläche gestreift. Ich bescheide mich, irgendeine selbständige Einsicht in die Mittel ihrer wirklichen Lösung haben zu wollen, und führe nur berichtend an, daß Männer, denen ich Sachkenntnis zutrauen muß und die meinen Standpunkt teilen, mir die Frage nicht allzu schwer zu nehmen schienen, vielmehr die Meinung aussprachen, daß durch eine Anleihe bei der Bürgerschaft Stuttgarts die zur Verlegung der Universität nötige Summe unter billigen Bedingungen zu erschwingen wäre. Ich bitte, Eurer Exzellenz die Quellen, aus denen ich diese Äußerung habe, bei Gelegenheit mündlich nennen zu dürfen.

Dies sind die Bekenntnisse, welche ich ehrerbietigst in die Hand Eurer Exzellenz lege mit angelegentlicher Wiederholung der Bitte, mir meine Kühnheit zu verzeihen. Der Inhalt, der Sinn dieser Blätter mag für mich zeugen, daß das Gefühl der Unbehaglichkeit, worunter ich in der gegenwärtigen Zersplitterung meiner Zeit und Kraft neben allem Schönen und Befriedigenden meines Wirkens leide, mir nur die Anknüpfung gegeben hat, um einen Gedanken aus-

zusprechen, den ich längst hegte, der jetzt mit neuer Kraft erwacht ist und mich ganz erfüllt. Würde die große Maßregel beschlossen, ich würde den Segen ihrer Ausführung nur kurz genießen, denn ich erlebte die Vollendung nur bei sehr vorgerückten Jahren, doch schon die frohe Aussicht, das Bewußtsein, zu diesem Beschluß in schlichter Verborgenheit mitgewirkt zu haben, würde mir die Schwierigkeiten meines gegenwärtigen Amtes erleichtern. Im Großen aber geht mein Blick in eine Zukunft, wo andere die Früchte der rettenden Tat genießen werden. Oft, wenn ich über die Seewiese gehe, sehe ich das Traumbild eines stattlichen Universitätsgebäudes vor mir, das mit dem Polytechnikum, der Baugewerksschule, den weiteren akademischen Bauten, zu welchen der schöne Raum noch Platz genug bietet, eine stolze Gruppe bildet und dem Beschauer zuruft: Hier hat Württemberg und mit ihm Süddeutschland seine geistigen Kräfte zu einem Mittelpunkt gesammelt, der in unberechenbaren Strahlen auf ganz Deutschland, in die weite Welt sein Licht ergießt!

Mit ausgezeichneter Ehrerbietung
Euer Exzellenz
tiefergebener
. . . .

Tübingen, 14. März 1867.

(Manuskript. Abgedruckt in der Zeitschrift Süddeutsche Monatshefte, München und Leipzig 1904, 1. Jahrg., 2. Bd., S. 734—750.)

In Sachen der Tierquälerei.

Eine neue Form der Tierquälerei scheint bei uns einreißen zu wollen: man begegnet neuerdings in Stuttgart das eine und andere Mal einer Hundefuhr. Der Einsender möchte gerne, soviel in der Kraft des einzelnen steht, dazu mitwirken, daß dem Aufkommen dieser bis jetzt bei uns noch nicht dagewesenen Art von Grausamkeit gleich in den Anfängen gesteuert werde. Der Hund kann ohne Mißhandlung nur auf den Schneefeldern der kalten Zonen als Zugtier verwendet werden; wo der harte Huf des Pferdes, Esels und Rinds zu tief einsinken würde, drückt sich seine weiche Pfote leicht ein und preßt so viel Schnee unter sich, um den zum Zuge nötigen Druck gegen den Grund ausüben zu können; übrigens spannen Lappen und Kamtschadalen immer eine Mehrzahl von Hunden an Wagen oder Schlitten. Dies ist eine Ausnahme; als Regel steht fest: der Hund ist kein Zugtier, weil er ein Pfotentier, kein Huftier ist. Der harte Boden des Steinpflasters und der Landstraße nötigt das huflose Tier zu doppelter, ja sechsfacher Anstrengung und jeder, auch der stärkste Hund, der zum Zuge gebraucht wird, ist daher in kurzer Zeit strupiert, d. h. halblahm im Sprunggelenk und Kreuz. Ist nun ein solcher Brauch erst im Aufkommen, so sieht die Sache ganz unbedenklich aus; meist große, wohlgenährte Hunde scheinen, unterstützt von einem Menschen, der den schwereren Teil der Kraftanwendung übernimmt, ihren Dienst leicht versehen zu können; sie werden geschont, nicht oft eingespannt. Ist aber die Sitte einmal eingerissen, so kann niemand verhindern, daß auch kleine, schwache, schlechtgenährte Hunde zu täglichem, tagelangem, schwerem Dienst verwendet werden, ja daß sie mit krankem Fuße den Dienst fortsetzen müssen, wie denn der Einsender am Rhein solche Geschöpfe gesehen hat, die eine verletzte, eingewickelte Pfote in die Höhe haltend auf drei Füßen hinkend ihre Arbeit verrichten mußten. Dies war in Düsseldorf, wo jedoch, wie ihm kürzlich mitgeteilt wurde, ein neuer Bürgermeister mit einem Federstrich dem ganzen Mißbrauch der Hundefuhr ein Ende gemacht hat. — Der Hund ist ungemein willig und diensteifrig, er leistet, so lang er kann, mehr als verlangt wird, und die Roheit miß-

braucht den Eifer des guten, armen Tieres. Auch das hat der Einsender oft gesehen, wie barbarische Hundefuhrleute, wenn sie mit ihrem Karren außerhalb des Stadtbereichs waren, selbst aufsaßen und im tiefen Chausseestaub, in der Mittagsglut des Sommers den Hund, der ohnedies sein Möglichstes tat und dem die lechzende Zunge weit aus dem Maule hing, mit Peitschenhieben noch in Trab hetzten. Da der Hund nicht schwitzt, sondern die Hitze durch den Atem aushaucht, so meinen die Unmenschen, er leide nicht von der Hitze, und er könne sich nicht erkälten. Im Zugwind, im eisigen Wintersturm sieht man denn das heißgejagte Tier oft stundenlang den Wagen hüten und auf den Fuhrmann warten. Daß er selbst den Schaden hat, wenn das Tier dann krank und früh zum Krüppel wird, das weiß oder bedenkt der Barbar natürlich nicht. Dies alles sind Folgen, die man nicht abhalten kann, wenn man nicht mit entschiedenen Maßregeln dem Anfang, dem Aufkommen des Brauchs entgegentritt. Wer zweifelt, ob wir nicht zu hart gezeichnet haben, der sehe nach in der Schweiz, wo Pferd und Rind so viel mehr als irgendwo geschont, aber der Mißbrauch der Hundefuhr geduldet wird, in Thüringen, am Rhein, in Berlin und fast ganz Norddeutschland, in Holland. Und also bei uns? Jeder, der unser Volk und seinen wilden Hang zur Grausamkeit gegen das Tier kennt, wird mit dem Einsender in den Ruf einstimmen: Das könnten wir noch brauchen! In der Tat, wenn jemand wäre, der Nerven und Mitleid mit dem Tier hat und der etwa wünschte, an wiederholten Empörungen des Gefühls langsam qualvoll zu sterben, dem möchten wir raten, seine Wohnung an einer Landstraße in Württemberg zu nehmen und täglich zuzusehen, wie je unter zwanzig Zugpferden — sehr nachsichtig gerechnet — etwa zwei sind, die ohne beständige Hiebe zu leisten vermögen, was ihnen zugemutet wird, wie ein roher bösartiger Fuhrknecht den Fehler, den er in der Leitung gemacht hat, durch viehisches Hauen unter Flüchen die unschuldigen Tiere entgelten läßt, oder zuzusehen, wie die Kälber gehetzt, wie sie geknebelt und dann gleich Warenballen vom Wagen geschleudert werden usw. Es soll dieser Mahn- und Klageruf keine Beschuldigung gegen unsere Polizei enthalten; wir wissen, daß sie wenigstens in der Hauptstadt nach Kräften tätig ist; aber das gestehen wir, daß wir uns von der Meinung nicht trennen können, gewisse Maßregeln, z. B. Einführung einer Pferdeschau, sollten mög-

lich sein und seien notwendig. Wer kein Pferd halten kann oder will, das zu leisten vermag, was von ihm gefordert wird, der soll keines halten dürfen: dies ist gewiß ein ganz begründeter Satz. Daß ein Verbot gegen jedes Einspannen von Hunden unabsehlicher neuer Grausamkeit zuvorkommen würde, glauben wir gezeigt zu haben. Im übrigen wissen wir wohl, daß die Polizei nicht ersetzen kann, was Schule, Kirche, Familie und stumpfes, mitleidloses Zuschauervolk versäumen. Ist es z. B. den Schullehrern und Geistlichen von ihren Behörden zur Pflicht gemacht, durch Lehre, Predigt, stetiges Einwirken nicht nur im allgemeinen, sondern ganz speziell auf die einzelnen Scheußlichkeiten eingehend gegen die Barbarei der Mißhandlung des Tieres ihren ganzen Einfluß geltend zu machen? Wir wissen es nicht, aber wenn Vorschriften bestehen: das glauben wir zu wissen, daß sie kaum lässig und halb und nur ausnahmsweise befolgt werden, und daß an Grausamkeit gegen das Tier nach dem Italiener gleich der Schwabe kommt, das hat mehr als einer gesagt, der Schwaben und Italien kennt. In diesen jetzigen Tagen erkaufen sich Tausende das Vergnügen des Schlittenfahrens mit den Leiden armer, schwacher, halbtot gejagter Lohnkutscherpferde, und eine Szene vom vorletzten Winter hat sich dem Einsender tief ins Gedächtnis geprägt. Einige junge Herren gönnten sich das Vergnügen einer nächtlichen Schlittenfahrt, die etwa sechsmal das Häuserviereck umfuhr, dessen vordere Seite der Königsbau bildet, dessen hintere Seite in die Friedrichsstraße geht. Ein unausgesetzter Regen wütender Peitschenhiebe erzwang von der letzten Kraft der dürren Mietspferde die erwünschte Schnelligkeit, so oft der Schlitten sich wieder näherte, hörte man schon von weitem das Sausen und Pritschen der Peitsche, und je wilder der Kutscher zuschlug, um so lauter jubelte die lustige Gesellschaft. Was soll aus dem Volke werden, wenn ihm die Gebildeten mit solchem Beispiel vorangehen?

(Schwäbischer Merkur, 10. Dezember 1869.)

Wahlrede.

Verehrte Mitbürger!

Das Vertrauen eines Teils Ihrer Wähler hat mich hieher gerufen. Es ist Ihnen wohl bekannt, daß ich mich schwer entschlossen habe, diesem ehrenvollen Rufe zu folgen, weil mein Amt und gewisse besondere literarische Verpflichtungen meine Zeit und Kraft ganz in Anspruch nehmen. Bequemlichkeit soll man einem großen Zwecke gern opfern, mir aber schien es, daß ich Pflichten opfern müßte, und so habe ich gezaudert und mich besonnen; allein ich mußte mir doch wieder sagen: die Stunde des Vaterlandes ist zu wichtig, es kann auf einige, es kann auf *eine* Stimme ankommen, und ich fühlte, daß ich doch nicht anders dürfe, doch dem Rufe folgen müsse.

Ich trete hiemit als Gegner gegen eine Partei auf, zu der ich lange gestanden habe, jedoch immer als ein Mann, der auch selber denkt und der Partei nie blind auf allen ihren Wegen nachtritt. Die demokratische Partei, die Volkspartei, oder sagen wir einfach: die Partei, deren Hauptbestreben die Freiheit ist, die Freiheitspartei —: Niemand wird die Verdienste dieser Partei leugnen. Sie kämpft seit manchem Jahrzehnt dafür, daß der Bürger im Staate ein menschenwürdiges Dasein habe; dem Mitwirken dieser Partei verdankt das Land die Entlastung des Bodens, verdanken wir die Preßfreiheit, verdanken wir die Gleichheit der Rechte; diese Partei hat, um nur das *eine* noch zu nennen, der Anstalt für Aufklärung und Erziehung des Volkes, der Schule, ihr besonderes Interesse zugewendet; sie hat dahin gewirkt, den verdienstvollen Stand der Volkslehrer zu heben und besser zu stellen; kurz, sie hat eine Reihe von Verdiensten, die ich Ihnen nicht weiter aufzuführen brauche, und wenn es wieder gilt, wenn es an dem ist, zu kämpfen für Bürgerrechte, für innere Verfassungsrechte, dann soll mir niemand nachsagen, daß man mich nicht an der Stelle findet, wo ich gestanden bin; nur die Verleumdung könnte mich abtrünnig nennen. Ich bin aber mit dieser Partei in Zwiespalt gekommen und habe mich von

ihr trennen müssen in der Frage der Einheit, in der Frage, auf welche Weise Deutschland in einen Bundesstaat verwandelt werden soll. Ja, einst, — einst träumte ich auch mit dieser Partei einen schönen Traum; ich meinte, Deutschland werde eins werden durch freie Verständigung der Glieder und Stämme der Nation in einem Parlament; frei, ganz frei sollte jedes Glied so viel opfern als nötig ist, um ein Organ herzustellen, das die Einheit vertritt und beständig vollzieht; ich träumte von einem Tage, wo ein solcher freier Vertrag geschlossen sei, wo ein Jubel durch Deutschland gehe, wo die Festflaggen in den Städten wehen und wo wir alle als neu geeinigte Brüder eines neu geschaffenen Deutschlands uns begeistert umarmen werden. Nun — der Versuch ist gemacht worden, er ist dagewesen, wir haben unser Parlament gehabt, und ich habe im Parlament alles miterlebt. Ich gestehe Ihnen, in dieser Versammlung lag schon in den ersten Monaten auf meiner Seele ein Druck; ich ahnte, daß unter den Formen für die neue Einheit Deutschlands, die in Frage kommen können, keine durchzuführen sein werde. Ich ahnte es; ich sagte es mir anfangs noch nicht klar, aber meine Ahnung wurde Gewißheit und gieng leider in Erfüllung. Um hier nicht in das Weite zu gehen und längst Bekanntes zu wiederholen, lassen Sie mich in Kürze sagen: das Parlament verhandelt drei Vierteljahre die Grundlagen der deutschen Reichsverfassung, die Grundrechte, und gelangt dann an die Frage: wie sollen wir das Werk krönen? Jetzt kommt die Not, und mit fünf Stimmen Mehrheit wird beschlossen, die Kaiserkrone dem König von Preußen als erblichem Oberhaupt anzutragen. Hätte der König von Preußen damals angenommen, so hätte er es nicht anders durchsetzen können, als wenn er den Krieg, den Preußen dann 1866 führte, damals schon geführt hätte, denn es wird wohl niemand meinen, Österreich wäre ihm in die Arme gefallen und hätte gesagt: da hast du mich, du sollst Kaiser sein. Der Grund, warum wir nichts haben schaffen können, liegt ganz einfach in der Zweiheit Preußen und Österreich; beide waren doch da mit ihrer Macht, die wir nicht zerschlagen konnten; neben Preußen war Österreich da mit dem einen Fuße im Ausland, d. h. durch seine nichtdeutschen Völker eine europäische Großmacht mit andern Interessen als Preußen und wir sie haben. Diese Zweiheit hat alles unmöglich gemacht; es ist nicht anders, man

kann es nicht leugnen, auch wenn es noch so unangenehm sein mag: unmöglich. — Der König von Preußen nahm eine Krone, die ihm den Krieg gegen Österreich und gegen die voraussichtlich mit Österreich verbundenen deutschen Staaten gekostet hätte, nicht an. Übrigens hatte, wie Sie wissen, die demokratische Partei selbst zu dieser Krönung des Verfassungswerks zugestimmt und, mit der alten liberalen Partei vereinigt, hat sie den König von Württemberg vermocht, daß er unterzeichne. Aber alles scheiterte, und unsere große, schöne Bewegung von 1848 gieng hinab, es folgte die Reaktion; der Deutsche Bund stand aus den Trümmern wieder auf. — Was haben wir nun getan in den Jahren des langen Stillstands? Wir haben gesprochen, wir haben gesungen, wir haben gedichtet, wir haben Schützen- und Sängerfeste gefeiert, und die Wahrheit ist, wir haben nichts gemacht, wir haben nichts gekonnt; das wollen wir uns nur gestehen! Gehen wir zunächst vorwärts bis zum Schleswig-Holsteinischen Krieg 1864. Württemberg mit den übrigen Klein- und Mittelstaaten trat ein für das Recht des Herzogs von Augustenburg; es war dies, wie Sie sich erinnern, ein unzweifelhaftes, bewiesenes Recht, und daß im Namen dieses Rechtes gegen das freche Dänemark gekämpft werde, dies war es, wofür wir alle uns begeisterten. Was geschah? Preußen und Österreich vereinigten sich, rückten ein in Schleswig-Holstein und da wir, um für den Augustenburger zu kämpfen, nachrücken wollten, so drückten sie uns weg; Sie wissen, wie die Truppen der Mittelstaaten, die bereits einmarschiert waren, mit dem Ellbogen beiseite geschoben wurden. Wir fielen unsanft zu Boden und saßen, gestehen wir es uns nur, in unserer Schmach. Ich war damals nicht im Lande, ich war in der Schweiz, und ich komme nun auf einen Punkt, der viel besprochen, verhandelt und auch hier soeben erwähnt worden ist; ich meinte damals, um uns vor solcher Erniedrigung zu bewahren, sollten wir im alten Deutschen Bund einen engeren Bund gründen, einen Bund der Südstaaten, der Mittel- und Kleinstaaten, ein Glied, das — so stellte man sich vor — mit Österreich und Preußen eine organische Dreiheit bilden sollte, eine Trias; denn künftig, nach Lösung des augenblicklich schwebenden Konflikts, glaubte man sich ein gedeihliches Verhältnis einer solchen dritten Macht im Bunde zu den zwei andern Mächten denken zu können. Doch wesentlich sollte diese Form, die

wir jetzt, nachdem Hannover gefallen ist, Südbund nennen, uns vereinigen, damit wir solcher Erniedrigungen von den Großmächten oder, wie sie sich damals nannten, den Vormächten, uns künftig erwehren könnten. Ich meinte damals, mit aller Energie werde das Volk der Mittelstaaten, insbesondere Süddeutschlands und Württembergs, die Errichtung dieser Schutzmauer gegen die Vergewaltigung der Großmächte verlangen; ich erwartete von unserer Kammer, daß sie mit ganzer Kraft entschlossen den Moment ergreifen werde, um die Schöpfung eines solchen Bündnisses zur Wahrung unserer Ehre durchzusetzen. Nichts, nichts hat man getan; man legte die Hände in den Schoß und ließ lahm und schlaff die Demütigung über sich ergehen! — So fand uns der Krieg 1866: ein Bürgerkrieg, wozu der Anlaß ränkevoll vom Zaun gebrochen wurde, ein Bürgerkrieg, den ich, den wir alle als eine schuldvolle Tat betrachteten und verabscheuten. Zwar, nebenher gesagt, möglich wäre er nicht gewesen, hätte Österreich nicht vorher selbst eine große Schuld auf sich geladen gehabt, denn die Preußen in einen solchen Kampf zu führen war nur deshalb möglich, weil Österreich unter Schwarzenberg seinen Vorteil über alles Maß ausgebeutet und in Olmütz Preußen so tief gedemütigt hatte, daß kein Preuße war, in dem nicht die tiefste Bitterkeit und Empörung kochte. Es ist also eine Nemesis über Österreich gekommen; aber trotzdem war dieser Krieg eine schuldhafte Handlung und heute sage ich noch, es war gut getan, daß wir gefochten haben für das bestehende alte Recht.

Nun komme ich aber an einen Punkt, wo ich Sie dringend bitten muß, mich nicht mißzuverstehen, meine Worte, deren einzelnes hier wichtig ist, wohl aufzufassen und zu bemerken. In der Weltgeschichte ist schon vieles geschehen, was Gewalttat war und doch einen Bau gründete, der zum Wohle von Tausenden, von Millionen sich befestigte. Wie manches könnte ich hier anführen! Württemberg selbst besitzt, wie Sie sehr wohl wissen, einen Teil seines Landes durch Gewaltakte. Um nur noch e i n Beispiel, ein ungleich größeres, zu nennen: die Angelsachsen sind eine mächtige, blühende Nation geworden durch die Mischung mit den Normannen, von denen ihr Land in der Schlacht bei Hastings rechtswidrig, blutig und grausam erobert wurde. Unsere Gegner nun nennen den, der sich der Anerkennung solcher geschichtlichen Wahrheit nicht verschließt, einen An-

beter des Erfolgs, sie erheben den Vorwurf der Charakterlosigkeit und sie hätten recht gegen den, der in einem Moment und aus niedrigen Gründen die Bahn seines Urteils und Handelns verließe. Die Sache liegt nicht einfach, sie ist verwickelt, denn die zwei Sätze: Unrecht bleibt Unrecht, und: Unrecht kann in der großen Politik wohltätige Früchte tragen, bilden einen Widerspruch, den nur die folgende Betrachtung löst. Wir sollen und werden in der Gegenwart Unrecht stets Unrecht nennen, und wenn heute oder morgen wieder eine Gewalttat geschieht, werden wir sie redlich bekämpfen; wenn wir aber im Laufe der Zeit sehen, daß diese Gewalttat etwas begründet, was bleibt und was zum Wohle vieler dient, dann dürfen wir sagen: ich habe gekämpft, ich werde im gleichen Falle wieder kämpfen, aber ich kann nicht leugnen, es ist auf schuldhafte Weise etwas entstanden, worauf sich dauernd die Wohlfahrt eines Ganzen, einer Nation gründen kann. So ist es, der Widerstand unseres Gefühls kann den großen Gang der Dinge nicht verändern; Unrecht soll Unrecht bleiben, aber es geht eben in der Weltgeschichte anders als im Privatleben, wo wir uns mit der Untat nachher so wenig wie vorher versöhnen dürfen. — So ist aus dem Bürgerkriege in Deutschland der Nordbund hervorgegangen, dessen sich Millionen als eines Segens erfreuen, in welchem sie Schutz, Macht, Ehre, Gedeihen ihres Wohlstands genießen, und wir werden nicht meinen, diese Millionen seien Toren, die sich täuschen.

Nun weiter! In den Jahren zwischen der Entstehung des Nordbundes und dem jetzigen Kriege habe ich geschwiegen, und habe in meinem Schweigen doch bereits die Überzeugung gehabt, für uns bleibe nichts anderes als Eintritt in den Nordbund. Nun aber nahm die Demokratie wieder ihren Südbund auf, während doch ein Kind einsehen kann: wenn unsere Mittel- und Kleinstaaten in ihrer Erniedrigung im Jahre 1864 keinen Südbund geschlossen haben und wenn sie es im Jahre 1866 wieder nicht wollten und vermochten, wer will sie nun dazu bringen? Der Südbund war jetzt absolut nichts anderes als ein totes Wort; man hatte ja auch niemand mehr zu einem Südbund; Hessen konnte nicht mehr gezählt werden, Baden will nicht, es bleibt also nur Württemberg und Bayern. Württemberg wäre der Bediente Bayerns geworden, und wie wir jetzt murren gegen das Übergewicht Preußens, so würden wir gegen das bayerische

murren. Ja, so ist es, es ist mir leid, daß es so ist, aber ich kann mich nicht sehend blind machen. Was bleibt denn nun? Den Nordbund zerschlagen? Woher den Arm und den Hammer nehmen? Oder die Deutsch-Österreicher aus Österreich herausziehen? Ganz hübsch, aber wie bringt man sie heraus? Man soll mir doch nur das Werkzeug zeigen, mit dem man sie heraushäkelt. Wer kann denn das Unmögliche wollen? — So dachte ich, aber ich schwieg, und warum? Ich mache es keinem zum Vorwurf, wenn er nach 1866 sich beizeiten für den Eintritt in den Nordbund aussprach, wenn er nach kürzerer Frist mit einer ehrlichen Überzeugung von der Zweckmäßigkeit dieses Schritts in die Öffentlichkeit herausgieng; aber es ist auch wohl gut und recht, daß es Männer gab, die nicht so leicht, nicht so schnell sich entschließen konnten, die eine gewisse Scham, — ich nenne darum andere nicht schamlos, ich weiß nur kein anderes Wort — zurückhielt, sich laut zu erklären, Männer, die erst noch gute Zeit zuwarten wollten, ehe sie für die guten Folgen einer schuldvollen Tat sich öffentlich aussprachen. Ich hatte aber auch kein politisches Amt, und es war mir erlaubt, zu schweigen. Nun hat man diejenigen, welche schneller sich entschlossen, für den Eintritt in den Nordbund zu wirken, Bettelpreußen genannt und wird auch die, welche jetzt erst sich dazu entschließen, so nennen. Sehen Sie, meine Herren, das ist eines der unedlen Parteistichwörter. Keiner, der nach redlichem Nachdenken sich überzeugt hat, daß uns nichts anderes übrigbleibt, als uns diesem Nordbund anzuschließen, wollte sich schmachvoll den Preußen anbetteln; das ist ein Wort, das nichts sagt, das aber mit leichtem Wurf einem anständigen Manne das Kleid beschmutzt. „Den Erfolg anbeten“, das sieht aus, als ob einer bloß durch den sinnlichen Glanz eines Sieges der ungerechten Sache verführt auf die Knie fiele, um sich dem Sieger anzuschmeicheln. Auch dies ist ein leichtfertiges Parteistichwort, mit dem man schwache Augen blendet. Wenn etwas Neues entsteht, das wir vorher nicht kannten, das wir aber nun als zweckmäßig, wohltätig und heilsam erkennen, so wird doch wohl ein ehrlicher Mann sich dafür erklären können, ohne den Vorwurf der Charakterlosigkeit zu verdienen . . .

Ich kehre zu dem Momente zurück, da es zum Kriege kam. In der Person des Königs von Preußen wollte Frankreich die deutsche Nation beschimpfen, es war ihm und in ihm uns eine moralische

Ohrfeige zugedacht, die er glücklicherweise im letzten Augenblick noch parierte. Der erste Blick in die Zeitung mußte damals jedem sagen: jetzt ist der Krieg vor der Tür. Benedettis Abweisung war der gewisse Krieg. Die Kriegserklärung folgte auf dem Fuße.

Rasch waren unsere Fürsten entschlossen, treu zum Vaterlande zu halten, unsere Kammer stimmte für die Bewilligung der Gelder, denn glücklicherweise die Eintracht war da, die ganze Nation begriff, daß uns unser guter Stern, daß ein gütiges Schicksal diesen Krieg schickte, daß uns der Himmel den Pharao in Frankreich verstockte, damit er uns in das gelobte Land der Einheit hineinführe. Wer hat nicht als Jüngling geahnt und gedacht, daß nur ein nationaler Krieg uns die Einheit bringen, nur ein Krieg, trotz allem Jammer und Elend des Krieges, uns durch unser Blut zusammenschweißen werde? Nicht, als wäre deshalb je ein Gelüste in uns gewesen, einen Krieg, selbst um Wiedergewinn der uns einst gestohlenen Provinzen, zu beginnen und gewissenlos den Frieden Europas zu stören. Wir haben ihn nicht gesucht, er ist an uns gekommen, aber in ihm begrüßte jeder Freund des Vaterlandes die „Meisterin Notwendigkeit, die an e i n e m großen Tage vollbringt, was kaum Jahrhunderten gelingt". Nicht so begrüßte ihn die demokratische Partei, sie sperrte sich gegen den allgemeinen Strom, sie sagte: es ist ein Kabinettskrieg, und wir wollen neutral bleiben. Meine Herren, neutral bleiben in einem solchen Kriege — erlauben Sie mir ein Bild aus der etwas derben Wirklichkeit des gewöhnlichen Lebens. Es bricht in einem Lokal zwischen zwei Parteien eine furchtbare Schlägerei los; denken Sie sich e i n e n dazwischen, der will neutral bleiben, aber Sie müssen dabei annehmen, daß er aus dem Raum nicht hinaus kann, wie wir ja aus Deutschland nicht hinaus können; nun denken Sie sich, wie der neutrale Mann im Gedränge zerrieben, zertreten, zerquetscht würde! Doch in der letzten Stunde lenkte die Volkspartei ein und bewilligte die zum Krieg erforderte Summe. Nur e i n e r n i c h t, der Abgeordnete dieses Bezirks. Er sagte: nein*). Ein Mann muß handeln so, daß er die Konsequenzen für sein Handeln auf seine Verantwortung nimmt, die in dem Fall eintreten müßten, daß seine Abstimmung Nachfolge fände und die

*) Siehe die nachträgliche Anmerkung zu dieser Seite.

Mehrheit gewänne. Nun denken Sie sich diese Konsequenzen! Das ist doch so gewiß wie 2×2=4, daß Napoleon beschlossen hatte, unsere schwachen Staaten durch einen heilsamen Schrecken zu zwingen, daß wir denselben schmachvollen Rheinbund mit ihm schließen, den wir schon einmal mit Napoleon I. zum ewigen Schimpf unserer Geschichte errichtet haben, wo Deutsche gegen Deutsche fechten mußten. Und wissen Sie, was der heilsame Schrecken gewesen wäre? Sein Heer, seine raublustigen Horden, die Halbwilden aus Afrika hätte er über den Rhein geworfen, sie hätten dem Landmann das letzte Kalb und die letzte Kuh aus dem Stalle gerissen, sein Weib und seine Töchter geschändet, hätten in Stadt und Dorf gesengt, gemordet, geplündert, hätten wie Bestien gehaust. Wir wissen ja, wie die Franzosen unter Melac und Turenne schon in Deutschland gewütet, wie die Pfalz von ihnen verwüstet worden ist. Das wäre die Neutralität gewesen, und nach dieser Herrlichkeit hätten wir dürfen mit Frankreich gegen Deutschland kämpfen. Das hieß das Neinstimmen in solchem Falle! Glücklicherweise blieb die Stimme allein; einträchtig zog Württemberg mit Deutschland in den Krieg. Welch ein herrliches Schauspiel bot und bietet diese Eintracht! Die deutschen Stämme vereint; was häßlicher, giftiger Haß gewesen, wird herrlicher Wetteifer, der Schwabe, der Bayer, der Hesse, der Sachse mit dem Preußen vorwärts in das Feuer, vorwärts furchtlos in den Rachen der Geschosse! Aus dieser Eintracht erwuchs eine Kraft, die den Teufel aus der Hölle holen könnte. Vereinigt sind nicht nur die Stämme, vereinigt sind die sonst getrennten, großen Eigenschaften der ganzen Nation: die Kriegskunst, die Kriegswissenschaft in der Führung Preußens, mit der Tapferkeit, der ungeheuren Naturkraft, der physischen Tüchtigkeit, Ausdauer der sämtlichen Stämme, die nur bisher nicht an die rechte Stelle gesetzt war und daher nicht leisten konnte, was sie zu leisten vermag, denn diese kriegerische Kraft war ja nie richtig geleitet, geteilt und zerstückelt verblutete sie sich nutzlos. So aber ist Deutschland von Sieg zu Sieg gegangen, herrlich, groß, unwiderstehlich! Und dasselbe herrliche Bild wie die Eintracht im Heere bietet die Eintracht, das Mitfühlen der Nation mit ihrem Heere. Nie ist ein Volk so bei seiner Armee gewesen wie hier der Bürger bei den Soldaten, alle Herzen sind beisammen; dort kämpfen die Krieger ihren blutigen Kampf,

und hier wetteifert das ganze deutsche Volk im Wohltun, Labung, Heilung und Pflege der Verwundeten, und zwar gleich mitfühlend und opfernd für Feind und Freund. Also dort der Mut, und hier die Menschlichkeit und Güte, — eine der herrlichsten Erscheinungen, die je die Geschichte der Menschheit gesehen hat. — Unser Unglück wollte, daß wir den Urheber dieses Krieges gefangen in die Hände bekamen; ich sage: unser Unglück, denn es ist ein falscher Schein entstanden für die, die es oberflächlich betrachten, als kämpfen wir nun gegen den wirklichen und wahren Patriotismus des französischen Volks. Wir kämpfen für unser Vaterland und unser Recht, wir kämpfen, weil wir das haben müssen, was uns geraubt und gestohlen worden ist, und wir kämpfen gegen die verbissene Leidenschaft, die uns dies unser Recht verweigert.

Noch muß ich hier ein Wort anknüpfen über das, was auch mein Herr Vorredner nicht versäumt hat hervorzuheben: wenn der Krieg da ist, so ist das Reden und Stimmen etwas ganz anderes, als wenn kein Krieg ist. Sie können das scherzend so ausdrücken: wenn kein Krieg ist, dann ist Vakanz, da mag jeder sagen, was er denkt; während des Kriegs aber darf man nicht alles tun, was man sonst tut. Da hat man nun auch gewütet, als Jakoby eingesperrt wurde, weil er in öffentlicher Rede gesagt, Deutschland solle Elsaß und Lothringen nicht behalten. Das täte nun nichts, wenn Friede wäre, da darf man die abgeschmacktesten Sachen sagen, aber ganz anders ist es im Kriege. Im Augenblicke haben sich die französischen Zeitungen solche Stimmen gemerkt, verwertet und ihren Lesern gesagt: da seht den Zwiespalt in Deutschland! und es hat das den Widerstand der Franzosen gegen uns wieder gestärkt. Jeder Tag aber dieses fortgesetzten Widerstands kostet uns teures Blut; also da ist es Ernst, da darf man nicht schwätzen, was man will, und die Preßfreiheit, ein heiliges Recht, muß da ihre Grenze haben. Ich habe im Laufe des Kriegs ein Wort gesagt, das mir, wie ich voraussah, gehörig auf Rechnung geschrieben wurde. Als der Krieg so gut wie gewiß, schlechthin unvermeidlich war, da gefiel es der demokratischen Partei noch immer den Haß gegen Preußen zu schüren. Ich frage: ist es erlaubt, wenn man schon so gut als im Feuer steht, den Haß gegen den, der in Reih und Glied neben mir steht, zu nähren, ist es nicht vielmehr heilige Pflicht, nur

einen Haß zu kennen, den Haß gegen den Feind? In meines Herzens Zorn und Entrüstung — denn man darf schon einmal zornig werden — habe ich nun kürzlich gesagt, damals sei ich in einer Stimmung gewesen, daß ich, wenn es auf mich angekommen wäre, jeden, der den Haß gegen Preußen statt gegen Frankreich schürt, standrechtlich zu behandeln fähig gewesen wäre. Ja, ich habe es gesagt und sage es wieder*).

Noch eine andere große Bedeutung als die, von der ich gesprochen, hat dieser Krieg. Ja, es ist ungeleugnet, Preußen hat im Jahr 1866 schuldvoll gehandelt, aber die Ströme von Blut, die Preußen selbst jetzt vergossen hat, haben beim Himmel! diese Schuld gesühnt. Ich wiederhole ein Wort, das ich anderswo gesagt: ein heiliger Krieg sühnt einen unheiligen, ein gerechter Krieg für das Vaterland und alle Güter des Lebens sühnt die Schuld eines ungerechten, und wenn Sie zweifeln, so bitte ich, sehen Sie doch die preußischen Verlustlisten an! Haben Sie schon diese großen Blätter gesehen, wie sie in langen, nebeneinander gestellten Kolumnen die Verluste verzeichnen, haben Sie schon an die Tränen der Witwen und Waisen gedacht? Glauben Sie, das sei keine Sühnung der Schuld? — Aber unsere Siege hätten wir, wie Sie wissen, ohne Preußen nicht erfochten. Preußen hat uns geführt und so geführt, daß es seinen Beruf, uns zu führen, bewiesen hat. Die deutsche Einheit, sie ist nun in diesem Kriege da, sie ist lebendig und tatsächlich vorhanden, doch nur in einem Vorbilde dessen, was als dauernde Form nun werden soll; es ist ein Akt, eine Tatsache, aber noch keine Verfassung, eigentlich doch nur Einigkeit, noch nicht Einheit. Gienge es nach unserer Neigung, so müßte diese Verfassung eine gemeinsame Neuschöpfung sein, das Werk einer konstituierenden Reichsversammlung, die mindestens die schon bestehende Verfassung des Nordbundes einer wesentlich durchgreifenden Revision unterwürfe. Dies aber hieße, das ganze Einigungswerk wieder in Frage stellen, ja alle Wirren erneuern, die wir in unserem ersten Parlament erlebt haben. Der Nordbund kann nicht gestatten, daß das, was mit so viel Mühe und nach so langen Verhandlungen zustande gebracht worden ist, noch einmal dem Zanke der Parteien einer großen Verfassung gebenden Versammlung preisgegeben und so die

*) Siehe oben Seite 318. A. d. H.

Gefahr heraufbeschworen werde, daß, was schon besteht, niedergerissen und nichts Neues gebaut würde.

So stehen wir denn vor der Frage: soll alles wieder umsonst sein, soll auch diese große Stunde wieder ungenützt vorübergehen? Auf diese Frage antwortet die demokratische Partei: ja, wenn unser Wille nicht geschieht, so soll nichts geschehen. Sehen wir nach den Motiven dieses Widerstandes gegen das, was jetzt das allein Mögliche und Richtige ist, so haben wir den ersten und letzten Grund in einer Abneigung zu suchen, die aus einem an sich ganz richtigen Gedanken fließt. Wenn einzelne Staaten, Teile eines natürlichen Ganzen, vorher nur locker verbunden, sich organisch vereinigen, wirklich Teile eines politischen Ganzen werden sollen, so erscheint es als unnatürlich, als eine Anmaßung, wenn ein Teil unter den Teilen sich über die andern stellen, die Rolle des Ganzen spielen will. Auch mir wollte es lange nicht in den Kopf, daß Preußen an die Spitze treten und das übrige Deutschland sich unterordnen soll; allein ich habe gelernt, daß man mit dem Lineal im Kopfe die Geschichte nicht liniieren kann, diese macht eben andere Wege. Preußen ist zu mächtig, um sich mit uns und neben uns unter eine Gesamtregierung Deutschlands zu stellen, und die Form für eine solche läßt sich, wie die Erfahrung bewiesen hat, nicht finden. Das ist ein in den Dingen liegendes Gesetz, das wir einmal nicht ändern können, und seinen Führerberuf hat Preußen in der gefährlichsten aller Lagen, in die ein Volk kommen kann, tatsächlich bewährt, im Kriege.

Ein zweiter Grund des Widerstands liegt in einem Gefühle, das nicht politischer Natur ist, das aber so tief in unserem süddeutschen Naturell sitzt, daß es seine Stimme in den politischen Rat einmischt. Es liegt im preußischen Wesen etwas Absprechendes, Wohlweises, das man bei uns einmal nicht leiden kann. Es geht mir auch so: ich kann es auch nicht leiden, habe darüber in Ernst und Scherz oft räsoniert und räsoniere vielleicht auch ferner. Allein, es steht eben unabänderlich fest, daß eine Stimmung kein politischer Grund ist, wir müssen unserem nächsten Gefühle die Stimme in der politischen Erwägung versagen und übrigens uns an die Aussicht halten, daß die flüssigere Mischung mit dem Naturell der deutschen Stämme das beste Mittel sein wird, jene

unerfreulichen Züge, die doch auch wahrlich nicht allen Preußen eigen sind, aufzulösen.

Von ungleich größerem Gewicht ist ein dritter Grund, genommen aus den innern politischen Zuständen Preußens. Noch hat es die in Preußen verbreitete Bildung nicht vermocht, ein Ministerium Mühler zu entfernen, welches das Unterrichtswesen nicht im Geiste der wahren Religion, welcher erhellend und befreiend wirkt, sondern in einem unfreien, düstern und pfäffischen Geiste leitet. Angesichts dieses Übels muß man sagen, daß Preußen noch nicht auf der Höhe steht, auf der es als ein moderner Staat stehen sollte; das ist kein moderner Staat, wo die Schule im Banne einer mechanischen Religionsauffassung liegt, wo Gebetsformeln den Unterricht einengen. Ein anderes Übel ist das Junkertum, das leider in Preußen noch in Blüte steht. Man erzählt selbst aus dem gegenwärtigen Kriege einzelne Szenen, von denen ich hoffen möchte, daß sie nicht wahr sind, Szenen, die einen trüben Blick in dies Unwesen öffnen. Das Junkertum in Preußen führt zwar nicht verfassungsmäßig, aber vermöge stehender Gewohnheit, eingewurzelten Mißbrauchs Vorrechte mit sich in bezug auf das Vorrücken in Stellen und Ämtern, namentlich im Heere. Nach dieser Seite, meine Herren! sieht es in Preußen heute noch aus wie im Mittelalter; das ist ein starkes Wort, aber es muß gesagt werden. Es ist dies ein Übel der traurigsten Art, das nur höchst abstoßend auf uns wirken kann, die wir Zustände gewohnt sind, wo Adel und Bürgertum schlicht und unbefangen miteinander verkehren und die Geburt kein Vorrecht im Staate begründet.

Ja, meine Herren, das sind große Mißstände. Aber bringt denn Preußen diese Mißstände zu uns herüber? Wir bleiben frei in unserer Regierung, in unserer Verwaltung, in unsern innern Einrichtungen, Bräuchen und Sitten, kein preußischer Minister wird unsere Schulen leiten, kein preußischer Junker wird unsere Regimenter führen; im Gegenteil, wenn wir eintreten in den Norddeutschen Bund, der nun zum Deutschen Bunde werden wird, so bringen wir unser freies, lebendiges Wesen, unser freies Denken mit und sind an der rechten Stelle, gegen das zu wirken und anzukämpfen, was in Preußen noch vom Übel ist.

Doch zwei andere, starke Gründe des Widerstands sind noch nicht

genannt; sie liegen in der Verfassung des Nordbunds selbst, — zwei harte Nüsse, zwei saure Äpfel. Sie wissen, meine Herren, daß das Militärgesetz des Nordbundes eine dreijährige Präsenz der Infanterie feststellt (von den Spezialwaffen kann hier nicht die Rede sein, die allerdings eine längere Übung verlangen). Eine so lange Präsenz ist ein für allemal zu viel; zwei Jahre jedenfalls genügen. Man sagt, der Krieg vom Jahre 1866 sowohl als der gegenwärtige habe den Beweis für die Zweckmäßigkeit dieses Gesetzes geliefert. Es ist nicht wahr, er ist nicht geliefert; die Schlachten sind zum geringsten Teil von Truppen geschlagen worden, die im dritten Jahre präsent waren oder sind. Bayern hat keine dreijährige Präsenz und was haben die Bayern geleistet! Schwer drückt dieser Übelstand auf die Arbeit und den Wohlstand, er ist die Hauptursache der Steuererhöhung, die mit dem Eintritt in den Nordbund auf uns wartet. Was tun? Was tun, wenn aller Einspruch gegen ein so lästiges Gesetz vergeblich ist? Vorerst lassen Sie mich eines sagen. Das System, das ich, soviel ich als Laie von der Sache verstehe, für das beste halte, käme jedenfalls noch viel teurer. Es würde die Präsenz auf e i n Jahr verkürzen, aber voraussetzen, daß die Jugend vom 14. oder 16. Jahre an im ganzen Land, in jeder Gemeinde durch Instruktoren streng gesetzmäßig eingeübt würde bis zum Antritt der wirklichen Dienstpflicht; die Söhne der Landleute und Bürger müßten jede Woche wenigstens einen halben Tag darangeben, um zu exerzieren; das Instruktionsinstitut käme teuer, sehr teuer zu stehen. Es wäre eine Einrichtung, die sich streng von einer Milizverfassung unterschiede, wie sie die demokratische Partei immer empfiehlt. Ich habe das Milizwesen in der Schweiz mit angesehen und habe dort keinen denkenden Militär gesprochen, der nicht geurteilt hätte, daß dies System ungenügend sei und im Kriege nimmermehr bestehen würde. Die Präsenz, die nur einige Wochen dauert, ist zu kurz, sie genügt weder das Technische hinreichend zu lernen noch an Disziplin und Einfügung in den Körper, dem der Soldat angehört, sich zu gewöhnen, und schweizerische Offiziere selbst haben mir gestanden, daß, wenn die Schweiz in einen Krieg verwickelt würde, erst mit blutigen Strafen die Disziplin hergestellt werden müßte; das System genügt nicht, die nötige Zahl guter Unteroffiziere zu bilden, es fehlen ihr die Kaders, es fehlt ihr durchaus die unentbehrliche größere Zahl

von Berufssoldaten. Berufen Sie sich nicht auf das Kadetteninstitut als auf eine hinreichende Vorbildungsschule. Dieses Institut ist nicht allgemein; führt eine Gemeinde es ein, so ist es allerdings verpflichtend für jeden Schüler, aber die Gemeinden sind nicht gezwungen, es einzuführen, und es haben daher nicht alle Gemeinden in der Schweiz Kadettenschulen. So bleibt die Allgemeinheit der Vorbildung aus, welche nötig wäre, eine so kurze Präsenz auszugleichen; doch auch wenn sie bestände, wäre diese schlechthin zu kurz, um einen guten Soldaten zu bilden. — Genug von anderen Militärsystemen; das steht fest, daß eine dreijährige Präsenz zu lang ist, zu schwer auf den Bürger drückt. Wir werden protestieren, aber wenn es vergeblich ist? Wenn wir nun die lästige Bestimmung nicht entfernen können, und wenn ein Abgeordneter dennoch für den Eintritt in den Nordbund stimmt, also in den sauren Apfel beißt, was wird man dann sagen? Die Gegner werden sagen, er opfre seine Überzeugung und dies sei schmählich. Allein wer irgend billig ist, muß zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem unterscheiden. Das Wesentliche aber ist, daß unser Staat nicht länger in der Luft schwebe, sondern daß er unter Dach und Fach komme, damit uns nicht der nächste Krieg umwirft wie ein Kartenhaus; hierin die Überzeugung opfern wäre schmählich; seine Überzeugung in einem einzelnen Punkt opfern, um ein großes, allgemeines Gut zu retten, ist wahrlich keine Schande, vollends dann nicht, wenn das einzelne Übel, um das man das Gut erkauft, kein bleibendes ist, denn nur für eine Reihe von Jahren ist diese Bestimmung im Nordbund gültig, sie kann künftig umgestoßen werden, und sie wird umgestoßen werden.

Der Nordbund wird überhaupt etwas teuer sein, meine Herren; die Steuern werden steigen, aber glauben Sie denn, wenn wir eine Reichsverfassung gemacht hätten, die ganz vom Volke aus durch ein Parlament entstanden wäre, diese Verfassung wäre wohlfeiler geworden? Wer in ein neues Ganzes eintritt, muß auch für das Ganze zahlen, während er vorher nicht für ein solches Ganzes zu zahlen hatte. Ich erinnere Sie an die Beiträge zur deutschen Flotte. Ich glaube, ich würde Sie alle beleidigen, wenn ich von Ihnen glauben würde, Sie begreifen den Nutzen einer Flotte nicht, weil sie nicht auf der Enz schwimmt.

Noch ein Wort zum Schluß über die Steuerlast als eines der stärksten Drohmittel unserer Gegner! Ja, der Eintritt in den Nordbund ist teuer, das teuerste aber, meine Herren, ist die Schutzlosigkeit, das teuerste ist, wenn ein Krieg uns vereinzelt findet, zu Boden schlägt, aussaugt, wenn Elend und Armut und Millionen über Millionen Staatsschulden folgen. Ich meine, das wäre jedenfalls ein weit größeres Übel als der Zuwachs an Steuern, den wir durch den Eintritt in den Nordbund bekommen.

Wenn wir nun fragen: soll denn der jetzige große Augenblick wieder nicht benutzt werden und soll man uns ebenso uneinig und wehrlos finden wie vorher? so wird uns geantwortet: nein, die Allianzverträge haben wir, wir haben ja ein Bündnis mit Preußen, ein Schutz- und Trutzbündnis; im Kriegsfall werden wir wieder zusammenstehen, und zwar immerhin unter der Leitung und Führung Preußens. Meine Herren! Ob diese Allianzverträge genügen, wenn es wieder einen Krieg gibt, das ist keine Frage, die sich so leichthin mit Ja beantworten läßt. Der nächste Krieg wird nicht so einfach sein wie der gegenwärtige, wo ganz Deutschland seinen Feind, den alten Reichsfeind, der uns wiederholt berauben wollte, sich klar gegenüber hat. Ich glaube allerdings, wir stehen vor einem gewaltigen Weltsturme; da werden sich die Dinge ganz anders verwickeln als diesmal, und wenn wir nicht verfassungsmäßig mit dem übrigen Deutschland vereinigt sind, so zerren uns die gekreuzten Interessen dahin und dorthin; ein so leichtes Blatt wie unser Staat, wer weiß, in welchen Abgrund es dann von den Wirbelstürmen geweht würde? Das ist doch wohl einleuchtend, doch es ist nicht mein Hauptgrund.

Was ich jetzt sage, ist nicht mehr politisch. Erlauben Sie mir, meine Herren! ein Wort hier zu sprechen nicht mehr aus politischer Luft heraus, die immer die Luft der Berechnung ist, sondern aus dem Äther der sittlichen Welt. Unsere Soldaten, unser deutsches Heer stellt uns jetzt die deutsche Einheit in leuchtendem Bilde vor; in diesem Kriege ist Deutschland einig, und was diese Krieger tröstet in Hunger und Durst, in den langen Winternächten, wenn sie durchnäßt auf schlammigem Boden liegen, im Schnee und Eis auf ihren Posten stehen, was sie tröstet, wenn sie zerschossen niedersinken und ihre Seele aushauchen, das ist der Gedanke: ich habe gekämpft,

ich kämpfe für ein einiges Deutschland; was ihnen Mut gibt, in die Säulen der Feinde hineinzustürzen, ist das Bewußtsein: wir bringen die Einheit Deutschlands auf unsern Fahnen und mit unsern Wunden nach Hause. Und dieser Moment soll wieder nicht benutzt werden, das Eisen wieder nicht geschmiedet werden, solange es glüht? All die Taten sollen getan, all das Blut soll geflossen sein, nur, damit wir wieder wehren und sperren und zerren und zerfen? Nein, wenn ich da mittäte, glauben Sie mir, verehrte Mitbürger, ich würde fürchten, die Toten, die hingesunken sind und ihre Seele verröchelt haben in blutiger Schlacht, sie stehen auf aus ihren Leichenhügeln und starren mich an mit weitoffenen Augen und fragen mich: haben wir darum gefochten und geduldet und sind gestorben, daß du, eigensinniger Schwabe, das Einigungswerk wieder hintertreibst und mit dem alten deutschen Grundlaster wieder zerfetzest und zerzausest? Nein, haben sie gehungert und gedürstet und die Schrecken des Todes nicht gefürchtet, so will ich nicht unter denen sein, die sie um die Früchte ihrer Blutarbeit betrügen, weil sie sich eine Resignation nicht auflegen können; nicht unter denen, die es verschulden, daß man den Deutschen abermals nachsagt: ihr könnt dreinschlagen, aber nicht bauen. Ich will nicht zanken und hindern, nicht verneinen, ich will bejahen, ich will bauen.

Es bleibt mir noch übrig, mit einem Wort zurückzukommen auf den Vorwurf des Gesinnungswechsels, des Charakterumschlags, auf den Vorwurf: du warst vorher bei uns und hängst nun den Mantel nach dem Winde. Meine Herren! glauben Sie mir, die feste Überzeugung, das Beste des Vaterlandes ehrlich zu wollen, ist ein Panzer von gar gutem Stahl, an dem solche Anklagen wie Spreu abprallen. Ich darf meine letzte Stunde ruhig abwarten, da ich mir sagen darf, du bist noch dabei gewesen, als das Vaterland endlich aus der Lächerlichkeit und Schande, es nicht zur Einheit bringen zu können, heraustrat und sich zu der Höhe aufschwang, die ihm gebührt; du durftest noch mitwirken und hast mitgewirkt, obwohl nicht alles so blühend aussah, wie du es hättest wünschen mögen.

Ja, wenn Charakter heißt: mit dem Kopfe durch die Wand wollen, dann sind wir charakterlos; wenn Charakter heißt: die Wirklichkeit über das Knie des Ideals, das wir alle hochhalten, gewaltsam abbrechen, dann sind wir charakterlos; wenn Charakter heißt:

sagen, weil nicht alles ist, wie ich es möchte, so soll nichts sein, dann sprechen Sie immerhin uns den Charakter ab. Ich aber möchte einst, wenn mir die Augen im Tode brechen, mich nicht mit dem Gedanken trösten: damals, in jener großen Stunde, ist zwar wieder nichts geworden, ist Deutschland das Gelächter der Welt geblieben, ich aber darf an meine Brust schlagen und mir sagen: ich bin einer von den Gesinnungstüchtigen, die immer nein gesagt haben.

(Dezember 1870. Druck von Gebr. Müller in Stuttgart.)

Anrede auf dem Rathaus in Horrheim am 4. Dezember 1870.

Meine Herren! Verehrte Mitbürger! Oder: ich darf wohl sagen: meine lieben Horrheimer, denn zu euch komme ich als alter Bekannter; ich bin ja vor 40 Jahren euer Vikarius gewesen. Ich habe manchen von euch getauft, manchem in der Konfirmation den Taufbund erneuert, manchem den Ehebund eingesegnet. Heute komme ich nun nach so langer Zeit wieder, um von einem ganz weltlichen Bund zu sprechen, in den wir eintreten sollen; und doch könnte ich von diesem Bund, mit dem besten Gewissen, auch im Kirchenrock auf der Kanzel sprechen, so bestimmt bin ich überzeugt, daß es der Himmel ist, der ihn uns anrät. — Ich hoffe, meine Taufen, Konfirmationen und Kopulationen haben gut gebattet, aber der Bund, von dem ich heute spreche und der unser Vaterland einigen soll, wird, hoffe ich, noch viel besser, wird über Jahrhunderte batten. — Erlaubt, daß ich euch ein Geschichtchen aus meiner Vikarzeit erzähle. Ich war noch nicht lange im Pfarrhaus drüben, als ich hörte, man sage in der Gemeinde, es gehe ein Geist im Haus um; der Herr Pfarrer selbst glaubte es, und ich vernahm nun, daß eine alte Magd, die einzige Person, die außer mir im obern Stocke schlief, kürzlich um Mitternacht ganz außer sich, zur Pfarrfamilie hinabgestürzt sei und ausgesagt habe, sie könne nicht mehr oben schlafen, es gehe um Mitternacht immer ein Höllenlärm los wie ein Donnerwetter. Ich blieb nun mehrere Nächte bis Mitternacht auf, um dem Ding auf die Spur zu kommen, hörte aber nichts. In der Christnacht legte ich mich aus Müdigkeit vor Mitternacht zu Bett und schlief ein. Da erwachte ich mit dem Schlag zwölf Uhr an einem fürchterlichen Lärm, meine Bettlade wackelte, die Fensterscheiben klirrten, es war ein Gepolter und Gebockel in der ganzen Stube. Ich fuhr auf, schrie: Wer da? da war alles still; ich machte die Türe auf und sah in den finstern, verbraunten, unheimlichen Gang mit ein paar rußigen Kaminen, der zur Vikarsstube führte, konnte aber nichts entdecken. Erst lange nachher kam

ich hinter die Sache. Ich erwachte tief in der Nacht wieder an einem solchen Lärm und erkannte nun, was es war. Des Pfarrers Spitzhund schlief auf einem wackeligen Sessel unten an meiner Bettlade; der kratzte sich, davon wackelte der Stuhl, zitterte die Bettlade, klirrten die Scheiben und schien es, als werde alles in der Stube geschüttelt, denn das ganze Haus war eine alte Lotterfalle. In der Nacht kommt einem bekanntlich jedes Geräusch hundertmal größer vor, und so war das Rätsel erklärt. Meine lieben Horrheimer! Es geht jetzt auch ein Geist um in der Welt, in Deutschland, aber das ist ein anderer Geist, als der damals im Pfarrhaus spukte; es wettert jetzt auch, aber das tut nicht des Pfarrers in Horrheim sein Spitzer, sondern Jehova fährt daher auf dem Donnerwagen mit seinen Heerscharen, daß die Erde zittert von dem furchtbaren Schall, und er ruft im Sturm und Donner uns zu, es sei Zeit, daß wir uns ein neues Haus bauen.

Ganz Deutschland war eine solche Lotterfalle wie das alte Pfarrhaus in Horrheim. Das ist jetzt neu gebaut. Von dem alten Haus Deutschland ist nur ein Stück neu und solid aufgebaut, der andere Teil, worin wir wohnen, ist noch eine Lotterfalle, kann dem Wind und Wetter und Feuer nicht widerstehen. Wir müssen uns also dem neugebauten Teil anbauen, mit ihm unter ein Dach und Fach kommen. Da sagen euch nun unsre Gegner, es koste zu viel Geld. Die raten euch das Sparen zur Unzeit. Gar mancher, der fünftausend Gulden auszugeben scheut zu einem Neubau und lieber am alten Lotterbau herumflickt, muß es nachher bitter büßen, wenn ihm dafür hunderttausend aus der Tasche gerissen werden, da ihm Hab und Gut alles zugrunde geht, weil er keine festen Mauern hat, hinter denen er sich schützen kann. Die Gegner sagen euch auch, wir sollen darum mit dem neugebauten Teil nicht unter ein Dach, weil darin ein tyrannischer Herr regiere, nämlich der Preuße. Glaubt mir, das ist nur ein Pelzmärte, mit dem euch die Hopfianer erschrecken wollen. Der Preuße frißt uns nicht. Wir bleiben ungeniert in unserem Hausteil, d. h. wir erfreuen uns nach wie vor des ganz behaglichen und anständigen Lebens in unserm Württemberg; der Preuße hat nur zu kommandieren, wenn es gilt, das ganze

Haus gegen feindlichen Anfall zu schirmen, und daß er dazu ein Recht hat, das hat er in diesem Kriege gezeigt, in welchem wir nur durch seine Führung über einen furchtbaren Feind Herr geworden sind. — Jetzt sind unsere Söhne, Brüder, Ehemänner, Väter draußen im Feld; eben in diesen Tagen haben unsre Württemberger eine fürchterliche Bluttaufe bekommen; auch ich habe eine Nacht und einen Tag lang nicht gewußt, ob mein Bub noch lebt, mein einziges Kind. Wenn nun die nach Hause kommen und fragen, was w i r getan haben, während sie hungerten, dürsteten, froren, auf die Bajonette, auf die Kanonen losstürmten, verwundet und verstümmelt wurden, — wenn sie nach uns sehen und finden uns in einem Schmollwinkel, einem Trutzwinkel, wie einen Nickel von unartigem Buben, der beißt und kratzt und staucht, wenn man ihn hervorziehen will, — o seht, vor meinem eigenen Sohn müßte ich mich schämen, wenn ich bei den Nickeln, statt bei den vernünftigen Leuten, bei den Bauleuten gewesen wäre, wenn ich geholfen hätte, zu scheiden, statt zu verbinden!— Ihr wißt, daß ich mich nicht aufgedrängt habe zu eurem Abgeordneten. Ich habe mich lange besonnen, als man mich einlud, mich zu bewerben, weil meine Zeit von andern ernsten Pflichten in Anspruch genommen ist. Nun ich aber ja gesagt habe, muß ich mich auch umtun, um gewählt zu werden, und so darf ich euch wohl gestehen, es würde mich besonders freuen, wenn ich mir vorstellen dürfte, wie ein Horrheimer seinen Wahlzettel mit meinem Namen in die Urne gibt und im Heimgehen denkt: so, nun hab' ich beigetragen, daß unser alter Vikare in der Kammer hockt und Deutschland konfirmieren hilft.

(Auf besonderen Wunsch gedruckt in der Zeitung „Der Enzbote“ vom 13. Dezember 1870.)

Ein Wort weiter für die Tiere.

I.

Das „Neue Tagblatt" hat mir die Aufmerksamkeit erwiesen, oder vielmehr der guten Sache, der ich dienen möchte, das Interesse zugewendet, aus einem Artikel, den ich in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht hatte, den Teil wiederzugeben, der sich mit Mißhandlung der Tiere beschäftigt.*) Eine alte und immer neue Frage, eine Frage, die man nie einschlafen lassen soll, ist durch die Schilderung empörender fremder Zustände und Erinnerung an die nicht eben viel besseren eigenen einmal wieder wachgerufen worden. Da und dort haben sich öffentliche Stimmen vernehmen lassen, Briefe sind mir von nah und fern zugekommen, der Tierschutzverein in Florenz hat mir seine Publikationen zugeschickt. Wenn ich selbst noch einmal hervortrete, so geschieht es mit nachdrücklicher Versicherung, daß ich mich nicht als einzelner hervordrängen will. Am einzelnen liegt nichts, der einzelne vermag nichts; seine Sache kann nur sein, anzuregen, beizutragen, daß viele, daß immer mehr Stimmen sich vernehmen lassen, daß eine öffentliche Diskussion entstehe, welche dem furchtbaren Übel, von dem es sich handelt, einmal mit verstärkten, geschlossenen Kräften auf den Leib geht; mir scheint, es sei Zeit, einen Feldzug dagegen zu eröffnen; daß die Bäume darum nicht in den Himmel wachsen werden, daran zweifelt kein Vernünftiger, aber etwas, einiges kann erreicht werden.

Dabei halte ich es für Pflicht, vorauszuschicken, daß es keinem Besonnenen einfallen wird, mit unbedachten Beschwerden gegen die Behörden vorzugehen, zu deren Obliegenheiten der schwere Kampf gegen die wilde Grausamkeit gehört, von der hier die Rede ist. Wir würden ja der guten Sache nur schaden, wenn wir ohne genaue Prüfung über Versäumnisse klagten, wo vor allem die

*) Ein italienisches Bad 1875; auch in Altes und Neues von Fr. Th. Vischer, Stuttgart, Ad. Bonz & Co, 1881, 2. Heft, S. 239—243, 256—264.

Größe der Schwierigkeiten anzuerkennen ist. Ich will nicht unterlassen, einen einzelnen Fall anzuführen, wo ich der hiesigen Polizei für entgegenkommendes, sehr nachdrückliches Wirken höchst dankbar geworden bin. Meiner Wohnung gegenüber wurde ein junger Hund an die Kette gelegt, dessen ohrenzerreißendes, mitleidforderndes Geheul nicht zu ertragen war; das Polizeiamt schritt auf meine Beschwerde mit Verwarnung, mit Strafandrohung, dann, als diese nicht geachtet wurde, mit Strafen vor, bis das Übel behoben war. Dies war nun immerhin ein klar liegender Fall; man muß aber bedenken, wieviel tausend Fälle unklar liegen, so daß der Polizei die Hände gebunden sind, oder das Handeln wenigstens ungemein erschwert ist; man erwäge unter den unzähligen Ursachen dieser Schwierigkeit nur die Relativität einer Pferdslast, und man wird sich sehr hüten, vorschnell zu urteilen. Man hat anzunehmen, daß eine Behörde Erfahrungen hat, deren Summe wir nicht übersehen, daß sie die Dinge aus vieljährigem, saurem Kampfe anders kennt als wir Privaten und daß sie daher nicht besonders aufgelegt sein kann, sich dreinreden zu lassen.

Allein diese gerechte Erwägung kann und darf uns nicht abhalten, unsere Stimme zu erheben. Haben wir zu erwägen, was soeben genannt ist, so darf die Behörde erwägen, daß das Publikum zwar die Schwierigkeiten nicht aus so reichen Erfahrungen kennt, aber doch mehr der Fälle sieht als sie; denn ihre Organe können nicht überall sein, das Publikum aber ist überall. Ja die Übersicht, die Sachkenntnis der Behörde kommt ja selbst nicht anders zustande als mit Hilfe des Publikums, seiner einzelnen Klagen und Beschwerden. Lassen sich darunter auch Vorwürfe gegen die Behörden öffentlich vernehmen, Klagen über Unterlassungen, über Versäumnisse, wo allerdings Einschreiten und Abhilfe möglich wären, so darf ja doch nicht vergessen werden, daß am Ende die organisierte Staatstätigkeit überhaupt sich auf Wechselwirkung zwischen Obrigkeit und Volk stützt, und zwar in allen wesentlichen Sphären. Auch der Kirche und Schule darf es nicht unerwünscht sein, öfters von neuem zu hören, was das Volk von ihr erwartet, und schließlich ist ja auf diese innere Notwendigkeit das Verhältnis zwischen Regierung und Landesvertretung gegründet. Fragt man, warum ich es hier für gegeben halte, auf eine Wahrheit mich zu berufen, die

so allbekannt ist, daß die Berufung auf sie überflüssig erscheinen könnte, so antwortete ich: weil es sich nicht um Betrachtungen, theoretische Sätze handelt, sondern um einen Zweck, und dieser ist kein anderer, als es durch Agitation in der vorliegenden Sache dahin zu bringen, daß sie einmal in der Kammer zur Sprache komme. Dies wird einer Erläuterung bedürfen; wir kommen darauf zurück.

Der nächste Zweck dieser Zeilen ist, einiges zur Belebung des Gefühls für die Not der Tierwelt und des Abscheus gegen die Roheit beizutragen, wodurch ein Teil unserer lebendigen Mitwesen zu einem Höllendasein verdammt ist. Dies Mitleid und dieser Abscheu besteht ja freilich auch ohne Zutun einer einzelnen Stimme, aber es besteht nicht in solcher Intensität, um zu einer vereinigten Bewegung anzuschwellen, welche nötig ist, um praktische Erfolge hoffen zu können. Daher möchte ich noch auf eine und die andere der grellsten Erscheinungen hinweisen mit der dringenden Bitte an Gleichgesinnte, daß sie sich vernehmen lassen, daß sie sich besinnen, wie Rat zu schaffen ist. Wage ich auch Vorschläge, so geschieht es also fern von der Meinung, für mich allein das Richtige sicher zu treffen. Nur durch Austausch vieler stellt sich heraus, was praktisch ist.

Wir leben in einem wohlregierten Lande, in geordnetem Zustande, in behaglicher Ruhe. Wir sitzen in Zufriedenheit zusammen und denken, es sei ja doch alles so recht ordentlich bei uns bestellt. Und währenddessen geschehen bei uns täglich und stündlich Dinge, sind wir umgeben von Scheußlichkeiten, als ob wir nicht in einem Lande der Gesittung, sondern unter Wilden, unter Karaiben wohnten. Was Wilde? was Karaiben? Der Wilde ist menschlich gegen sein Tier, die Scheusale der Grausamkeit sind bei dem Pöbel der zivilisierten Welt zu suchen, und bei uns wimmelt es von diesen Scheusalen. Wir dürfen uns unserer Gesittung nicht rühmen, so lange es so bei uns aussieht, denn unsere Indolenz, unsere Schlaffheit, unser Begnügen mit Worten, mit Seufzern des Bedauerns trägt die Mitschuld.

Wir wollen dies Bild nur sogleich mit einem der stärksten Beispiele belegen. Da sitzt in unserem wohlbestellten Staate ein Beamter, ein Gelehrter bei seiner Arbeit. Eines Tags beginnt seiner Wohnung gegenüber das Grabgeschäft für einen Hausbau, und nun

mag er zusehen, wie er bei seiner Arbeit bleiben kann, denn nun fängt ein Schauspiel an, das ihn, wenn er anders ein menschliches Herz im Leibe trägt, wohl zwanzigmal des Tages aus seinem Vorderzimmer zu fliehen nötigt, um dies Wüten, diesen viehischen Hagel von Hieben nicht hören und sehen zu müssen. Nun ist bekanntlich guter Rat teuer, wie die Zugtiere zu schonen seien, wo es sich darum handelt, die Erde aus den Baugruben fortzuschaffen. Es ist vor Jahr und Tag von Hamburg aus ein Preis für die beste Lösung der Aufgabe ausgeschrieben worden, wie hier durch einen Mechanismus abzuhelfen sei; mit welchem Erfolg, davon hat man seither meines Wissens durch keine Zeitung Aufschluß erhalten. Eine Verordnung des hiesigen Stadtpolizeiamts von 1872 hat eine verminderte Steile der Rampen (nicht mehr als 12 Prozent Gefäll) vorgeschrieben. Welchen Erfolg diese Verordnung gehabt hat, bin ich aus Mangel an Beobachtung nicht berechtigt zu beurteilen und bitte solche, die es besser wissen, sich öffentlich zu äußern. Der andere Teil jener Verordnung betraf die Zufuhr des Baumaterials; er bestimmte, daß die Fahrbahn der Rampen und auf den Ablagerungsplätzen *erforderlichenfalls, wie bei nasser Witterung, durch Einwerfen von tauglichem Geschläg* stets in gutem fahrbaren Zustand erhalten werde. Auf Zuwiderhandeln setzt die Verordnung Strafe an bis auf 50 Taler oder Haft. Wir kommen auf diesen zweiten Teil zurück und haben nur vorher zu sagen, daß außerdem seit einem Jahr ein Fortschritt insofern gewonnen ist, als das neue Ortsbaustatut bestimmt, daß jeder Bauende, wenn nicht vorher schon eine fahrbare Straße an seinen Bauplatz führt, verpflichtet ist, vor Beginn des Bauens auf seine eigenen Kosten eine sechs Meter breite chaussierte Straße bis an seinen Bauplatz zu führen. Spät und unvollständig genug! In anderen Städten — meines Wissens in den *meisten* größeren — besteht längst das Statut, daß, ehe gebaut werden darf, die *ganze* Straße hergestellt sein muß, und zwar geschieht dies auf *städtische Rechnung*. Nach unserer neuen Verordnung wird nun die Straße von den Bauherren nach und nach zusammengeflickt, und während der ersten Bauten, die an einer Straße angelegt werden, wird also der weitaus größere Teil derselben in einem Zustande bleiben wie z. B. die verlängerte Reinsburgstraße, ehe sie hergestellt war

und während doch längst viele bewohnte Häuser an ihr standen. Wie hat es jahrelang hier ausgesehen, durch welchen Morast, durch welche Löcher und über welche Hügel hatte Tier und Mensch sich zu schleppen! Es wäre wohl auch davon, was die Menschen dabei ausgestanden, ein Lied zu singen; aber hier haben wir es nicht mit ihnen zu tun, sie sind weniger zu bemitleiden, denn sie haben die Sprache und Vernunft, können zusammenstehen: warum lassen sie sich so grelle Mißstände gefallen! Und übrigens haben sie nicht durch den Morast und über Stock und Stein noch schwere Wägen zu ziehen, und es geht nicht hinter ihnen ein unbarmherziger Treiber. Man denke sich nun, daß die Pferde schon gründlich zerhauen vom Steinbruch kommen; wie es dort hergeht, darauf wäre eigentlich auch die Aufmerksamkeit zu lenken; es ist eine ähnliche Frage wie die von den Baugruben; dort sollten Mechanismen zur Vereinfachung der Arbeit, zur Erleichterung der Tiere und überdies zur Kostenersparnis angewandt werden. Man sage nicht, daß sei der Mühe wert bei Steinbrüchen wie in Karrara (wo nun endlich eine Pferdebahn geht), nicht aber in kleineren und gewöhnlichen Steinbrüchen. Hebemaschinen und Eisenschienen bezahlen sich, wenn man nur nicht meint, sie müssen sich schon am zweiten Tag bezahlen. — Nun erwäge man weiter, was für stark beladene, oft überladene Zugtiere, die überdies schon vorher ermüdet sind, ein ganz kleines Hindernis bedeutet! Ein festsitzender Stein von nur zwei Zoll Höhe genügt, die Fortbewegung der schweren Last beinahe zur Unmöglichkeit zu machen. Ich habe einen Hausbau mir gegenüber erlebt; die Straße war noch nicht hergestellt. Einige Schritte vor dem Bauplatz war eine solche Stelle; ich habe nicht gezählt, wie viele Male des Tages an diesem Punkte dasselbe Schauspiel sich wiederholte: zuerst das bekannte Brüllen, dann Wutausbruch, Hagel von barbarischen Hieben, bis das letzte Teilchen Kraft im letzten Nerven der Tiere zu einer Verzweiflungsanstrengung gebracht war. Endlich nach Wochen fiel es den Kerlen ein, an der Stelle etwas nachzuhelfen; es genügte nicht, der scheußliche Tanz begann aufs neue und dauerte fort, bis das Haus stand; ich möchte nicht drin wohnen, dachte ich, bedachte aber dabei nicht, daß sicherlich auf dem Haus, wo ich wohne, derselbe Fluch liegt, auf den Jammerstand unbarmherzig mißhandelter Kreaturen gebaut zu sein. Alle Welt wird mir bezeugen, daß in

Mehrzahl unsere Fuhrleute lieber ihr eigenes Tier vor der Zeit aufreiben, als daß sie sich die Mühe nehmen, mit einer Schaufel zu helfen, einige Balken oder Steine zu legen. Das Hauen ist ihnen Lust. Wie oft sieht man es auch, daß einer dieser Unmenschen den Fehler, den er selbst gemacht, am Tiere bestraft; er nimmt etwa dreimal den Rang in ein Hoftor zu kurz und züchtigt dann unter wilden Flüchen sein Pferd dafür. Und sie können hauen, wahrhaftig! Man möchte sagen, die Peitsche solle ihnen abgesprochen werden, aber sie würden dafür schnell ein Marterwerkzeug erfinden, wie es die Sizilianer in ihrem Stachel (puntarella) haben.

Um ein wenig, ein klein wenig ist es also nun besser geworden nach der neuen Verordnung, daß der Bauherr nächst dem Bauplatz ein Stück Straße herstellen muß. Wir müssen aber nun vom Zustand der Straße auf den des Bauplatzes zurückkommen. Aus der älteren Verordnung, vom Jahre 1872, ist schon angeführt, daß dieser Platz, d. h. also, der Raum zwischen der Grenze der Straße und zwischen der Baugrube oder Baustelle im engeren Sinn, oder der Ablagerungsplatz, in gutem Zustand erhalten, etwa mit Steinen beworfen werden soll; auf die Nichtbeachtung ist, wie ebenfalls hervorgehoben, eine schwere Strafe gesetzt. Wie steht es denn nun mit dieser älteren Verordnung? Wird sie denn befolgt? Was ist zu ihrer Vollziehung geschehen? Ich zweifle auch hier, ob meine Beobachtungen genügend sind, ich bin also nicht berechtigt, zu urteilen, und bitte andere, welche mehr beobachten konnten, sich hierüber auszusprechen. Nur eine sehr naheliegende Vermutung fühle ich mich nicht verpflichtet zu unterdrücken. Die Herstellung eines fahrbaren Zugangs von der Straße zum Bauplatz ist durch diese Verordnung bedingt vorgeschrieben — „erforderlichenfalls wie bei nasser Witterung"; hiedurch ist Ausreden, wie z. B. man habe den Regen nicht vorhergesehen u. dgl., Tür und Tor geöffnet. Schreibt man nicht unbedingt vor, so erschwert man sich zum voraus die Bewirkung des Gehorsams und die Vollziehung der Strafe des Ungehorsams. Es liegt hier einer der allerwichtigsten Punkte; jedermann wird zugeben, daß schlechte Wege dadurch am meisten die Grausamkeit gegen das Zugtier nähren, daß der Barbar, dessen Wüten jeden gesitteten Menschen empört, sich in diesem Fall auf Unvermeidlichkeit berufen kann. So im Großen, so aber nament-

lich im Einzelnen, nämlich eben beim Hausbau, wo das Übel auf übersichtlichem Raume klar vor Augen steht. Eine bestimmte Art der Herstellung einer fahrbaren Bahn von der Straße zur Baustelle muß kategorisch für alle Fälle vorgeschrieben sein. Im Namen der Menschlichkeit rufe ich solche, die es technisch besser verstehen, auf, ihre Ansicht auszusprechen über die zweckmäßigste Form der Herstellung, welche gesetzlich zu fordern wäre und welche jedenfalls in etwas anderem bestehen müßte als mit „Einwerfung tauglichen Geschlägs", eine Vorschrift, womit man sich im besten Fall durch Aufschütten einiger Steine abfindet, die der erste schwere Wagen in den Grund versenkt und an deren Stelle der nächste dann schon wieder ein Loch findet.

II.

Einen andern großen Exerzierplatz der Roheit bieten die vielen Steigungen in unserem Bergkessel, vollends jetzt, seit die Stadt nach allen Seiten über die Höhen sich ausdehnt. Die Umwohner dieser steilen Wege werden bezeugen, daß man hier wie in der Hölle lebt und daß dem Schauspiel der Grausamkeit, das einen fühlenden Menschen in diese Hölle versetzt, durch die prekäre Bestimmung, wonach ein Stückchen Straße vor dem Hausbau hergestellt sein muß, wahrlich nicht abgeholfen ist. Hier besonders ist es gefordert, auf bestimmte Einrichtungen zur Abhilfe zu sinnen. Der Fuhrmann weiß, welche Wege er fahren wird; richtet er das Verhältnis der Last zur Kraft seiner Pferde nicht so ein, daß die Pferde ohne wilde Mißhandlung leisten können, was man von ihnen fordert, so ist er strafbar; nun aber ist der Fahrende ja gewöhnlich nicht der Herr, sondern ein Knecht, er ist verpflichtet, die Last an ihren Ort zu liefern; geht es ohne Grausamkeit nicht, so kann er sich auf diese Verpflichtung berufen: was hilft also ein Einschreiten der Polizei? Sie wird in seltenen Fällen, wo das Ärgernis den höchsten Grad ersteigt, — sich den Herrn angeben lassen, nachher strafen, und inzwischen wird der Knecht in seiner Dienstpflicht fortfahren, d. h. die Tiere weiter quälen müssen. Soll abgeholfen werden, so muß es auf der Stelle geschehen; man müßte verlangen, daß vorgespannt wird, aber wo sind Vorspannpferde? Ich frage, ob man beweisen kann, daß ich Untunliches

nenne, wenn ich sage: hier ist keine andere Hilfe, als daß polizeilich für Vorspannpferde gesorgt und jeder, der an unseren Steigungen überladene Pferde schindet, solche auf seine Rechnung zu nehmen gezwungen wird; ist's nicht der Herr selbst, der fährt, man wird ihn nachher zu finden und die Zahlung zu erzwingen wissen.

Ich habe im Eingang den Tierschutzverein in Florenz erwähnt; er entwickelt eine höchst kräftige Tätigkeit; er steht im Verkehr mit dem Syndikus (Oberbürgermeister) und Magistrat von Florenz, mit dem Ministerium des Innern und hat durch diese Verbindungen bereits neue höchst wichtige Verordnungen durchgesetzt, es ist eine Adresse an das Parlament im Werk, wodurch man eingreifende gesetzliche Bestimmungen zu erreichen hofft; der neueste Antrag an die städtischen Behörden von Florenz geht dahin, die Fuhrleute zu numerieren, um die Denunziation und dadurch Bestrafung von Tiermißhandlungen zu erleichtern.

Eine besondere Schwierigkeit bleibt immer die schon erwähnte, daß das Verhältnis der Last zur Kraft des Tieres gesetzlich nicht bestimmt werden kann, daß Überladung nicht exakt nachzuweisen ist und daher die Organe der Polizei in der Frage, ob ein Fall zum Einschreiten vorliege, einen äußerst schweren Stand haben. Dennoch kann es nicht fehlen, daß Fälle vorkommen, wo das Auge mit völliger Sicherheit urteilen und kein Zweifel über Strafwürdigkeit vorliegen kann. Was man in Stuttgart besonders häufig sieht, sind unverkennbar überladene Holzwagen. Nun ist es in dieser Sphäre dasselbe wie in allen Gebieten, wo scheinbare Unbestimmbarkeit, Unnachweisbarkeit das Strafgesetz zu fesseln droht: geht man nur scharf auf die Sache los, ein und der andere Fall, wo die Schuld unzweifelhaft, wo das Vergehen nachzuweisen und zu packen ist, kommt doch immer vor, und straft man dann recht exemplarisch, so muß es wirken, d. h. heilsam abschreckend auch für die Fälle wirken, wo die Schuld weniger nachweislich wäre. — Ganz ähnlich verhält es sich ja bei der Frage des Vorgehens gegen ein anderes so schrecklich zunehmendes Übel, die gesundheitsschädliche Fälschung von Getränken; hier ist die Schwierigkeit der chemischen Nachweisung im Wege, aber die Aufspürung des Ankaufs von Giften und Halbgiften müßte nicht unmöglich sein, und wären erst nur einige der Fälscher, aus deren Hexenkesseln tagtäglich der Ruin der Mägen und

Nerven in ganzen Strömen ausfließt, gehörig geschüttelt, so könnte doch die abschreckende Wirkung nicht ausbleiben. Freilich müßte erst Schärfung des Gesetzes vorhergehen*). —

Es gäbe freilich ein Mittel, ohne eigentliche Strafen und bloß indirekt, aber nur mit desto sichererem Erfolge gegen die Mißhandlung der Zugpferde vorzugehen. Es wäre kostspielig und umständlich, aber Kosten und mühsam herzustellende und durchzuführende Einrichtungen dürften niemals im Wege sein, wenn es den Kampf gegen ein moralisches Übel gilt, das den Menschen entwürdigt und in dessen Pfuhl die Pflanze des künftigen Verbrechens wächst. Der Staat muß doch das Recht und die Pflicht haben, den Satz aufzustellen: wer fahren will, muß aufweisen, daß er Tiere hat, welche der Leistung fähig sind, die man ihnen zumutet. Eine jährliche Pferdemusterung würde nicht nur durch die Furcht, ein entschieden untaugliches, durch Flußgalle, Spat u. dgl. struppiertes Pferd ausgeschlossen zu sehen, eine höchst heilsame vorbeugende Wirkung ausüben, sondern sie würde vielleicht auch den letzten Funken von Ehre in den rohen Gemütern wecken, daß sie sich schämten, mit Gerippen statt mit gesunden Tieren vor der Pferdeschau zu erscheinen, und das Mittel würde aus denselben Gründen den Treibern begreiflich machen, daß es ihr Interesse ist, ihre Tiere zu schonen.

Zum Schlusse des Kapitels vom armen Pferd möchte ich allen und jeden Zweiflern, die jeden Abhilfeversuch mit dem Einwand abweisen: „wir machen die Menschen doch nicht anders", noch eine Tatsache entgegenhalten. Der Verfasser des anziehenden Artikels „Harmlose Plaudereien aus der Sommerfrische" (Augsb. Allg. Ztg. August, September, Oktober 1875), ein Bayer, sagt von dem Appenzeller Bauern: „In einem Punkt zeichnen sie sich vorteilhaft vor unserm Volk aus, nämlich in der Behandlung der Tiere. Das barbarische und sinnlose Schlagen der Pferde, wenn ein Wagen z. B. eine Anhöhe hinauf soll, ist dort nicht zu finden; ich habe gewöhnliche Fuhrleute beobachtet, die unverdrossen, ohne einen Schlag zu tun, selbst ohne Knallen mit der Peitsche, mit Zureden, Streicheln u. dgl. fortfuhren, bis die Pferde die

*) Es waren in dieser Hinsicht bessere Zeiten, als 1706 ein Weinfälscher in Stuttgart geköpft wurde.

Leistung ermöglichten. Auch das Viehtreiben, das bei uns zulande regelmäßig ein wahrhaft teuflisches Schauspiel darbietet, geht dort mit aller Ruhe und Vernunft vor sich" usw. Die allgemeine Schonung der Pferde in der Schweiz kann ich vollkommen bezeugen. Ich habe dort in elf Jahren keine elf mißhandelten Pferde gesehen.

Ich muß noch auf einen Satz jenes Artikels aus Italien zurückkommen, welcher die alte Frage wieder in Fluß gebracht hat. Verglichen mit Italien, habe ich gesagt, stehe es in Deutschland und so auch bei uns in Schwaben insofern besser, als die Roheit der Tierquälerei von dem gesitteten Teil der Bevölkerung entschieden verworfen sei, das verwerfende Urteil sei zwar noch kein Handeln, aber das Volk wisse doch, daß ihm dies Urteil gegenüberstehe und dadurch sei seiner wilden Grausamkeit immerhin ein gewisser Zaum angelegt. Ich nehme diesen Satz nicht zurück, aber manchen Einschränkungen ist er allerdings leider zu unterwerfen. Ich greife nur sogleich zu ein paar Beispielen. In einem Stuttgarter Hause soll eine Magd einen Hahn stechen, sie tut die Sache nur halb, die Hausfrau kommt dazu, sieht das Tier zappeln, verweist der Dirne ihre Grausamkeit und wird ausgelacht: da wissen Sie nicht, sagt sie, wie es anderswo hergeht, in meinem vorigen Haus durfte jeder Vogel nur angestochen werden, dann wurde er in eine Kachel gesteckt, wo er sich langsam zu Tode zappelte — die Frau sagte, so werde das Fleisch schmackhafter. — Das war aber ein Honoratiorenhaus. — Und das Gänsestopfen geht wohl bei uns noch durch alle Stände. In Frankreich — wenigstens in Paris — gab es große Anstalten, wo welsche Hühner gestopft wurden; man pflegte sie zu blenden, weil sie, so war die Annahme, dann mehr fressen. Dies wurde verboten, und nun — näht man ihnen die Augen zu. Schaudern Sie darüber, meine Verehrte? Ersparen Sie sich die Erschütterung, wenn Sie unten in Ihrem Haus eine Gans gefangen halten und stopfen lassen! Einem Tier die freie Bewegung in Luft und Licht nehmen und ihm die Nahrung durch Zwang zum Ekel machen, das ist kaum um ein kleines Haar weniger grausam und schändlich als es blenden, sei es durch Ausstechen oder Zunähen der Augen. Sie sind vielleicht sehr gebildet und schwärmen für die Natur? Tun Sie nicht so, machen Sie sich nichts weiß, Ihre Gans

ist auch ein Stück Natur, hätten Sie ein Gefühl für die Natur, so würden Sie sie nicht im Tiere schänden!

Gegen Dinge, wie diese, kann nun freilich Gesetz und Polizei nichts tun; der Schutzmann kann nicht in die Küchen und Vogelställe dringen. So führen diese einzelnen Beispiele zu der Erwägung, daß wir es mit einem moralischen Übel zu tun haben, wogegen schließlich nur moralische Mittel gründlich wirken können. Also Belehrung — Kirche und Schule! Und da ist denn auf die Frage zurückzukommen: was geschieht hier denn eigentlich?

Ich traf einmal auf der Eisenbahn mit einem Konsistorialrat zusammen, das Gespräch kam auf Tierquälerei, und ich erlaubte mir die Äußerung, es geschehe in Kirche und Schule zu wenig. Ich wurde belehrt, daß ich mich irre; bei den Visitationen werde ausdrücklich nachgefragt, was in diesem Punkte geschehe. Nun möchte ich doch dringend bitten, daß ein Geistlicher und ein Lehrer, dem nicht nur die Leiden der armen Kreatur zum Herzen gehen, sondern dem auch wahre und wirkliche Volkserziehung am Herzen liegt, öffentlich hervortrete und uns sage, wie er die Sache ansieht, was er vom Stande der Tätigkeit unserer Schul- und Kirchendiener in dieser Sache eigentlich denkt und glaubt. Ich kenne Dörfer, wo das ebenso zweckwidrige als grausame, ebenso grausame als zweckwidrige Doppeljoch noch herrscht, und Dörfer, wo im kältesten Winter die Gänse mit nackter Brust umlaufen, weil ihnen von der rohen Gewinnsucht die Flaumfedern ausgerupft werden, um die menschliche Üppigkeit desto wärmer zu betten. Hat es der Geistliche hier versucht, der Barbarei entgegenzutreten? Wenn der Versuch mißlang, hat er dann gleich nachgelassen oder nicht? Der Kampf gegen Roheit und Vorurteil will nicht nur Gefühl, er will Mut und Ausdauer, er ist verdrießlich, langweilig, schwierig, jawohl! Darf ihn ein Geistlicher darum scheuen? Glaubt er etwa, die Seelsorge höre auf, wo solche Übel, wie die Tiermißhandlung, beginnen? — Und wie hält er es in diesem Punkt im Religionsunterricht? Bringt er ihn überhaupt nur vor? Überläßt er ihn etwa dem Lehrer? Und wenn, fragt er auch nach, was dieser darin tue, wirke, leiste?

Ich habe wohl schon zu lang gesprochen. Ich muß die Beteue-

rung wiederholen, daß ich mich nicht als einzelner hervordrängen will; ich habe das Wort nur ergriffen, weil es eben gerade kein anderer tut. Was aber vermag hier alles Reden des einzelnen! Nur Zusammenwirken vieler kann etwas erreichen. Und etwas erreichen kann nur bedeuten: im lebendigen Kontakt mit den Behörden Ergänzungen und Schärfungen der Gesetze, der Vorschriften erwirken, im polizeilichen wie im volkspädagogischen Gebiet. Ich wende mich noch einmal dringend an alle und jede, die nicht bloß Gefühl für die Sache, — dies ist nur die Voraussetzung — nein, auch die innere Bildung haben, um die ethisch-politische Bedeutung des in Rede stehenden Übels zu erkennen, und dazu den Mut, sich nicht vor dem erbärmlichen Spott der Stumpfen, Indolenten und Frivolen zu schämen: an sie alle wende ich mich mit der Bitte, mich nicht allein zu lassen, ihre Stimme zu erheben, damit diejenige Mehrheit von Stimmen erwachse, welche allein die Kraft hat, etwas zu erwirken. Ich verweise noch einmal auf die energische Tätigkeit des Tierschutzvereins in Florenz und bringe in Erinnerung, daß er ein Gesuch an die Kammer vorbereitet. Darin liegt mindestens ein tatsächlicher Ausdruck der Erkenntnis, daß in dieser Sache etwas getan werden muß durch Zusammenwirken des Volks und der Regierung. Wird wohl in unserer Kammer einmal ein Mann auftreten, der die Sache so auffaßt? Eines freilich ist gewiß: wir, das Publikum, würden einem solchen Schritte nur im Wege stehen, wenn es schiene, als seien aus unserer Mitte nur seltene, vereinzelte Rufe empfindsamer, überweicher Gemüter zu vernehmen. Öffentlich wirkende Männer, Vertreter von Staat und Kirche, können sich natürlich nicht nachsagen lassen, daß sie auf Antrieb privater, vereinzelter Stimmen gewartet haben, um zu handeln; aber auf die öffentliche Stimme, die von einer solchen Mehrheit ausgeht, daß sie sich als Ausdruck des Gefühles aller Gesitteten im Lande erkennen läßt, dürfen und können sie sich berufen, um mit Ergänzungen von Lücken der Gesetze und Mitteln der Neubelebung des Vollzuges vorzugehen.

Am meisten wäre zu beklagen, wenn die Versuche, zu einem energischen Kampfe gegen das Übel anzuregen, daran scheitern würden, daß viele glaubten, es sei so gar arg nicht, wenigstens nicht schlimmer als anderswo auch. Abscheulich, entsetzlich steht es,

das ist die Wahrheit. Man mag zunächst wohl sagen, das seien Ausnahmen, seltene Fälle, wenn ein Fuhrmann seinem Pferd in der Wut zehn Messerstiche versetzt, wenn ein anderer dem Tiere, das die Last nicht weiter bringt, einen Strick um die Zunge schnürt, es dann vorwärts zerrt und ihm dabei natürlich die Zunge ausreißt, ein dritter sie in derselben Wut ihm ausschneidet, wenn ein Kälber transportierender Metzger, der in einem einsamen Wirtshaus einkehrt und kein Fleisch zum Essen findet, mit dem Wirte verabredet, einem Kalb die unteren Fußgelenke abzuschneiden (einem lebendigen!) und zuzubereiten und dies auch ausführt (lauter Tatsachen); aber mit jener Vertröstung dürfen wir uns nicht über den Ernst der Sache hinweghelfen; die sogenannten seltenen Fälle sind nur die natürlichen höheren Steigerungen derselben viehischen Roheit, die wir täglich und stündlich mitten in unseren Straßen vor uns haben, wenn ein Hagel wütender Hiebe auf arme Tiere fällt, die nicht weiter können, oder wenn Schlachttiere so grausam als möglich zur Schlachtbank geführt werden, auch sind die Fälle gewiß weniger selten, als wir wissen, denn man erfährt ja lang nicht alles. Fassen wir das Übel in seinen gewöhnlichen tagtäglichen Erscheinungen nicht tatkräftiger an als bisher, flößen wir nicht der wilden Roheit durch häufigere und schärfere Strafen einen heilsamen Schrecken ein und führen wir den stilleren Kampf nicht stetig, ausdauernd, geduldvoll in den Sphären der Volkserziehung, so können wir keinen Augenblick sicher wissen, ob die Barbarei nicht im verborgenen statt der Peitsche das Messer führt, Zungen und Füße abschneidet, kurz jeden Greuel übt, vor dessen Scheußlichkeit uns die Haare zu Berg stehen.

(Stuttgarter Neues Tagblatt 19., 21. und 22. Dezember 1875.)

Anhang.

Rede zur Enthüllung des Epitaphiums der im Kriege 1870—71 gefallenen Stuttgarter Polytechniker.

Hochgeehrte Versammelte!

Sie haben gehört und fast scheint jedes weitere Wort überflüssig.*) Schuß durch die Brust, Schuß durch den Unterleib, Schuß durch den Kopf! Alle im Alter von neunzehn, zwanzig, einundzwanzig Jahren, fünfundzwanzig der Älteste! Sie haben gehört, und das grause Bild des Krieges ist Ihnen so gegenwärtig geworden, als sähen Sie das Toben und Wüten der Schlacht, als hörten Sie ganz nahe das Ächzen der Niedergeschmetterten, das Röcheln der Sterbenden. Ihnen war aber auch, als blickten Sie in die Räume, wo der Tod seine mähende Sichel langsamer bewegt, wo Seufzer der Verwundeten, Verstümmelten, der Fieberkranken vom Schmerzenslager aufsteigen.

Es ist ein Fest der Trauer, das wir begehen. Wir haben die Weihe dieser Tafel auf den Tag des Kampfes von Champigny, den Ehrentag, aber auch den Bluttag unseres Heeresteils verlegt, um in seinem Gedächtnis die Erinnerung an alle teuren Häupter zusammenzufassen, die wir in diesem Kriege dahingeben. So viel Jugendblüte hingerafft! So viel Zukunft zerschnitten! So geistig wertvolle Kräfte, bestimmt, einst zu wirken im Gebiete klarer Lebenszwecke, im Gebiete der Gesittung und Bildung, — zerstört, verloren, dahin!

Die Kugel fragt nicht, ob sie das feine, gedankenformende Gehirn des edleren Jünglings, oder das stumpfere des Handarbeiters durchbohrt, ob sie das zartere Herz einer tieffühlenden Seele, oder den gröberen Muskel roherer Naturen zerreißt —

Gradaus geht des Blitzes,
Geht des Kanonballs fürchterlicher Pfad,
Schnell auf dem nächsten Wege langt er an,
Macht sich zermalmend Platz, um zu zermalmen.

*) Vorher waren die Angaben über jeden Gefallenen verlesen worden. A. d. H.

Doch Menschenleben, auch das geistesärmere, ist Menschenleben, ein schmerzempfängliches Herz schlägt auch in der rauheren Brust, ein Vaterherz, ein Mutterherz weint um den schlichten Sohn des Volkes wie um den Sohn des gebildeten Hauses, durch alle Kreise, alle Schichten des Lebens hat der Würgengel gewütet, ungezählte Bäche von Blut, ungezählte Tränen sind geflossen, und so stehen wir auch vor dem ganzen Bilde, der ganzen Größe des Frevels, der grund- und gewissenlos den wilden Geist der Gewalt, die Furie der Zerstörung entfesselt. Heute aber gilt es den Unsrigen, heute den wenigen und doch so vielen, ach, viel zu vielen, die w i r geopfert haben, die aus u n s r e r Mitte und aus der Mitte ihrer Jugendhoffnungen hinweggerafft sind. Ja, wir trauern, wir klagen, es ist ein Tag der Totenklage, den wir begehen. Kein Trost — und er fehlt uns nicht — soll dies Leid von uns nehmen, wie ja kein Trost — und er fehlte auch ihnen nicht — den liebenden Vätern, Müttern, Geschwistern, Freunden all die Tränen erspart, all das Weh von der Seele hinweggehoben hat. Wir w o l l e n ihn heute erneuern, wir w o l l e n ihn bewahren, diesen Schmerz, denn er ist ja unsere dauernde Schuld an die teuren Toten, die so jung aus dem fröhlichen Reiche des Lichts scheiden mußten, wo noch Freuden und Taten und frisches Wirken ihrer warteten! Er s o l l sein, er s o l l bleiben, denn er ist ja das Gedächtnis, die lebendige Urne dieser Hingeschwundenen, deren Gebeine nah und fern, in Gräbern und unter schlichten Erdhügeln zerstreut sind!

Aber ja! es ist ein Schmerz, dessen trübes Dunkel ein reines Licht durchdringt, dessen Erdenschwere der entlastenden Kraft einer hohen Betrachtung weichen muß. Diese sind uns nicht hinweggerissen von jener dunkeln Gewalt, die wir Zufall nennen; da ist keiner der Fälle, wo blinde Naturkräfte die Bahnen des Menschen durchkreuzen, vernichtend in sein Wohl, sein Leben eingreifen, den Bund der Liebe, der Freundschaft um teure Glieder berauben, wo wir keinen Zusammenhang ersehen, wo wir klagend fragen, warum das Naturgesetz gerade dieses Opfer gefordert habe, wo wir auf weiten Umwegen des Nachdenkens mühsam Trost suchen und spärlich finden: hier ist Zusammenhang, erkennbarer Zusammenhang. Wir wissen nicht, warum gerade diese fallen mußten, aber daß Menschenleben, auch jugendliche, den hohen Gütern, um die wir

rangen, Ehre und Recht und Vaterland, geopfert werden mußten, daß wir jeden von ihnen daran wagten, als wir sie hinaussandten, das wußten wir. Und das wußten sie, sie wußten, als sie hinaus zur blutigen Wahlstatt zogen, daß sie nicht alle zurückkehren würden, und sie wußten, wofür sie kämpften, wußten, warum sie aus dem Saale der Wissenschaft, von der Arbeit auf dem Felde des Berufs, das sie soeben zu bestellen angefangen, hinwegeilten in das Feld der Gefahr und Ehre; ihr Tod war ihre Tat. Zwar nur drei unter ihnen sind im engeren Sinne freiwillig eingetreten, die andern rief das Gesetz, der Dienst; aber auch sie sind Freiwillige gewesen, denn dieser Dienst war Dienst mit frei entschlossener Seele, ihre Pflicht war ihr Wille; mit erzwungenem, widerwilligem Dienst verdient man keine Ehrenkreuze, und trug nicht die Brust eines jeden der Gefallenen diesen Schmuck, wir zweifeln keinen Augenblick, daß in jeder ein gleich braves Herz geschlagen hat.

Sie sind freie Opfer der Schule an den Krieg, diese Toten, die wir heute beklagen und ehren.

Daß zwischen dem deutschen Krieg und der deutschen Schule ein inniger Zusammenhang bestand, ist eine oft ausgesprochene Wahrheit, die Nation ist sich derselben klar bewußt und sie gilt in mehr als einer Bedeutung des Wortes.

Es gab ein geistiges Deutschland, ehe es ein politisches gab. Wir hatten lang vorher eine eigene Kunst und Wissenschaft, eine eigene Literatur, und wird die Schule mit Recht als Mittelpunkt und Herd der Gesamtbildung eines Volkes betrachtet, werden auch ihre entfernteren Wirkungen ins Auge gefaßt, so dürfen wir ihr zugestehen, daß sie es ist, der wir dieses Gut verdankten. Eine Nation, die es besitzt, hat darum allein noch lange nicht erreicht, was sie erreichen soll, aber sie lebt und muß früher oder später es auch durch die Tat beweisen, daß sie lebt. Der Drang dazu wird im Schoße des geistigen Lebens selbst erwachen und reifen. Die politische Einheit Deutschlands war längst als Gedanke da, ehe sie Wirklichkeit wurde. Die Schule hat ihn unmittelbar und ausdrücklich gepflegt. Ich will nicht einzelnes nennen, will Erscheinungen wie Fichtes Reden an die deutsche Nation nur mit einem Wort erwähnen, aber sagen will und darf ich, daß mindestens seit einem halben Jahrhundert wohl kein Lehrstuhl in Deutschland war,

von welchem nicht, wenn irgend das Lehrfach einen Zusammenhang bot, der auf das große Anliegen der Nation führte, weckende, zündende Worte in die Brust der deutschen Jugend fielen. In der Tat sind es die Hochschulen, welche am wärmsten und kräftigsten die Idee des Vaterlands, die in andern Völkern als Macht des Instinkts, des Naturgefühls lebt, vom Geist aus genährt und großgezogen haben. Doch nicht nur von der Schule im ausschließlichen Sinn, sondern wiederum von der Schule in ihren mittelbaren Einflüssen, ihrem unberechenbaren Zusammenhang mit allen Sphären des Geisteslebens der Nation ist hier die Rede. Kunst und Dichtung, Gesang, geistig belebte Geselligkeit, alles wirkte verbunden mit ihr, den großen Gedanken zu hegen, in feurige Bilder der Phantasie, in Empfindung zu übersetzen, in den Nerv überzuleiten, und so fuhr er, zur lebendigen Macht angewachsen, als endlich die Stunde schlug, in die Sehnen, in den Arm und wurde blitzender Schwertschlag. Da war kein Jüngling, kein Mann, kein Greis, dem nicht die Röte der Scham auf die Stirne trat, wenn er der alten, ungelösten Schuld gedachte, es war die Sehnsucht aller, die Glut in jedem Gemüt, die von ihm, dem Gedanken, entfacht und geschwellt, zum geflügelten Werkzeug seiner Vollziehung wurde.

Im Kriege selbst — wer weiß nicht, wie großartig die Oberleitung den Wert der Schule bekräftigt hat! Nicht daß wir meinten, die Kunst, die diese Massen zum sichern Ziele gelenkt hat, verdanke alles der Wissenschaft; nein, das war mehr als Wissen, das war Geist, das war Genie, aber Geist und Genie auf dem gediegenen Grunde der Wissenschaft. Doch auch diese wunderbare Verbindung des Wissens und Könnens im Haupte, sie hätte nicht zu wirken vermocht, was sie gewirkt hat, wenn sie nicht verständnisvolle Organe in den Gliedern gefunden hätte. Der straffe Befehl kann nicht alles bestimmen, er läßt notwendig der eigenen Einsicht der Gehorchenden ihren Spielraum. In diese Lücke trat der geistige Einschlag, mit dem die Masse unserer Krieger durchschossen war, die in der höheren Schulbildung gereifte Intelligenz, die mit der Klarheit der Auffassung den Winken der Führer entgegenkam; und auch dies ist noch nicht alles: in der Kriegszucht und Willigkeit der Massen selbst hat Deutschland die Früchte seiner Volksschule geerntet, die jedem Bürgerkind, ohne Unterschied des Standes, ihre Wohl-

taten spendet und um deren Tüchtigkeit die Nachbarvölker uns beneiden.

Der höchste Einsatz aber, den die Schule dem Kriege zugebracht hat, ist das Opfer des Lebens ihrer Schüler. Vergleicht man dies Opfer mit der Gesamtzahl aller Verluste des deutschen Heeres, so erkennt man es nicht alsbald in seiner ganzen Größe. Im Gefechte gefallen sind 17 572 Mann; an Wunden gestorben 10 710. Zählt man hiezu die an Krankheiten Gestorbenen, durch Zufälle verschiedener Art Getöteten und die Vermißten, so sind es 44 883 Menschenleben, die der Krieg verschlungen hat. Rechnet man zum Verluste nicht nur die Toten, sondern auch alle Verwundeten, im Gefechte außer Kampf Gesetzten, von denen unberechenbar viele später ihren Leiden erlegen sind, so steigt die Zahl auf die Höhe von 127 867; dabei ist aber noch abgesehen von den Kranken, die nicht im Verlaufe des Kriegs gestorben sind; fügt man diese hinzu, so lautet der Anschlag des Ganzen der Verluste, nicht hoch, sondern niedrig berechnet: 150 000.

Damit zusammengehalten scheint also auf den ersten Blick die Zahl der Opfer unseres Polytechnikums klein: 21 Gefallene, wenn man diejenigen mitzählt, die in früheren Jahrgängen Schüler dieser Anstalt waren; 7, wenn man von diesen absieht und nur die Inskribierten des Studienjahrs 1870 im Auge behält, deren 571 waren; verwundet wurden 18. Der Verlust der Universität Tübingen ist: 8 Gefallene von 836 Immatrikulierten. Ähnlich sind die Verhältnisse bei den andern Hochschulen Deutschlands. Wie groß aber, wie furchtbar groß erscheinen diese Zahlen, wenn man sie nicht falsch vergleichend mit der Gesamtzahl zusammenstellt, sondern denkt und fühlt, was auch nur *ein*, *ein* Menschenleben bedeutet, und wenn man nach geistigem Werte schätzt, wenn man nicht zählt, sondern wägt!

Sie sind nicht umsonst gebracht, diese Opfer, der wertvolle Tribut war nicht vergeblich. Deutschland *ist*, die Schulen Deutschlands stehen nicht mehr in einer politischen Öde, sie stehen und blühen im geeigneten, von den Völkern geachteten Deutschen Reiche. Wir verdanken es euch, ihr Toten, ihr habt euch verblutet für uns, unsere Trauer wird zum Danke! Wir konnten ruhig zur täglichen Arbeit in die gewohnten Räume gehen, keine brennenden und

sengenden Feindeshorden haben uns diese Säle verwüstet, wir durften stille wirken zwischen unsern Mauern und nach des Tages Mühen gemächlich ruhen, während ihr die Beschwerden des Marsches in der Glut des Sommertags und im Froste des Winters ertruget, während Schnee und regendurchnäßte Erde euer Bett war, während ihr den Schrecken des Todes entgegenschrittet, während ihr tödlich getroffen zu Boden stürztet, während ihr euch im Fieber wälztet; die brennende Scham, kein Vaterland zu haben, ob unserer Ohnmacht verachtet zu sein rings bei den Völkern, sie ist von uns genommen, die alte schwere Schuld ist abgetragen, wir danken es euch, euch als Gliedern des opfermutigen, siegreichen deutschen Heeres! Schwebet her, ihr Totenbilder mit der durchbohrten Brust, der durchschossenen Stirn, trennet euch für diese Stunde vom Heldenkreise der Kämpfer bei Marathon, Thermopylä, Leipzig und Waterloo, der euch als Brüder begrüßt hat, schwebet her als Geisterchor, ihr braven, ihr teuren Jünglinge, ihr jugendlichen Blutzeugen für unser Recht und unsere Ehre, sehet uns hier vereinigt eures Märtyrtums gedenken, den innigen Dank euch zollen für euer reines Opfer! Wir wissen nicht, wir haben es nicht erfahren, wie es tut, mit zerrissenen Gliedern niedertaumeln und das junge Leben ausgießen auf den blutigen Grund! Was ihr gelitten, genießen wir!

Hier die Tafel mit euren Namen ist der sichtbare Zeuge für euren Opfertod, aber Marmor verwittert, Gold erbleicht; ihr seid noch in eine andere Tafel eingeschrieben, in das Innere schlagender Herzen, die von Geschlecht zu Geschlecht immer neu und immer frisch eurer Tat und eurer Leiden gedenken werden, eingeschrieben mit einem Golde, das nicht erblaßt, dem Golde des Dankes und der Liebe!

Ihr aber, anwesende Jünglinge, die ihr jetzt im Schatten des Friedens den Geist für eure Zukunft bildet und von denen nur ein Teil die Züge der gefallenen Brüder noch mit Augen gesehen hat: ich weiß, ihr bedürft nicht, daß ich euch sage und deute, was diese Tafel zu euch spricht: wenn es wieder so käme, daß das Vaterland in Gefahr eurer bedürfte, unter euch wird keiner sein, der nicht so willig wie diese riefe: hier bin ich!

Der Himmel verhüte, daß es nötig werde! Die Gesinnung aber,

die solcher Opfer fähig ist, kann man auch lebend im Frieden bewähren. Noch eine andere Schrift steht zwischen den Linien dieser Tafel, und ich weiß, auch sie werdet ihr lesen und verstehen: wenn es an dem ist, — so sagt sie mit Feuerzügen, die nur das geistige Auge findet, — wenn es so steht mit dem Leben, daß man es in blühender Jugend kann hinopfern müssen, o, dann gibt es ja höhere Güter als Glück und Freude des einzelnen, dann ist es ja gewiß, wir leben nicht uns nur, sondern dem größeren Ganzen! Diesem größeren Ganzen können wir sterben müssen, ihm wollen wir auch leben! Man soll nicht sagen dürfen, die Deutschen seien nun, da sie zu einem Staate vereinigt sind, aus einem Kulturvolk ein Volk der Berechnung, des Nutzens geworden! Ein gefährliches Gift umschleicht den Kern unseres sittlichen Lebens, das uns um unsere alte Ehre zu bringen droht, eine Nation zu sein, die im Vordertreffen des Kampfes um das Gut der wahren und edleren Menschenbildung steht. Es heißt: wachsam sein! es gilt, ihn niederzutreten, diesen innern Feind, es gilt, zu arbeiten, zu streben, daß wir nun unserer Siege uns auch wert erweisen. Dem Siege des Schwertes folge der Sieg des Geistes! Und an uns vor allen, an den deutschen Schulen ist es, daß wir nicht ermatten, voranzuleuchten im friedlichen Ringen um diesen Sieg. Bringt aber das dunkle Schicksal uns erneuten Kampf der Schwerter und ist es die Schule, die im letzten, siegreich bestandenen ihre hohe Bedeutung bewährt hat, wie stünde es um unsere Hoffnungen, wenn sie nun erschlaffte und erlahmte?

Nicht das Opfer der jugendlichen Frische und Frohheit fordert dieser hohe Ernst des Lebens; sind ja auch jene nicht gesenkten Hauptes, sondern frisch und frei in das Feld der Ehre gezogen; aber das fordert er, daß wir gründlich verachten alles Gemeine und Geringe, die leere Genußsucht, die Selbstsucht, den Geist der Zwietracht, der im Kleinen ein Bild wäre jenes Zwistes im Großen, welcher Jahrhunderte lang die Nation zerrissen, erniedrigt, in Schmach gestürzt hat. Dienen ist die Losung, frei, als freie Männer dienen, wie diese im Tode, so wir im Leben, dienen dem Vaterlande, der Menschheit als lebendige Glieder eines lebendigen Ganzen!

Ihr aber, ihr Toten, schlafet sanft im Schatten des Baumes,

den ihr mit eurem Blute getränkt habt, und gesegnet sei du, geliebtes, so teuer erkauftes deutsches Vaterland! Er gedeihe, er wachse, der stolze Baum, und bringe Frucht um Frucht dem größeren Vaterlande, den Völkern der Erde, dem Menschengeschlechte!

(2. Dezember 1873. Denkschrift zur Feier der Enthüllung des Epitaphiums, welches die königliche polytechnische Schule in Stuttgart ihren im deutsch-französischen Kriege 1870—71 gefallenen Zöglingen errichtet hat, Stuttgart 1874.)

Nachträgliche Anmerkungen des Herausgebers.

Zu S. 3. Karl Ed. Pönitz, Sachse (1795—1857), Verfasser der Flugschrift: Die deutsche Nationalbewaffnung von Pz. Als Beitrag zur Lösung der wichtigsten Fragen in den Reformbestrebungen unseres deutschen Vaterlandes, Separatabdruck aus der Deutschen Vierteljahrsschrift, Stuttgart u. Tübingen 1848. Ferner gab er 1852 heraus die Schrift: Bildung einer deutschen Landwehr.

Zu S. 11. Die näheren Bestimmungen, die Fr. Vischer nun auf diese seine erste Rede im Parlament paragraphiert folgen läßt, sind hier weggelassen, weil sich in ihnen die Kritik nicht fortsetzt.

Zu S. 11 . . . vor kurzer Zeit: am 12., 18. und 21. August 1848.

Zu S. 11 . . Antrag . .: die Artikel über Kirche und Schule zu verschieben: nämlich mit der Begründung: 1. daß der Natur der Sache nach die realen Rechte vor den idealen zu beraten seien, und 2. daß wegen des untrennbaren Zusammenhangs der Artikel über Kirche und Schule sich über das Verhältnis der Kirche zum Staat nicht sprechen läßt, solange der Ausschuß für das Erziehungswesen seine Vorlage noch nicht eingereicht hat.

Zu S. 15: „Der Abgeordnete von Ludwigsburg": Christoph Hoffmann (1815—1885), seit 1848 Lehrer auf dem Salon bei Ludwigsburg; 1848, als Gegenkandidat von Dav. Friedrich Strauß zum Parlamentsabgeordneten erwählt, seit 1868 in Jerusalem, Stifter der Deutschen Tempelgesellschaft.

Zu S. 27. Freiherr Karl von Wöllwarth-Lauterburg, ritterschaftlicher Abgeordneter in der württemb. Kammer (1800—1867).

Zu S. 30. Nach den Vorschlägen, die Fr. Vischer am 4. Juli 1848 in der Nationalversammlung zur Bestreitung der Kosten einer umfassenden Volksbewaffnung gemacht hat, müßte teilweise die Mannschaft ihre Ausrüstung selbst übernehmen, so nämlich, daß von einem gewissen Steuerbetrag an die Bekleidung, von einem höheren auch ein Teil der Bewaffnung, von einem noch höheren Kleidung und Bewaffnung aus eigenen Mitteln zu bestreiten wäre. Endlich hätten alle diejenigen, welche altershalber zur Volkswehr nicht mehr verpflichtet werden können, ferner alle, welche wegen Halb-Untüchtigkeit oder notwendiger Schonung ihrer Geschäfts- und Familienverhältnisse

je in die weniger in Anspruch genommenen Bataillone eintreten, eine Progressivsteuer zur Deckung dieser großen neuen Staatslast zu tragen.

Zu S. 37. Freiherr Heinrich von Gagern (1799—1880), im Mai 1848 Präsident, sodann Ministerpräsident der Nationalversammlung. Nach den Erklärungen, die der Fürst Felix von Schwarzenberg, Österreichs Ministerpräsident, von Kremsier aus machte, stellte H. v. Gagern das Programm auf, daß Österreich nicht als willig zum Eintritt in den geplanten deutschen Bundesstaat anzusehen und seine Beziehung zu demselben einem besonderen Unionsakte vorzubehalten sei.

Zu S. 38 u. 67. Dem österreichischen Reichstag in Kremsier, welcher vom 15. November 1848 bis 7. März 1849 währte, lag das Regierungsprogramm vor, für Österreich als Gesamtstaat eine Verfassung zu schaffen. In der Note vom 28. Dezember erklärte F. v. Schwarzenberg unter dem Verweis darauf: „Erst wenn das verjüngte Österreich und das verjüngte Deutschland zu neuen und festen Formen gelangt sind, wird es möglich sein, ihre gegenseitigen Beziehungen staatlich zu bestimmen." — Am 11. März 1849 traf in Frankfurt die Nachricht ein, daß die österreichische Regierung eine zentralistische Verfassung oktroiert hatte. Der Staat Österreich war nun mit allen seinen Ländern als unteilbar anzusehen. Zudem lehnte die österreichische Regierung in einer Note die Unterordnung unter ein deutsches Parlament ab, ebenso den Austritt aus Deutschland. S. unten die Anmerkung zu S. 333. —

Zu S. 45 f.: Karl Theodor Welcker (1790—1869), Hesse, Rechtsgelehrter, Professor in Freiburg i. Br., Parlamentsabgeordneter für Ettenheim, wurde von der großdeutschen Partei der Nationalversammlung zum Vorsitzenden einer von ihr bestellten neungliedrigen Kommission ernannt, welche den Auftrag hatte, dem vom Verfassungsausschuß eingebrachten Entwurf einen andern entgegenzusetzen mit klaren Bestimmungen, wie die deutsche Einheit zu begründen gewesen wäre, wenn Österreich dazu die Hand geboten hätte. Nach diesem Entwurf sollte die oberste Macht nicht einem Kaiser übertragen werden, sondern einem Direktorium aus 7 Mitgliedern, an dessen Spitze

ein Reichsstatthalter stehen müßte, der für drei Jahre abwechselnd von Österreich und von Preußen aufzustellen wäre. — Darauf ging die österreichische Regierung am 27. Februar 1849 scheinbar ein. Ritter Anton von Schmerling (1805 bis 1893), ihr Bevollmächtigter in Frankfurt, entwarf mit den Vertretern Bayerns, Württembergs, Hannovers und Sachsens ein ähnliches Programm. Eine Abordnung der großdeutschen Partei begab sich darauf nach Wien, ihren Verfassungsentwurf zu empfehlen, wurde aber von dem Fürsten Felix v. Schwarzenberg und anderen maßgebenden Männern sehr kühl aufgenommen und ablehnend beschieden.

Zu S. 49. Hannovers und Sachsens Gelüste zum Abfall: vom Dreikönigsbündnis. Dieses wurde am 26. Mai 1849 zwischen ihnen und Preußen vereinbart und später, im September dieses Jahres, durch den Beitritt von mehreren Kleinstaaten zur Union erweitert. Die beiden Königreiche hatten sich unter dem ersten Eindruck der Revolution angeschlossen, suchten aber alsbald loszukommen, und Österreich wurde nun mehr als jemals ein Magnet für sie, wozu der Fürst von Schwarzenberg, unterstützt vom Zaren Nikolaus, das Seinige beitrug. Nach Österreich waren auch Württemberg und Bayern orientiert, welche sich außerhalb der Union hielten.

Zu S. 50, 53, 69, 83. Direktorium. S. oben die Anm. zu S. 45.

Zu S. 51f., 62, 73f., 248, 251f. Schmählicher Waffenstillstand mit Dänemark in Malmö, 26. August 1848.

Zu S. 56. Deutsche Zeitung: Von Gervinus 1847 gegründetes Organ der konstitutionellen Liberalen.

Zu S. 57. Ministerkrisis in Württemberg seit dem 20. Oktober 1849 infolge der Opposition wegen des Nichtanschlusses an den Dreikönigsbund. S. unten die Anm. zu S. 63.

Zu S. 59. Bopser: Berg bei Stuttgart.

Zu S. 59. Die Weißröcke: So die österreichischen Truppen wegen der weißen Röcke ihrer Infanterie genannt.

Zu S. 59. Die braunen und roten Mäntel: Bezeichnung für die halb irregulären Truppen Österreichs von der später aufgegebenen Militärgrenze, die serbokroatischen Seressaner.

Zu S. 59, 90. Das Interim. Dazu wurde Preußen von Österreich zum Zwecke der Erhaltung des Deutschen Bundes am 30. September 1849 veranlaßt. Nach diesem Abkommen, welchem sich die übrigen Bundesregierungen anschlossen, sollte Österreich und Preußen gemeinsam die Ausübung der Zentralgewalt für den Deutschen Bund bis zum 1. Mai 1850 an sich nehmen, insofern diese nicht früher in eine definitive Gewalt übergehen könnte. Während des Interims sollte die deutsche Verfassungsangelegenheit der freien Vereinbarung der einzelnen Staaten anheimgestellt bleiben. Dies kam dann tatsächlich zur Ausführung: Die Zentralgewalt wurde von zwei österreichischen und zwei preußischen Kommissären übernommen, und infolgedessen legte am 20. Dezember der Reichsverweser, Erzherzog Johann, sein Amt nieder.

Zu S. 59. Von dem Parlamentsabgeordneten Nägele war am 13. Oktober 1849 in der Stuttgarter Zeitung „Der Beobachter", dem Organ der württembergischen Demokraten, ein Artikel erschienen, worin er gegen den Eintritt Württembergs in den Dreikönigsbund, als der Ehre, dem Volkswohl und der Reichsverfassung widerstreitend, protestiert.

Zu S. 59. Karl Ed. Haynau, österreichischer General, 1786 in Kassel geboren, 1853 in Wien gestorben, berüchtigt wegen seiner Grausamkeit bei der Unterdrückung des Aufstandes in Brescia, Mailand und anderer oberitalienischer Städte, sowie der Revolution in Ungarn, daher „das Rasiermesser" genannt.

Zu S. 60. „Den Bletz": den Flicklappen.

Zu S. 61. Graf Friedrich Wilhelm von Brandenburg (1792 bis 1850), Sohn des Königs Friedrich Wilhelm II. und der Gräfin Sophie von Dönhoff, seit 1839 preußischer General, 1848 preußischer Ministerpräsident, Organ des Königs gegen die liberale Bewegung.

Zu S. 61. Otto Theodor von Manteuffel (1833—1882), preußischer Staatsmann, ritterschaftlicher Abgeordneter des Kreises Luckau, Gegner alles Revolutionären.

Zu S. 61f. Friedrich Römer (1794—1864), in der württembergischen Kammer 1833 bei der liberalen Opposition, 1848 Parlamentsabgeordneter, ist für den preußischen Erbkaiser und für

das Direktorium, 1849 leitender Märzminister, sprengt das Rumpfparlament in Stuttgart.

Zu S. 62 u. 64. In Olmütz am 28. u. 29. November 1850 Konferenz des österreichischen Ministerpräsidenten Fürsten von Schwarzenberg mit dem preußischen Minister von Manteuffel und dem russischen Gesandten Grafen von Münzendorff. Dabei mußte Preußen auf die Union verzichten und in die Wiederherstellung des einstigen Deutschen Bundes einwilligen, wogegen Österreich auf den Gesamtanschluß verzichtete.

Zu S. 63. Cannstatter Eingabe. Württembergische Abgeordnete der Deutschen Partei richten am 14. Oktober 1849 in einer Versammlung zu Cannstatt an das k. Gesamtministerium eine dringliche Adresse, worin sofortiger Anschluß an Preußen und sofortige Verhandlung mit dem Dreikönigsbund als einziger Weg, eine deutsche Volksvertretung wiederherzustellen, gefordert wird. Nebenher verlangen sie, man solle eine Entfremdung Österreichs verhüten. Sie berufen sich darauf, daß sie als Freunde des Gesetzes gegen die Umsturzpartei sich um den Thron scharten; erklären, daß sie dies taten in der Hoffnung auf eine friedliche und gesetzliche Entwicklung, in dem Vertrauen, daß den Volksbedürfnissen Rechnung getragen werde, und daß sie, wenn diese Hoffnung tröge, nicht imstande wären, neuen Umstürzen so mutig wie bisher entgegenzutreten. — Am 31. Oktober 1849 Stuttgarter Bürgeradresse. Dann, am am 3. November, Sturz des von Fr. Römer geleiteten Märzministeriums.

Zu S. 65. Karl Biedermann von Leipzig (1822—1901), Sachse, Philosoph und Politiker, seit 1858 Professor an der Universität in Leipzig, 1848 Parlamentsabgeordneter für Zwickau.

Zu S. 65. Adolf Schoder, 1817 in Stuttgart geboren, 1852 gestorben, Jurist, Regierungsrat, jedoch in engem Verkehr mit den Liberalen, 1848 Abgeordneter für Besigheim in Frankfurt, beschleunigt die Beratung der Grundrechte, deren Vater er ist, tritt 1849 bei der Kaiserfrage für die Präsidentschaft ein, fügt sich aber der Mehrheit, gibt Anlaß zur Sprengung des Rumpfparlaments.

Zu S. 66. Personalunion. S. oben S. 37.

Zu S. 67. Jos. Maria von Radowitz, 1798 zu Blankenburg im Harz geboren, 1853 in Berlin gestorben, preußischer General und Staatsmann, in Frankfurt Mitglied der Rechten, soll zu dem Dreikönigsbündnis den Anstoß gegeben haben, leitete die Unionsverhandlungen in Berlin und Erfurt im April 1850. Sein Antrag zum Einmarsch in Böhmen ein Seitenstück der Siebenbürgen und Südtirol betreffenden Anträge Fr. Vischers.

Zu S. 67. Kremsier. S. oben die Anm. zu S. 38.

Zu S. 69, 75f. Direktorium. S. oben die Anm. zu S. 45.

Zu S. 71. Blutige Mißachtung des Gesetzes zum Schutze der Reichstagsabgeordneten: Robert Blum (1807 geboren), Buchhändler, Parlamentsabgeordneter für Leipzig, Führer der Linken, war gegen Ende Oktober 1848 mit Julius Fröbel nach Wien gekommen, um dem Gemeinderat und dem Reichstag eine Beifallsadresse seiner Fraktion zu überreichen. Zum Hauptmann einer dortigen, für den inneren Polizeidienst bestimmten Mannschaft gewählt, erfüllte er auch vollauf seine Pflicht, als dieselbe sich trotz dem ihm gegebenen Versprechen am Kampfe gegen die kaiserlichen Truppen beteiligen mußte; doch er nahm am dritten Tag, 29. Oktober, seine Entlassung und mahnte zur Unterwerfung. Bald nachher wurde er verhaftet und am 9. November 1848 standrechtlich erschossen.

Zu S. 71, 83. Welckers berühmte Motion in Frankfurt. Unter dem Eindruck der Proklamation der unteilbaren und unauflöslichen konstitutionellen Erbmonarchie in Österreich stellt Welcker ohne Vorwissen seiner Partei am 12. März 1849 im Parlament den Antrag, die gesamte deutsche Reichsverfassung, wie sie jetzt, nach der ersten Lesung, vorliegt, durch einen einzigen Gesamtbeschluß anzunehmen, jede Verbesserung den nächsten Reichstagen vorzubehalten, die in der Verfassung festgestellte erbliche Kaiserwürde dem König von Preußen zu übertragen, die sämtlichen deutschen Fürsten zu großherzigem und patriotischem Beistimmen in diesem Beschluß anzurufen und dem König von Preußen durch eine Deputation die Ernennung zum Kaiser anzuzeigen. Zuvor aber stellt er das Verlangen, daß die Nationalversammlung Einsprachen Auswärtiger gegen die vom deutschen Volke zu beschließende Verfassung als Eingriffe in

das Urrecht freier Völker mit Entrüstung abweise, gegen jeden Deutschen aber, sei er Fürst oder Bürger, welcher sie landesverräterisch hervorrufen möchte, den tiefsten Abscheu ausspreche und zugleich die feste Erwartung, daß die deutsche Nation wie Ein Mann ihre Ehre verteidigen werde. — Zum Schluß beantragt er, daß der Kaiser von Österreich als Fürst der deutsch-österreichischen Lande und die sämtlichen Bruderstämme in diesen Landen, einzeln und vereint, zum Eintritt in den deutschen Bundesstaat jetzt und zu aller Zeit eingeladen werden; ferner, daß gegen ein etwa von der Regierung der deutsch-österreichischen Lande, oder von diesen selbst beanspruchtes Recht, von dem deutschen Vaterlande und aus der von seinem Gesamtwillen beschlossenen Verfassung auszuscheiden, für alle Zeiten feierlicher Widerspruch eingelegt werde; endlich daß sie sich bereit erkläre, so lange dem völligen Eintritte der deutsch-österreichischen Lande in die deutsche Reichsverfassung noch Schwierigkeiten im Wege stehen, die bestehenden nationalen brüderlichen Verhältnisse, jedoch unbeschadet der Selbständigkeit der Deutschen Reichsverfassung zu erhalten.

Zu S. 87 Jul. Fröbel aus Griesheim bei Stadt Ilm (1805 bis 1893), Politiker, preußischer Parlamentsabgeordneter, unter dessen Vorsitz in Frankfurt die demokratische Partei begründet wird, an der Revolution in Wien beteiligt, jedoch begnadigt, stellt 1860 ein großdeutsches Programm auf.

Zu S. 88f. Dreikönigsverfassung und Dreikönigsbund. S. oben die Anm. zu S. 49.

Zu S. 88. „Schmalzried steht noch fest . . . . Schmalzried ist noch eine Tatsache.“ D. h. zweimal zwei ist immer noch vier. Joh. Georg Schmalzried: Verfasser der gründlichen Rechenschule für Anfänger, Stuttgart 1781, und des vollständigen Rechenbuchs für das bürgerliche Leben, 11. Aufl., Stuttgart 1834. Diese und Adam Rieses Rechenbücher waren damals in allen Händen.

Zu S. 90. Tübinger Erklärung: am 9. Januar 1850, für den Anschluß an den von Preußen projektierten Bundesstaat; Preußen solle den Mittelpunkt einer neuen Gestaltung Deutschlands bilden, Österreichs unveränderte Politik habe die letzte

Hoffnung der Groß-Deutschen vernichtet. Fr. Vischer mit unterzeichnet.

Zu S. 90. Plochingen. Dort am 13. Januar 1850 Versammlung der Freunde des Anschlusses an den von Preußen angestrebten engeren Bund. Erklärung, da die Frankfurter Reichsverfassung von allen deutschen Staaten aufgegeben sei, bleibe keine andere Möglichkeit, eine wahre deutsche Einheit, nämlich den Bundesstaat ins Leben zu führen, als mittelst des von Preußen vorgelegten, von 25 Staaten angenommenen Verfassungsentwurfes; es handle sich nun darum, entweder eine deutsche Verfassung oder gar keine zu bekommen. Beschluß, den Erfurter Reichstag zu beschicken.

Zu S. 90. Am 7. Januar 1850 wurde eine königliche Botschaft mit 15 Propositionen wegen nochmaliger Abänderung der bereits revidierten preußischen Verfassung der Kammer vorgelegt und am 31. Januar von der Mehrheit angenommen.

Zu S. 92. Erfurter Parlament. Die Unionsstaaten setzen dort im März 1850 die Beratungen, welche vom 26. bis 28. Juni 1849 zu Gotha stattgefunden hatten, fort. Sie nahmen am 17. April 1850 die vom Dreikönigsbunde vorgeschlagene Reichsverfassung an, wonach Österreich als für immer ausgeschlossen gedacht wurde. Aber Österreich veranlaßt, unterstützt von Rußland, die Auflösung der Versammlung und lädt die Mitglieder des Deutschen Bundes ein, Abgeordnete interimistisch nach Frankfurt a. M. zur Beratung einer Revision der alten Bundesverfassung zu schicken. Es folgen Bayern, Württemberg, Sachsen, die beiden Hessen und kleinere Staaten. Österreich legt nun dort einen Plan vor. Preußen beruft einen Gegenkongreß in Berlin am 8. Mai 1850, bringt aber keinen Beschluß zustande.

Zu S. 95, 100. Verrat Schleswig-Holsteins. Unter dem Druck Österreichs und Preußens, welches bereits am 2. Juli 1849 mit Dänemark Frieden geschlossen hatte, befahl der Deutsche Bundestag am 25. Oktober die Einstellung der Feindseligkeiten, und schließlich anerkannte Preußen mit Österreich das Prinzip des dänischen Gesamtstaates und willigte in die Trennung Schleswig-Holsteins vom Deutschen Reich.

Zu S. 99, 100. Untertänigkeit gegen Rußland. Der Zar Nikolaus, auch außerhalb Rußlands eifriger Gegner und Bekämpfer jeder Volksbewegung, fand in Österreich und Preußen zu diesem Zwecke offene Tore und willfähriges Entgegenkommen.

Zu S. 100. Mißhandlung und Aussaugung Hessens. Das Land empört, weil Kurfürst Wilhelm I. durch den reaktionären Minister Hassenpflug die 1848 errungene Verfassung möglichst unterdrückte, den Landtag auflöste und den Belagerungszustand erklärte. Auf den Hilferuf Hassenpflugs Bundesexekution, Einrücken bayrischer, österreichischer und preußischer Truppen. Die „Strafbayern" bleiben neun Monate im Land. Im März 1852 wurde durch einen Bundesbeschluß die hessische Verfassung für aufgehoben erklärt.

Zu S. 100. In Dresden fanden am 23. Dezember bis 15. Mai 1851 Ministerkonferenzen statt, die der Ordnung der deutschen Verhältnisse galten. Bayern war durch den Minister von der Pfordten vertreten.

Zu S. 104. In Bregenz kamen am 11. Oktober der Kaiser von Österreich und die Könige von Bayern und Württemberg zusammen. Sie berieten sich über Maßregeln gegen Preußen zum Nachgeben in der kurhessischen Frage. Dies war ein Vorspiel der Olmützer Punktation.

Zu S. 105. Württembergische Zeitung: Mehrere Aphorismen, welche die Redaktion dieser Zeitung gestrichen hat, sind hier mitenthalten. Doch hielt ich auf S. 99 eine Weglassung für angezeigt, weil derselbe Gedanke auf S. 79 u. a. O. vorkommt.

Zu S. 119. Die preußische Regierung hatte das österreichische Ultimatum an Sardinien und die Kriegserklärung mißbilligt und beide Häuser der Volksvertretung in Berlin, das der Abgeordneten (am 12. Mai) und das Herrenhaus (am 13. Mai 1859), erklärten sich mit dieser Mißbilligung einverstanden.

Zu S. 120. Napoleons III. trügerischer Konferenzvorschlag. Er veranlaßt am 15. März Rußland, eine Konferenz der fünf Großmächte vorzuschlagen. Österreich, das dabei nur die Rolle des Angeklagten hätte, erklärt, nur wenn keine Gebietsveränderung diskutiert werde, und erst nach allgemeiner

Abrüstung werde es dem Kongreß beiwohnen, womit es tatsächlich absagt.

Zu S. 131 u. 176. Die gothaische Idee: Die kleindeutsche so genannt, weil in Gotha die meisten Mitglieder der Erbkaiserpartei des Frankfurter Parlaments (Gagern, Dahlmann, Waitz, Grimm, Mathy, Simson, Beseler u. a.) tagten, wo sie, da Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone abgelehnt hatte, beschlossen, das Dreikönigsbündnis und die von Preußen dafür am 28. Mai 1849 vorgeschlagene bundesstaatliche Verfassung zu unterstützen. S. unten die Anm. zu S. 192.

Zu S. 132. Programm Gagerns. S. oben S. 37.

Zu S. 138 und 147. In Villafranca schloß Kaiser Franz Josef mit Napoleon III. den Präliminarfrieden, wonach die Lombardei ohne Mantua und Peschiera an Napoleon und von diesem an Sardinien abgetreten wurde.

Zu S. 140. Napoleons Anrede an den Senat: Am 19. Juli 1859 erklärt er in St. Cloud vor dem Senat die Beweggründe seines Verfahrens. Er beruft sich darauf, daß er, als er nach einem glücklichen zweimonatlichen Feldzug unter den Mauern Veronas angelangt war, einen Kampf anderer Art vor sich hatte. Da wäre er fatalement genötigt gewesen, den Feind vorn anzugreifen, der, verschanzt hinter großen Festungen, gegen jede Diversion in seinen Flanken geschützt, durch die Neutralität der ihn umgebenden Territorien. „Im Begriff, einen langen unfruchtbaren Belagerungskrieg zu beginnen, fand ich mich angesichts des waffenstarrenden Europa, das bereit war, unsere Erfolge streitig zu machen, unsere Niederlage zu verschlimmern. Dennoch wäre mein Entschluß fest gewesen, wenn sich die Mittel nicht außer Verhältnis zu dem erwartbaren Ergebnis erwiesen hätten. Man hätte die neutralen Hindernisse kühn zerbrechen, den Kampf am Rhein und an der Etsch aufnehmen müssen, hätte sich offen stärken müssen durch die Mitwirkung der Revolution, mehr Blut vergießen müssen; man hätte, um zu siegen, wagen müssen, was ein Souverän nur für die Unabhängigkeit seines Landes wagen darf." — Auf die Anrede des Präsidenten der gesetzgebenden Körper erwidert er dort am folgenden Tag dasselbe, dann fährt er fort: „Um der italienischen Unab-

hängigkeit zu dienen, führte ich den Krieg gegen den Willen Europas; sobald das Geschick meines Landes in Gefahr sein konnte, schloß ich Frieden .... So habe ich Halt gemacht allein vor dem Interesse Frankreichs, aber die edle Sache nicht verlassen, der ich dienen wollte. Die Idee der italienischen Nationalität ist überall anerkannt. Alle Souveräne begreifen die gebieterische Notwendigkeit von Reformen. Die Zukunft wird die glücklichen Ergebnisse des Friedens für das Heil Italiens, den Einfluß Frankreichs und die Ruhe Europas enthüllen."

Zu S. 141. Der russische Premierminister Gortschakoff hatte im Mai 1859 an die deutsche Bundesregierung eine Note gerichtet, die dem Deutschen Bund eine nur defensive, keinerlei offensive Haltung gestatten wollte. Die scharfe Zurückweisung des Grafen Friedrich Ferdinand von Beust, des damaligen Ministerpräsidenten Sachsens, erfolgte am 15. Juni. Sie steht in seiner Selbstbiographie: Aus drei Vierteljahrhunderten, Erinnerungen, Stuttgart 1887, I, 253ff.

Zu S. 142. Erklärung der ministeriellen Preußischen Zeitung vom 18. Juli 1859: „Für die von Österreich erwartete Kriegsgemeinschaft haben die wahren und wesentlichen Grundlagen gefehlt, welche nur in der Gemeinschaft der Gründe wie der Zwecke des Krieges liegen. Für deutsche und preußische Interessen kann Preußen das Schwert ziehen, nicht für Aufrechterhaltung oder Wiederherstellung eines Zustandes in Italien, welchen Österreich selbst durch den Friedensschluß als unhaltbar anerkannte, und nicht für Feststellung einzelner Bestimmungen der Verträge von 1815, welche noch dazu erst durch jenen Beginn des Krieges selbst in Frage gestellt wurden (Kongreß). Preußens Vermittlungsvorschläge waren bei weitem günstiger als die jetzt festgestellten Friedenspräliminarien ... Preußen hat keinen Anlaß, mit der erwarteten Wendung unzufrieden zu sein. Indem es seine militärischen Maßregeln einstellt, sieht es der weiteren Entwicklung mit Ruhe entgegen."

Zu S. 142. Wortlaut des Armeebefehls, der am 18. Juli 1859 die preußischen Truppen entließ: „Im Augenblick, als der

Krieg zwischen zwei benachbarten Großmächten ausbrach, habe ich die Armeebereitschaft angeordnet zur Wahrung der Preußen zukommenden Machtstellung. Die damals drohende Gefahr ist jetzt vorüber. Während Ihr noch auf dem Marsch waret, um die vorgeschriebenen Stellungen einzunehmen, hatten die kriegführenden Mächte plötzlich Frieden geschlossen. Ein Vorrücken hat unsern festen Willen gezeigt, wie auch das Kriegslos falle unsere Grenzen und die Marken Deutschlands unverletzt zu behaupten. Ihr habt die von Euch erwartete Bereitwilligkeit an den Tag gelegt, überhaupt Preußens würdige Haltung bewahrt, viel persönliche Opfer gebracht. Ich spreche Euch meine volle Anerkennung aus. Prinz von Preußen, Regent."

Zu S. 161. Die nächstfolgenden Äußerungen Fr. Vischers zum Krieg 1859 und der neu bestehenden Lage sind in seinen Kritischen Gängen enthalten: N. F. 1. Bd., 1860/61, 1. Heft, wozu das nachträgliche Vorwort vom 28. September 1860 und zum Teil das Vorwort des 2. Heftes vom Februar 1861 gehört. Siehe die zweite, vermehrte Auflage, Verlag der Weißen Bücher 1914, 1. Bd.: Eine Reise. Das Politische hier S. 310—320, 353—363, 373—379, 391 ff., 433—436, 446, sowie S. XIV—XVIII.

Zu S. 162. Im Januar 1861 erschien, unterzeichnet von Karl Rodbertus, dem berühmten Nationalökonomen (1805—1875), Lothar Bucher, dem nachmaligen Mitarbeiter Bismarcks (1817—1892) und dem preußischen Abgeordneten Philipp von Berg (1815—1866), eine öffentliche „Erklärung", die das Eintreten Deutschlands zur Wahrung der Stellung Österreichs in Italien verlangte.

Zu S. 165. In dem ersten Koalitionskrieg der Monarchien Europas gegen das revolutionierte Frankreich (1792—1797) schloß Preußen aus Geldnot und um im Osten vorgehen zu können, am 5. April 1795 in Basel den folgenschweren Frieden, worin es das preußische Land links des Rheins opferte und für den Fall einer Entschädigung sich mit der künftigen Abtretung des ganzen linken Rheinufers einverstanden erklärte.

Zu S. 169. In Teplitz fand am 26. Juli 1861 der Versuch einer Annäherung Preußens an Österreich statt. Sie wurde vom

König Max von Bayern eingeleitet, mißlang aber. Der Prinzregent erbot sich zur Hilfe für den Fall einer Einmischung Frankreichs bei einem neuen Angriff Italiens auf Venetien, aber in der Verhandlung über Bundesangelegenheiten hielt Österreich fest an seinem alten Ehrenanrecht auf das Präsidium.

Zu S. 172. Deutscher Nationalverein der kleindeutschen Partei, 1859 in Koburg gegründet von Bennigsen, Schulze-Delitzsch u. a., bald aber durch Schuld der preußischen Regierung ihr Gegner, namentlich wegen des Verfassungskonflikts 1862, 1867 aufgelöst wegen der Vorgänge im vorhergegangenen Jahre.

Zu S. 173—175. Freiherr Georg von Vincke (1811—1875), Westfale, Landrat in Hagen, 1848 im Frankfurter Parlament, seit 1849, wie schon 1847, Abgeordneter im Preußischen Landtag, hat in demselben am 6. Februar 1861 den folgenden Antrag gestellt: „Der fortschreitenden Konsolidierung Italiens entgegenzutreten, erachten wir weder im preußischen noch im deutschen Interesse." Damit wollte er zugleich sagen, Venedig solle an Piemont fallen. Obgleich der Minister von Schleinitz dringend bat, dieses Amendement als präjudizierlich abzulehnen, wurde es vom Abgeordnetenhause angenommen. Einen Tag vor dem ausdrücklich gegen ihn gerichteten Artikel in der „Allgemeinen Zeitung" hat Fr. Vischer im „Schwäbischen Merkur" die folgende Erklärung veröffentlicht:

Zur deutschen Frage.

Einige Deutsche im Ausland haben ihre politische Ansicht in folgende Sätze gefaßt, welche sie der Prüfung ihrer Landsleute in der Heimat vorerst ohne Unterschrift vorlegen. Diese Sätze enthalten eine Art von Verschmelzung entgegengesetzter Ansichten und wären vielleicht geeignet, zur Vereinigung der Parteien zu wirken. 1. Wir glauben, daß Einheit und gleichmäßige konstitutionelle Freiheit Deutschlands auf festem Grunde nicht aufgebaut werden kann, ehe Tatsachen von durchgreifender Gewalt und Bedeutung die deutschen Verhältnisse flüssiger gestaltet haben. 2. Eine solche Tatsache wird nach unserer Überzeugung dann eintreten, wenn ein entschlossener Akt der Selbsterhaltung die schwer bedrohte Nation zum Kampfe nach außen führt. 3. Wir halten es für möglich, daß derjenige

Staat, welcher in diesem Kampfe mit großen Opfern mutig vorangeht, die erste Stelle in einer Gesamtverfassung Deutschlands, d. h. die Oberführung im Krieg und die Vertretung im Ausland, mit Fug und Recht sich dann erwirbt, wenn er zugleich als Schutz und Schirm der inneren Freiheit, der materiellen Wohlfahrt und der geistigen Güter sich bewährt. Wir können uns, bevor Taten und Verdienste dieser Art vorliegen, nicht für ein Programm erklären, das einen einzelnen Staat an die Spitze Deutschlands stellen will, wir wären aber nicht die letzten, die einer auf diesem tatsächlichen Wege entstandenen Einigung Deutschlands, die das föderative Prinzip einschränken, nicht ausschließen würde, mit Freuden sich fügten. 4. Wir halten es für einleuchtend, daß das Endziel der Napoleonischen Politik die Erniedrigung Deutschlands, die Eroberung oder Erschleichung des linken Rheinufers ist; wir sehen daher in Frankreich unsern wahren Feind und halten eine Neigung zu einem Bündnis mit ihm für heillosen Verrat am Vaterland. 5. Wir sehen in dem Beistande, den Frankreich Italien geleistet hat, eine Staffel zur Erreichung jenes Ziels, in der Lähmung Österreichs ein Mittel zur Überwältigung Deutschlands. 6. Wir erkennen einen wohlbegründeten Anlaß zu der gemeinsamen Kraftanstrengung der Nation, welche allein sie einigen kann, darin, wenn die Gefahr, welche von zwei Seiten Österreich bedroht und deren wahrer Urheber Frankreich ist, zum Ausbruch kommt. Wir halten es für eine törichte Anwendung des Nationalprinzips, wenn man im Namen desselben verlangt, daß Österreichs Besitzstand Fremden zur Beute werde. Unbedingt erachten wir deutsche Hilfe für Pflicht im Fall eines Aufstands in Ungarn und den Slawenländern, bedingt in einem Kampf um Venedig, d. h. nur dann, wenn Piemont von Frankreich unterstützt wird. Eine feindliche Haltung Deutschlands gegen die innere Entwicklung des übrigen Italiens wünschen wir nicht, halten es aber für verkehrt, durch ausdrückliche Beistimmung in Form politischer Beschlüsse die letztere zu unterstützen, und beklagen den parlamentarischen Sieg in der preußischen Kammer vom 6. Februar als einen unseligen Beitrag zur Schürung deutscher Zwietracht. 7. Irgendeine Ge-

fahr für ein frei und einig zu gestaltendes Deutschland sehen wir bei der Hilfeleistung an Österreich nicht, wofern ein gleichzeitiges Manifest der voranschreitenden Macht eine deutsche Nationalversammlung beruft und Ziele aufstellt, welche jede mit dem Zweck der Einheit verträgliche Schonung des Besonderen verbürgen. 8. Ein entschlossenes Vorgehen zur Züchtigung Dänemarks, das auch jetzt auf seinem Unrechte beharren wird, halten wir, welche Menge von Feinden auch gegen Deutschland aufstehen mag, für ein absolutes Gebot der Ehre und Selbsterhaltung, und wir vertrauen, daß auch aus einem allgemeinen Weltkampfe Deutschland verjüngt hervorginge. 9. Bleibt Friede, so haben nach unserer Ansicht patriotische Vereine mit allen gesetzlichen Mitteln stetig dahin zu wirken, daß in immer weiteren Kreisen die Einsicht in die Notwendigkeit der deutschen Einigung geweckt werde, jedoch so, daß die Frage über die Form derselben noch offen bleibt; ein Programm, das einen deutschen Staat über die andern stellt, wirkt seinem eigenen Zweck entgegen, denn es reizt Stämme und Regierungen zu einem Widerstande, der jenem Staate, wenn er sich durch verdienstvolles Handeln endlich doch zu dem gewünschten Ziele bewegt, nur gesteigerte Hindernisse bereitet. Fr. Vischer.

(Schwäbische Kronik vom 26. Februar 1861.)

Zu S. 178. Karl Vogt von Gießen (1817—1895), Naturforscher, 1848 Abgeordneter bei der äußersten Linken im Frankfurter Parlament.

Zu S. 182. Identische Noten richteten Österreich, die vier Königreiche, Hessen-Darmstadt und Nassau am 2. Februar 1862 an die Preußische Regierung. Sie verwahren sich darin gegen die Erneuerung des Unionsprogramms, erklären diesen Plan eines engeren Bundes für eine Bedrohung der Ruhe Deutschlands und bestreiten die Anwendung bundesstaatlicher Institutionen auf Deutschland. Ein Staat, welcher sich einer bundesstaatlichen Zentralgewalt unterordnet, könne nicht mehr selbst ein Bündnis abschließen. Zugleich laden sie darin ein zu Verhandlungen über Direktorium und Delegierte. Die preußische Regierung entgegnete am 14. Februar 1862, die Beunruhigung sei durch die Wiederherstellung der alten Bundesverfassung

begründet worden, und lehnt sowohl die Teilnahme an den vorgeschlagenen Konferenzen als eine Erörterung der Einsprüche ab. Der Nationalverein erklärt sich ebenfalls dagegen und der Abgeordnetentag, aber der Reformverein stimmt in Frankfurt am 28. Oktober 1862 bei.

Zu S. 183. Das badische Schreiben an Sachsen: Der sächsische Ministerpräsident Freiherr Friedrich Ferdinand von Beust hatte am 15. Oktober 1861 einen Reformplan aufgestellt, wonach die Bundesregierung aus drei Organen bestehen soll, 1. aus der Bundesversammlung, d. h. den Repräsentanten der Regierungen, 2. dem Abgeordnetenhause, nämlich den Repräsentanten der Landesvertretungen, 3. dem Bundesgericht. Der Aufenthalt der Bundesmilitärkommission und der Bundeskanzlei soll Frankfurt a. M. sein. Die Ministerkonferenzen, wodurch in diesem Programm der Bundestag ersetzt ist, sollen alljährlich zweimal vier Wochen hindurch stattfinden, das eine Mal unter Österreichs Vorsitz in Regensburg, das andere Mal unter Preußens Vorsitz in Hamburg. In der Zwischenzeit soll die Bundesleitung Sache eines Direktoriums sein, das ein Preuße, ein Österreicher und ein drittes Mitglied bilden sollen. Nebenher sollen Delegiertenversammlungen stattfinden. Der badische Ministerpräsident Freiherr Franz von Roggenbach richtet als Antwort hierauf am 28. Januar 1862 an Sachsen ein Schreiben, worin er sich einverstanden erklärt mit der am 10. Januar vorausgegangenen Erwiderung Preußens. Dasselbe enthält u. a. folgendes: „Es befriedigt uns, daß Preußen den Gedanken des Bundesstaates in der Beschränkung, unter welcher er allein möglich, aufnahm und zugleich die Unmöglichkeit einer Reorganisation des Bundes in bundesstaatlicher Richtung, wenn dabei der ganze Bund ins Auge gefaßt wird, nachgewiesen hat. Es ist keine bessere Aussicht denkbar, als die Idee eines engeren Bundes im forterhaltenen größeren Verbande, wie sie der preußische Minister Graf von Bernstorff vorgeschlagen hat. Die herzustellende Bundeseinheit soll keine ausschließliche und unbedingte sein, sondern eine solche, innerhalb deren in Gesetzgebung und Verwaltung die Selbständigkeit sämtlicher Bundesstaaten fortdauert. Aufhebung derselben wäre ein Hemmnis

unserer nationalen Entwicklung und eine Beraubung unseres geistig politischen Lebens . . . . Dagegen sollen alle die politische Macht nach außen betätigenden Staatsfunktionen (diplomatischer Verkehr und Verteidigungswesen) einer einheitlichen Leitung unterstellt sein. Darin ist straffste Zentralisation geboten. Diese muß eine einheitliche, persönliche und verantwortliche Regierung möglich machen, deren Exekutivgewalt kein Hindernis in der Organisation findet. Jede konföderative Mitwirkung in der obersten Spitze dieser Angelegenheit ist auszuschließen. Das dringendste Bedürfnis ist nach unserer Anschauung auf die Zentralisation der darauf bezogenen Befugnisse beschränkt. Zeigen sich weitere Bedürfnisse, so wäre ihre Erfüllung von freier Vereinbarung abhängig zu machen. Dadurch würde die Zentralinstitution jede wünschenswerte Dehnbarkeit erhalten, andererseits wären die Einzelregierungen gesichert vor ungewollten schädlichen Opfern. Also keine Auflösung des Bundestages, sondern Reorganisation. Dabei würde der Charakter des Bundes als eines unauflöslichen Vereins der deutschen Staaten keineswegs leiden, wenn einzelne Staaten, welchen Unterordnung zu schwer würde, in ein privilegiertes Verhältnis zum Bunde treten würden, insofern ihnen freistände, in einen engeren Bund mit den deutschen Staaten zu treten, oder in dem bisherigen zu verharren."

Zu S. 186. Schimpf von Köln: Das deutsch-vlamische Gesangfest, welches vom 14. bis zum 16. Juni 1846 in Köln stattgefunden hatte, war eines der Feste, die durch die junge Eisenbahnverbindung zwischen Rheinland und Belgien im Zusammenhang mit der Ausbreitung der nationalen Idee seit 1840 veranlaßt wurden. Infolge des über alle Erwartung großen Fremdenzustroms entstand große Quartiernot, worüber alles klagte. Die Gastwirte und privaten Gastgeber verhielten sich sehr habgierig. Auch die Dombesichtigung wurde nicht ohne Eintrittsgeld gewährt. Dies erregte peinlichstes Aufsehen und wurde in der Presse vielfach behandelt, besonders anschaulich in Artikeln und Bildern der Leipziger Illustrierten Zeitung VII (1846) S. 88, 132ff., wo u. a. S. 136 die Präsentation einer Rechnung an Gäste dargestellt ist. Ge-

fällige Mitteilung des Herrn Dr. Hansen, Stadtbibliothekars in Köln.

Zu S. 186. In dem Zeitraum zwischen diesem und dem folgenden Artikel ist in Fr. Vischers „Kritischen Gängen“ erschienen „Ein Schützengang“ mit einem Vorwort vom März 1863: N. F., Stuttgart, Cotta, 1. Bd., 4. Heft. Siehe die zweite, vermehrte Auflage des Buchs, Leipzig, Verlag der Weißen Bücher 1914, 1. Bd. Das Politische hier S. 452 f., 455, 475—478, 480—492, 494—498.

Zu S. 187. Pfingstversammlung der kleindeutschen Partei in Frankfurt am 24. und 25. Mai 1863.

Zu S. 187. Erster deutscher Abgeordnetentag in Frankfurt, 21. und 22. August 1863. Es erschienen 300 Abgeordnete, worunter sich aber keine Österreicher befanden.

Zu S. 189. Erste Versammlung der verschiedenen liberalen Fraktionen Württembergs in Eßlingen am 3. Februar 1861, wobei Anschluß an den Nationalverein empfohlen wurde. Zweite Versammlung ebendort am 14. Dezember 1862. Dabei wurde, abgesehn von den intern württembergischen Anträgen, eine Gesamtverfassung für das deutsche Volk verlangt. Man erklärte sich gegen die Bundesverfassung, deren innerstes Wesen auf unbeschränkter Souveränität der Einzelstaaten beruhe, gegen die geplante Delegiertenversammlung, gegen jeden Vorschlag zugunsten der Erhaltung des Bundestags und stellte die Forderungen auf, daß die Reichsverfassung vom 28. März 1849 samt Grundrechten und Wahlgesetz durchgeführt, die unerledigte Oberhauptsfrage durch Einberufung einer Nationalversammlung gelöst werde und daß alle deutschen Bundesstaaten mit Einschluß Deutsch-Österreichs dem in der Reichsverfassung begründeten Verband sich anschließen. Wenn dies aber jetzt noch nicht möglich sei, so dürfe dies kein Abhaltungsgrund sein für die übrigen Staaten, mit der Ausführung des nationalen Werks zu beginnen.

Zu S. 190. Christ. Frisch von Stuttgart (1807—1882), Mathematiker und Astronom, 1848 Parlamentsabgeordneter für Freudenstadt, 1850 Abgeordneter im Württembergischen Landtag.

Zu S. 190. Sigm. Schott (1818—1895), Rechtsanwalt in Stutt-

gart, 1850—1868 württembergischer Landtagsabgeordneter, sucht zwischen Groß- und Kleindeutschen zu vermitteln.

Zu S. 190. Jul. Hölder von Stuttgart (1819—1887), württembergischer Volksmann, 1848 Regierungsrat, spricht im Frühling 1849 für die Annahme der Reichsverfassung, nimmt 1853 seine Entlassung aus dem Staatsdienst; von jetzt an Rechtsanwalt, 1856—1881 Landtagsabgeordneter; erklärt sich 1861 für den Nationalverein; Gründer und Ausschußmitglied des in Weimar versammelten Abgeordnetentags, 1863 mit beteiligt am Frankfurter Tag, wo der Nationalverein mit dem großdeutschen Reformverein für den Rechtsanspruch des Augustenburgers auf Schleswig-Holstein eintritt.

Zu S. 190. Lajos Kossuth (1802—1894), Führer der ungarischen Revolution, flüchtet nach dem Scheitern derselben ins Ausland, tritt 1859 mit Napoleon III. in Verhandlung.

Zu S. 192. „Neugothaer". Unter dieser Bezeichnung sind wohl die Vertreter einer Erneuerung der erbkaiserlichen Partei zu verstehen, welche nach dem Zusammenbruch des Parlaments 1849 in Gotha ihr Programm aufstellten, und zwar namentlich die preußischen Altliberalen, nicht die „Nationalvereinler", die sich mehr links hielten als die Erbkaiserlichen. Vgl. oben die Anmerk. zu S. 131, 172, 176.

Zu S. 199. Freiherr Karl Urban († 1877).

Zu S. 200 und 236. Die Mittel- und Kleinstaaten hielten im November und Dezember 1859, dann wieder seit dem Frühling 1861 zu Würzburg über eine Bundesreform Konferenzen ab, die aber ergebnislos ausliefen. Sie forderten eine straffere Einheit mit Vorschlägen, die besonders das Heerwesen betrafen, allein ihre Tendenz war dabei hauptsächlich, das politische Gewicht gleichmäßig zwischen den beiden Großstaaten und ihrer eigenen Gruppe zu verteilen, sie giengen doch aus von der Idee der Trias. Mit der Bezeichnung „die Würzburger" sind hier indessen auf jeden Fall süddeutsche Politiker gemeint, welche die Gedanken der Würzburger Konferenzen vertraten. Es war ganz natürlich, daß die „Würzburger" in schärferem Gegensatz zu Preußen als zu Österreich standen; großdeutsch waren sie, insofern sie jede Reform verwarfen, wodurch Deutsch-Österreich

aus dem Bund ausgestoßen wurde, doch fanatisch kleindeutsche Stimmen gaben sie einfach als Genossen Österreichs aus und warfen auch auf sie den Verdacht, von dem hier auf S. 235 die Rede ist. M. v. N. M.

Zu S. 202. „Es geht in Herbst", will sagen: es gehört mit unter die Freiheiten des Herbstfestes. In Württemberg, besonders in Heilbronn, gebräuchliche Redensart.

Zu S. 203. Einladung zum Fürstentag. S. unten die Anmerk. zu S. 244.

Zu S. 213. In Weimar am 8. September 1862 deutscher Abgeordnetentag, wo beschlossen wurde, in den Kammern der einzelnen Staaten auf Einberufung eines Parlaments, Bundesreform und einheitliche, keinen deutschen Stamm ausschließende Zusammenfassung Deutschlands hinzuwirken.

Zu S. 216, 226. Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha (1818—1893), Verfasser eines Bundesreformplans und einer Denkschrift gegen Verdrängung Österreichs, Eröffner des Schützenfestes in Koburg, Mitstifter des Deutschen Schützenbundes, Protektor des Nationalvereins, macht 1863 einen Besuch in Wien, um zwischen Preußen und Österreich zu vermitteln.

Zu S. 231. Wagram. Dort erfocht Napoleon am 5. und 6. Juli 1809 gegen die von Erzherzog Johann geführten Österreicher einen blutigen Sieg, wodurch der Krieg beendet wurde.

Zu S. 233. Ein österreichischer Erzherzog: Maximilian, der sich von Napoleon III. den Thron von Mexiko schenken ließ. Siehe S. 235.

Zu S. 236. Die Würzburger, vorab die Bayern. Siehe oben d. A. zu S. 200.

Zu S. 238. In Mainz am 20. August 1863 Versammlung österreichischer Abgeordneter mit Mitgliedern des in Frankfurt abgehaltenen ersten Abgeordnetentags.

Zu S. 240 und 254. Fürstenkongreß in Frankfurt a. M. 17. August bis 1. September 1863.

Zu S. 244. Das kaiserliche Reformprojekt wurde am 21. August 1863 veröffentlicht. Darin war vorgeschlagen ein Direktorium, gebildet vom Kaiser von Österreich, dem König von Preußen, dem König von Bayern und zwei der am 8., 9. und 10. Bundes-

armeekorps beteiligten Souveräne und ein Bundesrat aus den Bevollmächtigten der Regierungen. Den Vorsitz im Direktorium und im Bundesrat hat der Kaiser von Österreich. Im Fall der Verhinderung desselben geht der Vorsitz an Preußen über, doch besteht die Befugnis des Vorsitzenden nur in formeller Leitung der Geschäfte Artikel 20 und 21 des kaiserlichen Verfassungsentwurfs. Art. 20: Die Versammlung der Bundesabgeordneten hat das Recht beschließenden Mitwirkens zur Ausübung der gesetzgebenden Gewalt auf ... „Gesetzesvorschläge, welche eine Abänderung der Bundesverfassung in sich schließen, oder eine neue organische Einrichtung auf Kosten des Bundes begründen sollen, oder der gesetzgebenden Gewalt des Bundes einen neuen seither der Gesetzgebung der einzelnen Staaten angehörigen Gegenstand überweisen, können in der Versammlung der Bundesabgeordneten nur mit einer Mehrheit von wenigstens vier Fünfteln angenommen werden". — Artikel 2: „Die Versammlung der Bundesabgeordneten ist gleich dem Direktorium berechtigt, in Angelegenheiten, welche dem Bereich der gesetzgebenden Gewalt zugewiesen sind, die Einführung gemeinsamer Gesetze oder Einrichtungen auf dem Wege freier Vereinigung in Antrag zu bringen. Um in den einzelnen Staaten zur Ausführung gelangen zu können, bedürfen jedoch die in Angelegenheiten solcher Art von den Abgeordnetenversammlungen gefaßten Beschlüsse der Zustimmung der betreffenden Regierungen und Vertretungen."

Die Einladung zum Frankfurter Fürstenkongreß war am 31. Juli 1863 ergangen. Der Kaiser von Österreich ließ die Denkschrift mit dem Reformprojekt, welches dort beschlossen werden sollte, am 2. August dem König von Preußen in Gastein übergeben und ihn zu dem Kongreß einladen. Der König von Preußen lehnte ab und schlug eine Ministerialkonferenz vor. Deshalb verlief der Fürstenkongreß ergebnislos, wie denn auch das Reformprojekt selbst die Klausel enthielt, die Beschlüsse seien nur bindend in dem Fall, daß Preußen für dasselbe gewonnen wird. S. auch S. 270.

Zu S. 248. Der Londoner Vertrag vom 2. August 1850 und der Fortbestand des dänischen Gesamtstaats wurde von Österreich

anerkannt. Im nächsten Jahr kam das zweite Londoner Protokoll hinzu.

Zu S. 254. Fürstenkongreß, Majoritätsbeschluß über den Paragraphen, der von Veränderungen der Reichsverfassung handelt. Bei der Beratung in Frankfurt hatte der oben S. 525 in der Anmerkung zu S. 246 wiedergegebene Artikel 20 des kaiserlichen Reformprojekts die Nummer 11. Die Mehrheit der Fürsten beschloß, daß für solche Änderungen Einstimmigkeit nötig sei.

Zu S. 264. „Züri-Putsch" oder „Straußen-Putsch": Aufruhr des Landvolks und Sturz der Regierung in Zürich am 6. September 1839, weil David Friedrich Strauß als Professor der Dogmatik und Kirchengeschichte an die dortige Universität berufen worden war.

Zu S. 268. Erbrecht eines Fürsten: des Herzogs Friedrich von Augustenburg auf den Thron von Schleswig-Holstein.

Zu S. 270. Striche des Rotstifts. Die von der Redaktion der genannten Zeitung gestrichenen Stellen sind hier mit enthalten.

Zu S. 281. Jos. Freiherr von Linden (1804—1895), abwechselnd liberal und reaktionär, 1855 Ministerpräsident, 1864 wieder Minister.

Zu S. 285. Der badische Ministerpräsident: Freiherr von Roggenbach. Siehe oben die Anm. zu S 183.

Zu S. 287. Graf Johann Bernhard von Rechberg und Rothenlöwen (1806—1899), aus dem schwäbischen Geschlecht, Diplomat, 1849 Bevollmächtigter bei der Zentralgewalt in Frankfurt, 1855 Präsidialgesandter beim Bundesrat.

Zu S. 289. Aus dem Zeitraum zwischen den Daten dieses und des folgenden Artikels, 1864 und 1870, ist folgendes anzuführen: a) „Offenes Schreiben an Herrn Staatsrat Hehn in Petersburg", b) „Ein Gang am Strande" im 2. Bd. der N. F. der Kritischen Gänge, Stuttgart, Cotta, 1866; a im 2., b im 3. Heft, worauf sich zum Teil auch das Vorwort zum ganzen Bande bezieht. Siehe zweite, vermehrte Auflage des Buchs, Leipzig 1914, 1. Bd. S. 508—512, 527—542 und S. XIXf., c) Epigramme von Baden-Baden, 1. Aufl., Stuttgart, Grüninger 1867, welche oben S. 327f. erwähnt sind.

Zu S. 299 und 321. Die Zitadelle von Laon hat nach der Über-

gabe am 8. September 1870 ein französischer Unteroffizier in die Luft gesprengt, wobei 500 französische Mobilgardisten und 70 deutsche Soldaten getötet und verwundet wurden.

Zu S. 317 und 472. Heinrich von Mühler aus Brieg in Schlesien (1813—1874), Dichter des Liedes „Grad aus dem Wirtshaus...“, 1862—1872 preußischer Kultusminister, orthodox.

Zu S. 320. Graf Theodor Baillet von Latour (1780—1848), österreichischer Geheimrat und Feldzeugmeister, 1848 Kriegsminister, von den Revolutionären bei der Erstürmung des Kriegsgebäudes ermordet.

Zu S. 320. Hans Adolf Erdmann von Auerswald (1792—1848), preußischer Generalmajor, 1848 Parlamentsabgeordneter bei der Rechten, wurde am 18. September von den Aufständischen bei Frankfurt ermordet.

Zu S. 320. Fürst Felix Lichnowsky von Woschütz und Jägerndorf in Schlesien (1814—1848), bei der katholischen Rechten im Parlament, verfiel dort am gleichen Tag dem gleichen Schicksal.

Zu S. 321. Graf Jean Baptiste Alexander von Chaudordy, 1825 geboren, suchte Bismarcks Anklagen wegen Bruch des Völkerrechts durch französische Truppen zu bestreiten, indem er die Schuld barbarischer Kriegführung den Deutschen zuschob.

Zu S. 322. Mystères de Paris von Victor Hugo.

Zu S. 327. Edmond About, Lothringer (1828—1885).

Zu S. 333 und 461. Der böhmische Fürst Felix von Schwarzenberg, aus altem fränkischen Geschlecht (1800—1852), seit 1848 österreichischer Ministerpräsident, Bekämpfer des geplanten deutschen Bundesstaats und der preußischen Union.

Zu S. 362. „Il papato è un cancro che bisogna lusingare“: Das Papsttum ist ein Krebs, dem geschmeichelt sein will.

Zu S. 381. Aus der Zeit nach 1881 findet man Rückblicke auf politische Erlebnisse, Ansichten und Bestrebungen in dem Aufsatz „Mein Lebensgang“, welcher den Schluß des Sammelbuches „Altes und Neues“ von Fr. Vischer bildet, Stuttgart, Bonz u. Co., 1882. Derselbe wird in dem 6. Bande der zweiten vermehrten Auflage der Kritischen Gänge von neuem veröffentlicht werden, ebenso der 1886 in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ erschienene, 1889 von mir in der Neuen Folge von Altes und

Neues wieder herausgegebene Aufsatz „Griechische Frühlingstage", der ebenfalls politische Betrachtungen enthält.

Zu S. 385. Sands Verbrechen: Karl Ludwig Sand von Wunsiedel, Mitglied der Burschenschaft in Jena, ermordete am 13. März 1819 in Mannheim den Bühnendichter Kotzebue, welcher in dem Verdachte der Spionage für Rußland stand.

Zu S. 406. Jos. Conrad von Bangold (1780—1851), württembergischer Generalleutnant, Verfasser der Schrift: Die materielle Begründung des deutschen Bundesstaats durch die organische Gestaltung der Staatsgebiete, Stuttgart und Tübingen 1848.

Zu S. 409. Dem panischen Schrecken: Gemeint ist der blinde Lärm am 24. und 25. März 1848.

Zu S. 412. Moritz Karl Ernst v. Prittwitz, preußischer General der Infanterie (1795—1885), Erbauer der Bundesfestung Ulm.

Zu S. 432. Klub Westendhall: der von Schoder gegründete Klub der gemäßigten Linken, welchem Fr. Vischer mit angehörte.

Zu S. 437. Dr. Ludwig von Golther aus Ulm, 1823—1876, verdienter Kultusminister.

Zu S. 467. Nur Einer nicht, der Abgeordnete dieses Bezirks: Franz Hopf (1807—1887), Pfarrer, 1849—1876 württembergischer Landtagsabgeordneter, der einzige, welcher 1870 gegen den Militärkredit stimmte. „Nur ein einz'ger Demokrate | War so äußerst obstinate, | Daß er blieb auf seinem Kopf: | Dieses war der Pfarrer Hopf." So läßt Fr. Vischer seinen Schartenmayr in dem Heldengedicht „Der deutsche Krieg" singen.

Zu S. 469. Johann Jakoby (1805—1877), Arzt und politischer Schriftsteller, preußischer Landtagsabgeordneter, legte am 14. September 1870 in einer Versammlung der Königsberger Volkspartei Verwahrung ein gegen die Annexion von Elsaß-Lothringen mit den Worten: „es ist der barste politische Unverstand, zu glauben, aus Unrecht und Gewalttat könne den Völkern irgend ein Heil erwachsen." Er wurde deshalb auf Befehl des Generals Vogel von Falkenstein am 20. September gefangen gesetzt.